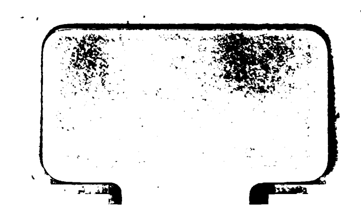
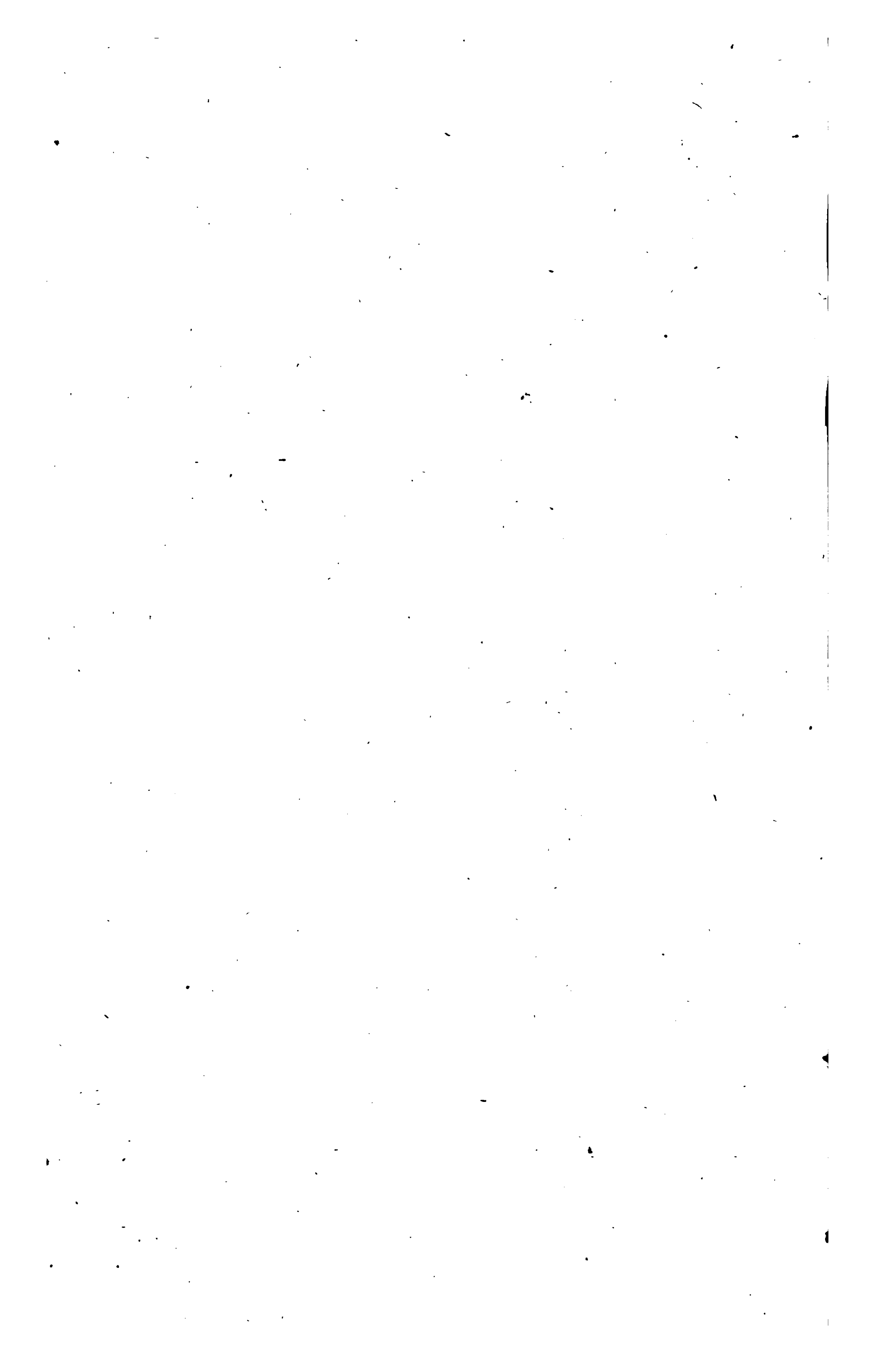



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1863







Badisches Sagenbuch.

von

August Schnezler.



Badisches
Sagen-Buch.

Eine Sammlung
der
schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden
des Badischen Landes
aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter.

Herausgegeben
von
August Schnezler.

Zweite Abtheilung:
Von der Ortenau bis zum Mainthal.

Karlsruhe.
Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper.
1846.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 FEB. 1943

Das Rheinthal.

Strom der Heimath, mir so lieb! hast Jahrtausende gesehen,
Die nicht auf den Tafeln stehen, welche die Geschichte schrieb.

Doch verzeichnet sind sie dort in den wild gethürmten Schichten;
Was die Berge uns berichten, ist ein unvergänglich Wort.

Eine neue Sonne scheint, seit die treuen Heliaden
An den öden Schilfgestaden um des Bruders Tod geweint.

Haben nicht den Dattelwein fromme Völker hier getrunken?
Doch die Palmen sind versunken und ihr Mark gefror zu Stein;

Und des Oelbaums heilig Laub, das des Markwalds Höhen schmückte,
Das der Schlangentödter pflückte, wurde des Gewässers Raub.

Ja, ein Eden hat geblüht in des Rheines mildem Thale,
An des Himmels erstem Strahle, eh' der Kaiserstuhl geglüht;

Eh' noch Jovis Sternenring sich zum festen Kern verdichtet,
Eh' ein Gott die Welt gerichtet, und die Nacht den Styx umfing.

Ach, in dunklen Sagen nur hat sich jene Zeit erhalten,
Und des Nordes Stürme walten auf der Paradieses-Flur.

Das dämonische Geschlecht, dessen Hüften wir entsprungen,
Spie zum Himmel Lästerungen, trotzend auf ein Götterrecht.

„Menschen, unsre Kinder, ihr mögt die Erde von uns erben,
Jenes beßre Reich erwerben über Sternen wollen **wir**."

Und sie klimmen keck hinan zu dem hohen Wolkensitze,
Und sie achten nicht der Blitze auf des Kampfes luft'ger Bahn.

Aber plötzlich braußt das Meer, Feuerbäche gießen nieder,
Ueber der Titanen Glieder wälzen sich die Berge her.

Eine Wüste steigt empor: Lavafelsen aus den Gluthen,
Knochenberge aus den Fluthen — Sinnend steht der Mensch davor;

Wohl, die Todten schweigen nicht, reden müssen, die verwesen,
In der Asche kann er lesen, in den Gräbern brennt ein Licht.

Bald auch regen ihm die Hand Kräfte seiner Riesen-Ahnen,
Stimmen hört er, die ihn mahnen an sein altes Vaterland.

Und zum Kampfe faßt er Muth, zwingt die Erde, ihm zu dienen,
Weiß die Gottheit zu versühnen, muß es seyn, mit eignem Blut.

Und des Rheines öder Grund wandelt sich zum Blumengarten,
Und die Hände, die ihn warten, schlingen sich zum Freiheitsbund;

Städte spiegeln sich im Strom, Schönheit waltet in dem Leben,
In die Wolken hoch erheben muß sich Erwins stolzer Dom.

Und in Ton und Farb' erblüht, was kein ird'scher Sinn vernommen,
Was von Oben nur gekommen in das liebende Gemüth. —

Schönes Thal am blauen Rheine, mit versunknen Heldenmalen!
Herrlich wird dein Name strahlen bis zum letzten Sternenschein.

Deiner Söhne heil'ge Schaar, nimmer wird sie Niedres dulden,
Was die Zeiten auch verschulden, löst sie fromm am Blutaltar.

Aloys Schreiber.

(In Bezug auf vorstehendes Gedicht, welches uns wieder in das lachende Rheinthal einführt, vergleiche die zweite Note zu Jos. Baders Einleitung im 1ten Bande.)

Ortenau. *)

Kippenheim.

Die erlöste Schlange.

Einer hochschwangeren Frau von **Kippenheim**, die Mittags in den dortigen Weinbergen schlief, kroch eine Schlange in den offenen Mund. Ihr Töchterlein, welches neben ihr saß und dies bemerkte, wollte die Schlange noch am Schwanze packen und zurückziehen; es war aber zu spät, sie schlüpfte der Frau ganz die Kehle hinunter in den Leib, wo sie sich ruhig verhielt und der Schwangeren keine weitere Beschwerde verursachte. Als aber die Frau bald darauf eines Kindleins genaß, hatte sich ihm die Schlange so fest um den Hals gewickelt, daß man sie nur durch ein Milchbad davon losbrachte. Sie wich aber nicht von des Kindes Seite, lag stets bei demselben im Bett und fraß aus seiner Schüssel. Weil sie dem Kinde dabei nichts zu leide that und von ihm sehr geliebt wurde, ließen die Eltern beide ungestört beisammen. Sechs Jahre waren so verflossen, als einst die Schlange die allzugroßen Brodstücke in einer Milchsuppe nicht fressen wollte und dadurch das Kind so böse machte, daß es ihr den Löffel auf den Kopf schlug mit den Worten: „Friß auch Mocken, (Brocken) nicht lauter Schlappes!" (Brühe.) Von diesem Augenblick an wurde die Schlange ganz traurig und verschwand nach einiger Zeit ganz aus dem Hause. Man suchte sie überall von Dach bis zu Keller, endlich in dem großen Steinhaufen, der seit dem Schwedenkrieg unerforscht im Hofe gelegen.

*) Unter diesem Namen, den im Mittelalter ein großer Gau trug, welcher das Land zwischen der Wasserscheide des Schwarzwaldes im Osten, der **Bleich** im Süden, dem **Rheine** im Westen und dem **Oosbache** mit der **Murg** im Norden, also beinahe das ganze Mittelstück des jetzigen Badens umfaßte, begreift man jetzt im Munde des Volkes nur noch etwa die Gegenden von unterhalb der **Bleich** an, von **Offenburg** mit einer kleinen Strecke das **Kinzigthal** aufwärts, dann die Strecke des Rheinthals über **Appenweiher** und **Renchen** bis gegen **Bühl** hinunter.

Darin fand man unten einen Kessel voll Goldstücke und daneben die Schlange todt liegen. Auf einmal war sie weg und an ihrer Stelle stand ein schneeweißer Mann und sprach: „Ich war die Schlange, und das Kind zu meiner Erlösung bestimmt; nun habt ihr das Geld und seyd reich, ich aber gehe ein in die ewige Freude.“ — Nach diesen Worten war er verschwunden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt v. Bernhard Baader in Mone's Anzeiger für teutsche Vorzeit. Jahrg. 1839.)

St. Landolins Bad.

Aus Schottland kam der Missionair Landolin in diese Gegend. Damals standen blos einige Hütten daselbst und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, bis er ausgerastet hatte. Nachdem Landolin ihm dafür mit Ertheilung seines Segens gedankt, zog er weiter hinauf und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er in dem friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Undiz sich vereinigen und baute sich daselbst eine Klause. Selbst das Wild des umliegenden Forstes schien von der Sanftmuth und Frömmigkeit des Einsiedlers bezaubert, kam oft vertraulich aus seiner Hand zu essen, und rettete sich in seine Hütte, als in die sicherste Freistätte vor den Verfolgungen der Jäger. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin wohnte, hatte sich ein Häuptling der Gegend, Namens Gisok, auf den Trümmern eines Römerkastells eine Burg erbaut, deren Reste noch heutzutage die Gisenburg heißen. *) Ein Jäger Gisoks traf den frommen Mann, als er eben ein Fleckchen Feld bei seiner Klause urbar machte und erschlug ihn, theils aus Grimm, daß so vieles Wild sich in dessen Freistätte flüchtete, theils bloß von roher Mordlust getrieben. Da entsprangen aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers überströmt hatte, fünf Heilquellen, die jetzt St. Landolins Bad heißen und noch häufig besucht werden. Edulf und die Seinigen ahnten nichts Gutes, als sie so lange Zeit ihren alten Gast nicht mehr im Thale sahen. Sie

---

*) Im achten Jahrhundert wurde sie zerstört und die Steine später zum Bau des Klosters Ettenheimmünster verwendet; den Platz, wo das Schloß stand, deckt nun Wald, man nennt aber die Stätte noch jetzt Heidenkeller.

gingen aus, ihn aufzusuchen und fanden seinen blutigen Leichnam, den sie unter heißen Thränen und unter Verwünschungen des Mörders begruben. Auf dieser Stelle bauten sich nachher Mönche ein Kloster und der Ort erhielt den Namen Mönchszell.

Das Crucifix von Wittenweier.

Nachdem die Bewohner des Dorfes Wittenweier zum Lutherthum übergetreten waren, schafften sie von ihrem Kirchhofe das steinerne Crucifix weg, fanden es jedoch am nächsten Morgen wieder am selben Platze aufgerichtet. Noch zweimal thaten sie es hinweg, allein es kehrte jedesmal in der Nacht dahin zurück, während die Wachen, die man auf dem Gottesacker aufgestellt hatte, in unbezwingbarem Schlafe lagen. Hierauf warfen die Wittenweierer das Kreuz in dem Rhein, und aus dem kam es nie wieder heraus. Seitdem aber riß der Rhein, der vorher dort ganz friedlich floß, das dießseitige Ufer stückweise weg, so daß Wittenweier schon dreimal mußte zurückgebaut werden.*)

(S. Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Lahrs Ursprung.

Ihren Namen soll die Stadt von den Gewerben haben, die auch jetzt noch in ihr blühen: von den Lohgerbern. Man nannte nemlich den Ort Anfangs „In der-Loh“ wegen den Lohmühlen und Gerbehäusern an der Schutter, aus welchen wahrscheinlich nach und nach sich eine Dorfgemeinde bildete, woraus zuerst der Flecken Lohr und später das Städtchen Lahr entstand. Die Grafen von Geroldseck erbauten sich hier ein Schloß und eine Linie nannte sich von Geroldseck-Lahr. Ein Unglück war es für die Stadt, daß diese Grafen ausstarben und die Herrschaft unter weit entfernte Gebieter kam: die Grafen von Mörs und später an die von Nassau. Im dreißigjährigen, ferner im französischen Raubmordkriege unter Ludwig XIV.,

*) Diese und ähnliche Sagen gehen auf die Bilderstürmerei des 16. Jahrhunderts zurück.

litt auch Lahr sehr viel und brannte im Jahr 1677 ganz ab. Es lebten damals zweiunddreißig adelige Familien dort, die sich von dieser Zeit an alle hinwegzogen. Später, unter Nassauischer Herrschaft in den glücklichen Zeiten des Friedens, fing die Stadt wieder an aufzublühen und der Haupt-Marktplatz für das Schutterthal und das Ried zu werden. Gerberei, Weberei, Garn- und Leinwandhandel, Krämerei aller Art bildeten die vorherrschendsten Gewerbe. Die Leute vom Land fanden hier ihre Bedürfnisse und eine Menge kleiner Krämer ihren Unterhalt. Und

Klein auf Klein
Baut sein Nest das Vögelein.

Aus den Krämern wurden endlich wohlhabende, ja reiche Kaufleute und Fabrikbesitzer In der Zeit des französischen Revolutionskrieges, in den neunziger Jahren, wo der Rhein und Straßburg gesperrt waren, zogen die betriebsamen Lahrer den Speditionshandel von Straßburg und Kehl größtentheils in ihre Stadt. Seitdem blieb ihr Flor immer in steigender Zunahme und jetzt ist sie nach Mannheim die bedeutendste Handelsstadt des Großherzogthums.

D. F.

Ursprung von Hohengeroldseck.

Links ab von der schönen Straße, welche von Lahr in das Kinzigthal führt, nicht weit von Biberach, liegen auf einer Anhöhe die Trümmer des einst für unüberwindlich gehaltenen Schlosses Hohengeroldseck. An Alter und Wechsel der Schicksale übertrifft vielleicht kein edles Haus auf dem weiten Gebirge den Stamm der Geroldsecker, und in Zeiten, in welchen wir gewohnt sind, unsre Sagenkreise zu finden, lebte hier schon eine ältere Sagenwelt in dem Munde der Edeln. Als Pipin der Kurze — so erzählen sie — der König der mächtigen Franken, all' seine Mannen aufbot, um jenseits der Alpen die stolzen Longobarden und ihren König Astolf zu bändigen, folgte ihm auch Marsilius, ein Herzog vom Schwabenlande. Seine treuen Dienste machten ihn bald zum Liebling des Frankenkönigs, und als ihm Regarda, die Tochter Hildebrands von Andechs,

des Grafen über Bayern, einen Sohn gebar, gab er ihm, nach einer Straße in Rom, den Namen Geroldseck. („De platea in Roma Geroltzeck, ibi dicta stirps est progressa;" dies soll die Umschrift eines alten Steines in der Empfinger Kirche gewesen seyn.) Dieser Gerold war folglich der Bruder der Hildegarde, der Gemahlin Karls des Großen. Ihm übertrug deßwegen dieser Kaiser die herzogliche Würde in Bayern, das Markgrafenthum in Oesterreich und die Grafschaft in der Reichenau. Dem Heerbann leistete Gerold jederzeit treulich Folge; in den Sachsenkriegen erschlug er mit eigener Hand den weitgefürchteten Wittekind und gegen die Allesverheerenden Hunnen schützte ein herrlicher Sieg seine Markgrafschaft. Allein er verfolgte den Feind mit allzugroßem Eifer; die Heiden wandten sich plötzlich gegen ihn, denn er war nur noch von weniger Mannschaft begleitet, und erschlugen den Tapferen. Seine Leiche wurde nach der Reichenau geführt und im Chor des Münsters auf der rechten Seite des Hochaltares begraben. Der Märtyrertag Gerolds ist der zweite October des Jahres 799. *)

*) An diesen Gerold, als Erbauer von Geroldseck, soll die Inschrift eines Steines erinnern, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus den Trümmern der Burg hervorgezogen worden ist:

„Hohen Geroldseck mich bawen ließ
Herr Gerold mit Namen hieß
Dem großen Karlo werdt
In viel Ritterlichen Thaten bewerdt
Ward Markgroff in Oesterreich
In Schwoben Herzog zugleich ꝛc. ꝛc.

Das Haus Geroldseck besaß eine Menge Herrschaften und Lehen: die Burgen Schenkenzell, Romberg, die Städte Mahlberg und Lahr, im Elzthale die Schwarzenburg; in den benachbarten Thälern des Kinzigthals die einst blühende Münzstätte Prinzbach, Selbach mit ergiebigen Silberwerken, und auf der Höhe dem Schimberg gegenüber die Burg Lützelhardt. (S. für letztere die folgende Sage.) Prinzbach ist jetzt nur noch ein Weiler; der Verfall des einst reichen Städtchens wird in das elfte Jahrhundert hinaufverlegt und den Freiburgern zugeschrieben, welche am Charfreitage (1001) heimlich die Mauern erstiegen und die Wohnungen ausplünderten. Münzen und Mauertrümmer, die man am Orte findet, weisen indessen auf eine römische Pflanzstadt hin, die dort gelegen haben mag.

(S. Max von Rings „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands. Sektion Baden. 1tes Heft der 2ten Abtheilung.)

Walther von Geroldseck. *)

Ritter Diebolt, genannt Geroldseck, weil er das Schloß dieses Namens bewohnte, stammte aus einer Nebenlinie des Geroldseckischen Hauses ab. Er war ein böser, neidischer und rachgieriger Mann, der aber seine Tücke gar meisterlich zu verbergen wußte. Drei Jahre lang trug er einen heimlichen Groll gegen Ritter Walthern, den Burgherrn zu Hohengeroldseck, im Herzen, weil dieser ihn bei einem Schimpfspiel vom Rosse geworfen, und bald darnach, als Schiedsmann seines Widerparts, in einer ungerechten Sache gegen ihn gesprochen hatte.

Eines Tages ging Herr Walther ganz allein, blos von seinem Hunde begleitet, auf die Jagd. Er durchstrich die Waldungen, die sich, von dem Fuße seiner Burg an, Meilen weit durch das Thal erstreckten, und gedachte nun, da er kurz zuvor das Lager einer trächtigen Hindin ausgespürt hatte, seinen Junkern mit einem kleinen Reh eine Kurzweil zu machen. Diebolt hatte einen Buben, der ein gar schlauer Wicht war, und viele Tage lang, als ein Betteljunge verkleidet, um das Schloß Geroldseck herstrich, damit er den Augenblick, da Walther allein ausgehen oder ausreiten würde, ablauschen und seinen Herrn davon benachrichtigen könne. Dieses war in langer Zeit nicht geschehen, und als ihm der Bube die Botschaft brachte, freute er sich so sehr darüber, daß er ihm einen Goldgulden schenkte. Hierauf nahm er vier handfeste Männer von seinen Leuten zu sich, mit denen er in den Forst eilte, wo er Walthern zu finden hoffte. Er und seine Gefährten waren vermummt, und er hatte ihnen den strengsten Befehl gegeben, kein Wort zu sprechen. Mehr als eine Stunde lang durchstreiften sie das Dickicht, ohne den Ritter anzutreffen; endlich fanden sie ihn am Fuße einer Eiche sitzend, wo er einen Kuchen verzehrte, den seine Gemahlin, Frau Hedwig, des Abends zuvor gebacken und ihm in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Als der Hund in dem Gebüsch ein Geräusch vernahm, sprang er auf und fing

*) S. Bernhard Herzogs Elsäßer-Chronik. Straßb. 1592. 5tes Buch. S. 120 ff.

an zu bellen; einer von den Knechten aber schoß ihm einen Bolzen ins Herz, daß er todt zu Boden stürzte. Alsdann fielen sie alle über Walthern her, warfen ihn nieder, bevor er sein Waidmesser ziehen konnte, und banden ihm die Hände auf den Rücken, nachdem sie ihm das Wamms vom Leibe gerissen hatten. Hierauf steckten sie ihm einen Knebel in den Mund, verbanden ihm die Augen, und führten ihn mit sich fort. Einer von den Knechten besprengte das Wamms mit dem Blute des Hundes, und ließ es am Fuße des Baumes liegen. In diesem Zustande schleppten die Räuber ihren Gefangenen etliche Tage lang umher, Nachts in verborgene Hecken und Felsen ihn versteckend, wo sie ihm Speise und Trank reichten, und sodann wieder mit ihm fortzogen, so daß der Ritter wähnte, daß er in ein fremdes Land hinweggeführt würde. In der vierten Nacht brachten sie ihn auf das Schloß Lützelhardt, warfen ihm einen schmutzigen Kittel um, und legten ihn, mit Ketten beschwert, in einen finstern Thurm. Frau Hedwig erwartete ihren Herrn vergebens mit dem Mittagsmahle, und als er auch die Nacht über wegblieb, sandte sie des folgenden Morgens alle ihre Knechte aus, um ihn zu suchen. Diese fanden seinen Hund und das blutige Wamms nebst dem Waidmesser unter der Eiche, und dachten nicht anders als, ihr Herr sei von Mördern erschlagen und eingescharrt worden. Vergebens suchten sie sein Grab oder seinen Leichnam, und kamen des Abends mit dem Gewehr und dem Kleide traurig nach Hohengeroldseck zurück. Als Frau Hedwig die grauenvolle Nachricht vernahm und das blutige Wamms erblickte, das einer von den Knechten unter seinem Kittel hervorzog, sank sie ohnmächtig nieder und mußte zu Bette getragen werden. Drei Wochen konnte sie das Lager nicht verlassen, und Jedem, der ihren Jammer mit ansah, brach fast das Herz. Ritter Walther war ein eben so guter Herr, als er ein guter Gemahl und Vater war; er wurde von Alt und Jung beweint, und mehrere von seinen Bauern machten sich freiwillig auf, um Kundschaft über ihn einzuziehen; sie kamen aber Alle unverrichteter Sache wieder zurück, und niemand zweifelte mehr an seinem Tode.

Unterdessen lag Herr Walther immer in seinem Gefängnisse auf der Burg Lützelhardt, ohne daß er wußte, wo er

war. Der Thurmwart brachte ihm täglich zu essen und einen Krug Wasser; wenn er aber von ihm angeredet wurde, so gab er dem Gefangenen keine Antwort. — Wißt Ihr, wen Ihr so grausam behandelt? — fragte einst Walther voll Verzweiflung. — Ich will es nicht wissen, — erwiederte der Mann, — und habe Befehl, Euch zu tödten, sobald Ihr Euren Namen aussprecht. — Der Ritter glaubte nicht anders, als daß er von fremden Räubern, die ein schweres Lösegeld für ihn verlangten, in ein fremdes Land geführt worden, und wunderte sich oft, wie seine gute Gemahlin und seine Freunde ihn so gar verlassen konnten. Zwei Jahre schmachtete er in diesem Kerker, ohne ein einziges Mal die Sonne zu sehen, oder die freie Luft zu athmen. Nur wurde bisweilen in der Höhe ein Loch geöffnet, um den faulen Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, da dann einige Lichtstrahlen in diese Wohnung des Grauens herabglitten. Bei dieser Gelegenheit vernahm einst der Gefangene den lauten Schall eines Hornes, der ihn aufmerksam machte. Es dünkte ihm, diese Musik schon irgendwo gehört zu haben; er wußte sich aber des Ortes nicht zu erinnern. Einige Zeit hernach, als es wieder, und zwar in dem Augenblick erscholl, da ein anderer Wächter, der ihn erst seit drei Monden bediente, ihm zu essen brachte, erkühnte sich Walther, ihn zu fragen, wo doch dieses große Horn geblasen würde? Der Knecht gab ihm zwar keine bestimmte Antwort; dennoch aber glaubte Walther, aus einigen Reden die jener fallen ließ, und aus verschiedenen kleinen Umständen, die er damit verglich, den Ort seiner Gefangenschaft errathen zu haben. An einem andern Tage fragte Walther diesen Knecht nach seinem Namen und nach seinem Vaterlande. Er mußte diese Fragen mehrmals und auf verschiedene Weise wiederholen, eh' er ihm die Antwort ablockte, daß er aus dem Lützelthal, Geroldseckischer Herrschaft, gebürtig sey, und daß sein Geschlecht den Namen Rublin führe. Nun zweifelte Walther nicht mehr, daß er auf der Burg Lützelhardt gefangen läge, und entdeckte zugleich in diesem Rublin einen seiner leibeigenen Dienstleute. Er trug daher kein weiteres Bedenken, sich ihm zu erkennen zu geben, und that es mit der rührenden Würde der bedrängten Unschuld. Er beschwur ihn bei Eid und Pflicht und unter den vortheilhaftesten

Verheißungen, das Werkzeug seiner Befreiung zu seyn. Rublin hatte seinen Gefangenen nicht gekannt, und von seinem Herrn, als er ihm die Stelle des verstorbenen Thurmhüters übertrug, das Verbot erhalten, sich bei Lebensstrafe in kein Gespräch mit ihm einzulassen. Als er nun vernahm, daß er, ohne es zu wissen, der Kerkermeister seines Herrn gewesen, fiel er ihm zu Füssen, bat ihn um Vergebung, und versprach, ihm herauszuhelfen. Wäret Ihr, sprach er — nicht mein natürlicher Herr, so würde kein Geld noch Gut mich bewegen, Euch zu Willen zu leben. — Nun erwartete Walther mit Ungeduld den Tag seiner Erlösung, der nicht lange mehr ausblieb.

An dem hl. Pfingstfeste, da Ritter Diebolt abwesend und der größte Theil der Burgleute nach Selbach in die Kirche gegangen war, kam Rublin in das Gefängniß, nahm Walthern seine Ketten ab, und entschlüpfte mit ihm in einen entlegenen Winkel des Zwingers. Hier klommen sie auf die Mauer, woran er ein starkes Hasengarn befestigte, das die Stelle einer Strickleiter vertrat, an welcher Beide sich glücklich hinunter ließen.

Walther war einem Todtengerippe ähnlich; seine Beine konnten ihn kaum tragen und hatten fast das Gehen verlernt. Dieses bewog seinen Retter, den gebahnten Weg zu verlassen, wo man sie wegen der Langsamkeit ihres Zuges leicht hätte einholen können, und sich seitwärts in eben die Waldungen zu schlagen, durch welche der Ritter einst so lange herumgeschleppt wurde. Sie wanden sich durch die wildesten Hecken und durch das unwegsamste Dickicht, und erquickten sich von Zeit zu Zeit mit dem Wein und den Speisen, die Rublin mit sich genommen hatte. Endlich erreichten sie um Mitternacht das Burgthor von Hohengeroldseck. Walther hatte vier zum Theil erwachsene Söhne zurückgelassen; diesen wollte er sich zuerst entdecken, um zu verhüten, daß sein plötzliches Erscheinen und seine armselige Gestalt seiner Gemahlin einen Schrecken verursache. Als ihn daher der Thorwart nach seinem Namen fragte, gebot er ihm, den vier Junkern zu sagen, sie möchten herunter kommen, indem sie ein Fremder einer wichtigen Kunde wegen insgeheim sprechen wolle. Nach einigen Minuten erschienen die vier Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, vor der Pforte, und fragten den Frem-

ling, wer er wäre? — Euer Vater! — schluchzte Walther, indem er seinem Erstgebornen in die Arme stürzte. Die Jünglinge umringten ihn und einer von ihnen hielt ihm ein Licht vor das Gesicht; keiner aber konnte seinen Vater erkennen, da ihn der feuchte Kerker und die kümmerliche Nahrung gänzlich entstellt hatten. — Ihr seyd ein Betrüger! — riefen sie — unser Vater ist schon zwei Jahre todt; er wurde im Forst auf der Jagd erschlagen. — Ihr wollt mich nicht erkennen, — sprach Walther weinend, — freilich hat man Euch betrogen. Allein der Betrüger war Der, welcher die Nachricht von meinem Tode aussprengte. Diebolt von Lützelhardt war es, der mich zwei Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft hielt. — O, nun sehen wir's, — riefen die Söhne, — daß Ihr ein Betrüger seyd! Ritter Diebolt ist selbst mit seinen Knechten ausgezogen, um die Mörder unsers Vaters aufzusuchen, und hat bei unserer Mutter über dessen Tod Thränen vergossen. — Dieser Zug, — rief Walther, — fehlte noch, um ihn zum Teufel zu machen. Nun so holet mir Eure Mutter, diese wird mich nicht verkennen! — Die vier Brüder verkündigten ihrer Mutter, die unruhig ihre Rückkunft erwartete, daß ein Mann, der sich fälschlich für ihren Vater ausgebe, sie zu sprechen verlange. Frau Hedwig besann sich einige Augenblicke; dann dachte sie bei sich selbst: vielleicht haben meine Kinder den Fremden mißverstanden, und er hat ihnen von dem Tode meines Gemahls, oder von den Urhebern desselben, Kundschaft zu geben. — Sie stieg daher hinunter an die Pforte und hieß ihre Söhne im Hof sie erwarten. — Wo ist der fremde Mann? rief sie beim Heraustreten. — Hier ist er, dein Gemahl, dein Walther! Meine Söhne haben mich verkannt; wird auch mein Weib mich verkennen? — Eure Züge, — sprach Hedwig, — sind nicht Walthers Züge; aber Eure Stimme, wiewohl sie schwach und heiser tönet, hat Aehnlichkeit mit der seinigen. — Dein Ohr, dein Auge, — versetzte Walther, — mag dich täuschen; aber dein Herz, das Herz meiner Hedwig wird mich nicht verläugnen! Gewiß hat es jenen Abend nicht vergessen, da sie mir zum erstenmal ihre keuschen Arme öffnete; da ich ihr den Halskoller löste, und die Erdbeere, die ich auf ihrer Brust entdeckte ..... Bevor er ausreden konnte, hing schon Hedwig an seinem Halse und überströmte seine bleichen Wangen mit ihren Thränen: Du bist es, ja du bist mein Ge-

mahl! — rief sie mit gebrochenen Worten, — Gott hat dich mir wieder gegeben! — Walther drückte sie mit zitternden Armen an sein Herz und theilte dann seiner Gattin noch verschiedene geheime Wahrzeichen mit, welche alle ihre Zweifel gehoben hätten, wenn ihr noch einer übrig geblieben wäre.

Nun rief Hedwig ihre Söhne herbei: Umarmt Euern Vater! Er ist es, ich schwör' es Euch bei meinem Mutterherzen! — Die Söhne warfen sich ihrem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung. Walther hob einen nach dem andern von der Erde, umschlang ihn mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf dessen Mund. Dann führte Hedwig ihren Gemahl, von seinen Söhnen umgeben, in die Burg, wo er ihnen die Verrätherei seines Vetters Diebolt und seine Befreiung durch den getreuen Rublin erzählte. Des folgenden Morgens war großer Jubel im Schlosse: das gesammte Hofgesinde drängte sich herbei, um seinen guten Herrn zu bewillkommen. Walther reichte ihnen seine abgezehrte Hand, an der noch die Malzeichen der Fesseln zu sehen waren. Alle küßten und netzten sie mit ihren Thränen. Nach etlichen Tagen schrieben die Söhne einen Brief an alle Verwandte, Freunde und Lehensleute ihres Vaters, und klagten ihnen, wie ehrlos Diebolt von Lützelhardt an ihm gehandelt, wie er ihn heimlich entführt und in einen schrecklichen Kerker geworfen habe, um ihn darin verschmachten zu lassen. Sie forderten alle diese Männer im Namen der Ehre und der Freundschaft auf, mit ihnen auszuziehen, um diese Unbilde zu rächen. Die nächste Woche darauf erschienen die Freunde des Herrn von Geroldseck mit 200 Reisigen auf seiner Burg und rückten gegen das Schloß Lützelhardt, das sie zehn Tage lang belagerten. Diebolt wehrte sich anfänglich mit dem Muthe der Verzweiflung; als aber die Lebensmittel ausgingen und er seine Leute, anstatt liebreich sie zu trösten, täglich grausamer behandelte, so wollten sie ihn zwingen, die Veste zu übergeben. Da entfloh der Ritter des Nachts durch einen unterirdischen Gang, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. Das Schloß aber ergab sich am folgenden Morgen, und wurde gänzlich zerstört, wie man solches noch an dem Burgstall sieht.

Der biedere Rublin wurde von Ritter Walther mit seinem ganzen Geschlechte von der Leibeigenschaft losgesprochen, und

mit schönen Gütern und stattlichen Freiheiten begabet, die er auf seine spätesten Enkel vererbt hat.

G. C. Pfeffel.

(S. dessen „Prosaische Versuche.“ V. Th. Tübingen 1811.)

Kloster Schuttern.

An der Schutter, zwischen Offenburg und Lahr, liegt das ehemalige Benediktiner-Kloster Schuttern. Nach der Sage soll dasselbe seinen Ursprung einem ehemaligen englischen König, Offo, verdanken. Es ist wahr, daß das Kloster Schuttern in alter Zeit den Namen Offenzell führte, und daß die Stadt Offenburg, welche den nämlichen englischen König zu ihrem Gründer haben soll, ehemals einen Engel auf ihre Münzen prägte; was, wie die Engel auf den Zinntellern, wohl etwas Englisches bedeuten kann, aber nicht immer wirklich bedeutet. Es ist ferner wahr, daß es einen König Offa von Mercien in England gegeben hat, welcher Thron und Gemahlin verließ, nach Rom pilgerte und dann irgendwo ein Mönch wurde; aber das geschah im Jahr 707, und das Kloster Offenzell ist schon wenigstens hundert Jahre vorher gestanden. Der Gründer von Offenzell, wie von Offenburg, scheint ein Adeliger der Gegend, mit Namen Offo, gewesen zu seyn.

J. L. B.

Offenburgs Ursprung.

Offenburg soll von Offo,*) einem Britanischen Fürstensohne, um's Jahr Christi 600 gegründet worden seyn. Er bekehrte in diesen Gegenden die wilden Alemannen zum Christenthum, stiftete das Kloster Schuttern und nahm als Statthalter des Königs der Franken in Offenburg seinen Sitz. Man gibt in dieser Stadt noch die Gegend an, (bei dem Gasthaus zum Ochsen) wo sein Schloß gestanden haben

*) S. obige Sage.

soll. Auch zeigt man noch Münzen, von denen man behauptet, daß er sie habe schlagen lassen. Später hielten hier die von den teutschen Königen und Herzogen von Schwaben bestellten Grafen der Ortenau ihren Hof und ihre Gerichte.

L. H. W.

Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfeye.

In sieben Romanzen.

(„Wahrhafte Geschichte Herrn Peter v. Stauffenberg.)“ (Straßbg. bei B. Tobias Erben 1595.)

I.

Vorüber zieht manch edler Aar.
Herr Peter ein theurer Ritter war,
Er war so keusch, er war so rein,
Wie seines Antlitzs edler Schein,
Er war bereit zu jeder Zeit,
Zu Schimpf, zu Ernst, zu Lust, zu Streit.

In junger Kraft, in fremdem Land,
Sein Mannheit machte ihn bekannt,
Als er nach Hause kehrt zurück,
Bedenkt in sich sein hohes Glück,
Langsam zur Burg hinauf thut reiten,
Was sieht sein Knecht zu einer Seiten?

Er sieht ein schönes Weib da sitzen,
Von Gold und Silber herrlich blitzen,
Von Perlen und von Edelstein,
Wie eine Sonne reich und rein,
Der Knecht winkt seinen Herrn zu sich:
„Gern diente dieser Frauen ich!“

Der Ritter grüßt in großer Zucht,
Er drückt an sich die edle Frucht. —
„Ihr seyd es Ritter, edler Herr!
„Das Wunder das mich treibet her,

„In allen Landen, wo Ihr wart,
„Hab' ich euch glücklich stets bewahrt." —

„„Kein schöner Weib hab' ich erblickt,
Ich lieb euch wie es aus mir blickt.
Ich sah euch oft im tiefsten Traum,
Jetzt glaub ich meinen Sinnen kaum,
Wollt Gott, ihr wärt mein ehlich Weib,
In Ehren dient ich eurem Leib.""

„Nun so wohl hin!" sprach da die Zart:
Auf diese Red hab ich gewart,
Ich zog dich auf mit Liebeskraft,
Die alles wirkt, die alles schafft,
Ich bin die Deine, ewig Dein,
Doch must du auch der Meine seyn!

„Nie darfst du nehmen ein ander Weib,
Dir eigen ist mein schöner Leib
In jeder Nacht, wo du begehrst,
Und Macht und Reichthum dir beschert,
Ein ewig endeloses Leben,
Will ich durch meine Kraft dir geben.

„Unangefocht wirst du nicht bleiben,
Man wird dich treiben, dich zu weiben.
Wo du's dann thust, red ich ohn Zagen,
So bist du todt in dreyen Tagen;
Sieh weg von mir und denke nach,
Was dir dein eignes Herze sagt!" —

„„Nun, herzigs Weib, ist dem also,
So werdet meiner Treue froh.
Was soll ich für ein Zeichen haben,
Daß Ihr von mir wollt nimmer lassen?"" —
„So trag von mir den goldnen Ring,
Vor Unglück schützet dich der Ring."

Mit spielendem Kuß er Abschied nahm,
Nach Nußbach er zur Messe kam,

Da ging er mit den Kreuzen auch,
Und nahte sich dem Weiherauch,
Sein Leib und Seel er Gott befahl,
Er sollt ihn schützen überall.

II.

Als er auf Stauffenberg nun kam,
Schnell ab sprang da der edle Mann,
Ein jeder wollt ihn sehen, hören,
Ein jeder wollt ihn höher ehren.
Von seinen Dienern große Eil,
Von Fraun und Mädchen groß Kurzweil.

Zu Bette trachtet nur der Herr,
Nach seiner Frau verlangt er sehr,
Viel herrlich Rauchwerk ward gemacht,
Das Bett verhängt mit großer Pracht,
Den Dienern bald erlauben thät,
Daß sie sich legten all zu Bett.

Er zog sich ab, setzt sich aufs Bett,
Und zu sich selber also redt:
„O hätt ich sie im Arm allein,
Die heut ich fand auf hohem Stein!“
Als er die Worte kaum noch sprach,
Die Schöne er mit Augen sah.

Viel froher Minne sie begehn,
Sie mochten einander ins Herze sehn,
Wenn einer thät dem nachgedenken,
So möchte ihn wohl die Sehnsucht kränken.
Als er erwachte, glaubt ers kaum,
Er fand den Ring, sonst wars ein Traum.

III.

„Ihr wisset nun zu dieser Frist,
Daß unser Geschlecht im Abgang ist,

„So nehmt ein Weib, berühmt und reich,
Ihr seyd schon jedem Fürsten gleich,
Wir bringen euch viel Fräulein schön,
Die euch gar gerne alle sehn.“

Herr Peter war erschrocken sehr,
Sein Bruder schweigt, da sprach der Herr:
„Ich dank euch edle Brüder mein,
Doch kann es also noch nicht seyn,
Zur Kaiserkrönung geh ich hin,
Nach Ruhm und Ehre steht mein Sinn.“

Die Meerfey gab ihm diesen Rath,
Sie hat es ihm voraus gesagt,
Sie giebt ihm Gold und edlen Schmuck,
Wie Keiner ihn so herrlich trug,
Sie küsset ihn und warnet ihn,
Daß er sich nicht gab Weibern hin.

IV.

Der Zierlichste meinte ein jeder zu seyn.
Der Stauffenberger zog auch ein,
Seins Gleichen war zugegen nicht,
Der so zierlich einher ritt,
Der König nahm sein eben wahr,
Dazu die Frauen ernsthaft gar.

Trommeten fingen an zu blasen,
Die Pferde fingen an zu tosen,
Da lustig ward so Roß als Mann,
Wie das Turnier gefangen an,
Herr Peter alle darnieder rennt,
Er macht dem Rennen bald ein End.

Als nun der Abend kam herbei,
Von neuem ging Trommetenschrey,
Als sie zu Hof gegessen hatten,
Den fürstlichen Tanz sie allda thaten,

Des Königs Base schön geziert,
Den ersten Dank in Händen führt.

Von Gold und Perlen diesen Kranz,
Dem Ritter setzt sie auf zum Tanz,
Thät auf das gelbe Haar ihm setzen,
Thät freundlich ihm den Finger pfetzen,
Gab ihre Lieb ihm zu verstehn,
Durch manchen Blick schön anzusehn.

V.

Der König lag in seinem Bett,
Des Nachts seltsam Gedanken hätt,
Und seine Gedanken gingen ein
In seiner Base Schlafkämmerlein,
Und immer schwerer kamen wieder,
Wie Bienen ziehn vom Schwärmen nieder.

Am Morgen schickt er seinen Zwerg,
Zu Peter Herrn von Stauffenberg:
„Die Base mein von hoher Art,
Die Fürstin, jung und reich und zart,
Die will ich geben Euch zum Weib,
Mit ihrem Kärntnerland und Leut."

Kein Wort kam aus des Ritters Mund,
Erschrocken stand er da zur Stund;
„Mein Red halt mir für keinen Spott,
Und nimm hiemit zu Zeugen Gott,
Daß es mein ew'ger Ernst fürwahr,
Daß Euer die Fürstin ganz und gar."

Herr Peter sprach mit großen Treuen,
Der hohe Lohn könnt' ihn nicht freuen,
Wie er der Meerfey schon verlobt;
Der Untreu sey der Tod gelobt,
Sonst sey er frei von Noth und Leid,
Mit Gut und Geld von ihr erfreut.

„Weh Eurer Seele an dem Ort!
Sie ist verloren hier und dort,
Seht Gottes Auge nimmermehr,
Wenn Ihr Euch nicht von ihr abkehrt;
Sollt Ihr 'nen Geist zum Weibe haben,
Nie werden euch die Kinder laben.

„Dem Teufel seyd ihr zugesellt,
Ihr armer Mann! Ihr theurer Held!"
So sprach der Bischof und der König,
Der Ritter sagt darauf zum König:
„Es geht mir tief zu meinem Herzen,
Und Gottes Gnad will nicht verscherzen."

Herr Peter ward verlobt sogleich,
An Gold und edlen Steinen reich,
O heller Glanz der Jungfrau fein,
Wie strahlt er ihm mit Freudenschein!
Nach Stauffenberg sie ziehen fort,
Zu feiern ihre Hochzeit dort!

Ihr düstren Wälder auf dem Wege,
Was streckt die Aeste ihr entgegen,
Viel froher Schaaren ziehen ja,
Mit hellem Klange fern und nah,
Mit bunten Bändern, Scherz und Streit,
Ist alles Lust, ist alles Freud.

VI.

Auf Stauffenberg zur ersten Nacht,
Zur schönen Frau sein Herze dacht,
Alsbald an seinem Arme lag,
Die sein mit steten Treuen pflag,
Sie weinte, sprach: „Nun wehe dir!
Du folgtest gar zu wenig mir,

„Daß du ein Weib nimmst zu der Eh,
Am dritten Tag lebst du nicht mehr,

„Ich sag dir was geschehen muß:
Ich lasse sehen meinen Fuß,
Den sollen sehen Frau und Mann,
Und sollen sich verwundern dran.

„So nun dein Aug den auch ersieht,
So sollst du länger säumen nicht,
Denn es sich immer anders wendt,
Empfang das heilge Sakrament,
Du weißt, daß ich dir Glauben halte,
Auf ewig sind wir nun zerspalten."

Mit nassem Aug sie zu ihm sprach:
„Herr denket fleißig nach der Sach,
Ihr dauret mich im Herzen mein,
Daß ich nicht mehr kann bei Euch seyn,
Daß mich nun nimmer sieht ein Mann,
Ich fall in ew'ger Liebe Bann."

Dem Ritter liefen die Augen über:
„Soll ich denn nie dich sehen wieder,
So seys geklagt dem höchsten Gott,
Der ende balde meine Noth,
Ach daß ich je zu Ruhm gekommen,
Daß mich ein fürstlich Weib genommen!"

Sie küßte ihn auf seinen Mund,
Sie weinten beide zu der Stund,
Umfingen einander noch mit Lieb,
Sie drückten zusammen beide Brüst:
„Ach sterben das ist jetzt Euer Gewinn,
Ich nimmermehr wieder bei Euch bin!"

VII.

Kein Hochzeit je mit solcher Pracht,
Gehalten ward bis tief in die Nacht,
Viel Lieder und viel Saitenspiel,
Man hörte in dem Schlosse viel,

Und alles bei dem Tische saß,
Man war da fröhlich ohne Maaß.

Sie saßen da im großen Saal,
Alsbald da sah man überall,
Die Männer sahens und die Frauen,
Sie konnten beide es anschauen,
Wie etwas durch die Bühne stieß,
Ein Menschen-Fuß sich sehen ließ.

Blos zeigt er sich bis an das Knie,
Kein schönern Fuß sie sahen nie,
Der Fuß wohl überm Saal erscheint,
So schön und weiß wie Elfenbein,
Der Ritter still saß bei der Braut,
Die schrie bald auf und schrie gar laut.

Der Ritter, als er den Fuß ersah,
Erschrack er und ganz traurig sprach:
„O weh, o weh, mir armem Mann!“
Und wurde bleich von Stunde an.
Man bracht ihm sein kristallnes Glas,
Er sah es an und wurde blaß.

Er sah in dem Kristall-Pokale,
Ein Kind, das schlief beim lauten Mahle,
Es schlief vom Weine überdeckt,
Ein Füßchen hat es vorgestreckt,
Doch wie der Wein getrunken aus,
So schwand das Kindlein auch hinaus.

Der Ritter sprach: „Der großen Noth!
„In dreien Tagen da bin ich todt.“
Der Fuß, der war verschwunden da,
Ein jeder trat der Bühne nah,
Wo doch der Fuß wär kommen hin,
Kein Loch sah man da in der Bühn.

All Freud und Kurzweil war zerstört,
Kein Instrument wurd mehr gehört,
Aus war das Tanzen und das Singen,
Turnieren, Kämpfen, Fechten, Ringen,

Das alles still darnieder leit,
Die Gäste fliehn in die Felder weit.

Die Braut nur bleibt bei ihrem Mann,
Der Ritter sieht sie traurig an:
„Gesegne dich du edle Braut,
Du bleibst bei mir, hast mir vertraut.“ —
„„Durch mich verliert Ihr euer Leben,
In geistlichem Stand will ich nun leben.““

Das heilge Oel empfing er dann,
Nach dreien Tagen rief der Mann:
„Mein Herr und Gott in deine Händ,
Ich meine arme Seele send,
Mein Seel thu ich befehlen dir,
„Ein sanftes Ende giebst du mir.“

Ein Denkmal ward ihm aufgericht,
Von seiner Frau aus Liebespflicht,
Dabei sie baut die Zelle klein,
Und betet da für ihn so rein;
Oft betend kam auch die Meerfey hin,
Sie sprach mit ihr aus gleichem Sinn.

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn ꝛc.“ Bd. I.)

Staufenberg, ein noch wohl erhaltenes, von Otto von Staufenberg, Bischof von Straßburg, erbautes und neuester Zeit von S. K. H. dem Großherzog geschmackvoll hergestelltes Schloß, liegt auf einem Hügel bei Durbach, 2 Stunden nordöstlich von Offenburg.

Die Sage nach dem Volksmunde, aus welcher Fouqué das Original zu seiner „Undine“ gezogen haben soll, ist auch von Aloys Schreiber bearbeitet worden. Sie steht in dessen „Sagen aus der Umgegend von Baden“ und, in gebundener Darstellung, im Jahrgang 1819 der Cornelia.

Siehe ferner: „Der Ritter von Staufenberg,“ ein altteutsches Gedicht von Egenolt. Mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Engelhard. Straßburg 1823.

Ritter Staufenberg.

(Andere Version.)

In reicher Flur, auf waldumbüschten Höhen,
Wo stolz der Rhein begrüßt die Ortenau,
Sieht man der Burg bemooste Trümmer stehen,
Von ferne schon, auf Felsen steil und rauh:

Dort tönt es in der Morgenwinde Wehen,
Oft süß, wie Harfenklang — im Abendthau
Erhebt sich neu die schaurig — milde Weise,
Und Geistertritte wandeln ernst und leise.

Dort wohnte Staufenberg, ein edler Ritter,
Mannhaft und kühn, wie Richard Löwenherz;
Groß war sein Muth im Schlachtenungewitter,
Und Lanzenbrechen war ihm Spiel und Scherz.
Der Liebe Reiz auch kannt' er, süß und bitter,
In mancher Wonn', in manchem wilden Schmerz,
Und bleiben soll, weil ihn ein Weib betrogen,
Sein Sinn allein der freien Lust gewogen.

Einst kehrt mit seiner Schaar aus Thal und Sträuchen
Der Ritter von der Jagd im dunkeln Hain,
Und als das Dörflein Nußbach sie erreichen,
Läßt er die Knappen vor, und bleibt allein:
Nah' ist ein Quell, umweht von alten Eichen,
Und glänzend nun im goldnen Abendschein;
Hier weilt er oft, und läßt in Traum und Sehnen
Auf seiner Laut' ein Minnelied ertönen.

Wie staunt sein Blick, als er an dieser Quelle
Jetzt eine wunderschöne Jungfrau fand:
Sie schaut mit Lächeln auf die Silberwelle,
Ihr blondes Haar umschlingt ein Rosenband;
Mild ist ihr Angesicht, wie Frühlingshelle,
Und weiß wie Schnee ihr schimmerndes Gewand.
Er grüßt: die Maid erhebt sich aus dem Grünen
Und danket ihm mit sittig holden Mienen.

Und als mit Namen sie darauf ihn nennet,
Verwundert sich darob der Rittersmann:
„Es scheint, o Fräulein, daß Ihr schon mich kennet?"
Die Schöne sagt: „„Mein Sitz ist neben an;
Ich seh' Euch oft, wenn Ihr im Fluge rennet
Dem Walde nach feldab und hügelan;
Und schöpft ihr dann den Trunk am Quell der Wiesen,
Hör' ich die Jäger Euch mit Namen grüßen.""

Sie spricht noch mehr in himmlisch holden Tönen;
Der Liebesgöttin gleicht sie von Gestalt.
Der Ritter fühlt ein unnennbares Sehnen,
Es hält ihn fest mit zaubrischer Gewalt.
Er horcht der feinen Sprache dieser Schönen
Entzückt; doch ach! die Stunde flieht zu bald;
Da geht er bei des sanften Mondes Blicke,
Und kehrt beim nächsten Abendroth zurücke.

Er setzt sich hier auf einen Felsen nieder,
Schaut in das Feld, auf die kristallne Fluth;
Ein süßer Schauer wallt durch seine Glieder,
Und in dem Herzen brennt der Liebe Gluth.
Doch warten ist umsonst, sie kehrt nicht wieder:
Er schleicht zur Burg; ihm sinken Kraft und Muth —
So kommt er jeden Abend her und klaget,
Daß ihm nicht mehr erscheint die holde Maget.

Am sechsten Tag, im späten Dämmerlichte,
Harrt Staufenberg und seufzt: „Ach! wie so lang!
Will denn mein Loos, daß ich auf sie verzichte?"
Da tönt ein leiser, lieblicher Gesang.
Er horcht, und späht bis in des Haines Dichte.
Doch schien's, daß aus dem Quell die Stimme drang;
Da sitzt, als nun sein Schritt zum Wasser eilet,
Die Jungfrau auf dem Stein, wo er geweilet.

O welches Glück! Er hat sie nun gefunden!
Schon lächelt ihm der schönsten Träume Ziel:
Doch soll sein Fragen nichts von ihr erkunden,
Und lächelnd scherzt sie nur im Wörterspiel.
Ach! süß betäubt, zu mächtig überwunden,
Bekennt er nun sein liebendes Gefühl;
Sie sinnt voll Ernst und spricht: „An dieser Stelle
Seyd morgen früh, noch vor des Tages Helle!"

Und eh' die Stern' entflohn auf andre Bahnen,
Erscheinet, kaum der Wonne sich bewußt,
Der Held, es wehn des Morgens lichte Fahnen,
Da steht die Reizende vor ihm, o Lust! —

Umkränzt ihr Haar von bläulichen Cyanen,
Geschmückt mit jungen Rosen ihre Brust.
Sie sieht ihn an mit unschuldvollen Blicken,
Und Worte kaum vermag er auszudrücken.

Sie winkt zum Sitz: er folgt ihr gluthbeseelet,
Faßt ihre Lilienhand und sagt dabei,
Wie stets um sie die Flamme noch ihn quälet;
Die Maid antwortet: „Eine Wasserfei
Bin ich — von solchen wird ja oft erzählet —
Auch Menschen lieben wir; doch redlich sei,
Wer ein Verlangen fühlt, um uns zu werben;
Sonst wird uns tiefe Qual, und ihm — Verderben.

„Gern, Ritter, sah ich Euch an dieser Stelle;
Drum, wenn Ihr mein Gemahl zu seyn begehrt,
Bleib' Eure Treu' so rein, wie meine Quelle,
Und dauernd, wie der Stahl an Eurem Schwert!
Doch wenn sich von Erlinen je der schnelle
Und leichte Sinn zu andern Frauen kehrt,
Wird Noth und Fall sich über Euch vereinen,
Und nur mein Fuß zum Zeichen noch erscheinen."

Er ruft: „Ha! ohne dich ist mir kein Leben,
Und ewig feste Treue schwör' ich dir!"
Sie eilt erröthend ihm ein Pfand zu geben:
Es ist ein Ring von Demant und Saphir.
Er drückt sie an die Brust mit süßem Beben
Und spricht: „Ach! welche Wonne finden wir,
Nicht mit dem Gold der Erde zu erkaufen,
Auf holder Flur in meiner Burg zu Staufen!"

Es wird bestimmt, daß mit dem jungen Strahle
Des vierten Tags die Trauung soll geschehn.
Als dieser naht, und jetzt auf Flur und Thale
Der Morgen steigt herab von Purpurhöh'n,
Da eilt aus dem Gemach zum hohen Saale
Der Ritter schon, und sieht drei Körbchen stehn,
Recht künstlich fein, geweiht dem Minnesolde,
Und voll von Silber, Edelstein und Golde.

Bald öffnen sich des Marmorsaales Thüren:
Erlina tritt im Hochzeitsschmuck herein;
Sechs Mädchen folgen noch aus den Revieren
Des Quellenreichs, Undinen, blond und fein.
Schon sieht das Volk zur Burgkapelle führen
Die Glücklichen, wo, ihren Bund zu weih'n,
Der Priester harrt, und bald dem edlen Paare
Den Segen spricht am heiligen Altare. —

Wie selig fühlt sich an Erlina's Wangen
Der Ritter nun! Wie dünkt ihm öd' und rauh
Die stürm'sche Lust der Welt! Sie ist vergangen,
Sein Herz schlägt nur der häuslich-milden Frau.
In sanfter Schönheit lockt sie sein Verlangen,
So wie den regen West die Blumenau:
Ein Jahr entfloh, da lacht — o süße Gabe
Des Bundes! — ihr im Schooß ein holder Knabe.

Jetzt hört man, daß dem Frankenkönig dräuet
Mit starker Macht ein Feind von Süden her,
Und daß der Held die edlen Schaaren reihet,
Der Gränze nah', zur tapfern Gegenwehr.
Schon ordnet rings im Waffenglanz und freuet
Sich auf den Streit das sieggewohnte Heer;
Auch Ritter von dem rechten Rheingestade,
Betreten kühn mit ihm des Ruhmes Pfade.

Und Staufenberg? — das rüstige Beginnen
Entflammt auch ihn zu neuer Ritterthat:
Er will zur Liebe neuen Ruhm gewinnen,
Wiewohl er Lorbeern schon errungen hat;
Und vor die Gattin tritt, nach langem Sinnen,
Der Rittersmann, fragt zärtlich sie um Rath,
Wie er soll thun; weil Angst und Kummer litte
Ihr Herz vielleicht, wenn er zum Kampfe ritte.

Da fließt, der Perle gleich an Saba's Strande,
Ein Thränchen von Erlinens Angesicht;
Sie faßt sich und erwiedert: „Heil'ge Bande,
Wie unsre, tilgen Zeit und Ferne nicht.

Geliebter, eile denn zum Schutz der Lande!
Nicht hemmen werd' ich deine Ritterpflicht;
Nur, bis dich gute Stern' uns wieder schenken,
Woll' treulich mein und deines Kinds gedenken!"

Der Ritter schwört es ihr bei Heil und Leben,
Drückt sie an's Herz, und bald im Morgenschein
Zieht er, vom Trupp der Reisigen umgeben,
Durch heim'sche Fluren fort und über'n Rhein.
Wo Herzog Otfrieds Banner sich erheben,
Reiht er sich schnell mit seinen Kämpfern ein;
Dann eilt das Heer fernhin, auf manchen Wegen
Zu Roß und Fuß, dem wilden Feind entgegen.

Nicht lange drauf erschallt die hohe Kunde:
„Im Pyrenä'ngebirg war eine Schlacht,
Auf Felsenhöh'n und in des Thales Schlunde;
Bald wich, bald drang voran des Königs Macht.
Es schlug der Kampf wohl manche heiße Stunde —
Doch plötzlich ward ein heft'ger Stoß gebracht
Des Feindes Heer', es fielen alle Schranken,
Die Heiden flohn, und Sieg umweht die Franken."

So ist es. Doch wer brach im Schlachtgewühle
Der Gegner Mitte nun? Wer hat erhellt
Dem tapfern Heer die Bahn zum frohen Ziele?
Vor Allen Staufenberg, der kühne Held:
Das erste Treffen lenkt' er, und noch viele
Der Kämpfe sehn Berg, Haine, Thal und Feld,
Bis sich des Feindes Kräfte ganz ermüden,
Und glorreich schließt mit ihm der König Frieden.

Ach! süße Tön' in Leid und Sorgen waren
Erlinen dies; schon lächelt Wiedersehn!
Bald hört man, daß der Krieger tapfre Schaaren
Nach ihrer Heimath im Triumphe gehn;
Doch hat vorher noch Staufenberg erfahren,
Wie Geist und wackre That den Mann erhöhn:
Der König läßt ein goldnes Schwert ihm reichen,
Und Michaels geweihte Ordenszeichen.

Auch Otfried, Herzog in dem Rhein'schen Franken,
Will ihn, der ruhmvoll seine Schaar geführt,
Vor dem der Sarazenen Banner sanken,
Hoch ehren, wie dem Helden es gebührt,
Und möcht' ihm gern auf würd'ge Weise danken:
Da, wo sein Hof des Rheines Gauen ziert,
Lädt er in einen Kreis erhabner Gäste
Den Rittersmann zum hohen Siegesfeste.

Wie glänzt der reiche Saal in stolzer Feier!
Wie wird beim Mahl die Freude hoch und laut!
Der Minnesang ertönt zur goldnen Leier,
Und an der Fürstentochter Seite schaut
Man Staufenberg, der Allen werth und theuer;
Ein Flüstern geht: „Nur er verdient die Braut!"
Auch spricht er gern zur schönen Adeline;
Gern lauscht sie ihm mit Huld und sanfter Miene.

Als froh der zweite Tag in Schatten sinket,
Da tritt in sein Gemach ein Höfling ein,
Und spricht: „Ihr wünscht, o Herr, wie uns bedünket,
Der reizenden Prinzessin euch zu weih'n,
Auch sie — vernehmt, wie Glanz und Wonne winket!
Scheint nicht dem Helden abgeneigt zu seyn.
Drum, wollet mir nur Eure Wünsche nennen,
Der Herzog wird Euch gern als Sohn erkennen!

Und Staufenberg versetzt in Gluth und Beben:
„Nicht jetzt — doch morgen sei mein Wunsch erklärt!"
Er fühlt in sich der Ehrsucht hohes Streben
Und daß sein Herz die Liebliche begehrt;
Als des Gewissens Schauer sich erheben —
Denkt er: „Wer ew'ge Treu' der Gattin schwört,
Sollt' eben so die heil'gen Worte brechen,
Wie ihm ein falsches Weib? — Gott wird es rächen!"

In wankendem Entschluß, in Noth und Thränen,
Geht ihm die schlummerlose Nacht vorbei.
Zu Otfried eilt er, als die Vögel tönen
Ihr Morgenlied, und sagt ihm endlich frei,

Nach der Erhabnen stehe nur sein Sehnen,
Doch knüpf' ihn schon das Band an eine Fey.
Der Herzog staunt ob solchen Wunderdingen
Und meint, dies werd' ein böses Ende bringen.

Er sinnt vergebens, ob ein Rath sich fände;
Darum befragt er seinen Hofkaplan.
Der spricht: „Erlauchter Fürst, der Himmel wende
Das Unheil ab von dieses Edlen Bahn!
Nur wenn sich eine Gattin ihm verbände,
Die Lehr' und Taufe, so wie er, empfah'n,
Könnt' er des Spuks verworfne Bande lösen
Und sich befrei'n von dem Gespensterwesen."

Der Rittersmann entschließt sich: ach! er trauet
So bald dem gleisnerischen Priesterwort!
Der Bund, auf den er stolze Plane bauet,
Die neue Gluth, reißt ihn gewaltsam fort.
Als auf die Flur der dritte Abend thauet,
Sieht man verlobt am glanzerfüllten Ort
Den tapfern Staufenberg mit Adelinen;
Rings tönts: „Ein schönes Paar! — Heil, Heil sey ihnen!" —

Sie schauen soll der zwölfte Tag verbunden;
Da langt zuvor ein Knecht von Staufen an.
Der Ritter stutzt, und fragt ihn, welche Kunden
Er melden soll? Hierauf versetzt der Mann:
„Herr! mit dem Kind ist Euer Weib verschwunden
So schnell, daß Niemand es begreifen kann;
Dies war am Abend der Verlobungsfeier."
„„Seltsam, ruft Staufenberg, und nicht geheuer!""

Es war, — so denkt er — jener Bund geschlossen,
Wenn christlich, doch in schlimmer Geister Sinn;
Wohl mir, daß sich das wahre Licht ergossen!
Und leichten Muths geht er zur Trauung hin.
Schon lacht der Mai und milde Bächlein flossen
In dem Gefild; es blüht der Hain, worin
Des Fürsten hohes Lustschloß sich erhebet,
Von Dienern und von Zofen neu belebet.

Dort, als vollbracht die kirchlichen Gebräuche,
Empfängt die Tafel rund im Rittersaal
Den Hof, auch viel der Großen aus dem Reiche,
Der Herrn und Damen zu dem Hochzeitmahl.
Horch! Hörnerschall! die Braut, die göttergleiche,
Beut lächelnd ihrem Lieben den Pokal,
Er nimmt ihn, blickt empor — wird wie versteinet,
Weil — an der Wand ein Frauenfuß erscheinet.

Kalt fährt es ihm und heiß durch alle Glieder;
Nur er kann sehn den niedlich-schönen Fuß;
Der schwindet nun: Der Ritter faßt sich wieder,
Trinkt rasch und murmelt: „Geh's denn, wie es muß!"
Man will, da schon die Sonne steigt hernieder,
Zur Hofburg ziehn noch vor des Tages Schluß.
Doch Staufenberg? — — Man sieht, er kann nicht hehlen,
Daß plötzlich ihn geheime Schauer quälen.

Die Wagen gehn im stolzen Pomp zurücke;
Mit Knechten folgt zu Roß der Bräutigam;
Er tauscht mit seiner Holden Liebesblicke,
Und birgt nach aller Macht den innern Gram.
Im offnen Feld erscheint die Bogenbrücke,
Und während jetzt der Zug hinüber kam,
Will durch den seichten Fluß vor seinen Knappen
Der Ritter schnell, und lenkt hinein den Rappen.

Doch in der Mitte schnaubt das Roß — nicht weiter
Will es voran; nichts helfen Sporn und Hand;
Es bäumt und überschlägt sich mit dem Reiter —
Ha! dieser fällt, der Hengst entspringt an's Land.
Schnell wächst der Strom, ergießt sich wild und breiter,
Und überfluthet schon den hohen Strand;
Er rauscht, die Wellen thürmen sich voll Grausen
Hochauf, der Donner hallt und Stürme sausen.

Wie läßt sich laut der Frauen Klage hören!
Ja, auch den Männern sinkt der tapfre Muth;
Ach! die Vermählte bebt in heißen Zähren —
Da sieh! mit einmal weicht der Stürme Wuth;

Neu will die Au'n der Sonne Schein verklären,
Das Wasser fällt und sanft hin wallt die Fluth;
Die Lerche singt, des Zephirs Hauche wehen —
Jedoch der Ritter ward nicht mehr gesehen. *)

Karl Geib.

(Aus Geib's „Volkssagen des Rheinlandes ꝛc. ꝛc." Heidelb. 1828. Vergl. mit: „Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfeye" in des Knaben Wunderhorn. (S. die vorige Sage im Volkston.)

Melusine im Stollenwald.

Im Durbacher Thale sieht man noch im großen Stollenwald die Trümmer einer alten Burg; am Eingang des Thales aber erhebt sich links das Schloß Staufenberg. Von jener alten Burg geht folgende Sage:

Einst wohnte ein Amtmann zu Staufenberg, der hatte einen Sohn, Namens Sebald. Dieser liebte den Vogelfang und begab sich im Herbst oftmals an den Fuß des großen Stollenwaldes, um Maisen zu kloben. Da hört' er einmal vom Berg herab so lieblich singen, daß er hinauf ging, um zu sehen, was es wäre. Auf dem Gipfel des Stollenberges ward er in einem Gebüsche ein wunderschönes Weib gewahr, das zu ihm sagte: „Erbarme dich meiner und erlöse mich; ich bin verwünscht, und harre seit langer Zeit auf dich; erhöre meine Bitte, du darfst mich nur dreimal dreifach küssen, so bin ich erlöst." Sebald fragte sie, wer sie denn sey? und sie gab zur Antwort: „Ich bin Himmel-Stollens Tochter, und heiße Melusine; *) ich habe einen großen Brautschatz, und wenn du mich erlösest, so bin ich und der Schatz dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nach einander, um neun Uhr in der Frühe, auf beide Wangen und auf den Mund küssen, dann ist die Erlösung vollbracht. Fürchte dich nicht, besonders nicht am dritten Tag." Sebald betrachtete Melusinen, die aus dem Busche hervorkam, sehr genau. Sie war blond, hatte blaue Augen und ein schönes Angesicht, aber an ihren Händen keine Finger, sondern eine trichterartige Höhlung, und statt der Füße einen Schlan-

*) Ein Ritter Hans Stoll von Staufenberg kommt in Sachs' Bad. Gesch. II. 246, vor.

genschwanz. Sebald gab ihr die ersten drei Küsse, worüber Melusine sehr froh war und ihn bat, am zweiten und dritten Tag wieder zur rechten Zeit da zu seyn. Sie kroch in ihren Busch zurück und sang: „Komm und erlöse deine Braut, — hüte dich wohl, zu erschrecken,

Sebald, nimm dich wohl in Acht!
Einmal war es recht gemacht."

Da versank sie rasch in die Erde und Sebald ging heim. Am andern Tage kam er zur rechten Zeit wieder in den Stollenwald und hörte sie auf der Höhe singen. Dieses Mal hatte sie Flügel und einen Drachenschweif, aber Sebald nahte sich ohne Furcht und gab ihr die drei anderen Küsse. Sie sang ihm wieder dankbar zu, wie am ersten Tage und bat ihn, wieder zu kommen, worauf sie abermals in die Erde verschwand. Sebald konnte die Nacht über nicht ruhen und ging früh wieder in den Stollenwald und hörte Melusinens Lied, wie an den vorigen Tagen. Aber diesmal hatte sie einen Krötenkopf und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Es grauste Sebalden vor dieser giftigen Gestalt und er sprach zu ihr: „Kannst du dein Antlitz nicht entblößen, so kann ich dich nicht küssen." „„Nein!"" rief sie, und streckte mit einem lauten Schrei ihre Arme nach ihm. Die Angst ergriff den Sebald, er sprang den Berg hinab und gerade schlug es neun Uhr, als er im schnellsten Lauf in der Burg bei seinem Vater ankam und Diesem erzählte, was ihm begegnet war. Er ward jedoch über seine Furchtsamkeit von dem Vater gescholten, der die Geschichte zum ewigen Angedenken aufschreiben ließ, wodurch sie bis auf den heutigen Tag bekannt ist.

So vergingen zwei Jahre. Sebald besuchte nicht mehr den Stollenwald und dachte wohl manchmal daran, daß er die Melusine betrogen habe. Doch war ihm seitdem nichts geschehen. Als er nun den Dienst seines Vaters bekommen sollte, so sah sich dieser um eine Frau für seinen Sohn um, und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schlosse Staufenberg war Alles recht fröhlich am Tische, als auf einmal die Decke des Saales einen Spalt bekam, woraus ein Tropfen in den Teller Sebalds fiel, der, ohne dies zu wissen, von der Speise aß, augenblicklich aber todt niedersank. Man sah zu gleicher Zeit einen

kleinen Schlangenschweif sich in die Decke zurückziehen. Noch ist die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834. S. 88)

Der Teufelsstein auf der Schiehald.*)

Nicht weit von den zwölf Steinen ist ein Berg, der heißt die Schiehald, da steht der größte Stein. Den hat einst der Teufel dahin getragen, und wollte damit die St. Wendelinus-Kirche im Thal zerschmettern. Er nahm ihn von den zwölf Steinen weg, ging damit durch das große Rappenloch und kam bis auf die Mitte der Schiehald, wo er den Felsen ablegte und ausruhen wollte. Nachher konnte er aber den Stein nicht mehr aufheben, da dieser mit dem spitzigen Ende im Berg stecken blieb, und noch sieht man daran das runde Loch, welches die Schulterknochen des Teufels hineingedrückt haben, als er den Stein hertrug. Noch steht er auf der Schiehald und heißt der Teufelsstein, und so blieb die Kirche verschont. Der Teufel fährt aber manchmal auf jenem Platze mit sechs Geisböcken herum und man hört ihn um Mitternacht mit der Peitsche knallen. Es ist nicht gut, Nachts an jenem Orte vorbeizugehen, selbst mit Fackeln nicht, denn sie werden Einem ausgelöscht und die Leute dann in der Irre herumgeführt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834. S. 88.)

Der Schatz im Stollenberge.

Im Jahr 1779 diente ein fünfzehnjähriges Hirtenmädchen, welches die Melusine oft gesehen hat, zu Durbach auf dem Eisenbühl. Ein Platz hinter dem Stollenwald heißt „bei den zwölf Steinen," da erschien Melusine dem Mädchen und führte es beim Wolfsloch in den offenen Stollenberg hinein. Da lagen am Eingang drei ungeheure Riesen, mit Speer und Harnisch

*) Vergl. mit dieser Sage die verwandte; Seite 480 dieser Abtheilung.

bewaffnet, und schliefen. Als sie weiter kamen, sahen sie große Kisten und auf jeder saß ein schwarzer Hund. Vor der Melusine sprang aber jeder Hund gehorsam herab und sie öffnete die Kisten mit ihrem Schlüsselbund. Es waren sechs, alle mit Geld angefüllt, welches Melusine dem Mädchen versprach, wenn es sie erlösen wollte. Die Kisten wurden wieder geschlossen und die Hunde sprangen darauf, um sie zu bewachen. Sie gingen nun zu den zwölf Steinen zurück und der Berg schloß sich bei ihrem Ausgang wieder zu. Dort erzählte Melusine dem Hirtenmädchen: „Wenn du 18 Jahre alt bist, kannst du mich erlösen, denn ich bin verwünscht, und will dir all das Gold geben, das du gesehen hast. Schon lange hab' ich auf dich gewartet und geschlafen bis zu deiner Ankunft. Hier bei diesen Steinen mußte erst ein doppelter Tannenbaum aus einer Wurzel sprossen, und als er hundert Jahre alt war, mußten ihn zwei ledige junge Leute am Wunibaldstage umhauen. Der stärkste Stamm wurde auf einem Schlitten hinab ins Thal geführt auf Dagobertstag, und aus den Brettern dieses Stammes deine Wiege gemacht." — Noch oft kam Melusine an diesem Ort mit dem Mädchen zusammen und man sprach im ganzen Thale davon, daß die Verwünschte erlöst werden sollte. Viele Leute gingen zu dem Mädchen und gaben ihm Geschenke zur Aufmunterung, bis endlich der Pfarrer die Leute abmahnte und dem Mädchen mit Kirchenbußen drohete. Da kam die Erlösung nicht zu Stande; wer aber von Sünden rein ist, wird doch zuletzt die Melusine mit ihren Schätzen erlösen.

Das Hirtenmädchen nähte in ihrem späteren Alter um Lohn bei den Leuten und lebte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr still, ließ sich aber nicht mehr ein, diese Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. — Bei den zwölf Steinen sind noch zwei Tannen zu sehen, die aus einer Wurzel entsproßt sind und damals hundertjährig waren. Man heißt sie Melusinen-Baum.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834.)

Der Fuß in der Wand.

(Nachträglich zu den zwei anderen Bearbeitungen derselben Sage. Seite 15 u. 23 dies. Bds.)

Der Staufenberger ritt zu seiner Burg geschwinde;
Wie bald entließ der Graf sein lästig Jagdgesinde!

Zur Ruhe sehnt er sich, er war so müd' geritten;
Er dachte: „Lieb, o Lieb!" — Da kam sein Lieb geschritten.

Sie gab ihm Kuß auf Kuß die kurze Nacht voll Wonne,
Er meint, es wär' der Mond, da schien die lichte Sonne.

Er sprach: „Du bist so schön, wie könnt' ich dein vergessen?
Den lockt kein ander Weib, der solch ein Glück besessen!" —

„„So leicht ist Treue nicht, schlau wird man dich umgarnen,
Drum sey wohl auf der Hut, mein Lieb, ich muß dich warnen!

„„Ich bin kein sterblich Weib, ich bin der Feyen eine,
Mein Reich ist in der Fluth, mein Schloß im tiefen Rheine.

„„Wir lieben Einmal nur, die Liebe nimmer schwindet,
Der muß gar stäte seyn, der sich mit mir verbindet.

„„Bist du ein stäter Mann, will ich dir Freude geben,
Und Reichthum, Ehre, Macht, dazu ein langes Leben.

„„Wenn du die Treue brächst, so müßt' ich ewig klagen,
Du aber siechtest hin und stürbest in drei Tagen.

„„Du sähst nichts mehr von mir, als diesen Fuß, erscheinen,
Du hörtest auch nichts mehr, als mein inbrünstig Weinen."" —

Der Staufenberger schwur, ihr stets getreu zu bleiben,
Er schwur dem schönen Weib, sich niemals zu beweiben.

Sie gab ihm hohen Muth und reiches Gut und Ehre,
Und dacht' er: „Lieb, o Lieb!" — so stand bei ihm die Hehre.

Sie gab ihm Glück und Sieg bei jedem Ritterspiele,
Wenn er die Lanze schwang, so traf er stets zum Ziele.

Wie hat er oft den Dank aus schöner Hand empfangen!
Des Kaisers Töchterlein ergriff ein süß Verlangen.

Sie sprach dem Kaiser zu, der Kaiser sprach zum Grafen:
„Mein junges Töchterlein läßt Liebe nicht mehr schlafen.

„Willst du mein Eidam seyn, so kommt es wohl ins Gleiche,
Ich gebe dir Tyrol und Kärnthen von dem Reiche!“ —

Er sprach: „„Ich bin vermählt, Herr, laßt es Euch vertrauen:
Es ist kein sterblich Weib, die Schönste doch der Frauen.““ —

„So weh dir, theurer Held! mußt ewig seyn verloren,
Bist du dem Geist vermählt und hast ihm Treu' geschworen.

Doch bindet nicht der Eid, der Bischof kann ihn lösen,
Geweihtes Wasser tilgt das Bündniß mit dem Bösen.“ —

Dem Ritter wurde bang, er nahm es sich zu Herzen:
„„Nicht will ich Gottes Huld und Eure Gunst verscherzen!““

Viel Messen lasen sie; der Weihrauch stieg zum Himmel,
Und an die Brüste schlug der Graf im Volksgewimmel.

Man hat die Hochzeit schön und herrlich ausgerichtet,
Viel Rosen hingestreut und Lieder viel gedichtet.

Als es zu Tische ging, wie die Posaunen klangen!
Wie schienen rosenroth die Launen und die Wangen!

Das Pärchen saß vergnügt, die Männer und die Frauen, —
Da ließ sich an der Wand ein seltsam Wunder schauen:

Die Wand blieb unverletzt, doch kam hindurchgefahren
Ein Frauenfuß, so schön, als jemals Füße waren.

Bloß war er bis zum Knie und weiß wie elfenbeinen,
So zarten sah man nie, noch nie so zierlich kleinen.

Auch ward ein Jammerlaut gehört in allen Kammern,
Und in dem Saal zumeist ein Weinen und ein Jammern.

Sie konnten von dem Fuß die Blicke nicht verwenden,
Der Graf erschrack, das Glas zerbrach ihm in den Händen.

Er sah den schönen Fuß, sein Herz zerschnitt das Klagen,
Er sprach: „Das ist mein Lohn, nun sterb' ich in drei Tagen!

„Du, edle Braut, bist frei, mich tödtet bald die Reue;
Wähl' einen andern Mann und halt' ihm stäte Treue.

„Wähl' einen Königssohn, der deinem Stand gebühret,
Du siehst, zu welchem Leid ungleiche Ehe führet!" —

Ins Kloster ging die Braut, das schien ihr gleiche Ehe.
Am dritten Tage brach des Grafen Herz vor Wehe.

K. Simrock.

(Siehe Dessen „Rheinsagen 2c.")

Hanauer Ländchen.

Sage vom Korker Waldgericht.

Merkwürdig ist das Korker Waldgericht, das ehemals mitten im Dorf unter Eichen, die zum Theil noch stehen, gehalten wurde und, nach dem Korker Waldbrief von 1476, folgenden Ursprung haben soll:

„Ein Herr hat geheißen Herr Eppel und seine Hausfrau Uze, seynd gesessen auf Fürsteneck bei Oberkirch; derselbig Herr ist so reich gewesen, daß er Fürstengenoß war, und dieselbig ehelich Gemächt hat gehabt eine einzige Tochter, hat geheißen Jungfer Stesel, dieselbe ist zu Nußbach an einem Tanz gähling gestorben. Zu derselben Tochter Seelenruhe haben sie gegeben Korker Gewälde den Kirchspielen Kork, Bodersweyer und Linx zu rechten Gottesgaben; Wittwen und Waisen, Arm und Reich zu gebrauchen. Umb dieselbe Gottesgabe seynd die drei Kirchspiele Kork, Bodersweyer und Linx uneins geworden, daß Todtschläge deßhalb geschehen."

Zur Beilegung dieser Streitigkeiten nahmen diese Gemeinden anfangs noch Appenweier und Windschläg in Gemeinschaft. Als die Zwistigkeiten doch noch fortdauerten, gab eine hohe Person den Rath: „man solle ein Wucher-Rind nehmen, das ein Farr wär', fünf Jahr alt, und es einstellen Jahr und Tag, daß es Sonn' und Mond nicht sehe, (was auch geschah), dann solle man das Rind führen auf den Hof zu Kork an der

Eichen und wohin es gehe, es seye zu Westerholz oder anderst wohin, soll ein Mark seyn derselben Spanne." — Dies geschah so; und nun wird weitläufig erzählt, was das Rind für einen Weg genommen und wie es mitten in das alte Rheinbett gegangen, sich dort dreimal geschüttelt und wieder umgewendet; und wie es wieder in den Korker Bann gekommen, „da habend die Glocken zu Kork sich selbsten geläutet, und ist das Rind kommen bis auf den Hof zu Kork unter der Eichen und hat ihm daselbst das Herz abgestoßen und dasselbe Rind ist an eine geweihte Statt begraben worden, als ob es ein Christenmensch wäre gewesen. Und so die Herren, die Amtleute und Waldgenossen gesehen haben das große Zeichen von dem unvernünftigen Rindvieh nnd wie dasselbe nach dem Umgang auf dem Hofe sein Herz abgestoßen hat, (so schloßen sie) das gebe Ursach, daß alle Verhandlung wegen derselben Gottesgabe (des Waldes) auf demselben Hofe und nicht weiter berechtigt und vertheidigt werden soll." — Wenn Einer einen Waldfrevel beging, („Wald und Weide verbricht") der soll nur unter folgender Bedingung wieder zur Gemeinschaft kommen: „Er soll zu Kork auf dem Buhl stehen auf einen Sonntag zu Ausgang der Meß und soll bei ihme haben 24 Maaß rothen Wein, 24 Semmelweck, 24 neue hölzerne Becher, darin der Wein seyn soll und soll sprechen: Ich habe Wald und Weide verbrochen und bitte alle Waldgenossen, arm und reich, daß man mich wieder darein laß! — Wenn er das gethan, sollen ihn die von Kork wieder in Wald und Weide lassen, desselben Weins und Brots Jedermann zu essen und zu trinken Macht haben soll."

(S. d. Lahrer hink. Bothen vom Jahre 1815.)

Bischofsheim,

unterscheidet sich durch den Beinamen: „am hohen Steg" von den andern Ortschaften dieses Namens. Vor Zeiten war nemlich ein hoher Steg über dem Helchenbach, der durch den Flecken fließt, angebracht, auf welchem man vermittelst vieler Stufen hinauf und herunter stieg. Die Fuhrwerke mußten durchs Wasser. Hier war die ehemalige Residenz der Grafen

von Hanau. Der letzte derselben wurde da geboren, und das Haus, worin er das Licht der Welt erblickte, steht noch. Es war damals in sehr ärmlichem Zustande, nicht weil es dem Grafen an Geld fehlte, — vielmehr hatte die Amtsschaffnerei sehr reiche Einkünfte, — sondern weil man es damals nicht besser gewohnt war. Indessen fing dieser letzte Graf doch einen größeren Bau an, starb aber noch vor dessen Vollendung. Es ist eine plumpe Steinmasse, woraus man mit vielen Kosten eine Beamtenwohnung zugerichtet hat. Als Residenz hatte Bischofsheim ehemals auch eine eigene Münzstätte und hohen Adel.

L. H. B.

Der Leichenzug zu Scherzheim und das wilde Heer.

Zu Scherzheim bei Lichtenau ist jetzt eine neue Kirche; vordem aber stand eine da, die man für die älteste im ganzen Lande hielt. Viele alte Leute haben an ihr vorüber oft einen Leichenzug von Geistern gesehen. Im Advent bis Weihnachten, wo die Geister gehen, wenn es Nachts 11 Uhr geschlagen, hebt der Zug im Kälbelsgäßel an, voraus mit Kreuz und Fahnen, mit Priestern im Gewande; so gehn sie linker Hand langsam fort, singen dumpfe Lieder, als ob sie einen Todten zur Ruhe brächten, und tragen eine Bahre, über die weiße Tücher gehängt sind. Wenn sie an der Kirche ankommen, so gehn sie rings um dieselbe herum, bis sie wieder an das Thor derselben kommen, wo dann zur linken Seite Alles auf einmal verschwindet. Fuhrleute, die von fernen Gegenden herkommen und nichts von diesen Geistern wissen, haben schon oft diesen Zug gesehen, und im Revolutionskrieg hatten die Oesterreicher Kanonen auf dem Kirchhof und eine Wache dabei; aber der Umgang ließ ihnen keine Ruhe; sie mußten die Kanonen in's Feld stellen und die Wachen aufheben. Im Kälbelsgäßel haust der Teufel manchmal bei Nacht und man hört auch dort das wilde Heer mit gewaltigem Lärme daherbraußen.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. v. J. 1834.)

Renchthal und Seitenthäler.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmburg bei Oberkirch liegt ein Acker, der obigen Namen führt, von dessen Ursprung die Sage Folgendes berichtet:

Frau Judith, die Wittwe des Kastellans von Ulmburg, lebte seit ihres Mannes Tode in einem Häuschen unweit der Burg größtentheils vom Ertrag eines Feldstückes, das ihr zugehörte. Sie hatte nur eine einzige Tochter, Imma, die zum schönsten Mädchen der ganzen Gegend herangeblüht war. Als Imma sechszehn Jahre zählte, bepflanzte Frau Judith einen Acker mit Flachs, den sollte ihr Töchterlein selbst spinnen und die daraus gewobene Leinwand zu ihrer Mitgift aufbewahren.

Es wohnten aber in der Nachbarschaft einige lose Gesellen, die es für bequemer hielten, zu stehlen, als zu arbeiten, und es besonders auf die Plünderung der Feldgüter abgesehen hatten. Der Flachs, den Frau Judith gesäet, war ganz vortrefflich gediehen und der schönste in der ganzen Gemarkung, so daß die Wittwe sich nicht genug ihre Freude darüber ausdrücken konnte. Aber Imma sagte dann jedesmal traurig: „Ach, die Diebe werden ihn gewiß bald davontragen!"

„Da wollen wir ihnen schon einen Hemmbaum vorschieben!" — versetzte die Mutter. — „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst du auswendig, gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es laut her und wie die Diebe das Feld betreten, werden sie festgebannt und können nicht mehr von der Stelle weichen."

Imma lernte den Segen auswendig und als am nächsten Sonntag die erste Festglocke läutete, ging sie hinaus nnd sprach folgendes Bannsprüchlein:

„Dieb oder Diebin, kommet nur an!
Ich bind' euch alle hier mit dem Bann,
Mit dem Herr Christus die Hölle bunden,
Mit seines Leibes heiligen Wunden.

„Es stehn drei Lilien in Blüthe
Auf unsers Herrgotts Grab;
Die erst' ist seine Güte,
Die zweit' sein sanft Gemüthe,
Die dritt' sein göttlicher Will'.
Wer drunter ist, muß halten still,
So lange Gott und ich es will.

„Wohl dreiunddreißig Engel
Die saßen beieinand'
Und pflogen mit Maria
Der Ehren allerhand;
Da sprach der heilge Daniel lieb:
Schaut, liebe Frau, dort kommen Dieb',
Die wollen dein Kind dir stehlen,
Das kann ich dir nicht verhehlen!
Da sprach unsre liebe Frau mit dem Kind
Zu St. Peter: Bind', St. Peter, bind'!
Da sprach St. Peter: ich habe die Dieb'
Schon festgebunden mit einem Band,
Und zwar mit Gottes selbsteigener Hand.
Jetzt mögen sie stehlen, drinnen und draus,
Im Wald, im Felde, Hof oder Haus!"

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne Vertrauen auf den guten Erfolg, der auch nicht lange ausblieb. Denn als sie am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang mit der Mutter auf den Flachsacker hinaus ging, um nachzusehen, fand sie daselbst zwei junge Bursche festgebannt, die sich nicht um ein Härchen von der Stelle bewegen konnten und sich mächtig schämten, in sothane Falle gerathen zu seyn. Laut jammernd flehten sie die Frauen

an, sie doch vom Banne zu lösen; aber obgleich das Herz der Frau Judith nicht arm an Mitleid war, so konnte sie doch die Bitten der Gefangenen nicht erfüllen, weil sie die Lösungsformel vergessen hatte, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um die Gesellen vom Banne zu lösen. Dadurch verbreitete sich die Kunde von dem Vorfalle weit und breit und das Flachsfeld erhielt vom Volke den Namen „der Bannacker."

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden, den Vogesen, und dem Schwarzwalde.")

Der Ring.

Ueber dem Oppenauer Thalgrund erhob sich einst die stattliche Bärenburg, von deren Mauern aber längst nichts mehr sichtbar ist. Bald nach ihrer Zerstörung hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein großer Schatz an Gold und Kostbarkeiten aller Art in einem unterirdischem Gewölbe dortselbst verborgen liege. Einem jungen kecken Edelknechte von dem benachbarten Schloß Bosenstein schwoll das Herz vom Gelüsten, den Schatz zu heben. Ein fahrender Schüler, der damals in der Gegend herumzog, lehrte ihn die zu dessen Beschwörung nöthige Formel, mit deren Spruch er sich wirklich den Eingang in das tiefe modrige Gewölbe öffnete, worin die Ahnen der Bärenburger in ihren Särgen lagen. Er hob verwegen einen Deckel nach dem andern auf, doch lauter Gerippe starrten ihm entgegen und von Kleinodien war nicht das geringste zu erblicken. Endlich fand er im letzten Sarge den noch unverwesten Leichnam einer Jungfrau von Bärenburg, der Letzten ihres Stammes, welcher mit ihr ausgestorben war. Ihren Finger schmückte ein blitzender Diamant und ihren Nacken eine schwere goldene Kette. Rasch nahm ihr der Edelknecht Beides ab und floh damit nach Hause. Doch, noch nicht begnügt mit diesem Funde, stand er schon des anderen Tages wieder im Todtengewölbe, um weitere Nachforschungen anzustellen. Da richtete sich die bleiche, gestern von ihm beraubte Jungfrau langsam in ihrem Sarg empor, faßte plötzlich seine Hand und sprach mit schauerlichem Tone:

„Hast mir den Ring genommen,
Mein Kettlein auch dazu,
Nun bist du mein Verlobter,
Leg' dich bei mir zur Ruh!"

Mit gesträubtem Haare riß der Edelknabe seine Hand aus dem Griffe der ihrigen eiskalten los und stürzte hinaus, fort nach Bosenstein zurück. Doch wenige Tage darauf warf ihn ein Fieber auf die Leichenbahre.

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden 2c. 2c.")

Allerheiligen's Stiftung. *)

So sprach Frau Uta, die Herzogin:
„Ich will ein Kloster stiften,
Ihr Räthe, sagt, wo stell' ichs hin?"
Da gabs viel Reden und Schriften
Voll „sintemal" und „alldiweil,"
„Inmaßen" und „derowegen."
Fast Jeder suchte das Gegentheil
Vom Andern darzulegen. —
„So wird mein Wille nie zur That,
Der Nebel immer dichter;
Geht, holt mir einen klügern Rath,
Der sey des Zweifels Schlichter!" —
Ein Esel wars. Den schickt sie hinaus,
Bepackt mit reichen Schätzen:
„Nun, lieber Getreuer, such mir aus
Den besten von allen Plätzen!"
Rath Langohr schleicht im trägen Gang,
Dem weiland amtsgemäßen,
Als wär' er all sein Leben lang
Herzoglicher Rath gewesen.
Bald wirds ihm heiß auf seiner Bahn,
Die Thäler glühn und dampfen,
Ein grimmig Dürsten fällt ihn an,
Drob hebt er an zu stampfen;

Doch kaum hat seines Hufes Schlag
Den lockern Grund getroffen,
Da sprudelt ein klarer Quell zu Tag,
Da hat er sich satt gesoffen.
Und weiter schleppt er seinen Sack,
Bis an des Felsens Schiefe
Er jählings seinen schweren Pack
Wegschleudert in die Tiefe.
„Freund Langohr, klug ist dein Entscheid!
Hier unten will ich bauen;
In wilder Bergeseinsamkeit
Soll man das Kloster schauen.“ —
Und so nach Eselsrath ward dort
Sogleich auf der Frau Uta Wort
Der Klosterbau begonnen
Und rasch vollführt; nah diesem Ort
Fließt noch der Eselsbronnen.

Zuletzt noch eine gute Lehr'
Für Alle, so dies lesen:
Des Esels Rath frommt öfters mehr
Denn hochgelahrtes Wesen.

Eduard Brauer.

*) Die fromme Frau Uta, Tochter eines Grafen von Calw, und die Gemahlin eines Herzogs aus dem Geschlecht der Welfen, bewohnte die Schauenburg, deren Trümmer von einem hohen Felsenblocke auf einem Berge nahe beim Städtchen Oberkirch heruntersehen. Die Schauenburg hat ihren Namen nicht umsonst; denn von hier aus genießt man einer wundervollen Fernsicht ins Rheinthal und die Gebirge. Daß sie diesen Namen deßhalb erhalten, weil die Straßburger sie einst vergeblich belagerten und beim Abzuge sich selbst zum Hohne gesagt hätten: „Wir schauen an die Burg!“ ist wohl nur aus der Luft gegriffen.

Allerheiligen's Ende.

Adels-Preis und Herrlichkeit,
Priestermacht und Glanz verbleichen,
Denn im West mit blutgen Zeichen
Steigt empor die neue Zeit.

Auch Frau Uta's Gotteshaus
Ist dem Untergang verfallen,
Traurig aus den Klosterhallen
Zieht der Mönche Schaar hinaus.

Und des Hauses Gründerin,
Uta, schwebt herab zur Erde;
Was aus Allerheil'gen werde,
Forscht sie mit betrübtem Sinn.

Sieh, da pflegen just die Herrn
Rath mit hochgelehrten Mienen:
Wie der Bau nun möge dienen,
Ob als Strafhaus, als Kasern'?

Reden, schreiben hin und her
Mit bedächt'ger Ueberlegung,
Ziehen gründlichst in Erwägung
Dieser Das und Jenes Der.

Uta hört geduldig lang,
Wie die Herren sich verklügeln,
Doch nicht länger mag sie zügeln
Ihres Unmuths heißen Drang.

Von des Schwarzwalds Felsensitz
Gießt sie finstre Wetterschauer:
Weh! des Klosters höchste Mauer
Spaltet ein gewaltiger Blitz!

„Nun ihr Herren! mit Verlaub,
Sparet euch des Rathens Mühen!“ —
Flammen zischen, Funken sprühen,
Und das Kloster sinkt in Staub.

Eduard Brauer.

*) Dieses Gedicht bildet das Gegenstück zu dem vorstehenden. Nicht minder außergewöhnlich und bemerkenswerth als dessen Gründung (nach der in der Klosterchronik aufbewahrten Sage) war auch das Ende des Klosters. Im Jahr 1803, als kaum die Mönche das Kloster verlassen hatten, und man darüber sich berathschlagte, zu welchem Zwecke das Ge-

bäude nun verwendet werden sollte, (als Correctionshaus, Spinnerei, Kaserne 2c. 2c.) ward es vom Blitze getroffen und brannte gänzlich nieder. Nur die Kirche blieb stehen. (Vergl. Kolbs Lexikon und das Universallexikon von Baden.)

Allerheiligen.

Die Felsenkirche.

Nach der ehemaligen Abtei **Allerheiligen** führt, von Oppenau her, der Weg durch ein wildes Thal aufwerts. Nicht weit davon liegt, auf einer einsamen Waldstelle, ein riesiger Felsen, der beinahe die Form einer halbzerfallenen Kirche hat. Wirklich soll er auch in uralten Zeiten eine Kirche, und zwar eine der ersten christlichen Kirchen des Landes gewesen seyn, die ein edler Alemanne gestiftet habe. Von diesem geht folgende Sage:

Er hinterließ sieben Töchter, die eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg miteinander in tiefer Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila, die Geißel Gottes genannt, mit seinen unzählbaren wilden Horden an den Rhein kam, um auch Gallien zu überschwemmen. Er ließ eine ungeheure Menge Flöße bauen, um darauf überzusetzen. Von den Haufen, die ausgeschickt wurden, um das nöthige Holz dazu im Schwarzwalde zu fällen und herbeizuschaffen, kam einer durch Zufall auf die Burg, wo die Schwestern hausten. Diese rohen Kriegsmannen ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit, und wollten ihren frechen Begierden freien Zügel lassen. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; aber sie waren augenblicklich entschlossen, ersteren vorzuziehen. Da rieth ihnen ein alter getreuer Diener, sich gegen Abend durch einen unterirdischen Gang in die Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er hoffte, bis dahin die wüsten Gesellen beim Trunke hinhalten zu können und meinte, sie würden nicht so leicht darauf verfallen, auch in die Kirche zu dringen, die hinter einem Wäldchen ziemlich versteckt lag. Die sieben Schwestern befolgten die-

sen Rath und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht bemerkt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Diese stürzten wutherfüllt nach der Kirche; als sie aber deren fußdicke eichene Pforte verriegelt fanden, fällten sie einen jungen Tannenstamm, um damit wider dieselbe Sturm zu rennen und sie zu sprengen. Doch als sie vom Walde zurückkehrten, um dies Vorhaben auszuführen, war der Eingang zur Kirche nicht mehr zu finden. Nirgends eine Spur mehr von einer Pforte; sogar die Fenster und anderen Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, jedoch nur als ein mächtiger, undurchdringlicher Fels, aus dessen Innern leis und schauerlich ein Psalmenchor jungfräulicher Stimmen ertönte.

Noch vernimmt zuweilen der einsame Thalbewohner in stillen Nächten liebliche Gesänge, die aus dem Felsen zu erklingen scheinen, und das Herz mit frommem Sehnen erfüllen.

August Kopisch hat obige Sage kurz und kräftig gesungen, wie folgt:

Die Felsenkirche.

Die wilden Hunnen werfen den Knecht:
„Wo sind die Fräulein? sag' es recht!" —

„„Die sieben Fräulein sind entflohn
Zur Kirch' und beten zu Gottes Sohn.""

Die Hunnen rennen zur Kirche dar,
Der Kirche Thür' verschlossen war.

Die Hunnen fällen die hohe Tann
Und rennen wider die Thüren an.

Die Fräulein zu Maria schrei'n,
Die Kirche wird ein Felsenstein.

Der Wandrer, der vorüber zieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.

Eine Reihe von Felsen in der nächsten Umgebung dieser Felsenkirche wird jetzt noch die „Siebenschwesterfelsen" genannt; nahe dabei erhebt sich ein anderer Felsen „der Reitersprung". (Siehe die folgende Sage.) Dieser Punkt wird vom „Känzele", einer Felsenhöhle aus, am besten gesehen.

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden &c.")

Der Reitersprung.

Unweit des Klosters Allerheiligen rauscht die Lierbach in einem schauerlichen Abgrunde über gewaltige Felsen und Steinblöcke. Den Neugierigen, der an den Rand der Klippen tritt und in die jähe Tiefe hinabschaut, faßt plötzlicher Schwindel. Ein einziger Fehltritt — und unvermeidlicher Tod wäre das Loos. Bis hierher verfolgten im dreißigjährigen Kriege einige Oesterreichische Reiter einen Schwedischen. Da der tapfere Flüchtling hier keinen Ausweg mehr sah und eher Alles versuchen wollte, als sich gefangen geben, trieb er rasch sein Pferd zu einem gewaltigen Sprung über den breiten, grausigen Abgrund. Allein dem bereits erschöpften Thiere fehlte die nöthige Kraft; es sprang zu kurz, und Roß und Reiter zerschellten an den Klippen der Tiefe.

(S. „Sagen aus Baden und der Umgegend.“ Carlsruhe 1834.)

Der Zigeunerwald.

Unfern des Eselsbrunnens*) bei Allerheiligen liegt der Wald dieses Namens. Vor Zeiten hauste darin eine Schaar Zigeuner, die gleichsam eine Kolonie bildeten, in der Umgegend ihr Diebs- und Wahrsagersgewerbe trieben und das Gestohlene in der 50 Schuh langen Felsenhöhle (noch jetzt die Zigeunerhöhle genannt) verwahrten. Die Mönche der Abtei Allerheiligen duldeten aber das Völkchen gern in ihrer Nähe, ja sie nährten und pflegten dasselbe, weil es dem einsam gelegenen Gotteshause als Schutz und Wache diente.

(S. das Universallexikon vom Großh. Baden. S. 22.)

(Ausführlicheres über Allerheiligen und die Herzogin Uta findet sich anmuthig erzählt in Jos. Bader's „Badenia,“ dritter Jahrgang S. 246 u. ff.)

---

*) Bei diesem Brunnen fand sich noch ein Stein mit der Inschrift:
„Anno 1196
Ward hier ein Esel durchgeführt,
Von dessen Huf der Quell herrührt.“

Acherthal und Seitenthäler.

Türenne's Fall. *)

Anstatt der Thürme, die gefallen,
Der muntern Städte, die verbrannt,
Siehst du die weißen Fahnen wallen
Von rauher Lager Zeltenwand.
Die blanken Glieder der Musketen
Erstehen statt der Silbersaat;
Statt goldner Aerntewagen treten
Der Reiter Reih'n der Gaue Pfad.

Statt Glockentons zu frommem Flehen,
Erschallt die Trommel zu dem Streit.
Der schwarze Wald von seinen Höhen,
Er trauert um des Landes Leid;
Es steht der Held am Eichenbaume
Vor reichgeschmücktem Führerschwarm,
Und streckt nach seinem Siegesraume
Den Feldherrnstab mit stolzem Arm.

So weit des Helden Augen reichen,
Kein Feindeshaupt bis an den Rhein;
Sie stäubten hin vor seinen Streichen
Und Teutschlands Paradies ist sein.
Er hebt in seines Ruhms Gedanken
Die Stirne freudig himmelan;

Der Thränen Millionen sanken,
Damit ein Stolzer lächeln kann.

Fällst du so willig, teutsche Ehre,
Verbirgst dein Volk in Wald und Schlucht,
Mit Weibergrimm und feiger Zähre?
Hat dich dein Gott im Zorn verflucht?
Dir stehn allein noch deine Eichen,
Zerschlagen liegt dein treuer Heerd.
Doch deines Baumes Schatten reichen
Ein Thronbach Dem, der dich entehrt.

Horch, wie es dröhnt im greisen Aste!
Den Fluch im tausendjähr'gen Arm
Schlägt er herab nach seinem Gaste,
Gibt ihm den Tod für Schmach und Harm.
Des Helden Stirne liegt zerbrochen; —
Bald bricht, o Volk, dein fremdes Joch!
Es hat dein alter Gott gesprochen
Im Braußen deiner Eichen noch.

Georg Rapp.

*) Das Denkmal des Marschalls Türenne, — ein großartiger Obelisk von Granit, — steht bei dem eine halbe Stunde von Achern entlegenen Dorfe Sasbach. Im Jahr 1675 stunden sich hier die Heere der Oesterreicher unter Montecuculi, und der Franzosen unter Türenne lange unschlüssig gegenüber und es wollte zu keiner rechten Schlacht kommen. In dem kaiserlichen Heere befand sich auch der Markgraf Hermann von Baden. Eine bisher noch nicht widerlegte Erzählung sagt: Türenne, welcher einen Schimmel ritt, habe einen Platz recognoscirt, wohin er sein Geschütz aufführen zu lassen beabsichtigte. Der Markgraf, der eine Batterie befehligte, und ihn bemerkte, habe nun einen seiner Kanoniere gefragt, ob er sich getraue, Jenem dort auf dem Schimmel eine Kugel zu senden? Gleich habe der Kanonier sein Geschütz gerichtet und die gefeuerte Kugel traf in eine Eiche dicht über Türennes Haupt, und der stürzende Ast zerschmetterte den Helden.

Anm. des Herausg.

Das Brigittenschloß.*)

Oestlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal steht, erhebt sich ein hoher steiler Bergkegel, von dessen Spitze noch die wenigen Trümmer des sogenannten Brigittenschlosses herabsehen.

Der Sage nach soll in uralten Zeiten das Schloß tiefer und zwar an der Stelle gestanden haben, wo jetzt das Landgut Aubach liegt. Damals wohnte dort, wie es heißt, eine Edelfrau, Namens Brigitte, welche, eine Meisterin in allen höllischen Zauberkünsten, die ganze Umgegend oft mit Seuchen, Ueberschwemmungen, Hagel, Insekten und anderen Plagen heimsuchte, je nachdem ihr böses Gelüste sie dazu trieb. Darob war das Volk gewaltig gegen sie erbittert und als einst ein furchtbares Gewitter den ganzen Jahressegen des Feldes zerstört hatte, schaarten sich die Bewohner der umliegenden Dörfer und Höfe zusammen und zogen, mit Sensen, Dreschflegeln, Heugabeln, ꝛc. Einige sogar mit Bogen und Streitärten bewaffnet, rachebrüllend gegen die Burg der Frau Brigitte. Dem Zuge voran wurde ein Kreuz getragen, das man aus einer Kirche genommen, als sicherster Wetterableiter alles Herenspucks, womit sich die schlimme Here zur Wehre setzen könnte.

Als der tobende Haufen bei der Burg anlangte, fand er die Zugbrücke aufgezogen und alle Zugänge dicht verrammelt; auf den Wällen und Zinnen aber sah man eine Unzahl kleiner grauer Männlein, die eher Affen, als Menschen glichen, geschäftig hin und her wimmeln. Die meisten Bauern überlief bei diesem Anblick ein Grauen, doch ein junger Mönch, der sich dem Zuge angeschlossen hatte, fachte ihren erlöschenden Muth wieder zu neuen Flammen an durch die Versicherung: daß Alles nur teuflisches Blendwerk sey, das augenblicklich verschwinden müße, sobald Jeder das Zeichen des heiligen Kreuzes dagegen mache; sie sollten daher bei Anbruch der Nacht in Gottes Namen getrost auf die Burg Sturm laufen.

Als alle Verkehrungen dazu getroffen und die Belagerer, von ihren Wachtfeuern umlodert, eben im Begriff waren, die

*) Burgruine im hintersten Theile des Sasbacher Thales, vom Städtchen Achern ein und eine halbe Stunde östlich.

Burg im Sturm zu nehmen, sahen sie plötzlich auf dem Thurme derselben drei blaue Flämmchen im nächtlichen Dunkel herumtanzen. Gleich darauf gesellte sich Frau Brigitte zu denselben, einen Zauberstab in der Hand, den sie nach den vier Weltgegenden ausstreckte, während sie mit lauter Stimme eine Zauberformel dazu sprach. Kaum war sie damit zu Ende, als der Boden unter ihnen erbebte, ein fürchterliches Geheul durch die Luft erscholl, die Sterne verloschen und mit einem Knall, als wolle die Erde bersten, der ganze mächtige Bau des Schlosses sich aus der Tiefe seines Grundes losriß und, von unsichtbaren Gewalten getragen, auf die höchste Spitze des Berges schwebte, wo es sich so festsetzte, als wär' es schon vor uralter Zeit auf dieser Stelle gegründet worden. Erstarrt vor Entsetzen schauten der Mönch und die sturmlustigen Bauern diesem Zauber nach, aber ihr Schrecken wurde, wo möglich, noch größer, als das Herenweib ihnen vom Thurme herab zurief: „Solltet ihr euch vermessen, mich auch hier auf meiner neuen Wohnstätte zu beunruhigen, so werde ich eure Wohnungen, sammt Allem, was darin ist, ebenso wie meine Burg, durch die Lüfte forttragen und in den Rhein oder Bodensee hinab versenken lassen!" — Der ganze Haufe rannte nun nach Anhörung dieser gräßlichen Drohung, so schnell ihn nur die Füße trugen, nach seinen Wohnungen zurück und eine lange Zeit verging, ohne daß irgend ein Mensch den Muth gehabt hätte, den Berg wieder zu besteigen, von dessen Gipfel das gespenstige Schloß herabstarrte. Ohngefähr sechzig Jahre später verirrte sich ein Mägdlein, das Erdbeeren sammelte, bis vor den Eingang der Burg, deren Mauern sie vor dem ringsherum stehenden dichten Gebüsche nicht gleich gewahr geworden war. Da sah sie plötzlich eine schwarzverschleierte, weibliche Gestalt hervortreten, die einen goldenen Schlüssel in der Hand hielt und ihr winkte, mit zu kommen. Das Mädchen aber rannte mit einem Schreckensgeschrei davon und den Berg wieder herab. Bald darauf zerfiel die Burg Mauer für Mauer und als einige Jäger es einmal wagten, in die Ruine zu dringen, fanden sie nichts darin als einen Haufen menschlicher Gebeine und unzählbare Schaaren von Eulen und Fledermäusen.

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden rc. rc.")

Brigitta von Hohinrot.

(Zweite Sage vom Brigittenschloß.)

Was sinnt das hohe, stolze Weib,
Im Bogengang um Mitternacht?
Sie hebt im Zorn den edlen Leib
Und öffnet eine Pforte sacht.

Sie steht vor ihrer Liebe Mann,
Der ruht im Arm der Dirne hold;
Sie winkt der Magd zu sich heran:
„Ich zahle dir den Buhlersold!"

Da kehrt ihr Herr die Schaam in Wuth;
Am scharfen Dolche bebt sein Arm,
Ihr hoher Busen sinkt im Blut,
Ihr stolzes Auge bricht im Harm.

Den Frevel schaut die Mondesgluth
Und rührt gelind die Starre an;
Sie wascht sich ab ihr klebend Blut
Und wankt hinaus auf öder Bahn.

Sie hüllt die welkende Gestalt
In tiefe Klosterschleier ein,
Und baut im weltverschwiegnen Wald
Ein Hüttendach der stummen Pein. —

Der Gattenmord hat keinen Trost
Und Reue wandelt sich in Fluch.
Er flieht, gerichtet und erboßt,
Ihn treibt ihr Blut wie Zauberspruch.

Er haut den Feind und schlägt den Freund,
Besäet mit Blut den Räuberlauf;
Die Flamme steigt, wo er erscheint,
Doch rother steigt ihr Blut ihm auf.

In Trümmer bricht sein stolzes Schloß,
Ihm schreit der Fluch des Volkes nach,

Ihn hetzt der Hunde lauter Troß,
Ihr Blut schreit lauter als die Schmach.

Er stürzt sich von der Felsenwand,
Er stürzt sich in den Strom hinab,
Der wirft ihn schaudernd an den Strand,
Die Erde beut ihm auch kein Grab.

Er knirscht zerschellt im öden Wald,
Sein Haupt umrauscht der Raben Flug;
Der Sturm der düstern Wüste hallt,
Verschleiert naht ihm, die er schlug.

Und als er stirbt in ihrem Schooß
Enthüllt sie mild ihr Angesicht,
Und sanfte Thränen brechen los,
Da ihm das Herz im Frieden bricht.

Georg Rapp.

Das Brigittenschloß. (Hohinrot.)

(Andere Version.)

In drei Romanzen.

1.

Im Walde steht verborgen
Das kleine Siedlerhaus;
Der Greis tritt früh am Morgen
In Gottes Welt hinaus;
Sein Glöcklein, angeschlagen,
Verhallt im blüh'nden Bann,
Da schwingt sich über'n Hagen
Ein kecker Jägersmann.

„Sey mir willkommen, Alter!"
— So grüßt der Jäger frisch —
„Leg' heute Kreuz und Psalter
Und Gürtel auf den Tisch,
Und zeig' mir, frommer Degen,
Was du vor Zeiten warst,

Du Held, vor dessen Schlägen
Manch stolzer Scheitel barst!

„Da ließest du die Mette,
Das Kreuz, des Teufels seyn,
Griffst in manch Ehebette,
In manchen Pferch hinein,
Warst tapfer auf der Meute,
Frugst nichts nach Recht und Pflicht; —
Zum Ritter sprech' ich heute,
Des Mönchleins acht' ich nicht.

„Du willst mein Wappen kennen?
Frag', Alter, ohne Noth!
Man wird mit Schall dir nennen
Den Herrn von Hohinrot,
Den mehr, als Kreuz und Klause,
Jagdlust und Minne reizt,
Doch dem sein Weib zu Hause
Die Hölle gut geheizt.

„Die Hölle, ja die Hölle,
Die Eh' ist mir verhaßt!
Das, Mönchlein, ist die Quelle,
Die nichts als Jammer faßt.
Ein Weib ist unerträglich
Das kalt für Minnescherz,
Nur von Gebeten kläglich
Hat immer voll das Herz.

„Drum höre meine Bitte:
Wenn heut am Abend spat
Mein eisig Weib Brigitte
Sich deiner Zelle naht:
Sey taub für ihre Klagen,
Wirf ab den Schafpelz gleich,
Und öffn' ihr ohne Zagen
Das Thor zum Himmelreich.

„Du hast mein Wort begriffen?
Dies Schwert, so glatt und fein,
Das ist ein scharf geschliffen
Blank Himmelsschlüsselein;
Das stoß' ihr in das kalte
Lieblose Herz hinein" —
Voll Grauen ruft der Alte:
„„Herr! Herr! das kann nicht seyn!""

„Ha, keine Gegenrede,
Fürcht' Alter, meinen Zorn!
An meinem Grimm geht jede
Bedenklichkeit verlor'n!" —
Mit diesen Worten wieder
Davonsprengt der Barbar;
Der Greis sinkt betend nieder
Vor seinem Felsaltar.

2.

Nach Hohinrot, dem Schlosse,
Ziehn heut von Nah' und Fern
Mit schmuckem Dienertrosse
Die Grafen und die Herrn.
Der Zwerg späht in die Runde
Vom hohen Burgaltan,
Und sagt zu jeder Stnnde
Viel neue Gäste an.

Der Mönch, der ist verschwiegen,
Und stumm die Todten sind,
Die grünen Zweige wiegen
Sich wortlos in dem Wind;
Der Wald im lust'gen Maien
Spricht nichts von Mord und Tod,
Drum keck die Dirne freien
Darf Herr von Hohinrot.

Die Geiger auf den Brettern
Die fiedeln frohe Weis',

Die Hörner lustig schmettern,
Die Becher gehn im Kreis;
Der Saal, geschmückt mit Kränzen,
Faßt kaum die wilden Reih'n,
Und tausend Lichter glänzen
Tief in die Nacht hinein.

Der Herr geht durch die Hallen
Reulos, mit frohem Sinn,
Sein Blick ruht mit Gefallen
Auf seiner Buhlerin.
Er grüßet Jung und Alte;
Wo blieb des Festes Preis,
Wo blieb der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis?

Und horch! da dröhnt die Pforte
In ihren Angeln jach,
Ein Greis tritt ohne Worte
Ins festliche Gemach.
Er führt an seiner Rechten
Ein Weib, so stnmm und bleich,
In milden Sommernächten
Dem stillen Monde gleich.

Es geht ein seltsam Grauen
Dem Pilgerpaar voran,
Und alle Blicke schauen
Zum hohen Greis hinan.
Doch sieh, man kennt ihn balde!
Die Mähr' fliegt durch den Kreis:
„Das ist der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis!“

Der reckt sich hoch und höher
Und droht mit finstern Brau'n,
Er steht, als wie ein Seher
Der Urwelt anzuschau'n;
Sein Blick in tiefster Feier
Durchblitzt die Reihen dicht,

Drauf lichtet er vom Schleier
Der Pilgerin Gesicht.

Da dröhnt aus Saales Mitte
Ein Schrei, entsetzlich fast:
„Brigitte! weh, Brigitte! —
Wer lud den Tod zu Gast?"
Des Alten Blick im Reigen
Ins Herz dem Grafen bohrt,
Da bricht sein Mund das Schweigen,
Da schallt sein Donnerwort:

„„Heraus, du Mann von Eisen!
Dir droht ein Mönchlein nur!
Nun wird sich's keck erweisen,
Wem Unrecht widerfuhr.
Laß deine Zornglut lodern!
Die Todten kommen nicht,
Die Lebenden, sie fordern
Dich, Sünder, vor Gericht.

„Die du aus deinem Hause
Verbannt, verstoßen hast,
Sie fand in meiner Klause
Im fernen Walde Rast;
Der Herr, der Hort der Armen,
Gab ihr ein gut Geleit,
Der Wald hielt voll Erbarmen
Ihr Speis' und Trank bereit.

„Nun magst dein Schwert du zücken,
Wenns dich entsünd'gen kann!
Es steht vor deinen Blicken
Ein waffenlöser Mann;
Reiß' ab ihm die Kapuze,
Schau' ihm ins Aug' hinein,
Sein Haupt ist, dir zum Trutze
Von Mord und Blutschuld rein!" —

Schwer traf die Donnermahnung
Des frechen Räubers Ohr,
Er steht voll banger Ahnung
Und rafft sich jach empor;
Er stürzet aus dem Saale,
Er eilet ohne Rast
Und birgt in tiefem Thale
Des Herzens Schuldenlast.

Er kann nicht Ruh' mehr finden,
Kein Stern hellt seine Bahn,
Es klammern alle Sünden
Sich seinen Fersen an.
Gejagt, gepeinigt tost er
Durch Kluft und Haideland,
Bis er in fernem Kloster
Ein friedlich Obdach fand.

3.

Auf Hohinrot, dem Schlosse
Da ists so still umher,
Da wiehern keine Rosse,
Da blinkt kein Jägerspeer.
Ein Kirchlein von der Halde
Begrüßt die Gau'n im Kreis,
Drin dient der Mann vom Walde
Der fromme Siedlergreis.

Es wehet von der Zinne
Kein stolz Panier fortan,
Es schallt kein Lied der Minne
Vom hohen Burgaltan.
Ein Kreuz strahlt ob den Thoren
Vergoldet in die Fern,
Das Herz, das viel verloren,
Sucht seinen Schöpfer gern.

In frommer Schwestern Mitte
Dient Ihm, der Welt entrafft,

Die Büßerin Brigitte
In tiefer Klosterhaft.
Des Gatten Schuld zu wenden
Beut sie den reichen Schatz,
Das Gold mit vollen Händen
Den Armen zum Ersatz.

Den Wittwen und den Waisen,
Den Kranken in der Rund,
Die sie als Mutter preisen,
Thut sich ihr Segen kund;
Die Dörfer kommen alle
Zu knie'n an ihrem Herd,
So ward sie bald mit Schalle
Als Heilige verehrt.

Wohl ist das Schloß zerfallen,
Wohl steht der Thurm verwaist,
Doch ob den öden Hallen
Schwebt noch Brigittens Geist.
Wohin dein Auge schaue,
Ihr Segen schmückt das Land,
Drum wird die Burg im Gaue
Brigittenschloß genannt.

Friedrich Otte.

Der Burggeist auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo sich Türenne's Denkmal erhebt, zieht sich das Gebirge hinauf ein wildromantisches, aber starkbevölkertes Thal, das Kapplerthal, das von einem kräftigen, kühnbeherzten Menschenschlage bewohnt wird. In dieses Thal schaut von einer Anhöhe das Schloß Rodeck herab, von welchem noch folgende Sage sich erhalten hat.

Zur Zeit des Bauernkrieges hatte auch dieses Schloß seinen eigenen Burggeist, der aber ein gutmüthiger Knirps war und gar nichts übel nahm, außer wenn man über seine Gestalt spottete oder irgend etwas Unrechtes verübte. An der Familie von Rodeck hing er mit aufrichtiger Liebe, und als der Burgherr

eines Tages keinen Rath mehr wußte, sein Schloß und seine Lieben noch länger vor der Uebermacht der schon nah heranstürmenden aufrührerischen Bauern zu sichern, vertraute ihm der getreue Zwerg, er habe tiefer im Gebirg eine Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, deren Eingang aller Welt verborgen läge und nur durch Zufall aufgefunden werden könne. Dahin rieth er dem Rodecker, sich mit seiner Familie und dem Besten seiner Habe zu flüchten, dabei auch den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln nicht zu vergessen.

Der Vorschlag wurde mit freudigem Dank angenommen. Die meisten Knechte hatten bereits das Schloß verlassen und waren, in der Hoffnung, ihre Habsucht zu befriedigen, den beutemachenden Bauern zugelaufen, und auf die Treue der wenigen noch Zurückgebliebenen konnte der Ritter fest bauen. Die Wanderung ins Gebirge mit Weib, Kind und Hausgesinde nach dem bezeichneten Platze geschah bei tiefer Nacht; nur der Zwerg weigerte sich mit zu gehen und bestund hartnäckig darauf, man solle ihm die Hut des Schlosses anvertrauen. Der Rodecker willigte lächelnd ein, denn es war vorauszusehen, daß seine Burg dem Ueberfall von den Bauern doch nicht entgehen würde.

Kaum hatten die flüchtigen Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg in aller Eile die Laufgraben mit Wasser füllte und die Thorbrücke aufzog. Schon Tags darauf erschien ein bewaffneter Bauernhaufe und forderte das Schloß zur Uebergabe auf; als aber nirgendsher Antwort erfolgte und sie doch Alles im besten Vertheidigungsstande fanden, besorgten sie eine dahinter steckende Kriegslist, beschlossen aber nichts desto weniger, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und sodann Sturm zu laufen. Sogleich wurde Hand ans Werk gelegt und bereits stunden die nöthigen Leitern und Geräthe zum Sturm in Bereitschaft, als man plötzlich aus den benachbarten Seitenthälern den Schall von Trommeln und Pfeifen, immer näher und näher kommend, vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg oben auf der Thurmwarte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel Todesangst; sie wähnten nicht anders als, das ganze schwäbische Bundesheer rücke heran, und ergriffen so schleunig als möglich die Flucht. Und auch als sich später herausstellte, daß die ganze Gegend

weit und breit umher leer sey von den Truppen sowohl der Städte, als der Fürsten, wagten sich doch die Bauern nicht mehr in die Nähe dieses Schlosses, da der Glaube, dasselbe sey verzaubert, feste Wurzel in ihnen geschlagen hatte. Sonach blieb die Burg, Dank ihrem guten Geiste, von allen Schrecknissen des Bauernkrieges verschont und die Familie fand, als der Frieden ihr die Rückkehr nach Rodeck gestattete, Alles in der Burg noch in derselben Ordnung, wie sie es verlassen hatte.

Aloys Schreiber.

Der Retter von Rodeck.

(Metrische Version der vorstehenden Sage.)

Nun soll es erklingen das lustige Spiel
Vom Zwerg in dem Schlosse zu Rodeck!
Einst nahmens die Bauern im Kriege zum Ziel,
Da faßte den Grafen ein Todschreck.
Die Freunde, die Besten, sie waren entflohn;
Die Knechte, verschmähn'd den verheißenen Lohn,
Gehn über zum Bund der Verschwornen.
Schon zählt er sich zu den Verlornen.

Der Treuste von Allen, ein drolliger Wicht,
— Kaum maß er drei Fuß bis zum Schopfe —
Mit röthlichem Barte, mit Runzelgesicht,
Und mächtigem Höcker und Kopfe:
Der trat nun in rasselndem Harnisch und Helm,
Mit sporenumklirrten Kanonen, der Schelm,
Gar fein salutirend zum Ritter:
„Was grämt Ihr und härmt Euch so bitter?

„Vertraut mir, Gebieter! Ich hab' es Euch Dank,
Daß einst Ihr mich wiegtet im Holzschuh,
Wo, gütlich bewirthet mit Speise und Trank,
Ich pflegte vergnüglich und stolz Ruh.
Längst bin entwachsen der Schaukel, ein Held!
Ja, glaubt nur, ich tummle mich tapfer im Feld:
Ameis' im Galoppe zu reiten,
Menestratus lehrt' michs vor Zeiten.

„Wie Demas auf Spinnengeweben, fürwahr,
So künstlich zu tanzen auch wag' ich;
Wie Marculus, traun, mit dem Kopfe sogar
Sonnstäubchen zu spießen vermag ich.*)
Kurz: gebt mir, ich bitte, die Burg da in Hut!
Brav wird sie vertheidigt, da steh' ich Euch gut;
O säumt nicht, schon wälzt sich im Trotte
Thaleinwerts die feindliche Rotte!"

„„Was fabelst du, närrischer knirpsiger Daus?""
Kopfschüttelt der Ritter von Rodeck.
„„Du wolltest bestehn mit dem Feinde den Strauß,
Auffordern zur Rache den Tod keck?"" —
„Das will ich, drum bin ich in Eisen und Stahl!
Jetzt macht aus dem Staub Euch mit Kind' und Gemahl!
Dies Zweiglein . . . . an felsiger Stelle
Erschließt's Euch die wohnlichste Zelle."

Der Graf mit den Seinen ergreifet die Flucht,
— Dumpf wirbeln die Trommeln von ferne —
Durch heimliche Gänge zur felsigen Schlucht
Gelangt er im Schimmer der Sterne.
Kaum hat er berührt mit dem Zweig das Gestein,
So ladet ein Zaubergewölbe sie ein
Zu lecker bereitetem Mahle,
Da funkelt der Wein im Pokale.

Wie schmauset und zechet das Gräflein mit Lust!
Er fragt nicht, bei wem er zu Gaste;
Ihm schmiegt sich sein jugendlich Weib an die Brust
Im strahlenden Gnomenpalaste.
Die Kinder, sie jubeln, — o selige Nacht!
So sind sie entschlafen, so sind sie erwacht,
Derweil vor dem stürmenden Trosse
Sich rüstet der Zwerg auf dem Schlosse.

Rings füllt er mit Wasser die Gräben sofort,
Aufzieht er die wuchtige Brücke;

*) Siehe die Anmerkung am Schluß!

Den Breschbatterieen der Bauern zum Tort,
Hoch pflanzt auf den Wall er die Stücke.
Der Ruf: „es ergebe die Burg sich!" ertönt.
Drauf schallend Gelächter. — Man glaubt sich verhöhnt,
Argwöhnet verderbliche Kriegslist
Im Trotz, der so sicher des Siegs ist.

Zur That doch befeuert der Führer die Schaar;
Es schmettern die Hörner zum Sturme.
Nun krachen die Böller, es wächst die Gefahr —
Da sieh! auf der Warte vom Thurme
Stolzieret in rasselndem Harnisch und Helm
Mit sporenumklirrten Kanonen der Schelm,
Aufschlagend entsetzliche Lache!
Dem Feind ist unheimlich die Sache.

Und schwellender gellt sein Gelächter zu Thal,
Und gellender schwillts in die Runde,
Da hallts wie Drommeten und Trommeln zumal
Als Echo vom waldigen Grunde.
Wie macht so ein Thürmer die Bauern verdutzt!
Flugs haben die Stürmer die Platte geputzt
Bergunter die Kreuz und die Quere
Aus Angst vor dem schwäbischen Heere. —

So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß
Die Burg in dem Kriegesgewitter.
Gekehrt aus dem Berge der Graf in sein Schloß,
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter.
Das hat mit dem Rath ihn, dem klugen, bedacht:
„Zwar hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ists Euere Sache,
Daß dauernder Frieden Euch lache!

„Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch dem verhaßten;
Regiert nicht, wie Andre, mit eiserner Hand;
Vermindert die Frohnden und Lasten!"

So that er, und Segen erfüllte sein Haus.
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmauß
Bei Meth und gewürzigem Brodweck. —
Hei, ging es da hoch her auf Rodeck!

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

*) Hirngespinnste der Dichter des Alterthums; Pygmäen der winzigsten Classe, so zu sagen: Infusionsmenschlein. Menestratus ritt eine Ameise, die ihn abwarf und mit ihren Füßen zertrat; Demas war so leicht, daß er auf einem Spinngewebe tanzen konnte, und Marculus hat mit seinem Kopfe ein Loch in ein Sonnenstäubchen gebohrt. Ungeheure Riesen dagegen waren, deren Homer im dritten Gesang der Iliade erwähnt, wo er die Schlachten der Trojaner und Griechen mit dem Streite der Pygmäen und Kraniche vergleicht. Sie wohnten, nach Plinius, an den äußersten Gränzen Indiens, wo der Ganges entspringt, hatten eine Höhe von drei Spannen, und wurden beständig von den Kranichen bekriegt. Zur Zeit des Frühlings zogen sie, auf Widdern und Ziegen reitend, mit Pfeilen bewaffnet, schaarenweise an's Meer, um die Eier und Jungen ihrer Feinde aufzureiben. Mit diesem Feldzuge brachten sie gewöhnlich drei Monate zu, weil sie sonst den Heeren der Kraniche nicht hätten Widerstand leisten können. Ihre Häuser bestanden aus Lehm, Federn und Eierschalen. Anm. des Verf.

Die Klosterruine zu Seebach. *)

Von des Lebens lauter Straße
Lag geschieden
Hier in Frieden
Eine heilige Oase.

Stille Wohnung frommer Nonnen
Stand im Schirme
Heil'ger Thürme
An des Thales klarem Bronnen.

Bei des Glöckleins hellem Klange
Sie erschienen
Gott zu dienen
Mit Gebet und mit Gesange.

*) Dorf und Filial von Ottenhöfen, drei Stunden östlich von Achern.

Einst doch weinte eine Nonne
Hier oft Thränen,
Und ihr Sehnen
Wußten Zelle, Mond und Sonne.

Eine Taube kam geflogen,
Trug im Munde
Todeskunde
Dessen, dem sie war gewogen:

Trennungsweh' zog hin den Lieben
Zu dem Heere —
Auf der Ehre
Feld ist er geblieben;

Und noch dacht' er sterbend ihrer
Bitter leidend; —
Klage meidend,
Beugt sie sich dem Weltregierer.

Und ob ihres Ordens Pflege
Bald erblühte
Dem Gemüthe
Ruh' im heiligen Gehege. —

Der Zerstörung längst zum Raube
Ward die Halle,
Und sie Alle
Sind vermählet auch dem Staube.

Und der Epich am Gemäuer
Grünt noch immer,
Aber nimmer
Schlägt ihr Herz im Todesschleier.

Nur in sanften Maienlüften
Wehen linde
Noch als Winde
Seufzer aus den moos'gen Grüften.

Und im Gipfel alter Bäume
Flüstert leise
Noch die Weise
Ihres Lieds und ihrer Träume.

Friedrich Ernst.

Die Helden vom Kappeler Thal.

An herrlichen Weinbergen vorüber, durch Gärten voll üppiger Obstbäume und ganze Wälder von Kastanien, auf einem Teppich frischgrüner Wiesen zwischen einer Menge von Bächen und Quellen dahin, welche nach und nach die oft sehr wilde Acher bilden, zieht sich der Weg durch dieses Thal, welches in einer Strecke von wenigen Stunden eine Fülle der herrlichsten Scenen entfaltet und an romantischer Pracht mit manchen der bekanntesten Schweizerthäler wetteifern dürfte. Kappel unter Rotteck, ein wohlhabender Flecken, liegt dicht am Fuße des Berges, auf welchem die Trümmer des alten Schloßes Rotteck liegen, von dem wir oben die Sage vom tapfern Burggeiste mittheilten. Von hier aus zog einst manch tapferer Ritter gegen die Wälschen und Sarazenen, aber die Wiege der Helden ist längst in Schutt zerfallen. Das zum Flecken gehörige Thal ist ziemlich schmal und in seinem obersten Theile schon bedeutend rauh, wird aber von einem kräftigen, kernteutschen Menschenschlage bewohnt. Das haben im Jahr 1796 die Franzosen derb genug empfinden müßen. Denn hier fanden sie ein kleines Tyrol. Auch hier gibt es nämlich Scharfschützen, so gut wie dort. Mehremale versuchten die feindlichen Truppen hier einzudringen, wurden aber allemal, mit einem Verluste von Kanonen und Fahnen, blutig zurückgeworfen. Die Kappeler behaupten, eine weiße Frauengestalt sey ihren Schaaren vorangeschwebt und habe sie wunderbarlich geschützt vor dem Feuer der Franzosen. Ob's ein Fräulein aus dem benachbarten Mummelsee gewesen, oder eine selige Rittersfrau von einer der alten Burgen dieses Thales, oder gar eine demselben besonders gnädige Heilige, darüber sind die Meinungen verschieden. — Uebrigens nahmen die Weiber dieses Thales, nach echt altteutscher Weise, selber den thätigsten Antheil an den Kämpfen und Gefahren ihrer

Männer; eine Tapferkeit, von der sie schon früher einmal wackere Proben abgelegt. Als nämlich im Jahr 1777 ein angesehener Bauer dieser Gegend, wegen Wilderei, ins Oberkircher Amtsgefängniß geworfen wurde, bewaffneten sich die Weiber mit Heu-, Mist- und Ofengabeln, Stangen, Besen 2c. und zogen bei nächtlicher Weile nach Oberkirch, überfielen in tiefster Stille die Wachen am Thor und am Thurm, nahmen sie gefangen, (die Wächter mochten im ersten Schrecken meinen, alle Hexen der Yburg seyen herabgekommen) befreiten den Wilderer aus seinem Kerker und führten ihn im Triumphe heim in ihr Thal zurück.

D. H.

Das Bergweiblein.

Das Geschlecht, das auf der Burg Bosenstein, dessen Ruinen bei Ottenhöfen im Kapplerthal von einem Hügel herabsehen, seinen Sitz hatte, ist längst erloschen. Einer der Ritter, welche dort haußten, hatte eine einzige Tochter, Ida mit Namen, erst achtzehn Jahre alt, ausnehmend schön aber eben so gut und fromm. Oft erging sie sich im nahen Walde, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich von Zeit zu Zeit ein kleines, graugekleidetes Weiblein zu ihr und hatte bald durch ihr freundliches Wesen und die wundervollen Geschichten, die es ihr erzählte, Ida's volle Gunst gewonnen. Eines Tages brachte ihr das Weiblein einige Stücke gediegenen Goldes. „Da," — sagte sie — „will ich dir was schenken! Solch ein kostbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter aufzuweisen!" — Ida freute sich herzlich über diese Kleinodien und als sie nach Hause kam, eilte sie, dieselben ihrem Vater zu zeigen. Aber dieser Anblick weckte im Herzen des Ritters alsbald die böse Begierde. Der Gedanke, das Waldweiblein müße wohl im Besitze großer Vorräthe solcher Kostbarkeiten seyn, ließ ihm keine Ruhe mehr und seine Habsucht trieb ihn zu einem unseligen Entschluße.

Am folgenden Tage spielte Ida wieder, wie gewöhnlich, in ihrem lieben Walde und auch die geheimnißvolle Gesellschafterin hatte sich wieder eingestellt. Da stürzten plötzlich etliche Knechte des Burgherrn aus dem Gebüsche hervor, wo sie gelauert hatten,

ergriffen das Weiblein, des Flehens der zum Tod erschrockenen Ida nicht achtend, und schleppten es auf die Burg vor den Ritter von Bosenstein. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an, indem er auf das ihm von seiner Tochter überlassene Gold deutete:

„„Woher hast du diese Stücke?""

„Aus meiner Heimath." — versetzte das Bergweiblein.

„„Ihr müßt einen Ueberfluß von solchen Schätzen haben! — Ich gebiete dir, mir längstens bis Morgen um diese Zeit zehn Körbe voll davon zu bringen!""

„Ich bin nicht Eure Leibeigene!" — gab das Weiblein mit finsterem Blicke zurück — „Glaubt ja nicht, daß ich Euch gehorchen werde!"

„„So will ich versuchen, ob Dich eine Nacht in meinem Burgverließe nicht anderen Sinnes werden läßt!"" — zürnte der Ritter.

„Gewiß zum Danke, daß ich Eurem Töchterlein das Gold zum Spielzeuge gebracht habe?" — kicherte das Weiblein höhnisch und ihre Worte klangen so unheimlich, daß den Burgherrn ein Grauen überlief; allein der Schimmer des Goldes überwältigte schnell jede bessere Regung in ihm und er befahl, die Alte in den Kerker zu werfen, wenn sie nicht augenblicklich verspräche, seinem Gebote Folge zu leisten.

In diesem Augenblicke kam Ida fast athemlos gelaufen und beschwor ihren Vater unter Thränen, doch ja ihrer Freundin zu schonen, die stets so liebreich gegen sie gewesen. Aber der habsüchtige Mann blieb ungerührt, sogar als sich sein Kind ihm zu Füßen warf und flehend seine Kniee umschlang. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist Euer guter Engel, Herr Ritter! Jetzt laßt mich abführen in den Thurm!"

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein ins Verließ gesperrt zu werden, allein der harte Vater riß sie heftig von demselben hinweg und die Alte ward in den Thurm geführt.

Diesem Abend folgte eine furchtbare Nacht. Ein entsetzlicher Sturm erhob sich und schien die Burg in Trümmer zusammenstürzen zu wollen. Zwischen dem Rasseln des Donners und dem Geheule der Windsbraut vernahm man allerlei seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als es endlich Morgen

ward, kam ein Knecht zu dem Ritter mit der Meldung heraufgeeilt, die Gefangene sey durch ein Loch, das in den Thurm gebrochen worden, entflohen.

Jetzt bemeisterte sich doch ein Bangen des Herzens des Burgherrn; als aber eine Magd mit der Nachricht erschien, Ida's Bett sey leer und keine Spur von ihr zu finden, schlug er sich die Faust vor die Stirne und wüthete über sich selbst.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden aufgeboten, die Gegend ringsum zu durchstreifen, jedoch alles Forschen blieb vergebens und sie kehrten niedergeschlagenen Herzens wieder zurück. Der Ritter gerieth in Verzweiflung, raufte sich das Haar und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter dem Kloster zu schenken, ja selbst nach Einsiedeln zu wallfahrten, wenn ihm nur seine Ida, die er bei all seiner Härte doch zärtlich liebte, wiedergegeben würde. Endlich brachte ein Holzhauer die Kunde, daß er das Fräulein auf einer Felsenklippe, die noch Niemand zu ersteigen vermochte und die eine halbe Stunde von Bosenstein im Walde lag, bei dem gespenstigen Weiblein sitzen gesehen habe. Unverzüglich machte sich der Ritter mit seinen Leuten nach dem angegebenen Orte auf. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie rasch Ida bei der Hand und verschwand mit ihr auf der Rückseite des Felsens. Der Ritter wähnte nun Alles verloren, doch als er mit vieler Mühe sich einen Weg durch das Gestrüppe hinter die Klippe gebahnt, fand er zu seiner freudigsten Ueberraschung seine Tochter auf einer Moosbank am Felsen schlummern und neben ihr zwei mit Laub überstreute hohe Körbe. Der Ritter dachte nicht anders als, sie seyen mit Gold angefüllt, als er aber die Hülle aufdeckte, glänzten ihm nichts als Steinkohlen entgegen und dabei lag ein Pergamentstreif mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Bosenstein!“

Das Weiblein aber ließ sich von diesem Tage an nirgends mehr blicken und die arme Ida vermißte lange Zeit mit schwerem Herzen die freundliche Gespielin ihrer Waldeinsamkeit und konnte sich kaum über ihren Verlust mehr trösten.

(Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.“).

Die Frau von Bosenstein.*)

Um ihren Herrn von Bosenstein
Hat längst verschmerzt den Trennungsharm,
Noch in der Blüthe Rosenschein,
Die Frau in ihres Buhlen Arm.
Es war zum Kreuzessiege
Gezogen fern der Ritter,
Zu des Erlösers Wiege,
Ein Sarazenenschnitter.

Sie praßt in Lüsten Tag und Nacht,
In sündlicher Genüsse Wahl;
Nie hat sie treulich mehr gedacht
Des Ehgemals beim Schwelgermahl.
Bei weingefüllten Humpen
Wie jubelts heut im Chore!
O seht, da hinkt in Lumpen
Ein Weib herein zum Thore!

In ihrer sieben Kinder Kreis,
Als käm' das Unglück selbst zu Gast,
Fleht um ein Stücklein Brod sie heiß,
Gemagert zum Gerippe fast.
Jedoch mit finstrer Stirne
Die Herrin höhnt die Arme:
„Wie kamst du, Bettlerdirne,
Zu solchem Kinderschwarme?

„Fürwahr! das nenn' ich Uebermuth,
Hier ist für Hungrige kein Ort!
Hinaus mit euch, Zigeunerbrut!
Sonst hetz' ich euch mit Hunden fort." —
Die Bettlerin im Grimme
Stößt aus den Fluch in Zähren:
„So mögst zur Schmach du, Schlimme,
Einst Sieben zumal gebären!"

Sie wankt von dannen leidesvoll,
Man spottet noch der Gramgestalt;

Ob auch die Tafel überquoll,
Der Kinder Jammern taub verhallt.
O Felsenherz der Reichen,
Tyrannisch im Genusse!
Habt ihr für Warnungszeichen
Kein Ohr, im Ueberflusse?

Die Strafe schlich auf leiser Zeh'
Zur üpp'gen Frau von Bosenstein;
Nach sieben Monden brach das Weh
Des Fluchs auf sie mit Macht herein.
Der Jubel hat am längsten
Ergossen seine Lieder;
Sie kam mit Qual und Aengsten
Mit *sieben Knaben* nieder.

Doch bald weiß ihr verstockter Sinn
Für diese Schande Höllenrath,
Beredet schlau die Dienerin
Zur unheilvollen Frevelthat:
„Auf stillen Pfaden schleiche,
— Wer sieht dir's angeschrieben? —
Hinab zum *Dickenteiche*,
Ersäuf' die bösen Sieben!"

Die Zofe steht im Schilf am Teich,
Im Sack die Kindlein kläglich schrei'n;
Sie sprach: „„Ich schaff' euch Ruh' sogleich!""
Anknüpfend einen schweren Stein.
Der See, vom Morgenrothe
Umblutet, rauscht im Becken,
Als ob er zürnend drohte,
Den *Rächer* stracks zu wecken.

„Gut Zeit!" — Ein Mann im Pilgerkleid
Ihr plötzlich an der Ferse stund:
„Was kreischt in deinem Sack so, Maid?"
„„Ei, Herr, sind neugeborne Hund!""
Sie wurde blässer, röther.

Er heischt im strengen Basse:
„Zeig her die jungen Köter,
Ob mir gefällt die Rasse!“

Was muß er sehn! Er starrt. „„Gottlob!““
So ruft er aus, vor Zorn erblaßt,
„Daß ich aus dieser Tauf' euch hob,
Und mir versagt ein Stündlein Rast!
Nun, Falsche, offenbare
Der Rabenmutter Namen!“ —
Die Magd gesteht das Wahre,
Ihr möcht' die Zung' erlahmen.

Da sträubt sich ihm das Haar empor,
Sein Auge rollt in Zornesgluth:
„Das ist die Treu', die sie mir schwor,
So hielt sie mir das Haus in Huth!
Dir sey geschenkt das Leben,
Doch ihr mag Gott genaden!“
Drauf eilt in's Schloß voll Beben
Er, mit dem Sack beladen.

Er tritt hinein zum Rittersaal,
Zur Hand die Zeugen ihrer Schuld;
Da buhlten bei vertrautem Mahl
Die Schwelger um der Dame Huld.
„Hört an, ich bring' euch Kunde
Von gräulichem Verbrechen!“
Die Herrlein in der Runde,
Sie halten inn' im Zechen. —

„Sagt an, welch eine Strafe soll
Ereilen solch unmenschlich Weib,
Hinmordend, grauser Tücke voll,
Die Frucht von ihrem eignen Leib?“
Man stutzt. — „„Die,““ rief ein Spasser,
„„Vermauert harr' des Todes
Bei einem Kruge Wasser
Und einem Laibe Brodes!““

„Sei's!" donnert Herr von Bosenstein
Und wirft den Pilgermantel hin:
„Ins Mauergrab verstoßen seyn
Soll alsobald die Sünderin!"
Sie sinkt entsetzt vom Stuhle,
Vernichtet war ihr Hoffen.
Im Blute lag ihr Buhle,
Vom Racheschwert getroffen.

* * *

Wo dort die Gottschläg felsherab
Durchs enge Thal sich bricht die Bahn,
Gähnt noch das Edelfrauengrab,
Das einst die Büßerin umfahn.
Noch steht in alter Kunde
Von ihrem Stamm geschrieben,
Davon der Name „Hunde
Von Bosenstein" geblieben.

*) Alte Ruine in der Pfarrei Ottenhöfen, zwei und eine halbe Stunde östlich von Achern; liegt auf einem Auslaufer des Melkereikopfs, ist mit tiefen zum Theil von der Natur gebildeten Gräben umgeben und nur noch in wenigen Ueberresten vorhanden. Ob die Burg römischen Ursprungs ist, wie Einige behaupten, mögen wir nicht entscheiden. Jedenfalls scheint sie ein hohes Alter zu haben. Im fünften Jahrhundert baute, wie man wissen will, ein alemannischer Edler, Namens von Stein, in diesem wilden Thale eine Burg, die jedoch während der Völkerwanderung wieder zerstört wurde, während auch das alte Geschlecht erlosch. Kaiser Otto I. soll diese Herrschaft einem andern Adligen, der im Jahr 960 das Schloß wieder aufbaute und Bosenstein nannte, gegeben haben.

Die Sage von der Frau von Bosenstein lautete im Munde des Volkes folgendermaßen: Zu der stolzen und hartherzigen Gattin desselben sei einst eine Bettlerin mit sieben Kindern gekommen, aber von derselben wegen solchen Leibessegens gescholten und höhnisch abgewiesen worden. Da habe die Bettelfrau die Verwünschung ausgestoßen, daß die Edeldame mit einer gleichen Zahl von Kindern auf Einmal niederkommen möge. Dies ging in Erfüllung und die Rittersfrau wurde an Einem Tage von sieben Kindern entbunden. Um dies zu verhehlen, sollte eine vertraute Magd sechs derselben im benachbarten Weiher ertränken. Der Ritter, von einem Zuge heimkehrend, begegnete der Dienerin zufällig auf dem

Wege zum Teiche, sah, daß sie etwas in einem Sacke trug und fragte nach seinem Inhalt. „Eine Brut Hündlein, die ich ertränken soll!“ lautete die Antwort. Verdacht schöpfend gebot er ihr, den Sack aufzubinden, sah die neugebornen Kindlein darin und vernahm mit Entsetzen das Geständniß der beabsichtigten Missethat. Er gab hierauf treuen Leuten die Kinder zum Erziehen, und veranstaltete nach sieben Jahren ein Festmahl auf seiner Burg. Da wurde gespielt, gescherzt und mancherlei erzählt. Unter Anderen fragte der Ritter, welche Strafe wohl einer Frau gebühre, welche ihre Kinder aus der Welt geschafft habe. Rasch erwiederte die Schuldbewußte: „Eine solche Rabenmutter verdient bei einem Laib Brod und einem Krug Wasser lebendig eingemauert zu werden!“ Somit hatte sie sich selbst ihr Urtheil gesprochen. Die todtgeglaubten sechs Knaben wurden herein gerufen, die Strafe gerecht befunden, und die Edelfrau lebendig eingemauert. Soweit die Sage.*) — Noch zeigt man im hintersten Gottschlägthale hinter dem Wasserfalle in der Felswand eine Nische, welche das Volk „Edelfrauenloch“ nennt. Auch der Dickenteich, worin die Kinder ertränkt werden sollten, wird noch gezeigt. Der Sage mag eine historische Wahrheit zu Grunde liegen, und noch lebt eine Familie „Hund,“ welche von jenem Geschlechte, das von diesem Vorfalle gleichen Namen führte, abstammen soll, in selbiger Gegend.

(Vergl. „Universal-Lexikon von Baden.“ S. 161.)

Krieg von Hochfelden in seiner „Geschichte der Grafen von Eberstein ꝛc.“ S. 8, erzählt eine ähnliche Sage: „Irmentraut, die Gemahlin Isenbart's, Herrn zu Altdorf, eines Zeitgenossen Karl's des Großen, gebar, von einem armen Weibe verwünscht, zwölf Knaben auf einmal. Den Zorn des abwesenden Gatten befürchtend, gab sie elf derselben einer alten Dienerin, sie zu ertränken. Dieser begegnete Isenbart. Auf die Frage, was sie da trage, erwiederte sie: „Junge Hunde (Welfen), um sie ins Wasser zu werfen.“ Isenbart deckte den Korb auf, erfuhr das beabsichtigte Verbrechen, ließ die Kinder insgeheim erziehen, führte sie nach sechs Jahren ihrer erschrockenen Mutter vor und verzieh ihr großmüthig. Von den zwölf Knaben ward einer Bischof, von den übrigen leiten die Welfen von Altdorf, die Herzoge von Franken, die Grafen von Hohenzollern, von Heiligenberg, jene von Tockenburg, die Gebharde, Herzoge von Alemannien, die Grafen von Eberstein, deren erster Eberhard geheißen habe, die Grafen von Oettingen, die Grafen zu Wölpe, so wie jene von Calw und von Katzenellenbogen, ihren Ursprung ab.

*) Obige dichterische Bearbeitung weicht in einigen Nebenumständen ab.

Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da, wo der Weg zum Mummelsee hinaufführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß an den langen Winterabenden die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit um so angenehmer durch Singen und Plaudern zu vertreiben. „Zur Spinnstube gehen", nennt man diesen Gebrauch. Auch die jungen ledigen Bursche aus dem Orte pflegen sich dabei einzufinden, doch beschränken sich Alle auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Hofbauer Erlfried und Alles munter und guter Dinge, als die Thüre sich leis öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen von ausnehmender Schönheit hereintraten, Jede ein niedliches Spinnrädchen von seltsamer Form in der Hand. Sittsam begrüßten sie die Gesellschaft und die Eine von ihnen fragte mit süßer Stimme an, ob man ihnen, als friedlichen Nachbarinnen, wohl die Gunst gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung in der Spinnstube? Augenblicklich, doch nicht ohne wunderliche Gefühle, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugestanden; man setzte für sie Stühle in den Kreis und bald schnurrten ihre Rädchen mit den anderen um die Wette. Durch diesen unerwarteten Besuch war freilich die heitere Unbefangenheit des ländlichen Kreises etwas gestört worden und Alle fühlten eine gewisse Scheu; als aber die Jungfrauen mit ihnen so freundlich sprachen und mit ihren klaren blauen Augen so traulich und offen umherblickten, da verlor sich allmälig das unheimliche Gefühl und bald war die vorige Munterkeit und der harmlose Frohsinn der Spinnerinnen wieder hergestellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnstube mehr. Sobald der Abend dämmerte, stellten sie sich mit ihren Spinnrocken ein und plauderten gesellig mit den Andern, aber mit dem Glockenschlag eilf nahmen sie Kunkel und Hanf zusammen und eilten fort; da half kein Bitten, kein Zureden,

noch länger zu verweilen; nichts konnte sie vermögen, über die elfte Stunde zu bleiben. Niemand wußte, woher sie kamen, noch wohin sie gingen, doch raunte man sich ins Ohr, es seyen Fräulein aus dem Mummelsee und bald nannte man sie nicht anders, als das Schwester-Kleeblatt vom See. Seit sie aber die Spinnstuben im Thal zu besuchen pflegten, fanden sich Mädchen und Burschen noch einmal so gern bei diesen Zusammenkünften ein; denn die Seejungfern wußten ihnen gar viel anmuthige neue Lieder und hübsche Geschichten vorzutragen und die Spinnerinnen brachten jedesmal vollere Spulen und feineren Faden von da nach Hause, als früher, wenn gleich ihr Gespinnst mit dem der Fremden an Zartheit und Silberglanz noch nicht zu vergleichen war. Am unerschöpflichsten aber im Lobe der reizenden drei Schwestern waren die jungen Bursche, was manches Schmollen und manchen kleinen eifersüchtigen Zwist mit den Mädchen des Thals herbeiführte; diese grollten jedoch keineswegs mit den Seejungfrauen darob, da deren Betragen sich stets immer in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit hielt und sie den Burschen keinerlei Aufmunterung gaben. Vor Allen war es der Sohn des reichen Elfried, der an den Seejungfern großes Wohlgefallen fand, ja sogar an eine derselben sein Herz verloren hatte. Darum war er auch am ärgerlichsten darüber, daß die Drei jeglichen Abend so früh aufbrachen und er kam auf den Gedanken, eines Abends die hölzerne Wanduhr um eine Stunde zurückzustellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verfloß auch dießmal die Zeit; endlich schlug es Elf statt der Mitternachtsstunde; die Jungfrauen nahmen ihr Spinngeräthe und entfernten sich wie gewöhnlich.

Am Morgen darauf gingen Holzhauer am Mummelsee vorüber, da vernahmen sie aus der Tiefe ein seltsames Wimmern und Stöhnen und auf der Oberfläche schwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derselben Nacht schon schwer erkrankt und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schwestern aber wurden nie wieder im Thale gesehen.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen" rc. 1839.)

Die drei See-Schwestern.*)

(Metrische Version der vorigen Sage.)

Hört ihr im Thale vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern?
Seht ihr im wogenden Silbersee
Drei Schwäne so blendend, so weiß wie Schnee,
Wenn am Himmel die Sternelein flimmern?

Das sind die drei Schwestern; von Allen geliebt,
Sonst kamen mit Rocken und Rädchen
Sie jeglichen Abend zum Dörfchen herein,
Und mischten sich unter den frohen Verein
Der Burschen und spinnenden Mädchen.

Da wurde gescherzt und geherzt und gekost,
Da gab es wohl viel zu belachen.
Stets brachten die Schwestern was Neues mit,
Und übten im Tanze den zierlichen Schritt
Und erzählten die lieblichsten Sachen.

Doch wann es Elf auf der Thurmuhr schlug,
Dann wichen sie eiligst von dannen;
Sie kamen und gingen — woher? wohinaus?
Das gründete Niemand von Allen aus,
Wie sehr sie auch forschten und sannen.

Und ein junger Geselle, vermessen und kühn,
Gelüstete nach den drei Schönen:
Sie kamen — es pocht ihm vor Freude das Herz;
Sie gingen — in Wehmuth versank es und Schmerz,
Dem Gram und der Trauer zu fröhnen.

Oft fleht' er um längres Verweilen sie an,
Doch ließen sie nimmer sich halten;
Nicht achteten sie auf den bittenden Ton
Und flohen wie Wind und wie Nebel davon,
Wenn die grausamen Zeichen erschallten.

Das kränkte gar tief sein verliebtes Gemüth,
Es verdroß ihn das Bitten und Flehen;

Da stieg' er einst heimlich mit frevelnder Tück'
Zu der Kirchuhr und stellte den Zeiger zurück,
Ein Stündchen sie länger zu sehen.

Ohn' Argwohn erschienen die Schwestern, die drei
Am Abend, wie sonsten, und spannen,
Da brummte die Glock' erst Zehne statt Eilf,
O Himmel, erbarme dich ihrer und helf! —
Sie wichen — o weh! nicht von dannen.

Deß freute sich weidlich der junge Gesell',
Erfüllt war sein sträflich Begehren;
Und als nun eilfmal der Hammer schlug,
Enteilten sie fröhlich, nicht ahnend den Trug,
Um — nimmer zurücke zu kehren.

Da sieht er des Morgens im nahen See
Drei Flecken mit Blute sich färben;
Und seufzend ertönet zu seinem Ohr
Der schreckliche Ruf aus der Tiefe hervor:
„Verderben dem Mörder, Verderben!"

Und Entsetzen treibt ihn vom Orte hinweg;
Er ahnet das grause Vergehen,
Und weilet und harret bis diesen Tag
Der Schwestern, doch nimmer und nimmer vermag
Die Geliebten er wiederzusehen.

Wohl aber vernimmt er vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern;
Wohl aber gewahrt er im dunklen See
Drei Schwäne von blendender Weiße wie Schnee,
Wenn die Sternlein am Himmel erflimmern.

Marlame.

(Aus: „Teutsche Sagen aus dem Munde teutscher Dichter." Gesammelt von A. Nodnagel. Zweite Ausgabe. Dresden und Leipzig.)

*) Vergl. mit dieser Sage die verwandten, nur wenig abweichenden: „Die Nixen vom Schluchsee," Seite 143 des ersten Bandes, „der Nixenquell bei Epfenbach" und „die Jungfrauen vom See bei Sennfeld", in diesem Bande.

Mummelsee

und Nachbar-See'n.

Zehn Romanzen vom Mummelsee im Schwarzwald.*)

1.

Die Lilien.

Im Mummelsee, im dunklen See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.

Es braußt der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Als wie einem Kranze,
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

*) Die Anmerkungen zum ganzen Sagenkreise des Mummelsee's folgen am Schlusse, Seite 130.

Es braußt der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab, durchs nasse Gras,
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
Zum Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet.
Ein triefend Haupt dann schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz, die Mädchen schrei'n
Und werden immer bläßer:
„„Der Vater ruft! Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!““
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

2.

Der Fischer.

Es steht ein Fischer an dem See:
„Verschlinge mich und all mein Weh!

„Mein Liebchen hat der Tod genommen,
Was soll mir noch das Leben frommen?“ —

Zum Sprung ist er bereitet schon,
Da ruft es ihm mit Schmeichelton:

„„Ja, komm zu mir, in meinen Armen
Sollst du zu neuer Lieb' erwarmen!“‘

Und auf dem Wasser sieht er klar
Ein lichtes Mädchen, gold von Haar.

Sie winkt zu süßem Liebesglücke,
Er aber springt entsetzt zurücke:

„Nein, Dir gehört mein Herz allein,
Mein liebes todtes Mägdelein!

„Und lieber bleib' ich auf der Erden,
Als dir im Wasser untreu werden!“

Der Fischer eilt nach Hause fort;
Gar fromm und stille lebt er dort,

Und harrt geduldig, ohne Klage,
Bis Gott ihn selbst zur Liebsten trage.

3.

Mummelsee's Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Fluth,
So still als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?“ —
„„Das ist der rothe Diether, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er ins Herz gebrannt,
Jetzt kommt er, in die Tiefe den Leichnam zu versenken,
Doch unser alte Mummler läßt sich so was nicht schenken.

„„Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;

Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen!'"

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig pirschen im Walde Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen!"

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp' ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf,
Der See steigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Fluth zusammen. —

— Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder schliefe;
Glatt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

4.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wüthenden Jäger herbei
Mit schmetternden Hörnern, mit Hurrageschrei.

Und drunten am Wasser hält stille der Troß,
Da schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß;

Es springen die Hunde hinab in die Fluth
Und löschen des Durstes verzehrende Glut.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell strahlet der Mond aus den Tannen hervor
Und theilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier, trinket ihr Herren, wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schlückchen in Ruh!“

Aus trinken die Jäger: „Wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höhn.“

Es peitschet und gellet und billt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braußt durch die Nacht.

Da tauchen die Nixen zurück in ihr Schloß,
Und ferne verklinget der wüthende Troß.

3.

Der Knabe vom See.

„Was, im Schilf dort ausgesetzt,
Mag der Korb wohl hegen?
Schaut! ein Knäblein unverletzt
Lacht uns draus entgegen!
Schwestern, unter Mutterhut
Wollen wir es legen,
Drunten in der kühlen Fluth
Liebevoll sein pflegen.“

Und die Nixen tragen es
Unter stille Wogen,

In dem Schoos des Mummelsee's
Wird es auferzogen;
In der Wiege von Kristall
Auf und ab geschaukelt,
Unter süßem Liederschall
In den Schlaf gegaukelt.

An der weißen Brüste Quell
Darf das Kind sich laben,
Und so reift der Säugling schnell
Zu dem schönsten Knaben;
Blondgelockt das lange Haar,
Milch und Blut die Wangen,
Kommt er in der Nymphen Schaar
Keck einhergegangen.

Nun darf er zum erstenmal
Aus den Fluthen steigen,
Läßt sich Berg und Wald und Thal
Von den Nixen zeigen;
Schaut entzückt den Mondenstrahl
Hinter Tannenzweigen,
Mit dem Mädchen seiner Wahl
Tanzet er den Reigen.

Und ein ungetrübtes Glück
Wird ihm nun zum Loose,
Oft noch kehret er zurück
Aus der Wogen Schoose;
Ueber Thäler, Berg und Ried
Treibt es ihn zu wallen,
Selig lauschet er dem Lied
Süßer Nachtigallen.

Doch er wandelt nicht allein:
Aus der Nixen Schwarme
Hält das schönste Mägdelein
Kosend er im Arme;

In des Mondes Zauberschein
Kann man Beide sehen,
Unter Minneschmeichelei'n
Aus dem Rohre gehen.

6.

Die Hochzeit.

Bei Nacht ist ein Klingen und Singen im See,
Es stutzen im Forste die Hirsch' und die Reh',
Die Vögelein schütteln sich munter.
Es schallet und hallet ein lustiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geschwärm
Die Fluthen herauf und hinunter.

Heut hat ja ihr König die niedlichste Fee,
Die schöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's Herrlichste feiern;
Nun steiget das lustige Völkchen ans Land,
Im blauen mit Silber gestickten Gewand,
Die Dämchen in silbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haubt,
Geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet;
Die Königin, strahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den saphirenen Kranz,
Der von Amphitrite noch stammet.

Nun pflücken sie Blumen und grünendes Reis,
Und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tischen und Bänken;
Dann setzen sich alle zum köstlichen Mahl,
Es geht in der Runde der Muschelpokal,
Gefüllt mit den feinsten Getränken.

Es blasen aus Flöten von Binsen und Rohr
Viel herrliche Stücklein die Musiker vor,
Und laden die Gäste zum Tanze;

Nun singt es und springt es und schwingt es und saust,
Daß selber der See nun melodisch erbraußt,
Zu seinem umwirbelnden Kranze.

Die Geister der Nachbarschaft fliegen herbei:
Die wüthenden Jäger mit Hurrageschrei,
Die Gnomen, Koboldchen und Zwerge,
Und mischen sich alle im schönsten Verein
Zur lustigen Tafel, zum tanzenden Reih'n,
Es hallen im Echo die Berge.

So schallet und hallet die Hochzeit am See, —
Da wird es dem lieblichen Bräutchen so weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen;
„Eins" rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geister unendliche Zahl
Die Wasser, die braußenden, schlagen.

7.

Der Hirte.

Es sitzt ein Hirtenknab
Am Ufer dort und singt,
Daß in die Fluth hinab
Die süße Stimme dringt.

Da steigt die schönste Fee
Im Liliengewand
Wohl aus dem finstern See
Zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit süßem Minnespiel
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

Doch pünktlich jedesmal
Versank die holde Fee
Beim letzten Abendstrahl
Hinunter in den See.

Einst sprach das schöne Weib:
„Bleib' ich einmal zu Haus,
O Freund, so ruf' bei Leib'
Nicht meinen Namen aus!

„Sonst muß ich sterben gleich,
Du siehst mich nimmermehr;
In diesem Wasserreich
Ist das Gesetz gar schwer!" —

Schon mancher Tag verfloß
Dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoos
Stieg immer keine Fee.

Einst in dem Abendglanz
Der arme Knabe saß,
Und des Verbotes ganz
In seinem Schmerz vergaß.

Er ruft voll Liebesgluth
Den theuern Namen aus —
Da reget sich die Fluth
Mit zischendem Gebraus,

Und aus der Tiefe gellt
Ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt
Ein Strom von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da
Ein weißes Röslein her —
Kein Aug' auf Erden sah
Den Hirtenknaben mehr.

8.

Die Wasserherberge.

Von Straßburg drei muntre Gesellen
Durchstreifen Gebirg und Thal;
Im Schwarzwald wollen sie sehen

Den wunderbarsten der Seeen,
Den Mummelsee, doch einmal.

Doch nah' schon den Hornisgrinden
Verlieren sie spurlos den Weg
Die lustigen Kamerädchen,
Da hüpften drei zierliche Mädchen
Herüber vom Tannensteg.

Sie grüßen mit schelmischem Kichern:
„Wo wollt ihr denn hin, ihr Gesell'n?" —
„‚Zum Mummelsee wollen wir reisen,
Könnt etwa den Weg ihr uns weisen,
Ihr allerliebsten Mamsell'n?'"

„Ei freilich, mit vielem Vergnügen!
Da braucht ihr mit uns nur zu gehn;
Es führt ja der Zufall gerade
Auch uns zu des Seees Gestade,
Wo unsere Wohnnngen stehn." —

Die Bursche, sie nehmen mit Freuden
So hübsche Geleiterschaft an;
Nun geht's unter Plaudern und Kosen
Vereint mit den Mädchen, den losen,
Von Halde zu Halde hinan.

Die Jüngferchen scheinen nicht spröde;
Verlocket von ihrem Geneck,
Versuchens die Wandrer schon lange,
Zu rauben mit raschem Umfange
Ein Küßchen den Lippen so keck.

Doch entschlüpft den umschlingenden Armen
Sind die Dirnchen, behend wie der Aal:
„Wartet nur, das sollt ihr uns büßen!
Meint ihr denn, wir lassen uns küssen
So leicht wie die Mädchen im Thal?" —

So neckend und schäckernd gelangen
Sie bald an des Mummelsees Strand.
Wie still im Schlummer ruhten
Die schwarzen Wasserfluthen
Im Mittagssonnenbrand!

„Ihr Herren, wir sind am Ziele,
Dies ist der Mummelsee!
Hier könnt ihr euch baß erfrischen
Mit Seewein und mit Fischen;
Ade, ihr Herren, Ade!" —

„„So sagt uns doch, eh' wir scheiden,
Allerliebste Fräulein ihr:
Wie können wir euch denn lohnen?
Wo haust ihr denn?"" — „Wir wohnen
Ganz in der Nähe hier.

„Ihr seyd wohl matt und müde
Und durstig obendrein?
Wißt ihr was: kommt mit nach Hause,
Da sollt ihr mit Trank und Schmause
Vollauf bewirthet seyn."

Wie nehmen die Bursche mit Freuden
Die freundliche Ladung an!
Und sieh nur, statt feuchten Sandes,
Aus dehnt sich längs des Strandes
Ein grüner Wiesenplan.

Voran die Jüngferchen tanzen,
Die Bürschlein folgen nach;
Doch sind sie kaum bis zur Mitten,
Da bricht unter ihren Schritten
Der Boden mit dumpfem Krach.

Plumps! liegt die ganze Gesellschaft
Im kühlen Wogenbett;
Die Bürschlein zappeln im Schilfe

Und schreien erbärmlich um Hilfe;
Ach, nirgends ein Rettungsbrett!

Hell auf aber lachend schwimmen
Die Jungfern wie Enten im See;
Die Bürschlein sinken und sinken,
Schon sind sie nah dem Ertrinken,
Da dauert die Mädchen ihr Weh.

Ein Wink, und ein mächtiger Fluthschwall
Wälzt sachte die Drei aufs Gestad';
Die Jüngferlein aber riefen
Sich tauchend in die Tiefen:
„Gesegn' euch Gott das Bad!

„Wohl bekomm' euch die Erfrischung
In unserm Mummelpalast!
Und hat es euch drinn gefallen,
So seyd ihr in seinen Hallen
Für immer willkommen zu Gast!"

Da schließen sich murmelnd die Wogen
Dicht über den Jüngferchen zu;
Ein Kichern nur tönt noch leise
In Busch und Geröhricht im Kreise,
Dann liegt Alles in tiefer Ruh.

Die nassen Gesellen, sie schleichen
Beschämt von dem Mummelsee,
Sich zu trocknen auf sonnigem Plätzchen,
Und sagen auf immer den Schätzchen
In der wäßrigen Herberg Ade!

9.

Die Mummelzwerge.

„Mann, du mußt den Pfaffen holen,
Daß den Spuck er banne!
Alles wird uns sonst gestohlen
Noch aus Topf und Kanne!

Mag ich Alles auch verschließen,
Speis' und Trank verbergen,
Nichts ist sicher mehr vor diesen
Unverschämten Zwergen!

„Speck und Eier, Rahm und Butter
Aus der Speisekammer,
Aus dem Stall sogar das Futter,
— Ist das nicht ein Jammer? —
Alles uns hinwegstipitzen
Thun sie Nachts im Stillen,
Und durch Schlüsselloch und Ritzen
Schlüpfen sie wie Grillen."

„,Frau, ach Frau! das sind die Zwerge
Aus des Seees Grunde,
Wo sie wohnen hinterm Berge
Mit der Höll' im Bunde;
Alle Nacht zur Geisterstunde
Schleicht ein Trupp ins Thal sich,
Bei den Wirthen in der Runde
Holen sie das Mahl sich.

„,Diese Woche ist die Reih' hier
Nun an uns gekommen,
Und der Pfaffe, Gott verzeih' mir!
Wird da wenig frommen.
Doch will ich, 's kann ja nicht schaden,
Zu dem heil'gen Manne,
Auf heut Nacht ihn einzuladen,
Daß den Spuck er banne.'" —

Pünktlich stellt bei unserm Paare
Nachts der Pfarrer ein sich;
Daß er kühnen Muth bewahre,
Stärkt er erst mit Wein sich,
Zündet an hierauf im Kreise
Die geweihten Kerzen,
Denn mit Geistern solcher Weise,
Läßt sich ja nicht scherzen.

Dann besprengt er Tisch' und Bänke
Rings mit Weihewasser;
Tisch' und Bänke, Heerd' und Schränke
Werden immer nasser,
Immer nasser Flur und Wände
Bis in alle Ritzen,
Tausend unsichtbare Hände
Aus dem Kessel spritzen.

Aus den Decken, aus den Ecken
Wasserschäume wallen,
Mann und Frau voll Todesschrecken
Auf die Kniee fallen;
Auch das Pfäfflein muß im Tormel
Sich zu Boden strecken,
Jede Geisterbannungsformel
Bleibt im Hals ihm stecken.

Plötzlich auf mit dumpfem Krachen
Wird die Wand gebrochen,
Daraus kommt mit hellem Lachen
Zwerg auf Zwerg gekrochen;
All' mit Eiern, Speck und Schinken
Vollgepfropft die Taschen,
Und dazwischen sieht man blinken
Weingefüllte Flaschen.

Doch der Dickste von dem Haufen
Klatschet in die Hände,
Und die Wasser sich verlaufen
Wieder durch die Wände;
Dann mit spött'scher Miene kehrt er
Sich zum armen Pfaffen:
„Seht, uns bangt nicht, Hochgelehrter!
Vor der Kirche Waffen!

„Mit des ganzen Bannes Strahle
Krümmt Ihr uns kein Härchen,
Und, wo nur in diesem Thale
Lebt ein geizig Pärchen,

Wie hier diese Eheleute, —
Machen wir die Runde,
Um zu holen unsre Beute
In der Geisterstunde.

„Was wir stehlen bei den Reichen,
Bringen wir den Armen,
Weil sich doch von Euresgleichen
Keiner will erbarmen.
Wollt Ihr frei seyn vom Verdrusse
Unsrer nächsten Einkehr,
So vergesset im Genusse
Nicht der Armuth Pein mehr!

„Nun Ade, du zitternd Kleeblatt!
Wollt ihr uns verklagen,
Müßt ihr schon in unsre Seestadt
Euch hinunter wagen;
Dort, vor unsres Königs Throne
Mögt ihr processiren;
Aber glaubt mir, zweifelsohne
Werdet ihr verlieren!"

Und der Mummelzwerglein Truppe
Lachend sich davon macht;
Unsrer Geisterbanner Gruppe
Aber liegt in Ohnmacht.
Doch seit dieser Nacht entschwunden
Ist der Geiz vom Pärchen,
Jeder Arme hats empfunden,
Dank dem Mummelschärchen.

10.

Der fremde Gast.

Verglommen ist schon lange
Der Sonne letzter Strahl,
Da wankt mit müdem Gange
Ein Männlein noch durchs Thal;

Ein Wandrer grau von Bart und Tracht
Im sanften Antlitz Trauern,
Mit seinem Pilgerstabe sacht
Klopft er an's Haus des Bauern.

Hans riegelt auf den Laden
Und sieht den Zwerg da stehn;
Solch einen Kameraden
Hat er noch nie gesehn!
Ob der Figur, so wunderlich,
Möcht' er beinahe lachen,
Fühlt er nicht insgeheim in sich
Des Mitleids Trieb erwachen.

„Freund, wollt mir doch gestatten
Für heut ein Nachtquartier!
Kaum tragen mich die matten
Gebeine mehr von hier;
Durchwandert hab ich ohne Frucht
Viel schwere schwüle Stunden,
Ach! und das Ziel, das ich gesucht,
Noch immer nicht gefunden."

Hans, ohne langes Fragen,
Schließt ihm die Thüre auf
Und weist ihm einen Schragen:
„Da, Kleiner, leg' dich drauf!"
Dann geht er selber auch zu Bett,
Sein Gast macht ihm nicht Sorgen,
Und beide schnarchen um die Wett'
Bis an den lichten Morgen.

Da rafft sich schnelle schnelle
Vom Lager auf der Zwerg:
„Hab Dank, hab Dank, Geselle,
Für deine Nachtherberg!
Zu diesem Liebesdienst jedoch
Erweis' mir einen zweiten
Reich sey dein Lohn, willst du mich noch
Zum Mummelsee geleiten.

„Fremd bin ich hier zu Lande;
Wohl ahnst du nicht, daß hier
In diesem Staubgewande
Ein König steht vor dir!
Ein Fürst von einem schönen See,
Fern dieser Berge Kreise,
Ein Gatte, den unsäglich Weh
Trieb auf so weite Reise.

„Zwei Monde sinds gerade,
Lustwandelnd ging allein
An unsrem Seegestade
Mein Weib im Abendschein;
Da plötzlich stürzt auf sie ein Hauf
Von fremdem Seegezwerge,
Und fort mit ihr im Sturmeslauf
Gings über Thal und Berge.

„Zu spät erhielt ich Kunde,
Wer malet meinen Graus!
Rings in die weite Runde
Sandt' ich Vasallen aus;
Umsonst! ich forschte her und hin
An allen Nachbarseeen; —
Von meiner blonden Königin
War keine Spur zu sehen.

„Da bin ich ausgezogen
Mit diesem Pilgerstab;
Wo nur ein See mag wogen,
Bin ich getaucht hinab!
Jetzt bleibt mir nur die Mummelfluth
Noch zu durchforschen heute,
Mir ahnt's, dort ruht mein höchstes Gut,
Des Räuberkönigs Beute.

„Komm, führe mich geschwinde
Zu seinem Ufer hin,
Und nimm als Angebinde
Dies goldne Fingerlin!

Wenn Blitz dir oder Hagel droht,
So brauchst du's nur zu drehen,
Und Feuers- oder Wassersnoth
Wird stets dein Haus entgehen!"

An Worten fehlt's dem Bauern
Für seine Dankbarkeit,
Voll Staunen und Bedauern
Gibt er ihm das Geleit;
Und als sie vor dem schwarzen Kreis
Des Mummlers endlich stehen,
Da ruft der Zwerg: „Ade! wer weiß,
Ob wir uns wiedersehen?

„Doch was mich auch erreichen
Mag drunten für ein Loos —
Mein Stab gibt dir ein Zeichen
Noch aus der Wellen Schoos!"
So taucht er in den finstern Grund,
Drin stets nur Tücke lauert,
Das Bäuerlein am Ufer stund,
Von Ahnung bang durchschauert.

Hohl kocht es in der Tiefe,
Schaumblasen wirft der See,
Dem Bauer ists, als riefe
Der Abgrund nichts als Weh!
Ja Wehe! denn empor die Fluth
Sieht er als Zeichen kommen
In einem Kreis von rothem Blut
Des Männleins Stab geschwommen.

„So hat er sie gefunden
Die blonde Königin?
Doch ach! nur Todeswunden
Sind seiner Treu' Gewinn!
Fluch dieser Wasser Mörderbrut,
Daß Gott sie einst verschütte!"
Fort von der Fluth mit schwerem Muth
Wankt Hans nach seiner Hütte.

A. Schzlr.

Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät,
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl seyn?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sinds, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl!

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:
O schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Achtung, nun tauchen sie nieder!
Es schwebt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn drunten zur Ruh!

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünlichem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;

Nur hurtig die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

Eduard Mörike.

Der Jäger am Mummelsee.

Der Jäger trifft nicht Hirsch noch Reh,
Verdrießlich geht er am Mummelsee.

Was sitzt am Ufer? — Ein Waldmännlein,
Mit Golde spielt es im Abendschein. —

Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein,
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“

Das Männlein aber taucht unter gut, —
Der Schuß geht über die Mummelfluth.

„„Ho ho, du toller Jägersmann!
Schieß du auf — was man treffen kann!

„„Geschenkt hätt' ich dir all das Gold,
Du aber hast's mit Gewalt gewollt.

„„Drum troll' dich mit ledigen Tasche nach Haus!
Ihr Hirschlein tanzet, sein Pulver ist aus!““

Da springen ihm Häselein über die Bein'
Und kichernd umflattern ihn Lachtäubelein.

Und Elstern stipitzen ihm Brod aus dem Sack,
Mit Schabernak, husch, und mit Gik und Gack;

Und flattern zur Liebsten, und singen um's Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus!“

August Kopisch.

Der Jägersmann.

Im Tannenwald ein Jäger wallt
Bei hellem Sternenschein;
Sein Horn so lustig drein erschallt
Als gings zu Tanz und Wein.

Und wie er bläst den Wald entlang,
Da tönt vom Mummelsee
Im Echoklang ein holder Sang,
Wie's Lied von einer Fee.

Es reißt ihn fort, schon ist er dort
In schnell vollbrachtem Lauf.
O welch ein wundervoller Ort!
Tief aus der Fluth herauf
Da tauchen in dem Mondenschein
Der Mümmelchen gar viel,
Sie tanzen fein den Jubelreih'n
Mit Sang und Klang und Spiel.

Sie singen: „Schmucker Jägersmann,
Tritt in den Reigen ein!
Reich' uns die Hand, o komm heran,
Bei uns ist lustig seyn!
O komm! dir winkt der Freude Kranz,
Das günstige Geschick
Währt, wie der Stunden Flattertanz,
Nur einen Augenblick."

Da wird dem armen Jägersmann
So wohl, so weh vor Lust;
Die Wasserweibchen schaut er an,
Vor Lieb' ihm schwillt die Brust.
Er taumelt hin, sie fassen ihn,
Er kann nicht widerstehn,
Hinab zum See — die Melodie'n
Verrauscht des Sturmes Wehn.

Emilie Scotzniovsky.

Mummelsee's Geschenk.

Zu Kappel pocht's um Mitternacht
Einst an der Hebamm' Fenster sacht.
Sie rafft sich auf, erschließt die Thür,
Da tritt ein hoher Greis herfür;
In Silberflocken fließt ihm lang
Der Bart herab von Kinn' und Wang';

Den grünen Mantel ziert ein Saum
Von weißem Pelz wie Wellenschaum.
Der Amme vor Entsetzen bleich,
Gebeut er, ihm zu folgen gleich
Und seiner Hausfrau beizustehen,
Die niederliegt in Kindeswehen.
Die Amme netzt sich an der Schwelle
Noch mit geweihtem Wasser schnelle,
Und mit geheimem Grausen dann
Folgt sie dem geisterhaften Mann.

Tief ins Gebirge ging der Weg,
Ihr war, als ob Gebüsch und Steg
Vor ihrem Blick vorüber flögen,
Als ob sie Geisterhände zögen;
Und siehe! schon am dunkeln Rand
Des Mummelsee's die Bange stand.
Und aufs Gewässer schlug der Greis
Dreimal mit einem Birkenreis,
Daß rauschend sich die Fluthen theilten.
Auf einer Marmortrepp' nun eilten
Die Beiden in die Tiefe jach
Bis ins erhellte Schlafgemach.
Und siehe! — durch den weiten Saal
Schien eines Leuchters bunter Strahl,
Geziert mit glitzernden Kristallen;
Mit reichen Perlen und Korallen,
Und von dem bunten Licht beschienen,
Lag hinter seidenen Gardinen
Die blasse Frau in ihren Wehen.
Frisch eilt' die Amm', ihr beizustehen,
Und bald ist aller Schmerz gehoben.
Der Greis geleitet sie nach oben,
Er dankt, des guten Dienstes froh,
Und reicht zum Lohn — ein Bündel S t r o h.

Kaum stieg der Alte langsam wieder
Die blanke Wendeltreppe nieder,

Kaum hatten sich die dunkeln Wogen
Zusammen über ihn gezogen,
So warf die zornige Dienerin
Das Spottgeschenk ins Wasser hin.
Doch als sie bei der Morgenhelle
Nun eben trat auf ihre Schwelle,
Da sah sie hin und staunte hoch:
Es hing an ihrer Schürze noch
Ein Halm des Stroh's, der wunderbar
In lauter Gold verwandelt war.
Nun dacht' an ihr verscherztes Glück
Die Arme jeden Tag zurück,
Und grämte sich, bis über's Jahr
Derselbe Tag ihr letzter war.

Adolf Stöber.

Eine Wanderung nach dem Mummelsee.

Oft und viel hatte ich während meines Aufenthalts in Baden von dem räthselhaften, geheimnißvollen See gehört und gelesen, der tief im unwirthlichen Gebirge liege, und zwar mehrere tausend Fuß über der Rheinebene. Schon der wunderliche Name Mummelsee muß Aufmerksamkeit erregen, und ich weiß nicht, war es Verlangen nach dem nie geschauten Anblick eines See's auf der Höhe des Gebirgs, oder waren es die anziehenden, wundersamen Sagen, die von ihm in der Gegend heimisch sind, was mich immer unwiderstehlich dahin zog. Aber es schien, als wolle mich irgend ein neckischer Kobold von dieser Wanderung abhalten, denn so oft ich einen Tag zum Ausfluge dahin festgesetzt, jedesmal trat wieder ein unvorhergesehenes Hinderniß dazwischen. Endlich, an einem heiteren Morgen des jüngst verflossenen Jahres, trat ich die Wanderung wirklich an. Die Sonne war in ungetrübtem Glanze aufgegangen und versprach einen herrlichen Tag; allenthalben funkelten Gras und Laub im strahlenden Juwelenschimmer des reichlich gefallenen Nachtthaues. Rüstig und aufgeräumt wanderte ich im frischen Morgen dahin, durchzog die Eichenallee mit ihren Schatten, wo mir der stattliche Thurm auf dem Merkuriusberge seinen Morgen-

gruß zuwinkte; begrüßte das stille, einsame Nonnenkloster Lichtenthal, aus dessen Hallen eben der erste Morgengesang der frommen Beterinnen dem jungen Tag entgegen tönte; ich schritt die Häuserreihe des Dorfes hindurch, und hielt meine Schritte nicht eher an, als bis ich die Höhe vor dem Weiler Geroldsau erreicht hatte, wo sich ein reizendes Bild vor meinen Blicken entfaltete. Ein Kranz gewaltiger Berge mit angebauten Vorhügeln umzieht hier einen lieblichen Wiesengrund, durch welchen der Waldbach bald hell und klar, bald schäumend und rauschend im steinigen Bette seine Wellen dahinrollt, während an seinem Ufer die bescheidenen Wohnungen des eben genannten Weilers sich hinreihen. Wie still und friedsam steht dort die kleine Kapelle am Waldessaum, von den mächtigen Schatten der dunkeln Tannen umdüstert! Einen Augenblick weidete ich mich an dieser idyllischen Landschaft, dann setzte ich meine Wanderung fort und hatte bald die letzten Häuser Geroldsau's hinter mir. Jetzt nahm mich der finstere Tannenwald in seine Schatten auf. Der Weg stieg nun aufwerts, immer dem Ufer des Waldstroms zur Seite, der in der engen Thalschlucht zwischen den Felsen und dem Steingerölle sich durchdrängt. Nicht sehr lange war ich im kühlen Waldesdunkel hingewandert, als mein Ohr ein dumpfes Rauschen vernahm, und nach wenigen Minuten war ich an die Stelle gelangt, wo sich der wilde Waldstrom über einen Felsenabsatz in ein Granitbecken herabstürzt, das er sich im Laufe von Jahrtausenden mühsam ausgehöhlt. Es ist dieß zwar nicht ein großartiger Cataract, wie der Fallbach bei Tryberg, oder der Reichenbach oder der Staubbach, aber dieser Wassersturz gewährt immerhin in seiner wilden Umgebung einen anziehenden Anblick, und das gewaltige Kreuz auf der Höhe des Felsberges zur Linken schaut gar bedeutungsvoll in das Thal herab. Unweit des Falles erweitert sich das Thal wieder; grüne, reichbewässerte Wiesen mit weidenden Rindern und Ziegen breiten sich im Grunde aus, und rechts steht an dem Eingang einer Thalschlucht eine ärmliche Gebirgswohnung, blos aus rohem Gebälk zusammengefügt. Immer tiefer zog sich der breite, bequeme Weg ins Gebirg, immer höher aufsteigend, und je weiter ich eindrang in die wundersame Bergwelt mit ihren ahnungsvollen Schauern, desto mehr zog sie mich an und ich

begann mich ganz heimisch zu fühlen in ihren Waldesschatten. Die Berghänge mit ihren dämmrigen Hallen, getragen von den schlanken Stämmen der düstern Schwarztannen und überwölbt von lichtgrünen Buchenzweigen; die tausend und wieder tausenderlei Stauden, Kräuter, Moose und Flechten mit ihren Blüthen, Beeren, Samen und Früchten, die zwischen und über dem Steingeröll üppig wucherten und nicht selten ein undurchdringliches Gestrüpp bildeten, oder den Boden gleich dem herrlichsten Teppich überzogen; die gewaltigen Granitmassen und das zerklüftete Gestein, die an den Bergwänden hervortraten; die zerrissenen Felsschluchten, von kristallklaren Quellen durchzogen, begrüßten mich traulich, wie einen alten Bekannten, und die ganze Natur umher sprach zu mir und erzählte von Zeiten und Ereignissen, die weit hinausreichen über alle Geschichte. Hier erst ward es mir klar, wie die Sehnsucht nach der Heimath den Sohn des Gebirges im innersten Leben erfassen kann, bis das ungestillte Weh das Herz ihm bricht.

Als ich nach etwas mehr als zweistündiger Wanderung den Grat eines langen Bergrückens erstiegen, lag vor mir auf einer abgeflachten Einsenkung der Berge das einsame Gebirgsdorf Herrenwiese, dessen unbedeutende Feldmark ringsum von waldumkränzten Gebirgsköpfen umzogen wird. Das Dorf ist arm und seine Bewohner erwerben ihren Unterhalt meist durch Holzfällen in den benachbarten Waldungen, während sie ihren Bedarf mit vieler Mühe aus weit entfernten Orten herbeischaffen müssen. In der einzigen, eben nicht sehr einladenden Schenke des Ortes nahm ich kein glänzendes, aber ein nahrhaftes Frühstück zu mir, und schritt dann rüstig weiter.

Von hier führt der Pfad eine Zeit lang fast eben fort, immer zwischen Waldungen hin, an deren Saum der gelbe Enzian blüht und die rothe Preisselbeere allenthalben aus der grünen Bodendecke hervorglänzt. Bei der Hundseck, einer einsamen Waldwohnung, ging es wieder steil den Berg hinan und ich erreichte nicht ohne Anstrengung die Höhe des Hochkopfes, der sich in einem endlos langen Bergrücken südwerts zieht. Diese Höhe ist fast ganz von Bäumen entblößt, und nur das Haidekraut mit seinen rothen Blüthen deckt in üppiger Fülle den Boden, wo allenthalben mächtige Sandsteinblöcke zerstreut

liegen, von gewaltigen Fluthen in einer urweltlichen Erdrevolution auf diese Höhen gewälzt. Wie öde und einsam auch Alles umher ist, — eine unvergleichliche, entzückende Fernsicht entschädigt reichlich dafür. Die Perle aller teutschen Gauen, das herrliche Rheinthal, breitet sich vor den Blicken aus in all seiner Pracht und Fülle, mit seinen blühenden Feldern und duftenden Rebhügeln, mit seinen gewerbsamen Städten und reinlichen Dörfern, mit seinen zahllosen Flüssen und Bächen, die alle raschen Laufes dem mächtigen Rheine zueilen, der einen Namen trägt, ruhmreicher wie kein anderer Strom der Erde. Wer zählt all' die Schlachten auf, die an seinen Ufern geschlagen, wer all' die Thaten, die hier in Liedern besungen worden? Drüben aber aus dem Dufte der Ferne steigt Erwin's gewaltiger Riesenbau zum Himmel empor und schaut wehmüthig nach dem ernsten Schwarzwald herüber, den er einst, gleich den Bergen des Wasgau's, seine Heimath genannt.

Endlich hatte ich das Ende des langgedehnten Bergrückens erreicht, aber ich war gar nicht freudig überrascht, als ich mich jetzt plötzlich durch einen tiefen, breiten Einschnitt des Gebirges von den Hornisgrinden getrennt sah, an deren südöstlichem Abhange das Ziel meiner Wanderung lag. Mißmuthig stieg ich hinab, um auf der andern Seite noch höher wieder hinaufzuklimmen, doch empfand ich es nicht wenig angenehm, als ich wieder auf Waldungen traf und kühle Schatten mich umfingen, denn die Sonne war bereits hoch gestiegen und ihre Strahlen hatten in der baumlosen Oede heiß auf meinem Scheitel gebrannt. Meine Freude sollte indeß nicht lange währen, denn die Schatten wurden bald wieder lichter, der Wald dünner und die Bäume gewannen immer mehr ein schwächlicheres, kränklicheres Aussehen, bis sie zuletzt ganz verschwanden. Endlich änderte sich auch der schöne Teppich von Moos und Haidekraut unter meinen Füßen, und als ich die hohe Gebirgsfläche, welche den Namen Hornisgrinde trägt, erreicht hatte, bedeckte nur erdfahles Sumpfmoos den unfruchtbaren, lockern Torfboden, der nur hier und da einer verkrüppelten Krummholzkiefer die spärliche Nahrung spendet. Oeder, trauriger läßt sich kaum eine Gegend denken als diese, wo selbst die grüne Farbe aus der Vegetation verschwunden ist. An einem gewaltigen Steinhaufen

kam ich vorüber, dem man die Gestalt eines Thurmes gegeben, und der bei der Landesvermessung zum Signalpunkt diente; wanderte nun auf eine Gruppe verkümmerter Kiefern zu und stand plötzlich — am Rand eines gewaltigen Bergkessels. Jäh und steil fiel die Kluft mehrere hundert Fuß tief hinab; wild durcheinander geworfene Felsblöcke, zwischen denen mächtige Tannen zum Himmel empor strebten, überdeckten die abschüssigen Hänge, und den ganzen Grund der weiten Schlucht füllte der Mummelsee aus. Mühsam kletterte ich zwischen dem Gestein hinab und erreichte bald das felsige Ufer. Still und unbeweglich wie der acherusische See, schwarz und schauerlich wie das Asphaltgewässer des todten Meeres, lag der Wasserspiegel vor mir. Kein Blick vermag zu ergründen diese schauerliche Tiefe und die Geheimnisse zu erspähen, die sie birgt auf ihrem Grunde. Kein lebendes Wesen beherbergt er in seinem düstern Schooße und kein Ton unterbricht die ewige Stille der Umgebung, als zuweilen das Gekreisch eines Raubvogels.

Der Aufenthalt in dieser öden Wildniß hat etwas ungemein Ergreifendes, und wer einmal hier gewesen, wird es leicht begreiflich finden, daß sich die Sage so viel mit diesem See beschäftigt und daß schon die Alten ihm den Namen Wundersee gegeben. Ich suchte mir ein Ruheplätzchen am Ufer und fand es neben einem frischen Bergquell, der frisch und klar zwischen dem Gestein herabsprudelte, wo ich mich auf die schwellende Moosdecke niederließ. Gerade mir gegenüber öffnete sich die hohe Bergwand und in dieser Oeffnung drängt sich durch Felsen hindurch der Abfluß des See, der Seebach, und eilt hastig in das Thal hinab, sich mit der Acher zu vereinigen, einem kleinen Bergwasser, das aber oft zum wilden, reißenden Strome anschwillt und verheerend durch die Thäler braußt. Doch meine Blicke hafteten nur auf dem dunkeln Gewässer, dessen Spiegel sich jetzt bisweilen leise zu kräuseln begann, und vor meiner Seele vorüber zogen all die wundersamen Sagen, so ich schon von diesem Bergsee vernommen und wiegten mich in tiefe Träume. So lag ich lange, lange, wie lange weiß ich nicht, aber im Westen sank die Sonne hinab, die Schwingen der Dämmerung flogen über die Erde, und die Schatten der Berge legten sich über den See; der Nachthimmel, mit den ewigen Sternen und

dem bleichen Mondesantlitz, spiegelte sich wieder auf der dunkeln Fläche, während das Geläute der Abendglocken sanft verhallend aus den Thälern zu mir herauf klang. Da war es mir plötzlich, als ziehe sich eine Decke von der bisher verschlossenen Wasserschlucht, und die unermeßnen Tiefen erschlößen meinen Augen ihre Geheimnisse. Zauberische Hesperidengärten erblühten in frühlingsherrlicher Wunderpracht auf dem Grunde des schlafenden See's, wo die bräutliche Myrthe und die duftende Orangenblüthe, mit hellblinkenden Kristallblumen und blutrothen Korallen und tausend andern Blüthen und Blumenkelchen von niegesehener Gestalt und Farbenpracht, sich zu den wundersamsten Gruppen, Lauben und Irrgängen seltsam verwoben. Dazwischen aber auf den gewundenen Wegen vom reinsten Kristallsand wandelten die lieblichen Bewohnerinnen der Wasserwelt: schlanke, ätherische Gestalten, so fein und zart, so hold und entzückend, von solch überirdischer Reizesanmuth, daß sie geschaffen schienen aus dem duftigsten Wellenschaum, durchwebt mit Lilienschnee und Rosenschmelz. Kosend und scherzend schwebten sie zephyrleicht durch die Gebüsche und warfen bisweilen Blicke zu mir empor voll brennender Sehnsucht und wonniger Liebesgluth. Wie schauten sie verlockend aus ihren dunklen Augen zu mir herauf! — da mit Einemmale trübte sich der krystallhelle Wasserspiegel; immer farbloser und verworrener wurden die zauberischen Bilder; wogend und wirbelnd drehten sich die Wasser im tiefen Grunde durcheinander, und Alles verschwamm zu einer wirren chaotischen Masse, aus deren dunklem Kerne jetzt die seltsamsten Mißgestalten sich zu entknäueln begannen. Häßliche Molche, Seedrachen, Wasserschlangen, Skorpionen, Medusen, Mollusken und allerlei eckelhaftes Gewürm kroch wimmelnd in unzähliger Menge wild durcheinander, dazwischen aber empor tauchten mißgestaltete Kobolde, grinsten aus ihren verzerrten Gesichtszügen höhnend mich an, oder hoben drohend ihre zwerghaften Fäuste gegen mich. Dort näherte sich mir eine riesige Seespinne mit ihren scheußlichen Füßen, ätzendes Gift nach mir speiend; da reckte ein gräßlicher Polyp seinen endlosen Arm nach mir aus, den er immer länger und länger dehnte, bis er mich fassen konnte — ich wollte um Hülfe rufen, allein jeder Laut war mir in der Brust festgebannt.

Der Gutenabendgruß eines Forstgesellen aus der Herrenwiese weckte mich aus dem entsetzlichen Traume. Hastig raffte ich mich auf und schickte mich schweigend zum Weiterwandern an. Es war ganz Nacht geworden und am tiefblauen Himmel flammten die hohen Leuchten in ungetrübtem Glanze und streuten ihr silberblühendes Licht durch das Dunkel. Noch einen Blick warf ich auf den wundersamen See, dann folgte ich dem sich mir zum Führer anbietenden Jäger, der eben in das Dickicht des Waldes hinein schritt, wo die Tannenzweige dem Mondeslicht noch hinreichend Durchgang gestatteten, daß wir rasch und ungehindert zwischen den schlanken Baumsäulen hindurchwandern konnten. Noch hatten wir keine weite Strecke zurückgelegt, als wir aus dem tiefen Waldesschatten heraus und ins Freie traten. Hier aber wartete meiner ein überraschender, wahrhaft zauberischer Anblick.

Rings im Kreis umzogen die gewaltigen, finstern Bergriesen den Horizont und reckten ihre Häupter tief hinein in des Mondes milden Schein; zwischen den düstern Baumgruppen an den Gebirgshängen traten riesige Felsmassen heller hervor, oder einzelne Steingiganten ragten wie Nachtgespenster aus dem Boden; aus den Schluchten und Klüften aber stiegen die alten Berggeister auf und zogen als seltsame Nebelgestalten über die Wipfel der Bäume hin, während glänzende Thauperlen wie Elfen auf grünem Laub und duftenden Blumenkelchen schaukelnd sich wiegten. Und über die ganze Landschaft hatte sich ein leichter, feiner Nebel gebreitet, der sich mit dem halben Mondeslichte zu einem duftig durchsichtigen Nebelschleier verwob und dem Bilde jene feenhafte Färbung verlieh, die uns die Brust mit unbegriffener Ahnung erfüllt und unaussprechlicher Sehnsucht. Nur ungern schied ich von dieser Stelle und von dem zauberhaften Gemälde, das sich hier zeigte, aber mein Führer drängte; so gehorchte ich seiner Mahnung, und wir folgten dem Pfade abwerts, der sich zwischen Felsstücken und Gesträuch hinab zieht. Endlich hatten wir den Thalgrund erreicht, wo der Weg fortan längs der rauschenden Acher hinführt.

„Dort liegt der Bosenstein!" — sprach jetzt mein Führer, indem er nach einem dunkeln Hügel links hinzeigte, dessen ungewöhnliche Gestalt wohl von dem dort befindlichen Gemäuer

herrühren mochte, das aber von Bäumen und Gesträuch so überwachsen war, daß man es beim Mondenlicht kaum zu unterscheiden vermochte. Das Geschlecht der Herren von Bosenstein ist sehr alt und war einst reichbegütert und mächtig. Im Jahre 1773 starb der Letzte dieses Geschlechts mit Hinterlassung von sieben Töchtern, nachdem er die Burg wieder an sich gebracht, die fast dritthalb hundert Jahre in fremden Händen gewesen. Mein Führer erzählte mir viel von dem großen Umfange der Burg und den Gütern, die einst dazu gehört, und knüpfte daran die bekannte Sage von der eingemauerten Burgfrau von Bosenstein im Gottschläg.*) Der gute Mann war nun einmal im Zuge, und nun folgte eine Geschichte der andern. Das Meiste davon war mir schon bekannt; Anderes war theils neu erfunden, theils äußerst fade. Die anziehendste von den mir noch unbekannten Sagen war folgende:

„In der Legelsau, einer reizenden Seitenwindung des Kapplerthales, wohnte einst ein Förster der Herren von Bosenstein mit seiner Hausfrau und seinem einzigen Sohne, einem stattlichen Burschen von zwanzig Jahren. Frisch und kerngesund an Leib und Seele und dabei blühend in kräftiger Jugendfülle, war der junge Berwin die Freude und der Stolz seiner Eltern, und schon ging er dem betagten Vater in seinen beschwerlichen Berufsgeschäften kräftig an die Hand, war ein rastloser, unermüdlicher Jäger und ein Schütze, der seines Gleichen suchte von nah und fern, und Keinen fürchteten die Wildschützen der Umgegend mehr, als ihn. Aufgewachsen unter den Bäumen des Waldes, gab es für ihn keinen schönern Aufenthalt, als in der lieben freien Gotteswelt und im grünen Schatten von Berg und Thal, wo die schlanken Tannen und breitästigen Buchen ihm lauter alte Bekannte waren. Vom frühen Morgen an schweifte Berwin über Höhen und Schluchten und kehrte meist erst am späten Abend zum heimathlichen Herde zurück, worüber ihm manch freundlich-ernste Zurechtweisung von der Mutter zu Theil ward. Doch war der junge Waidmann deßhalb nichts weniger als ein Menschenfeind, und häufig fand er sich an Sonn- und Festtagen in der Schenke zu Seebach ein, wo er

*) Siehe S. 72 dieses Bandes.

sich mit den jungen Burschen des Thals belustigte, und auf der Kirchweihe oder sonst bei ländlichen Festen, war er der schmuckeste und flinkeste Tänzer; manches Mädchenauge blickte verstohlen nach dem schönen Jägersmann und mancher Seufzer stahl sich aus zarter Brust, wenn er den Tanzplatz wieder verließ. Aber die schönen Dirnen galten ihm alle gleich; er scherzte und tanzte mit allen und keine konnte sich eines Vorzuges in seinem Herzen rühmen.

Eines Tages kam Berwin von den Höhen der Hornisgrinde herab; es war ein heißer Tag und der Durst trieb ihn zu der frischen, klaren Bergquelle, die unweit des Mummelsee's im Schatten grünen Gebüsches entspringt und nach wenigen Schritten ihr Wasser mit dem des See's vermischt. Er labte sich weidlich an der hellen, sprudelnden Quelle, und die Heimlichkeit des Orts verlockte ihn, auf dem blühenden Haidekraut sich niederzulassen, wo auch alsbald ein leiser Schlummer seine Augen umfing. Lange dauerte dieser indeß nicht; er erwachte bald wieder und richtete sich auf; aber wer beschreibt sein Staunen, als er, sich gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer eine Mädchengestalt sitzen sah, von solch zauberhafter Schönheit, wie noch in keinem Traume, geschweige denn in der Wirklichkeit ein Frauenbild ihm erschienen war. Das war kein irdisches Wesen! Auf Erden reiften nicht solche Himmelsreize! Des blendendsten Schnee's Schimmer mußte verglimmen vor der Weiße dieses herrlich geformten Lilienantlitzes, und die Rosen von Pästum erbleichen vor dem zarten Hauch ihrer Wangen. In diesem Gesicht voll unnennbarer Anmuth lag ein ganzer Himmel unendlicher Seligkeit, und diese taubenmilden, klugen Augen drangen unwiderstehlicher als die feurigsten Blicke in des jungen Jägers Seele, dort eine Flamme weckend, die nur mit seines Athems letztem Hauche verlöschen sollte. Ein süßer Schauer durchbebte ihn bis ins innerste Mark und unwillkürliche Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust. Mit dem Binden eines Straußes von Haideblumen beschäftigt, war dies holde Frauenbild bisher in sorgloser Unbefangenheit im Ufergrase gesessen; bei dem ungewöhnlichen Ton aber schaute sie auf und als sie die Gestalt des Jägers erblickte, sprang sie rasch empor und stürzte sich kopfüber in die Fluthen des See's, dessen über ihr zusammenschla-

gende Wasser sie alsbald Berwin's Blicken entzogen. — Mit sich hinab in die Tiefe nahm sie die Ruhe seines Lebens. Mit Staunen, ja mit Entsetzen starrte sein Blick nach der Stelle hin, wo das holde Kind verschwunden war, schweifte von dort nach dem Platze, wo sie gesessen, und sah etwas schimmern im grünen Gestrüpp. Er eilte hin und fand dort den Schleier des reizenden Wunderkindes, den sie vor Eile vergessen und der von so feinem Gewebe war, daß er sich leicht in einer Hand verbergen ließ. Berwin drückte den glücklichen Fund an sein Herz, an seine Lippen und barg ihn zuletzt an seinem Busen. Er weilte noch lang am Ufer des See's, immer hoffend, die Erscheinung werde noch einmal zurückkehren, um das Vergessene zu holen. Aber vergebens! Als endlich die Sonne hinabgesunken und Mond und Sterne am dunkelnden Himmel heraufzogen, trat er den Rückweg an und erreichte halb träumend das Forsthaus, wo er sich alsbald unter dem Vorwand von Ermüdung auf seine Kammer begab.

Am andern Morgen frisch gestärkt erwacht, däuchte ihm die ganze Begebenheit nur ein schöner Frühlingstraum. Als er aber auf dem Sitze neben seinem Lager den Schleier der Seejungfrau erblickte, da ward wieder Alles deutlich und lebendig vor seiner Seele, und die Sehnsucht nach dem süßen Wunderkinde lockte ihn unwiderstehlich abermals nach dem See. Und Tag für Tag trieb es ihn fortan nach dem verhängnißvollen Gewässer, stets in banger Hoffnung dort harrend, ob die holde Jungfrau sich nicht wieder zeigen werde. Doch sie kam nicht wieder. Aber diese Täuschung, das ungestillte Sehnen und der Schmerz der Liebe zehrten an seinem Herzblut, und der tiefe Seelengram bleichte seine Wangen.

Mit unendlichem Kummer sahen die betagten Eltern, wie der einzige geliebte Sohn in der Blüthe seiner Jahre dem Grabe zuwankte, wie er täglich bleicher und stiller ward, wie nichts mehr auf Erden ihn zu erfreuen vermochte. Wohl war die arme Mutter in ihrem Jammer oft in ihn gedrungen, ihr zu sagen, was so schwer ihn bedrücke, aber nur ausweichende Worte waren seine Antwort.

In dem benachbarten Dorfe Seebach wohnte damals ein herrschaftlicher Beiförster, der bei Berwin's Vater einst die Jä-

gerei erlernt und als Waidgesell lang in dessen Dienst gestanden hatte. Eckhart, so hieß er, war nicht nur im Forsthause, sondern auch in der ganzen Umgegend, seines biedern, freundlichen Wesens wegen gern gesehen, und mit besonderer Liebe hing von frühester Jugend an Berwin an ihm, der ihn mit den Waffen umzugehen lehrte und ihm den ersten Unterricht in dem edlen Waidwerk ertheilte. Und auch jetzt noch, nachdem Eckhart schon Jahre lang den herrschaftlichen Dienst angetreten, genoß er der alten Liebe und erfreute sich des unumschränkten Vertrauens der Familie des Forsthauses in der Legelsau. An ihn wandte sich die betrübte Mutter, und der Biedere versprach, sein Möglichstes zu thun, um dem Leid, das am Herzen des Jünglings nagte, auf die Spur zu kommen, oder ihn selbst zum Geständniß zu bringen.

In Kurzem gelang es ihm auch, auszukundschaften, daß Berwin tagtäglich den Mummelsee besuche; er beobachtete ihn, wie er Stunden lang am Ufer in tiefen Gedanken saß, öfters aus tiefster Brust aufseufzte und dann und wann etwas Weißes aus dem Busen zog, das er an sein Herz drückte und an seine Lippen. Er wußte nun es einzurichten, daß er eines Tages, wie zufällig, im Gebirge mit ihm zusammentraf. Sie begannen ein gleichgültiges Gespräch, während dessen sie sich im kühlen Waldesschatten auf schwellender Moosdecke niederließen. Eckhart rückte seinem Ziele näher, und seinem treuherzigen, eindringlichen Zureden vermochte der offene Berwin nicht lange zu widerstehen. Er gestand seine glühende, hoffnungslose Liebe zu der reizenden Wasserjungfrau und zeigte sogar den Schleier vor, den er am Ufer gefunden.

Die Jägersleute stehen eben nicht im Rufe besonderer Frömmigkeit; doch Eckhart besaß einen frommen Sinn und ein gläubiges Gemüth, und in der ganzen Erzählung seines jungen Freundes sah er nur eine höllische Verblendung, den Jüngling ins Verderben zu locken. Er suchte ihn darum mit aller Kraft seiner einfachen, natürlichen Beredtsamkeit zu überzeugen, daß dies verführerische Gebild aus dem Wundersee nichts anders sey, als ein finsterer Geist des Abgrunds, den der Böse heraufgesendet, seine Seele zu verderben. So lang er das Lügenbild in seinem Herzen trage, habe die Hölle Theil an ihm; und dieß werde

nicht aus seinen Gedanken schwinden, so lang er den unseligen Schleier nicht von sich werfe, dessen Zauberkraft ihn zugleich unfehlbar in seiner Verblendung dem Grabe zuführen müsse. Berwin wurde nachdenkend; er erinnerte sich mancher unheimlichen Erzählung von den Bewohnern des Mummelsee's, und sein Kleinmuth erwachte, so daß es zuletzt dem Drängen Eckhart's gelang, daß er diesem sogar den Schleier übergab, wiewohl nur mit widerstrebendem Herzen. Bald darauf trennten sie sich, denn es war schon spät geworden.

Eckhart war nicht wenig erfreut über das Gelingen seines Auftrags. Aber noch war das Werk nicht ganz vollbracht; noch blieb ihm ein wichtiger Schritt übrig, um seinen jungen Freund aus den Schlingen des Bösen und seiner Diener zu befreien, wie der Glaube jener Zeit wähnte. Und kaum graute in der andern Frühe der Morgen, als er sich auf den Weg nach den Hornisgrinden machte; am See angekommen, wand er den Schleier um einen schweren Stein und schleuderte ihn so weit in das Wasser, als er vermochte, dann stieg er die Höhe des Berges vollends hinan, den etwaigen Erfolg dort abzuwarten.

In Berwin's Augen kam in der Nacht, welche der Unterredung mit Eckhart folgte, kein Schlaf. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er mit dem Schleier das ganze Glück seines Lebens aus den Händen gegeben und Eckhart ihn getäuscht habe; denn lebendiger, reizender als je, stand jetzt das Bild der Wasserjungfrau vor seiner Seele und unbezwinglich ward die Sehnsucht nach ihr. Er wälzte sich ruhelos auf seinem Lager, und kaum dämmerte der erste Schein im Osten, so trat er schon den Weg an nach dem See, wohin es ihn so unaufhaltsam zog. Träumend schritt er dort am Ufer hin; da sieht er Etwas in der Mitte des Wassers schwimmen; er sieht genauer hin, und, täuscht ihn nicht Alles, so ist es der verhängnißvolle Schleier, den er zu seinem großen Leid aus den Händen gegeben. Ja, so war es; er trügte sich nicht. Ein rüstiger Schwimmer, besinnt er sich nicht lange, und stürzt sich jählings in den See. Jetzt ist er dem schwimmenden Gewebe nahe, schon streckt er die Hände darnach aus, — da beginnt er unaufhaltsam zu sinken, tiefer und immer tiefer, bis die schwarzen Gewässer über ihm zusammen schlagen und ihn bergen in ihrer bodenlosen

Tiefe. — Nie ward er wieder gesehen. Hatte ein Krampf ihn erfaßt und im tiefsten Grunde des See's sein Grab finden lassen, oder haben die Nixen ihn hinabgezogen in ihr schirmendes Reich — Niemand weiß es zu sagen. Eckhart kam zu spät von der Höhe des Berges herab ihm nach, um ihn noch retten zu können, und ihm blieb nur die traurige Pflicht, den alten Aeltern die schreckliche Kunde von dem unglücklichen Ende ihres Sohnes zu bringen."

Mein Führer hatte kaum diese Geschichte geendet, als wir vor der ersehnten Herberge im Städtchen Kappel-Rodeck anlangten, wo mich Labe und Ruhe die Mühseligkeiten des etwas beschwerlichen Weges bald vergessen ließen.

Hyppolit Schreiber.

(Aus Lewald's „Europa." Mit einigen Abkürzungen.)

Die Braut vom Bergsee.

Musik erklingt zum Hochzeitschmauß;
Sie tanzen im erhellten Haus.
Doch draußen trüb im Sternenlicht
Der junge Waidmann zu sich spricht:
„Ob Manche mir das Herz beklemmt,
Sie thun mir drinnen Alle fremd,
Ob Geig' und Flöte Alle freut,
Mir hat sie den Verdruß erneut."

Da kommt zu ihm ein Mägdlein zart,
Gekleidet nicht nach Landesart.
Wie Silber fließet ihr Gewand,
Wie Gold ihr Haupthaar ohne Band,
Wie sanfte Wellen schwebt ihr Schritt:
„„Und willst du nicht zum Tanze mit?""
So redet sie und blickt dazu,
Dem Stern gleich aus der Himmelsruh'. —

Sie schwelgen in des Tanzes Lust,
Sie schmiegt sich leis an seine Brust,

Wie eine Blume, kaum erwacht,
An ihres Stammes Blättermacht.
Sie ruht ihm müd' und matt im Arm,
Er führt sie weg vom Tänzerschwarm;
Er wiegt sie schaukelnd auf den Knie'n,
Doch scheu und bebend will sie fliehn.

Sie eilt zu Wald und Fels hinauf,
Er faßt sie sanft in ihrem Lauf.
Sie seufzt: „„Der strenge Vater droht;
In seinem Hause wohnt der Tod.
O blieb' ich Brust an Brust bei dir,
Und Beide liebend stürben wir,
Doch weh, mein Herz so wach und voll,
Und keine Seele lieben soll!""

„Hab' ich nicht Büchs' und Fänger hier?
Nicht fürchten Tod und Hölle wir!"
— „„Der Nix im See, mein Vater dort,
Und Menschenliebe, bringt mir Mord;
Die Morgenröthe trinkt mein Blut,
Bin ich bei ihm nicht in der Fluth.
Es tagt, es tagt — ich sterben muß — —
O gib mir noch den letzten Kuß!"" —

Der Drossel froher Ton verhallt,
Und zornig braußt der Tannenwald;
Im Halbkreis starrt die Felsenhöh',
In ihrem Kessel stürmt der See.
Und aus des Jünglings Armen reißt
Die bleiche Braut der greise Geist;
Er wirft sie donnernd in die Fluth,
Die blutig dann im Frühglanz ruht.

Der Jäger sitzt am Wogenschein
Und schaut mit starrem Haupt hinein;
Vom Gipfel blickt der Auerhahn,
Vom Schilf der Hirsch ihn sicher an.

Der See verstummt, der Wald verdorrt,
Der Jäger sitzt dort immerfort;
Dort harrt sein Geist noch heut zu Tag,
Ob Keiner ihn erlösen mag.

Georg Rapp.

Der Ritter und das Seefräulein.

Ein Ritter kühn im Jagen
Verfolgt ein scheues Reh;
Vom schnellen Roß getragen
Kommt er zum tiefen See;
Da steigt er in die kühle Fluth,
Ermattet von der Hitze,
Erfrischt sein junges Blut.

Und wie er schaut hinunter
Tief in den See hinein,
Da schwebt ein seltsam Wunder
Hervor im Abendschein:
Ein zartes Fräulein, klar und mild,
Mit wasserblauem Schleier;
Es war ein rechtes Bild.

Sie schwebet immer näher,
Bald steht sie vor ihm da;
Sein Herz schwoll hoch und höher,
Wußt' nicht, wie ihm geschah!
Sie blickt' ihn an so liebevoll;
Sie pflogen süßer Rede,
Dem Jüngling ward so wohl.

Die hellen Sterne brennen
Schon lang am Himmelszelt;
Doch Lieb kann Niemand trennen,
Die sich umfangen hält.
Als endlich kam die Mitternacht,
Da ward dem schönen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

So oft die Sonn' jetzt sinket,
Sitzt er an Ufers Rand:
Alsbald die Meerfrau winket
Und schwebt zu ihm an's Land;
So oft jetzt kommt die Mitternacht,
Da wird dem schönen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

„Komm' mit zum Hochzeitsmahle,
Mein' Schwester wird getraut
In meines Schloßes Saale;
Komm' mit, du süße Braut!"
So sprach er einst, läßt sie nicht los,
Trotz ihrem Widerstreben,
Und nimmt sie mit auf's Schloß.

Da, bei dem Klang der Saiten
Und bei der Kerzen Glanz,
Da ist so wohl den Beiden,
Sie schweben hin im Tanz.
Der Wächter ruft die Mitternacht,
Da wird dem jungen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

Er hält sie fest umfangen,
Er denkt nicht an die Zeit,
Er küßt die zarten Wangen:
Da weint die schöne Maid.
Vorbei war lang die Mitternacht;
Das hat dem schönen Ritter
Nachher groß Leid gebracht.

„Laß mich, mein traut' Geselle,
Gib mir das letzt' Geleit'!
Es naht der Morgen helle,
Ich bin voll Lust und Leid.
Vorbei ist lang die Mitternacht —
Ich glaub', die große Liebe
Hat mir den Tod gebracht!

„Kommst morgen du zur Stelle
Dort an die dunkle Fluth,
Und bringet aus der Welle
Ein rosenfarbnes Blut:
So denk': die Weil' nach Mitternacht,
Und unser treues Lieben,
Hat mir den Tod gebracht."

Und wie er kam zur Stelle
Dort an die dunkle Fluth,
Da bringet aus der Welle
Das rosenfarbne Blut.
Er klaget bis zur Mitternacht;
Dann nahm ihn auf die Welle —
Hat nimmer ihn gebracht.

Karl Zell.

Die guten Seejungfrauen.

Um die Herrenwiese liegen einige Seen auf hohen Gebirgen, in Wald und Felsen versteckt. Nicht weit von jenem Dörflein, am Abhang des Berges Seekopf, und nicht weit vom Heidenberg, liegt der Herrenwieser See, der auch Hummelsee und der kleine Mummelsee heißt, weil man glaubt, er habe sein Wasser aus dem großen Mummelsee, der drei Stunden südwerts liegt und woraus die Acher fließt. Der Herrenwieser See soll unergründlich tief seyn. Ein Jäger schoß einmal ein Reh an seinem Ufer, das ins Wasser fiel und am dritten Tage ganz zerquetscht bei der Seebachbrücke wieder ausgestoßen wurde. — In diesem See wohnten einst wohlthätige Jungfrauen; sie kamen Nachts ins Thal herab und wuschen frommen und redlichen Leuten die Wäsche aus, die sie dort in den Zubern stehen hatten. Wo sie den Taig in der Mulde fanden, da bucken sie das Brod, ehe die Leute wach wurden; sie fegten die Häuser, während die Leute schliefen; im Herbste schnitten sie Nachts die reifen Trauben ab und trugen sie zusammen in die Bütten; die schlechten aber ließen sie für die Vögel hängen, darum gab

es auch in alten Zeiten so guten Wein. Damals waren die Leute treu und redlich, deswegen haben ihnen auch die Seefräulein bei ihrer Arbeit geholfen; wenn es wieder bessere Menschen gibt, werden sie's auch wieder thun.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. v. J. 1834.)

Aus dem „Simplicissimus."

Vom Mummelsee gehen noch verschiedene Sagen. Wir theilen hier einige mit, wie sie der bekannte alte Kriegsroman: „die Abenteuer des Simplicissimus" anführt, woraus sie auch die Brüder Grimm in ihre teutschen Sagen aufgenommen haben:

1) Wenn man Erbsen, Steinchen oder sonst was in ungerader Zahl in ein Tuch bindet, in den See hinein hängt und dann wieder heraus zieht, so findet man dieselbe in gerade Zahl verändert, und so auch umgekehrt. So man einen oder mehrere schwere Steine hineinwirft, so trübt sich der Himmel darüber, und es erhebt sich ein dumpfes Brausen in der Luft, dem oft ein Ungewitter mit Donner und Hagel folgt.

---

2) Als eines Tages etliche Hirten ihr Vieh nahe beim See weideten, sahen sie plötzlich einen großen braunen Stier aus der Fluth ans Ufer steigen und sich zu ihren Rindern gesellen; einen Augenblick darauf aber kam ein graues Männlein eilig aus dem Wasser nach, und trieb den Stier unter greulichen Verwünschungen wieder in die Tiefe zurück.

---

3) Ein Bauer fuhr einst mitten im Winter sammt seinen Ochsen und einigen gefällten Baumstämmen über den hartgefrorenen See und kam glücklich ans andere Ufer; sein nachlaufendes Hündlein aber, das nur noch wenige Schritte davon war, mußte jämmerlich ersaufen, dieweil die Eisdecke plötzlich unter ihm auseinander borst.

---

4) Ein Jägersmann sah im Vorübergehen ein Seemännlein am Ufer sitzen und mit Goldstücken spielen, von denen es den ganzen Schoos voll hatte. Als er schon die Büchse anlegte um darauf zu schießen, huschte das Männlein blitzschnell mit seinem Schatz in die Fluthen und eine Stimme rief daraus:

„Hättest du mich schön gebeten,
Hätt' ich gern dich reich gemacht,
Doch weil du mich wolltest tödten,
Wirst in's Elend du gebracht."

Bald darauf versank auch wirklich der thörichte Schütze in die bitterste Armuth, weil seine Büchse von diesem Tage an kein Thierlein mehr traf, und starb nach kurzer Zeit ganz hülflos und verlassen.

(Vergl. mit E. Mörike's Dichtung, S. 100 dieses Bandes.)

---

5) Ein Herzog von Würtemberg ließ einst ein Floß bauen, um damit auf den See zu fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messinstrumente schon neun Faden tief hinuntergelassen waren und immer noch keinen Boden gefunden hatten, fing das Floß auf unerklärliche Weise an, zu sinken, und wären die Leute darauf nicht schnell damit ans Ufer gefahren, sie hätten Alle ihren sichern Untergang gefunden.

---

6) Ein Markgraf von Baden, der mit Geistlichen und Hofleuten den See in Augenschein nahm, schoß geweihte Kugeln und versenkte heilige Gegenstände hinein. Plötzlich sprang ein fürchterliches Ungeheuer aus dem Wasser, jagte die Verwegenen in die Flucht, und sieben Tage wütheten Stürme und Ungewitter über der ganzen Umgegend.

(S. auch: „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe 1834.)

Das Mümmelchen.

(In Mundart dieser Gegend.)

Obe uf de Hornesgrinde isch e See, de mer de Mummelsee heißt, denn vor Ziten hen[1]) Mümmele oder See-

1) haben.

wible drin g'wunht. E junger Hirt het mengmol in der Näh si Küe un Schof g'hüet, un e Liedli g'sunge. 's isch e sufrer Bue gsi, mit gele, gruse Härle un e me G'sichtle, wie Milch un Bluet. Emol, gege Obed, do kummt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het sie en Schleier trage. D'Jungfrau setzt si zuem-Hirte und seit: „s'isch do guet lenze[1]), 's Moos isch weich, un 's weiht e küel Lüftli us de Tanne her."

Der Hirt het nit 's Herz, ebbes z'antworte; so e schüns Frauebild het er si lebti nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d'Sinn. Do guckt sie en a mit ihre große, schwarze Aue, und mit ihrem Mündle, wie Griese[2]) so roth, und seit: „Mögscht mer nit e Liedle singe? do hobe hört mer niks as d'wilde Waldvögel."

Em Hirt isch's just nit singeri gsi, aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e Rösli, so wiß wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt numme ne Sternle runter,
So duckt's au gli si Köpfle unter.

Witer het er nit singe künne; denn 's Mümmele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee us de Grinde wär schu[3]) im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Fir[4]) zuem Strau thuet, so brennt's, un mit em Lösche isch's so e Sach. Kurz un guet, der Hirt verplempert[5]) si in's Seewibel, und sie isch au nit von Stahl un Ise[19] gsi.

Aber alles in Ehre! Sie hen kurzwilt un Narrethei triebe, un am End isch der Hirt keck wore, und het em Mümmele e Schmüzle[6]) gen, un sie het em seldrum[7]) d'Aue nit uskratzt. Bim Abschied aber het sie zuem g'seit: „Wenn i au emol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit."

E Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wär jetzt allewil klor bliebe, aber hinter em isch e gar

1) hingestreckt ruhen.
2) Kirschen.
3) schon.
4) Feuer.
5) verliebt.
6) Küßchen.
7) deßhalb.

schwarze Wolk ufg'stiege. Emol loßt si mi Mümmele zwei Tag mit keim Au mer sehne, und do isch's em Hirte winne und weh worre; denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; mer kann debei nit ruege noch raste, un mer sot glaube, böse Lüt hätte's eim angetun. Z'letscht kann's der Hirt nimme ushalte, un lauft an de See: do guke en d'Seerösle an, as wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, un rieft d'Jungfrau bim Name. Uf eimol wurd's Wasser unruebig [1]), un us em See kummt e Zeterg'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e Grusen an — er lauft in d' Berri [2]) ni, wie wenn en e Geischt [3]) jage thät, un vun der Zit an het me niks meh vun em g'sehne no g'hört.

Aloys Schreiber.

Der Wildsee.

In seinen Tiefen hausen ebenfalls schlimme Geister; diese aber sind bei Tag als schwarze Fische zu sehen. Oft auch läßt sich in seinem Grunde ein Spielmann lustig musicirend hören, worauf sich dann immer irgend ein Unglück in der Gegend ereignet.

Auch geht die Sage: es sey einstmals ein fremder Herr in prächtigem Kleide zu Pferd auf dem Moos erschienen; der sey vor den Augen eines Hirtenmädchens spornstreichs auf den See zugesprengt, Mann und Roß alsbald in dessen Tiefe verschwunden und nur der Federhut des Cavaliers sey noch eine Zeit lang oben auf dem Wasser geschwommen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend.“ Karlsruhe, 1834.)

Das Männlein vom See.

(In alemannischer Mundart.)

Uff de Berge, do isch e See,
Es fahrt nie kei Schiffer druff.
's goht kei Rueder in sini Welle,

1) unruhig.
2) Berge.
3) Geist, Gespenst.

Denn er cha si gar verstelle,
Und uff eimol stoht er uff —
Es isch gfehlt, isch ebber druff.

Bi dem See obe stoht e Hus
Im e Thal, so eng un wild.
Hoch vum Kuppe sieht me's Chöpfli
Dert in jedem Wassertröpfli,
Wenn der Wind e wenig spielt,
Un vu Berge drum umme 's Bild.

In dem Hus inne het me sust
As e Männli chönne seh;
's isch so chlei gsi, wie ne Büebli,
Doch nitt lustig un nitt liebli,
Un het nie kei Antwort ge —
Jezen isch es nimmimeh.

Un das Männli, stumm un still,
Isch scho alt gsi un scho grau.
Duß, in Husgang, unter d'Stege,
Isch es z'Nacht allimol als g'lege,
Uff de Boden un uff's Strau;
Mengmol het es gessen au.

Isch der Morgen allmig chu,
Isch das Männli zerscht verwacht;
Und was's ge het, in Buureg'schäfte,
Het es ghulfen us alle Chräfte,
Un het redli au mitgmacht,
Doch nit eimol het es g'lacht.

„'s mueß e tiefe Chummer ha,"
Meint der Meister, „was es will?
Wenn de's numme chönntsch au sage,
Wott der gern dra helfe trage;
Bisch so schaffig un so still. —
Wüßt i numme, was es will!"

Un jez endli seit si Frau:
„I glaub, i bi uff der Spur!
's het so alt un verrisse Plunder,
Un drum isch es au ke Wunder,
Daß es luegt allewil so suur;" —
So seit d'Frau zum Seewibuur.

„Jo, wer weiß, so chönnt es si,
Un des chost't jo nit alles Geld;
Jeze len mer im Männli mache
E neu Röckli un sust no Sache,
Was es brucht in Hus un Feld." —
Un bim Schnider wird es b'stellt.

Und der Schnider chunnt un bringt's,
Wun es ferig jez isch gsi;
Un sie lege's unter d'Stege,
Un wenn 's Männli dermit biwege,
Daß es soll alehrter si;
's sin au Schüehli no derbi.

Doch wu's Nacht wird, toost der See,
Und im Huus het's durann g'chracht;
Und wu's Männli si neu Plunder
Jeze findet, un au no drunter
Neui Schueh; o wie het es gmacht,
Un het's gjomm'ret die ganzi Nacht!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Jez henn er mi jo abglohnt,
Tusig Johr lang han i do gwohnt.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Mi Plunder wär jez verheit gli,
Un derno wär i erlöst gsi.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Jez mueß i go vu Afang
Wieder diene, tusig Johr lang.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!" —

Un jez macht es si uffe Weg,
Blibe darf es nimmemeh.
Sither sellem isch's verschwunde,
Doch in mitternächt'ge Stunde
Irrt e Liechtli als am See,
Un das sifzget: o weh, o weh!

J. F. Dorn.

(Aus Pfarrer L. F. Dorn's „Alemania," Lörrach, 1843.)

Der Nonnensee.

Einige Stunden hinter der Herrenwiese befindet sich der Nonnensee, der auch manchmal mit dem Mummelsee verwechselt wird. Zu beiden Seiten erheben sich der Schwarzkopf und der Seekopf, auf deren Kuppen einst die Schwarzburg und die Seeburg standen. Auf der Seeburg lebten zwölf Brüder, die sich vom Raube nährten, mit ihrer einzigen, aber wunderschönen Schwester; auf der Schwarzburg aber wohnten zwölf Schwestern, eine reizender als die andere, mit einem einzigen, aber heldenkühnen Bruder.

Die Seeburger Zwölfe brüteten schon längst über dem Plane, das Schwestern-Dutzend aus der Schwarzburg zu entführen; der Ritter von der Schwarzburg hingegen beredete die Seeburger Jungfrau, deren Brüder ihm sie nicht zur Gattin verwilligen wollten, zur Flucht, und die Stunde ward festgesetzt, wo er sie heimlich abholen sollte. Da beide Theile dieselbe Nacht zur Ausführung ihrer Anschläge gewählt hatten, stießen sie mitten auf dem Wege, der ins Murgthal führt, aufeinander. Verzweifelt war der Widerstand, welchen der Ritter von Schwarzburg leistete, aber er wurde von der Menge seiner Gegner überwältigt, gefesselt und nebst der Geliebten und seinen

Schwestern in das feindliche Raubnest geschleppt, in dessen Verließe, bei Fackelschein, jeder der zwölf Ritter ihm einen Dolch in die Brust stieß. Hierauf tödteten sie ebenso ihre einzige Schwester, nachdem sie den gräßlichen Tod ihres Buhlen hatte mit ansehen müßen. Die geraubten zwölf Jungfrauen mußten sich mit den zwölf Seeburger Brüder vermählen, erhoben sich aber in der Hochzeitnacht leise von ihrem Lager und durchbohrten die schändlichen Mörder ihres Bruders mit denselben Dolchen, die sein Blut vergossen hatten. Nach Befriedigung ihrer Rache wollten die zwölf Schwestern wieder auf die Schwarzburg zurückkehren, wurden aber von den Knechten der Seeburger überfallen und auf der Stelle getödtet. Bald darauf brach in der Seeburg eine Feuersbrunst aus; da sah man unter den stürzenden Balken und berstenden Mauern zwölf weibliche Gestalten in weißen Gewändern durch die Flammen schreiten, jegliche ein Kindlein im Arm, hinaus zu dem Nonnensee, und in dessen Tiefe sich stürzen. Dumpf braußten die Wasser auf und von der Zeit an nahmen sie eine Farbe schwarz wie Dinte an.

Jeden Tag nun, sobald die Dämmerung herabsinkt und das Abendglöcklein im nächsten Dorfe geläutet wird, kommen dreizehn Stücke Rothwild aus dem zerfallenen Thore der Seeburg hervor und nehmen den Weg nach der Ruine der Schwarzburg. Kecke Wildschützen haben es bisweilen gewagt, auf diese Thiere zu schießen; aber wenn auch eines oder das andere zusammenstürzte und der Jäger sich der Beute bemächtigen wollte, war sie plötzlich spurlos vor seinen Blicken verschwunden; ja, einmal soll die Kugel zurückgeprallt seyn und den frechen Schützen selbst getödtet haben. Blos am Freitage, oder dem sogenannten Jägersabbath, läßt sich der Zug des Wildes nicht sehen; aber um Mitternacht wandeln dann zwölf weiße Nonnen aus einem Thurme der Seeburg und in ihrer Mitte wankt ein hoher bleicher Mann, in dessen Brust zwölf Dolche stecken. Während sie durch den Schloßhof dahinschreiten, kommt ihnen aus der Hauptpforte ein Zug von zwölf schwarzen Männern entgegen, ihre Gestalten mit brennenden Flecken übersäet. In ihrer Mitte geht ein weißverschleiertes Weib. In tiefer Stille schreiten sie an den Nonnen vorüber und verschwinden, zu gleicher Zeit wie jene, am Eingang in die alte Begräbnißkapelle.

Ein alter Mann, der in der Nähe des Nonnensee's lebte und Crucifixe aus Holz schnitzte, die er in der Umgegend verkaufte, hörte manchmal in der Nacht ein Gestöhne, wie von Sterbenden, das aus den Fluthen zu kommen schien. Dann warf er sich auf die Kniee und betete für die Ruhe der Abgeschiedenen, welche dort in der Tiefe ihr Grab gefunden. Als ihm seine Frau starb, vernahm er in der Kammer, worin sie auf Streu lag, eine sanfte Musik. Leis öffnet er die Thüre und erblickt dreizehn weiße Jungfrauen, mit Lichtlein in den Händen, um die Leiche stehen und sie bewachen.

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc. ꝛc.")

Die Nonnen singen nicht mehr.

Wo der Wildsee liegt, da stand ehemals ein Nonnenkloster, das ist aber längst versunken und vom Wasser bedeckt. Man sieht noch den Fahrweg und das Geleis in den Felsen; der Pfad führt gerade auf den See und nicht weiter; denn es war der einzige Weg zum Kloster. Die Nonnen saßen noch oft am See, nachdem ihr Kloster untergegangen war und sangen Lieder; kam aber Jemand in die Nähe, so sprangen sie alle ins Wasser. Es waren allezeit ihrer zwölfe. Sie tanzten sehr gern und kamen oft zu den Leuten in die benachbarten Thäler, aber stets nur Eine allein; und nie hat man gesehen, daß Eine Speis' oder Trank angenommen hätte. Sie nahmen zwar von ihrem Tänzer das Glas an, als wenn sie Bescheid trinken wollten, berührten aber den Rand nur mit den Lippen, ohne zu trinken. Daher sagt man auch, wenn man einen Trunk einer Jungfer zubringt und sie vom Weine bloß ein Bischen nippt: „Sie trinkt wie eine Nonne, die an dem See ihr Liedlein singt."

Diese Nonnen trugen weiße Kleider, waren fröhlich und guter Dinge, gaben aber keine Antwort, wenn man sie nach ihrem geheimnißvollen See fragte. Einen Tänzer, der solch eine Frage an sie stellte, verließen sie augenblicklich und waren nie wieder an diesem Orte zu sehen. Das Volk hatte sie sehr gerne als Gäste bei Hochzeiten, denn sie brachten der Braut Heil und Segen; daher gingen die Hochzeiterinnen drei Tage

vor der Trauung an den See und luden sie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!" Wollte nun eine Nonne der Einladung folgen, so merkte man es an einem Geplätscher im Wasser. Das Brautpaar mußte aber jeder Nonne, wenn sie beim Fest erschien, feierlich versprechen, ihr es sogleich zu sagen, wenn die Glocke Nachts zwölf schlug. Sie segnete dann das Brautpaar ein, ließ sich von ihm bis an die Hausthüre begleiten, von den Leutchen die Hand zum Abschied küssen und verschwand dann auf der Stelle.

Diese Nonnen hatten eine eigene, sittsame Art zu tanzen; nicht so wild und roh, wie jetzt die Leute zu thun pflegen, sondern sie schwebten nur in zierlichen Kreisen und mit leisen Schritten über den Tanzboden hin.

Einmal geschah es, daß ein Brautpaar die Mitternachtstunde vergaß, und als die Nonne fragte, welche Zeit es sey, da war es schon Ein Uhr. Da sank sie mit einem Schrei zusammen und bat den Bräutigam, sie nach ihrem Wohnsitz zu begleiten. Als sie an den See kamen, blieb der junge Mann stehen, denn sie hatte ihm ihr Schicksal vorausgesagt und ihn gebeten, daß er es mit ansehen solle. „Der Mond scheint hell;" — sagte sie — „wird der See weiß wie Milch, wenn ich in die Fluth hinabsinke, so ist es ein gutes Zeichen; wird er aber roth wie Blut, so ist es um mich geschehen!" — Sie sprang hinein in das Wasser, aber sogleich schoß ihr Blut heraus und färbte die ganze Fläche dunkelroth. Der Bräutigam ging traurig nach Forbach heim und seitdem singen die Nonnen nicht mehr am See, wo sie sonst im Frühjahr an der Sonne sich wärmten.

(Aus den in Mone's „Anzeiger" ꝛc. Jahrg. 1834 auszugsweise mitgetheilten Sagen aus der handschriftlichen Sammlung des Oberst Medicus.)

Der Nixe Wechselbalg.

Im Hutzebacher See wohnte vor Zeiten ein böses Weib, die besonders den Buben gefährlich war; wagte sich einer in die Nähe, so ward er von ihr aufgepackt, zum See getragen und lebendig aufgefressen. Doch sind jetzt die Knaben von der

Nixe verschont, weil sich eine Geschichte mit ihr zugetragen hat, seit welcher sie die Kinder in Ruhe läßt.

Eine Köhlersfrau hatte ein kleines Knäblein in der Wiege daheim, und war in den Wald gegangen, um Heidelbeeren für ihren Mann zu sammeln. Als sie wieder nach Hause kam, hörte sie schon von Weitem ihr Kind entsetzlich schreien und fand statt ihres Söhnleins einen greulichen Wechselbalg in der Wiege; der hatte einen Kopf wie ein Sester, Augen wie ein Kalb, war aber sonst am ganzen Leibe mager und fahl, wälzte sich in seinem Kothe und krächzte wie ein Rabe. Die Mutter brach in lautes Jammern aus und bat ihren bald darauf heimkehrenden Mann, den Unhold mit Ruthen zu hauen. Das that er denn auch, während sein Weib vor dem Hause ihr Gebet verrichtete. Da hörte sie auf einmal ihr Söhnlein am See weinen, denn ihre Hütte stand nahe daran; sie sprang hin, fand wirklich ihr rechtes Kind am Ufer liegen und trug es freudenvoll heim. Ihr Mann schleppte darauf den tüchtig durchgepeitschten Wechselbalg an dieselbe Stelle, wo sein Kind am See gelegen hatte. Als die Nixe dies gewahrte, fuhr sie auf den Wechselbalg los, zerriß und fraß ihn, und verschwand. Der See fing aber schrecklich an zu brausen und zu toben und man glaubt, die Nixe habe sich mit diesem Fraße den Magen so sehr überladen, daß er geborsten, woher es auch komme, daß die Kinder jetzt vor ihr Ruhe haben.

(Aus den in Mone's „Anzeiger" (1834) auszugsweise mitgetheilten Sagen des Oberst Medicus.)

Anmerkungen zu den Mummelsee-Sagen.

Unfern der Kuppe der Hornisgrinde*), an deren südöstlichem Abhange, ungefähr zwei Stunden von der Herrenwiese, liegt der Mummelsee, auch Wundersee (lacus mirabilis) genannt. Desselben erwähnen schon einige unserer älteren Schriftsteller, u. A. Caspar Schott in seiner „Physica curiosa," lib. I. pag. 123. Mancherlei von seinen Wundern erzählt auch Greifenson (Schleifheim) in seinem Kriegsbildervollen Roman: „Der abenteuerliche Simplicissimus." (5. Bändch. 10. Kap.) 2c.

*) Grinde heißen in dieser Gegend die hohen, kahlen, gleichsam verlornen und heimathlosen Berggipfel. Diese Kuppe wird auch der Katzenkopf, der Vierfürstenstein oder Grenzstein genannt, weil hier ehemals die Grenzen von Oesterreich, Baden, Würtemberg und dem Bisthum Straßburg zusammen trafen. Die Hornisgrinde ragt 3627 Fuß hoch, einer riesigen Vorwacht gleich, in das Rheinthal hinein. (Siehe F. v. Fahnenberg's „die Heilquellen am Kniebis." Karlsruhe, 1838.)

Es gibt zwei See'n dieses Namens, die wegen ihrer nachbarlichen Aehnlichkeit öfters verwechselt werden. Derjenige, welcher unsern Sagenkreis bildet, ist der obenerwähnte, größere; der kleine Mummelsee, richtiger Herrenwieser- oder Nonnensee, befindet sich in der Gegend der Herrenwiese, im Bezirksamt Bühl. Seekopf heißen die Berge, in deren Tobel beide eingeschlossen sind. Aus dem größeren Mummelsee fließt die wilde Acher, die eine Strecke weit den Namen Seebach trägt, hierauf das eigentliche Acherthal bildet und sich in den Rhein mündet; der Abfluß des kleineren Mummelsee's heißt ebenfalls Seebach, ergießt sich aber in den Schwarzenbach.

Mit dem Mummelsee wird auch wohl der wilde See (Wildsee) verwechselt, welcher in der Nähe von Allerheiligen liegt und durch die Schönmünzach in die Murg abfließt. Da es ferner noch einen zweiten Wildsee südwestlich vom Kniebis bei Rippoltsau und dem Schappacherthale gibt, so ist erklärlich, daß hier häufige Verwechslungen vorfallen.

Der Name Mummelsee mag eher von dem altteutschen Worte „Mummel" (Hexe, Popanz) oder dem damit verwandten „Mummeln", (Mumm machen, brummen hinter einer Vermummung, englisch to mumble) als von „Murmeln" herzuleiten seyn.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden und seiner Umgegend." II. Theil S. 140 und 190. — Kolb's „Lexikon von Baden." II. Bd. S. 294. III. Bd. S. 226 und 380. — Al. Schreiber's „Baden mit seinen Heilquellen 2c." S. 223 und 28 u. A. m.)

Fr. von Fahnenberg in seinem Werkchen „Die Heilquellen am Kniebis" 2c. sagt S. 167 über diesen Namensursprung:

„Mummel, Mummert, Mummart ist im gemeinen Leben der Name eines erdichteten Ungeheuers, womit man Kinder schreckt und welches durch eine vermummte Person dargestellt wird, während sie dabei den brummenden Laut Mum, Mum von sich hören läßt. — Al. Schreiber leitet jedoch den Namen des See's von „mummeln," „murmeln" her; Mümmelchen sey gleichbedeutend mit Wassernixe; es liege hier der Begriff des Geheimnißvollen zu Grunde. Die Bedeutung von Larven, als gleichbedeutend mit gespenstigen Wesen, komme nur bei den Römern vor.

„Der große Mummelsee hat eine halbe Stunde im Umfang. Nur in der Mitte, wo die Acher entquillt, ist er von bisher noch unergründlicher Tiefe. Sein schwärzliches Wasser, durch die nahen Torfgründe so aussehend, nährt bloß den Salamander, nicht aber Fische. Nach Angabe der Landleute verursachen die Ausdünstungen des See's häufig Nebel und Ungewitter. So soll den 21. Juni 1756 aus einem bloßen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus demselben emporstieg, sich aber allmälig immer weiter ausdehnte, eines der entsetzlichsten Blitz- und

Hagelgewitter entstanden seyn, das im Umkreise von acht Stunden unbeschreiblichen Schaden verursachte."

(Vergl. v. Fahnenberg's „Heilquellen am Kniebis 2c." S. 167 und 168.)

Al. Schreiber sagt u. A. von ihm:

„Des See's Ufer ist, wie das Gestade des Lethefluffes, öde und abgeschieden, die verkümmerten Fichten und Tannen neigen ihre Wipfel zur Erde und sterben schon in ihrer Jugend hin. Kein Laut unterbricht die ewige Stille, als das Stöhnen der nahen Wälder im Winde oder das melancholische Murmeln des Waldbachs tief unten im Thale. Unbeweglich ruht bei Windstille der schwarzbeschattete Wasserspiegel, auf welchem die gelbe Seerose (Nymphea lutea) ihre breiten fetten Blätter entfaltet. Hier verweilt gerne die Betrachtung, die Wehmuth, die Dichtung."

„Die Lilien vom Mummelsee," S. 81 und „Mummelsee's Rache," S. 83.

Die den „Lilien" (welche Blumen eigentlich nicht im Mummelsee zu finden und nur mit poetischer Licenz hineingezaubert worden sind) zu Grunde liegende Sage gab dem Hofmaler Götzenberger den Stoff zu einem der schönsten Freskobilder, womit er die neue Badener Trinkhalle geziert hat. — „Mummelsee's Rache" bezieht sich, andren Berichten nach, auf den Wildsee bei Allerheiligen.

(Siehe „Sagen aus Baden und Umgegend." Karlsruhe, 1834.)

Eine sehr gelungene Uebersetzung der „Lilien" theilt die „Edinburgh Review" vom Juli 1838, gelegentlich einer Recension von Simrock's „Rheinsagen" mit, unter welchen auch jene Romanze sich befindet. Wir lassen sie hier vergleichsbalber folgen:

THE LILIES OF THE MUMMEL - LAKE.

Along the gloomy Mummel-Lake
The lilies bright are growing,
They stoop their heads, their stalks they shake,
When morning winds are blowing;
But when the night is in her noon,
And broad and bright the rounded moon,
Uprising from the wave they stand
A group of *maidens* on the strand.

The night-winds wake, the long reeds make
Sad music for their dancing,
As hand in hand is seen the band
Of lily-maids advancing;
In mazy flight careering light,
With faces white and garments white,
Till o'er their pallid cheeks is spread
Once more a blush of living red.

The loud winds groan, the long reeds moan,
The pine-wood pipes in chorus,
The clouds athwart the moon are blown,
The shadows fliker o'er us.
The night-dews stuff the grass full deep,
But up and down the dancers sweep,
And higher, heavier than before
The billows beat along the shore.

Lo! from the wave a giant arm,
A clenched hand intending,
A dripping head with sedge o'erspread,
A flowing beard depending;
And thunder-like there comes a sound,
Reecho'd from the rocks around:
„Ye graceles daughters, hark! give o'er
Back to your watery beds once more!"

The dance is o'er; if pale before,
How paler grow the daughters!:
„Our father calls, the down appals,
Once more then to the waters!"
The mist from out the valley rise,
The morning streaks anew the skies;
Once more the lilies with the morrow
Are waving o'er the lake of sorrow.

„Einkehr." S. 84.

Nicht nur im Odenwald, sondern auch in manchen Gegenden des Schwarzwaldes ist die Sage vom wüthenden Heere und wilden Jäger heimisch.

„Die Wasserherberge." S. 88.

Nach Al. Schreibers Erzählung in den „Sagen von Baden und Umgegend." Karlsruhe, 1834.

„Die Mummelzwerge." S. 92.

Auf mündliche Sagen der Landleute von an ihnen verübten Mummler-Neckereien gegründet.

„Der fremde Gast." S. 95.

Nach einer in Mone's „Anzeiger" ꝛc. im Jahrg. 1836, mitgetheilten Sage bearbeitet.

„Die Geister am Mummelsee." S. 99.

Bruchstück aus einer unvollendeten Oper von E. Mörike.

„Der Jäger am Mummelsee." S. 100.

Vergleiche mit S. 100 „Der Jägersmann" und „Die Braut vom Bergsee." S. 115.

Eine ganz ähnliche Mummelsee- oder Wildseesage, wie eine Nixe einen Hirtenknaben durch ihr Saitenspiel verlockt, während ein Greis ihn vergeblich warnt, hat den Stoff zu einem der ersten Freskogemälde in der Badener Trinkhalle geliefert.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden rc." Th. II. S. 193.)

„Mummelsee's Geschenk." S. 101.

Vergl. die Sage vom Erdmännlein bei Durlach.

„Das Mümmelchen," von Al. Schreiber. S. 121.

F. Baader in seinen „Sagen der Pfalz, des Neckars und des Odenwaldes" hat dieselbe Sage, in Romanzenform, auch von Al. Schreiber, irrigerweise für ein altes Volkslied genommen und mit Wimpfen am Berg in Verbindung gebracht.

„Das Männlein vom See." S. 123.

Der Schauplatz dieser rührenden Sage ist am Badischen Wildsee, welcher am südwestlichen Abhange des Kniebis, zwischen Petersthal und Rippoltsau liegt. Aus ihm entspringt die Wolfach. — Vergl. mit dieser Sage die vom Seewihof. 1. Bd. S. 476.

Sagen vom Wildsee. Seite 123.

In dem Gebirge zwischen der Murg und der Enz liegt ein hoher sumpfiger Bergrücken, der sich in einer Länge von drei Stunden längs der Enz hinzieht und von den Umwohnern das Moos genannt wird. Auf dieser nur mit Haidekraut und Torfmoos bekleideten Hochebene befindet sich ein ziemlich großer See, um welchen mehr denn fünfzig kleinere Teiche und Wasserbecken herum liegen. Wildsee heißt der größere See und durch ihn zieht sich die Grenze von Baden und Würtemberg. In früheren Zeiten bildeten sie wahrscheinlich alle zusammen nur einen einzigen großen See. Einst hielt man ihn für unergründlich; aber ein Herzog von Würtemberg ließ ihn messen und da fand es sich, daß er nicht mehr als 18 Fuß Tiefe habe.

Von diesem See gehen fast dieselben Sagen im Volke, wie von dem Mummelsee, z. B. die von dem Hirtenknaben und der Wasserfey.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1834. Velten.)

Ein zweiter See, der obigen Namen führt, liegt unweit des Mummelsee's, in der Nähe des Klosters Allerheiligen, tief im Gebirge. Auch dieser Bergsee soll, wie die meisten ähnlichen, unergründlich seyn; die schwarzen, schauerlichen Fluthen beherbergen kein lebendes Wesen und nur zuweilen unterbricht das heißere Geschrei eines Raubvogels die düstere Stille, die beständig über diesen unwirthlichen Ufern brütet. Wer sich ein treues Bild von den Höllenflüssen der Alten machen will, der besuche nur diesen traurigen See mit seinem todten Gewässer.

Mit diesem See, wie mit dem Mummelsee, ist die Sage vom rothen Diether verknüpft, die wir unter Nr. 3 mitgetheilt haben.

„Der Nixe Wechselbalg" S. 129. Der Hutzebacher See liegt in der Nachbarschaft des Wildsee's, schon über der Würtembergischen Grenze.

Bühl
und nächste Umgebung.

Der Hexenthurm in Bühl.*)

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, welcher den Herren von Windeck gehörte, stand noch vor nicht gar langer Zeit ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Er mochte wohl ursprünglich mit dem kaum hundert Schritte von ihm entfernten Schlosse der Windecker durch einen unterirdischen Gang in Verbindung gewesen seyn; später aber, zur Zeit der unseligen Hexenprocesse, benützte man ihn als Gefängniß für diese unglücklichen Schlachtopfer eines finsteren Wahnes.

Damals lebte in Bühl eine wackere, fromme Matrone, die ein einziges, sehr schönes und eben so tugendhaftes Töchterlein besaß, Gertrud mit Namen. Die Reize des Mädchens erregten die Lüsternheit des Schloßvogts, der ein gewaltthätiger Mann und roher Wüstling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die jedoch mit Abscheu zurückgewiesen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und sann von Stund' an auf Rache.

Zufällig begab es sich, das Gertrud eines Tages vor Sonnenaufgang sogenannte Ostertaufe oder Wasser, welches in den katholischen Kirchen auf Ostern geweiht wird, auf einen ihrer

*) Bühl, alte Stadt und Amtsort, liegt am westlichen Abhange des Bergstriches Unterbühlot, am Ausgange des lieblichen, von der Bühlot durchströmten Thälchens, in einer durch trefflichen Wein- und Obstbau reichgesegneten Gegend. Weit berühmt ist namentlich das Affenthaler Traubenblut.

Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte, wodurch man Einwirkungen böser Geister abzuhalten glaubt. Nun überzogen im folgenden Sommer ganze Heeresschwärme von schädlichen Insekten, welche die Felder verwüsteten, die Umgebung von Bühl, und was sie noch verschont hatten, das vernichtete vollends der Hagel. Dies brachte den Burgvogt auf den höllischen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzuklagen, durch deren Künste die Insekten und der Hagel herbeigezaubert worden seyen, indem sie eine gewiße Flüssigkeit über die Felder ausgegossen und dabei magische Sprüche hergesagt habe; letztere waren aber nur einige Vaterunser gewesen, die sie damals zu ihrem frommgläubigen Werke gebetet.

Keine Anklage fand in jener Zeit leichteren und allgemeineren Glauben, als die auf ein Bündniß mit den bösen Geistern lautete. Gertrud wurde sogleich als Hexe eingezogen und, um ein Geständniß des ihr zur Last gelegten Verbrechens zu erpressen, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, sie würde die Schmerzen der Folter nicht überstehen können, und bat um einen Beichtvater. Dies Gesuch durfte man ihr nicht abschlagen, und der Pfarrer wurde ihr zugesandt. Dieser war ein frommer Mann, in dessen Herzen die Sprache der Unschuld und Wahrheit immer offenen Eingang fand und welcher keine Menschenfurcht kannte. Er überzeugte sich auch alsbald von der Unschuld der Jungfrau, nachdem er ihre Beichte vernommen, zumal da ihm die Lasterhaftigkeit des Vogtes nicht fremd war. Sein Zuspruch erweckte in Gertrudens Herzen einiges Vertrauen. „Es lebt ein Gott, welcher die Unschuld beschützt;" — sprach er, ihr die Hand zum Segen auflegend, — „verlaß dich auf Ihn!" — Mit hoher Zuversicht erfüllt betrat nun die Jungfrau die Folterkammer; kaum fiel aber ihr Blick auf die Marterinstrumente, als plötzlich alle mit Gerassel zersprangen. Selbst des Henkers Gesicht überflog Todtenblässe, und nur der anwesende Schloßvogt verlor die Fassung nicht, sondern rief: „Da seht die schlimme Zauberin! Ist das nicht abermals ein Werk der Teufels? Was braucht ihr denn jetzt noch mehr Beweise? Verdammt die Hexe nur ohne Weiteres zum Scheiterhaufen!" — Dies geschah nun ohne Widerrede.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war

aufgerichtet mit einem hohen Pfahl in der Mitte, an welchen die Verurtheilte festgebunden werden sollte. Eine unzählbare Volksmenge war von allen Seiten herbei geströmt. Der Pfarrer geleitete die Dulderin auf diesem ihrem letzten Gange und sprach ihr Muth ein: „Er, so dich der Qualen der Folter überhoben, kann dich auch vom Tode befreien!" — Gertrud bewahrte ihre Heiterkeit und Ruhe.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden, während ihr Seelsorger in ihrer Nähe stehen blieb. Tiefe Stille herrschte rings im weiten Kreise der Zuschauer; in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Zeichen gegeben und der Holzstoß an drei Seiten in Brand gesetzt.

Aber plötzlich rauschte aus einer mächtigen schwarzen Wolkenmasse, die von Abend heraufgezogen war, ein gewaltiger Schlagregen nieder, der sogleich die Flammen auslöschte, und im nämlichen Augenblicke lösten sich die Bande der Jungfrau, und sie sank auf die Kniee und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrherr aber rief dem versammelten Volke zu: „Seht hier das Zeichen vom Himmel! Gott hat gerichtet, denn die Menschen haben keine Macht über die Elemente!"

„„Gott hat gerichtet!"" — wiederholte mit Gejubel die Menge und stürzte auf den Schloßvogt los, der nicht weit vom Scheiterhaufen zu Pferde hielt, nun aber in der schleunigsten Flucht Rettung vor der Wuth des Volkes suchte. Der Herr von Windeck jedoch ließ ihn, als ihm die Geschichte hinterbracht wurde, sogleich in denselben Hexenthurm werfen. Einige Zeit darauf fand man den Verzweifelten darin mit seinem eigenen Gürtel erhenkt.

(Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden &c." Heidelberg, 1839.)

Der Hexenthurm bei Bühl.

Das liebliche Mägdlein, — o Jammer und Graus! —
Führt klagend die Menge zum Thore hinaus.

Sie hat sich den Lüsten des Vogtes versagt,
Drob hat er sie tückisch als Hexe verklagt.

Mit Ränken umspann sie der giftige Wurm,
Bald lag sie gefesselt zu Bühl in dem Thurm.

Sie trug es geduldig und betete fromm:
„Maria, du himmlische Helferin, komm!“

Und als man sie schleppte ins Foltergemach,
Da klirrte das Martergeräth und zerbrach.

„‚Erkennt nun, ihr, die von Unschuld logt,
Sie hat es mit Beelzebub!‘“ — brüllte der Vogt.

„‚Unselige Dirne, so trifft dich der Tod!‘“ —
Schon steht sie am Pfahle, von Flammen umloht.

Sie trägt es geduldig und betet so fromm:
„Maria, du himmlische Helferin, komm!“

Da weinen die Engel; vom Regen erfrischt,
Erholt sich das Mägdlein, das Feuer erlischt.

Im Volk nun erhebt sich ein Jubelgeschrei:
„Der Herr hat gerichtet, die Jungfrau gebt frei!

„Verderben dem Lügner!“ — sie führen im Sturm
Das Mägdlein zur Freiheit, den Vogt in den Thurm.

Dort hat er, entlarvt, zum Bekenntniß gedrängt,
Den Henker noch trügend, sich selber erhängt.

Eduard Bauer.

Die Narrenzunft in Bühl.

In Bühl hatte einst eine Narrenzunft ihren Sitz und ihre besondern Gesetze und Einrichtungen. Die Mitglieder versammelten sich zu gewissen Zeiten und schrieben in ein großes Buch, welches sie zu diesem Zwecke hielten, einen Jeden ein, von dem sie erfuhren, daß er irgend einen lächerlichen oder recht thörichten Streich begangen habe. In dem Buche steht eine Unzahl lustiger Verslein, Sprüche und Geschichten, z. B.

„Wer für Gold nimmt, was nur blendt',
Wer löscht, wo es nicht brennt,

Wer auf dem Pflaster rennt,
Und auf der Brücke sprengt,
Und nimmt ein Weib, das er nicht kennt:
Der bleibt ein Narr bis an sein End'."

Das Narrenbuch war in der ganzen Gegend gefürchtet; denn Niemand war sicher, daß er nicht auch einst sein Plätzchen darin fände. — „Mich sollt Ihr gewiß nicht hinein bringen!" — sagte einst ein vornehmer Herr aus der Nachbarschaft zu dem Narrenzunft-Schreiber. „„Eure Durchlaucht stehen schon drin!"" — versetzte Dieser. — „Ei, wie so? warum?" — „„Weil Sie den letzten Winter spazieren gefahren sind mit Pferden, welche mit Mückengarnen bekleidet waren, was gar nicht nöthig gewesen."" Der Fürst lachte und mußte sich's gefallen lassen.

L. H. B.

Das Lindenkirchlein.

An der Landstraße, die nach Basel führt, nicht weit vom Hubbade und der Burg Windeck, liegt eine freundliche Wallfahrtskirche, „zur Linden" genannt. Diesen Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von ihr entfernt steht. In grauen Zeiten soll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blende des Baumstammes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Kriegsgesindel die Gegend überschwemmte und die Kirchen nebst ihren Geräthschaften und Bildern zerstörte; da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, so daß es dicht in den Baumstamm eingeschlossen und jedem Auge verborgen blieb, bis Frieden und Ordnung im Lande wieder hergestellt war.

Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde seine Heerde hütete, vernahm eines Abends einen lieblichen Gesang, der aus dem Baume zu klingen schien. Dies wiederholte sich am zweiten und dritten Tage darauf, und nun erzählte sie diese wunderbare Sache ihrem Vater. Dieser meinte, so was könne nur ein Zauberwerk seyn, das von einem bösen Geiste herrühre, und machte sich mit seiner Holzart auf, um die Linde zu fällen;

als er aber kaum die Rinde berührte, fiel der Theil derselben ab, welcher die Blende überwachsen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermäre verbreitete sich rasch in der ganzen Umgegend und alles Volk strömte herbei, das Wunder zu sehen und dem Bilde seine Gebete darzubringen. Die Edlen von Windeck erbauten auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgestellt wurde.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen" 2c. 1839.)

Die Lindenkirche.

Still ist's schon im Waldesraume,
Vöglein alle flogen ein;
Bei der Heerd, am Wiesensaume
Steht ein Knabe noch allein;

Bläst in die Schalmei anmuthig,
Daß sich sammelt Groß und Klein —
Sieh, da bricht, goldrosengluthig,
Aus der Höh' ein Wunderschein!

Lichte Sterne sich gestalten
Ob ihm, wie zum Strahlenkranz;
Ihn ergreift des Himmels Walten,
Und in Andacht sinkt er ganz.

Süße Töne niederschwimmen,
Wie von sel'ger Engel Mund,
Und es thun die holden Stimmen
Ihm ein nahes Wunder kund.

Auf springt klingend schon die Rinde
Von dem alten Lindenbaum,
Und vor dem entzückten Kinde
Glänzt ein Bild in heil'gem Raum.

Mit dem Knäblein in den Armen
Steht die Himmelskönigin,

Winkt in gnädigem Erbarmen
Nach dem jungen Hirten hin.

Bald verbreitet sich die Kunde
Des Gesichtes fern und nah,
Und auf dem geweihten Grunde
Steht ein heilig Kirchlein da. —

Kindesreinheit schaut erschlossen
Manch geheimes Wunderbild,
Himmelsgnade hat ergossen
Sich in Herzen fromm und mild.

August Stöber.

Der ausgelieferte Schatz.

Auf einem der Krautenbacher Höfe bei Bühl saß in der Christnacht die Hausfrau in der Stube und las in einem geistlichen Buche, während die übrigen Hausgenossen in der Mette waren. Um zwölf Uhr hörte sie draußen am Laden klopfen und rufen: „Mach' auf!" — Die Frau öffnete das Fenster, ward aber Niemanden gewahr, doch hörte sie wieder die vorige Stimme ihr zurufen: sie solle jetzt hinunter in den Keller gehen, an einer gewissen Stelle der Wand die Steine herausbrechen und das volle Käftchen, welches sie dort finden werde und wozu hier der Schlüssel sey, zu eigen behalten. Hiermit wurde ihr von unsichtbarer Hand ein Schlüssel übergeben, und dann war Alles stille. Ungesäumt begab sich nun die Frau mit einem Pickel in den Keller, hieb an dem bezeichneten Orte die Steine heraus und förderte wirklich ein Käftchen hervor, welches sie mit dem Schlüssel aufschloß und mit eitel Geld angefüllt fand.

(Vergl. Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

Hexenbutter.

Ein Schneider zu Kappel unter Windeck, welcher in einem dortigen Haus arbeitete, hatte bemerkt, daß die Frau,

vor dem Butterstampfen, den Stämpel mit einer Salbe bestrich, worauf sie augenblicklich aus nur wenig Rahm eine Menge der schönsten Butter gewann. Als das Weib auf eine Weile aus der Stube gegangen war, nahm der Schneider aus dem Salbbüchschen, das auf dem Thürgesims stand, etwas von jener Salbe und hieß seine Frau, nur ein wenig Rahm zu nehmen und zu buttern. Sogleich fand sie zu ihrem höchsten Erstaunen einen großen Butterklumpen im Butterfaß. Von diesem zu genießen oder wegzugeben, verbot ihr Mann strenge, mit der Bemerkung, er habe nur einen Versuch anstellen wollen. Am nächsten Morgen, als dieser Mann bei Tagesanbruch in den benachbarten Wald ging, begegnete ihm ein schmucker Jäger, hielt ihn an und sprach: „Du hast gestern meine Kunst geübt und mußt dich daher in mein Buch einschreiben!“ — wobei er ihm ein schwarzes Buch nebst einer Hahnenfeder vorhielt. Der Schneider, sonst ein gottesfürchtiger Mann, schrieb in dasselbe nur, statt seines Namens, die Buchstaben der Kreuzestafel: J. N. R. J. Da ließ der Jäger, welcher Niemand anders als der Teufel selbst war, das Buch mit Entsetzen fallen und verschwand unter greulichem Gestank. Der Schneider hob das Buch auf und bracht' es in's Kappler Pfarrhaus, wo es der Pfarrer alsbald den Flammen übergab.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1839.)

Des Affenthalers Ursprung.*)

(Ein Märchenschwank.)

Als einst von Rom der Siegeswaffenstrahler
Zum erstenmal kam an den Rhein,
Da gab's noch keine Spur vom Affenthaler,
Noch anderm Alemann'schen Wein.

Der brave Kaiser Probus war der erste
Weinpflanzer in der Dos Revier;**)

---

*) Affenthal, Dorf der Pfarrgemeinde Eisenthal, eine halbe Stunde nordöstlich vom Amtsorte Bühl, weit berühmt durch seinen rothen, nach ihm benannten Wein, der auch im Ausland hoch geschätzt wird.

**) Kaiser Probus pflanzte die ersten Reben bei Aurelia, (Baden).

Denn er fand nie Geschmack am Saft der Gerste,
Geschweig' denn an altteutschem Bier.

Er hätte gern den ganzen Erdenglobus
Mit Einem Weinzelt überrankt;
Drum sey dem wackern Nagelprober Probus
Mit lautem Lebehoch gedankt! —

Der Kaiser hielt ein Dutzend Lieblingsaffen; —
Doch nicht genug in strenger Zucht;
Drum fraßen eines Tages die Schlaraffen
Ihm seine schönste Rebenfrucht.

Zur Züchtigung für solcher Naschgier Sünden
Ließ derb er durchkarbatschen sie;
Fluggs da beschloßen sie, nun selbst zu gründen
'ne eigne Weinbaukolonie.

Sie flüchteten mit Setzlingen von Reben
Sich in ein sonnig Nachbarthal;
Das sah man bald verlockend sich durchweben
Mit Purpurtrauben ohne Zahl.

Dort schwelgten sie bei Obst und süßem Moste
Von Morgens früh zur tiefen Nacht,
Bis einst von einem teutschen Winterfroste
Sie Alle wurden umgebracht. —

Doch ihre Geister gehn seitdem im Thale
Und in der Nachbarschaft umher,
Und führen oft den Zecher vom Pokale
Irrlichterisch die Kreuz und Quer.

Wer ist so sehr der Kirchenwaffen Meister,
Daß solchen Spuck er bannen kann?
Versucht hat's Mancher schon — die Affengeister,
Sie hielten bald ihn selbst im Bann.

M. Schilr.

Sagen von der Burg Windeck. *)

1) Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die ziehn da ein und aus.

Durch den zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: „Nur still ihr Todten,
Nur still, ich komme gleich!"

Die weise Heiderose
Die steckte sie ins Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot freundlich ihm sie dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt;
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh ich sie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich gieng' alsbald zu ihr!

Aloys Schreiber.

*) Die Burgruine Altwindeck liegt eine Stunde südöstlich von der Amtsstadt Bühl auf einem westlichen Bergvorsprunge des Rheinthals; Neuwindeck aber im Neusatzer Thälchen. Der besuchteste Spaziergang von dem Bade Hub aus führt nach der Ruine von Altwindeck, gewöhnlich kurzweg die Windeck[1]) genannt, die man in einer halben Stunde, gemächlich den Berg, an dem Dörfchen Waldmatt vorbei, hinansteigend, erreicht. Von Bühl aus führt der Weg zur Burg durch das schöne Dorf Kappel-Windeck.

Die Gegend gehörte zur Zeit der Karolingischen Herrschaft zur Ortenau, als deren reichster Adel die Freiherren von Geroldseck aufgeführt werden, sowohl mächtig durch ihre Besitzungen, als auch durch die Vogtei über die reichen Stifte Ettenheim-Münster und Schuttern. Neben diesen scheinen auch die uralten Häuser der Dynasten von Windeck und Schauenburg bestanden zu haben, obwohl erst im 13. Jahrhundert der Name Windeck, aber schon sehr verbreitet, vorkommt; ein Name, der zwar schon seit ziemlich langer Zeit erloschen ist, dessen Andenken aber noch in den Stammtafeln mehrerer Häuser fortlebt, und von dem auch die Herrn von Reinach ihren Ursprung ableiten.

Die Windecker hatten große Besitzthümer: Schlösser, Dörfer und Städte; so gehörte ihnen u. A. die Stadt Stollhofen, sie waren auch Schirmvögte der berühmten Abtei Schwarzach. Der Hauptstamm theilte sich in drei Zweige, die auf Altwindeck, auf Burg Lauf oder Neu-Windeck, und im Bühlerthal saßen. Der bekannteste Name des Geschlechtes ist Reinhard von Windeck, dessen in Königshovens Straßburger Chronik gedacht wird. — Dieser Reinhard war einer der Martinsvögel, (Schleglerbund) die im Jahr 1367 unter Wolfs von Eberstein Anführung den Grafen Eberhard von Würtemberg und seinen Sohn Ulrich im Wildbad fangen wollten.[2]) Drei Jahre darauf verwickelte sich Reinhard in argen Zwist mit der Stadt Straßburg; denn als der Dombechant, Hans von Ochsenstein, mit dem Domprobst, einem von Kyburg, in Streit gerieth, verschwor sich Letzterer mit dem Windecker, und sie führten den Dechant, den sie in seinem eigenen Haus überfallen und gefangen, mit Gewalt auf die Windeck, worauf die Straßburger den Probst alsbald in den Thurm warfen und mit reisigem Zeug ausrückten, um den Dechant zu befreien. Doch vermochten sie nicht, die starke, von tapfern Männern vertheidigte Burg zu brechen, und mußten

1) Nicht zu verwechseln mit Burg Windeck bei Weinheim.

2) Näheres über diesen Gegenstand enthält u. A. auch Wilhelm von Chézy's Roman: „Die Martinsvögel." Karlsruhe, 1847. Verlag von Creuzbauer. Vergl. auch Uhlands' „Der Ueberfall im Wildbad."

sich mit der Verheerung des offenen Landes begnügen. Endlich ward ein Waffenstillstand geschlossen, nach dessen Ablauf die vergebliche Belagerung und die Verwüstung sich wiederholten, und die gegenseitigen Feindseligkeiten noch ein ganzes Jahr lang dauerten.

Der Mannsstamm von Windeck erlosch im Jahr 1592 mit Jakob, der im Oesterreichischen Dienste starb.

Jetzt stehen von der Burg noch zwei wohlerhaltene, meilenweit kennbare Thürme da, in deren einem sich eine Art Rüstkammer befindet. An den Felsen lehnt sich ein Gebäude, das schon seit Menschengedenken den landesherrlichen Förstern zur Wohnung dient, und von dem eine Sage geht, welche Spindler in der Erzählung: „Die Freileute von der Herrenwiese" (Vergißmeinnicht, 1834), wiedergegeben hat.

(Vergl. W. v. Chézy's „Rundgemälde von Baden ꝛc." S. 109 ff.)

2) Der lange Gang.

In der Burg Windeck sieht man eine Höhle im Berg, von der man behauptet, daß sie bis in das Schlößchen Bach reiche, das unten bei Bühl liegt. Oftmals hören die Leute, die vom Bühler Markt nach Neusatz heimkehren, bei nächtlicher Weile das Knarren schwerer Thürflügel im Thurme der Burg, obgleich keine Thüre mehr sich darin befindet. Auch will man öfters auf der Mauer einen Knappen auf und ab schreiten gesehen haben, so wie Rosse weiden im nahen Schußwald, von Rittern in voller Rüstung bewacht.

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834.)

3) Das Huhn zeigt den Kirchenplatz.

Ein Herr von Windeck wollte eine Kirche bauen; weil aber der Raum auf der Burg zu eng war, so wußte man nicht, wo man die Kirche hinstellen sollte. Da nahm der Freiherr ein weißes Huhn und trug es auf die Zinnen seiner Burg, wo er es hinaus fliegen ließ. Das Huhn flog den Berg hinab und ließ sich auf dem Platze nieder, wo jetzt die Meierei Hennegraben steht, welche davon den Namen hat. Da ließ nun der Herr von Windeck die Kapelle bauen, die aber schon längst zerfallen und nur noch in ihren Trümmern zu sehen ist.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1834.)

4) Der Hennegraben.

Unfern der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennegraben genannt.*) Zwischen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen dunkeln Kastanienbäumen sind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher sich um ein Vorwerk des Schlosses herzog.

Zur Zeit, als der Dechant von der Straßburger Domkirche auf Windeck gefangen saß (1370) wohnte unten im Wolfshag, in einer aus Baumrinde und Moos verfertigten Hütte, eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern nur das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen; die wilden Thiere des Forstes thaten ihr nichts zu Leide, sondern näherten sich ihr demüthig und gehorchten willig ihrer Stimme. Der ganze Reichthum des grauen Mütterleins bestand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die sich selbst ihr Futter im Walde suchten.

Eines Abends saß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderschöne Knaben des Weges daher. Sie waren müde und niedergeschlagen und fragten nach dem nächsten Pfade zur Burg Windeck. Die Alte hieß sie freundlich willkommen und erquickte sie mit Waldfrüchten und weißem Brode. Der Jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ sich's trefflich munden, allein der Aeltere, der ohngefähr siebenzehn Sommer zählen mochte, berührte keine der süßen Beeren, sondern sah traurig zu Boden, ja, nach und nach schlichen auch Thränen über seine Wangen, was er jedoch zu verbergen suchte und deßhalb an einem nahen Felsbrünnlein sich die Augen mit dem klaren frischen Wasser auswusch. Wie die vom Morgenthau beperlte Rose, so glänzten jetzt seine Wangen wieder im blühenden Jugendroth und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: „Ei du kleiner Schalk, sicherlich bist du kein Knabe, sondern ein Mägdelein! Aber habt nur Vertrauen zu mir, ihr Kindlein Gottes, und sagt mir, wo eure Eltern wohnen und was für ein Begehren ihr auf Windeck anzubringen habt?"

---

*) Siehe die vorige Sage.

Nun fingen die Kinder beide zu weinen an und das ältere versetzte nach einer Weile:

„„Wohl bin ich ein Mägdlein und heiße Imma von Erstein, und Dieser ist mein Bruder. — Unser Oheim, der Dechant von Straßburg, der uns bis jetzt so väterlich erzogen, liegt nunmehr gefangen dort oben auf der Windeck, und wir wollen den Burgherren bitten, daß er ihn freigebe.““

„Bringt ihr denn Lösegeld?“ frug die Alte.

„„Ach!““ — erwiederte die Jungfrau, ein mit Diamanten besetztes Kreuzchen aus dem Busen ziehend — „„ich besitze nichts als dieses Kleinod, eine Reliquie von meiner seligen Mutter! Aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns Beide als Geißeln behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.““

„Seyd nur getrost, meine Lieben!“ — sagte das Waldweiblein, der Jungfrau die Locken aus dem Gesichte streichelnd — „Ich selber will den Dechant loskaufen. Hört mich, Kinder! Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg Windeck belagern. Doch die vergangene Nacht hab' ich es zweien Kundschaftern abgelauscht, die sich hier im Dickicht versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg vollständig ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht nur hinauf zum Junker Reinhard, dem Sohne des Windeckers, und sagt ihm, er solle dort an jener bloßgegebenen Stelle einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und das noch heute so schnell als möglich, denn ich fürchte, die Feinde möchten schon in dieser Nacht heranziehen.“

„„Aber wird der Ritter auch unsern Ohm freigeben?““ — fragten die Kinder.

„Ich geb' euch ja ein Lösegeld mit!“ — erwiederte die Alte und klatschte dreimal in die hageren Hände. Siehe, da kamen von allen Seiten ihre weißen Hühner herbeigeflogen und getrippelt. Sie ergriff eine derselben und gab sie dem Mägdlein mit den Worten: „Diese Henne da bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck; dann wird er den Dechant freigeben.“

Die Kinder schauten sie verwundert an.

„Thut nur nach meinem Geheiße!“ — fuhr die Alte fort — „der Ritter soll die Henne, so bald die Sonne heut' unter-

gegangen ist, bei dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den ersten Angriff zu machen beabsichtigen. Die Leute auf seiner Burg sind doch nicht ausreichend, den Graben in so großer Schnelligkeit tief und breit genug aufwerfen zu lassen — meine wackere Henne wird dies aber schon zu Stande bringen.“ — Bei diesen Worten streichelte sie das Thier und sang dazu in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

„Hör', was ich dir sag':
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn das Käuzlein schreit,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt scharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu des Helden Schwert,
Welches kein Rost verzehrt.
Geh', und vor Mitternacht
Sey noch dein Werk vollbracht!“

Imma blickte nicht ganz ohne unheimliches Gefühl auf die weiße Henne; die Alte war aber dabei so freundlich und treuherzig, daß die Jungfrau doch wieder Zutrauen zu ihr faßte. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeste Furcht und freute sich sogar schon im Voraus auf das wunderbare Schauspiel, welches ihm die Henne gewähren sollte. So schieden beide Kinder von der wohlmeinenden Alten.

Sie hatten kaum die Hälfte des Berges erstiegen, auf dessen Kuppe Windeck liegt, als ihnen der junge Ritter entgegen kam. Er war von hoher edler Gestalt; ein tiefer Ernst überschattete sein wohlgebildetes Antlitz, doch der milde Ton seiner Stimme benahm den Geschwistern bald ihre Besorgniß.

„Wer seyd ihr, liebe Kinder, und was sucht ihr auf meiner Burg — denn dahin geht ja euer Weg, nicht wahr?“

„Ja, gestrenger Herr Ritter!“ — erwiederte Imma mit hochgerötheten Wangen und zu Boden geschlagenen Augen — „Wir wollen Euch geziemend bitten, unsern Oheim, der bisher an uns armen elternlosen Waisen Vaterstelle vertrat, frei zu geben und dafür uns als Geißeln zu behalten, bis er sich löst.“

Der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder eins um das andere, am längsten die schöne Imma, die voll reizender Verlegenheit vor ihm stand; bis sein

Blick wieder auf die weiße Henne fiel, welche sie trug. Auf seine Frage, was es damit für eine Bewandtniß habe, erzählte sie, was wir bereits wissen.

Der Windecker hörte ihr aufmerksam zu. Seine Blicke wurden immer forschender und steigerten nur die Verwirrung der Jungfrau, so daß ihrer Worte Faden selbst in Verwicklung gerieth. Ihr Bruder lächelte und wollte einhelfen: „Ei, Imma, so sagte ja die alte Frau nicht!“

Imma's Antlitz erglühte bei dieser Rede, wie mit Flammen übergossen, doch der Ritter faßte ihre Hand und sprach mit einem Tone des innigsten Gefühls: „Edle Jungfrau, in Gottes Geleite seyd ihr hierher gekommen und im Schutze meines Armes sollt ihr auf Burg Windeck weilen, so lang es euch nicht gelüstet, wieder heimzukehren. Doch kommt nun, meine Lieben, und bereitet euerm Oheim eine freudige Ueberraschung!“

Mit diesen Worten geleitete der Junker die Geschwister auf seine Burg, wo er sie sogleich zum Dechant führte, sodann unverzüglich die Vertheidigungsanstalten traf. Der Weisung des Waldweibleins zufolge trug er wirklich die Henne, sobald die ersten Sternlein am Himmel blinkten, zu dem steinernen Kreuze, welches die Ruhestätte seines im Zweikampf gefallenen Großvaters bezeichnete. Mit dem Schlage der Mitternachtstunde begab er sich abermals dahin und fand, zu seiner höchlichen Ueberraschung, einen tiefen und breiten Graben sammt fester Brustwehr, und im Sternenschein leuchtete ihm das Schwert seines Großvaters entgegen, welches man dessen Leiche mit ins Grab gegeben hatte. Die weiße Henne war verschwunden.

Als gegen Morgen die Straßburger in drei Haufen, wie die Alte vorausgesagt, zu jener sonst so schwachen Seite her anrückten und sich zum Sturm rüsteten, scheiterten all' ihre Kräfte an der Tiefe des Hennegrabens und sie wurden von den Windeckern mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Einige Wochen darauf legte der würdige Dechant, dessen Freilassung Imma durch Schenkung ihres Herzens an den jungen Ritter von Windeck ausgewirkt hatte, im Straßburger Münster die Hände des liebenden Pärchens ineinander.

Der Hennegraben hat bis auf heutigen Tag den Namen beibehalten.

Aloys Schreiber.

5) Der treulose Schreiber.

Seit vielen Jahren gehen im Mondschein um Mitternacht von der Windeck fünf Personen herunter nach Hennegraben, wo die Kapelle stand, und kehren um ein Uhr wieder zurück. Voraus geht ein Mann, schwarz gekleidet, mit einem Schreibzeug, hinter ihm zwei weiße Fräulein, denen zwei Ritter folgen. Sie sind sehr ernst und danken auf keinen Gruß. In die Burg zurück gekommen, steigen sie auf den großen Thurm, drücken sich dort die Hände und verschwinden dann in das Burgverließ unter dem Thurme, und es ist, als wenn Jemand von oben herab weinte und jammerte. Es sollen dies die Töchter des letzten Herrn von Windeck seyn, welche der Schreiber im Testament verkürzt hat, weßhalb er im Tode nicht ruhen kann.*)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1834.)

---

6) Das Burgfräulein von Windeck.

Einst verfolgte ein Jägersmann ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg Windeck, worin es sich spurlos verlor. Es war ein heißer Tag, der Jäger setzte sich erschöpft auf einen Stein, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sagte vor sich hin: „Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da drunten, wo noch so manches Faß edlen Firneweins liegen soll!

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da trat eine wunderschöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; sie trug ein schneeweißes Gewand, an dessen schwarzem Gürtel ein Gebund Schlüssel hing, und in der Hand einen silbernen Becher. Dem jungen Waidmann pochte das Herz gewaltig, zumal als sie gar ihm noch freundlich zunickte und den Becher entgegen hielt. Doch überwand er den etwas unheimlichen Eindruck dieser wunderbaren Erscheinung, ging rasch darauf

*) Die Windeck hat zwei Thürme, unter dem größern ist das tiefe Verließ. Auch hatte Jakob von Windeck, der letzte, zwei Töchter, die an Einen von Hüffel und Einen Fleckenstein verehlicht waren.

zu, nahm mit sittiger Begrüßung den Becher aus ihrer Hand und leerte ihn auf einen Zug. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern und sein Herz entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Das mochte sie wohl in seinen flammenden Blicken lesen — sie sah ihn eine Weile wehmüthig lächelnd an und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tag an hatte der Jüngling keine Ruhe mehr. Wo er nur ging und stand, schwebte das verführerische Bild der Jungfrau mit dem Becher vor ihm, und er irrte vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter den Ruinen umher, stets in der Hoffnung, die Holde wieder zu sehen; doch vergebens: sie war und blieb verschwunden! Aber jener Wein glühte fort in seinen Adern und verzehrte sein Herz und seine Jugendblüthe. Eines Tages fanden ihn einige Holzhauer todt am Eingange des Schlosses.

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.“)

---

7) Hugo von Windeck.

„Sieh, was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der ins Thal herniederschaut.“

Das ist Hugo's Geist, er kehret
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster
Wendet er den feuchten Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn, doch menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Straßburg's reichte
Ihm die Schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Sehnend nach dem Heimathland.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwins Hand gegründet
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm ins Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehlein springen
In des Waldes grünem Haus.

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft;
Komm und laß den Falken steigen
Fröhlich in die blaue Luft!“

Aber Hugo's Worte lullen
Nicht das Weh der Heimath ein,
Immer schaut sie nach dem Münster,
Immer schaut sie nach dem Rhein.

Einst sieht sie des Thurmes Spitze
Herrlich schimmern durch die Nacht;
Neue Sehnsucht weckt im Herzen
Der Beleuchtung hohe Pracht.

Und sie fleht zum Gatten weinend:
„Morgen ist ein heil'ger Tag;
Gönne mir, daß ich ihn drüben
In dem Münster feiern mag.“

Hugo giebt ihr treue Diener
Auf die Betfahrt zum Geleit,
Und die Meß' im Dom zu hören
Kommt sie noch zu rechter Zeit.

Aber als der Priester segnet,
Weht sie an ein kalter Hauch,
Als die Kerzen nun erlöschen,
Da verlischt ihr Leben auch.

In dem Münster liegt sie Abends,
Eine Blumenkron' im Haar,
Wie am Thurme gestern, brennen
Lampen heut um ihre Bahr'. —

Hugo hört die Trauerkunde,
Doch sein Herz erträgt es nicht,
Nimmermehr sieht man ihn lächeln,
Bis sein Aug' im Tode bricht.

Auf die Trümmer seiner Veste
Kehrt sein Geist noch oft zurück,
Blickt dahin znm grauen Münster,
Wo begraben liegt sein Glück.

Aloys Schreiber.

---

8) Das Fräulein von Windeck.*)

Hoch auf dem granitnen Thurme
Schaut der Jungfrau Geist zu Thal,
Nicht im Dunkel, nicht im Sturme:
In des Maitags erstem Strahl;
Eine Himmelsblume, glänzend
In des Frühlings Blüthenrund,
Ihren Goldpokal kredenzend
Jedem frohen Menschenmund.

„Weil ein Maitag mich entnommen
In den Mai der Ewigkeit,
Lockt es mich herab zu kommen
Mit der frohen Blumenzeit.
Keiner Engel Hymnen schallen,
Keine Palmen lohnen hier,
Aber meine Nachtigallen,
Meine Rosen blieben mir!"

Sinnend schaut sie in die Tiefen:
„Viele kehrten bei mir ein,
Die mit mir zum Heil entschliefen,
Sangen hell durch Thal und Hain;

Tranken Jubel sich und Stärke,
Wenn ich mit dem Becher kam,
Lebten nur der Lust, dem Werke,
Ließen keine Zeit dem Gram.

„Aber einsam steh' ich oben
Mit dem alten Grafentrank;
Niemand kommt mehr, ihn zu loben. —
Seyd zu stolz ihr für den Dank,
Für die Freude schon zu weise,
Für den Frühling schon zu alt,
Für ein herzlich Lied zu leise,
Für die Liebe schon zu kalt?

„Fahret hin, ihr Freudenlosen,
Bittet ab euch jede Lust,
Uebersehet meine Rosen,
Meiner Sänger kleine Brust.
Daß sie nicht vergebens leben,
Nicht umsonst ihr Lied erwacht,
Muß ein Geist vom Himmel schweben,
Huldigen der frommen Pracht.

Georg Rapp.

*) Vergleiche mit dieser Romanze „Das Burgfräulein von Windeck" von Al. Schreiber, Seite 151 ff.

---

9) Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll schon vor ihrer Zerstörung lange Zeit unbewohnt gewesen seyn, und zwar wegen des Geisterspucks, der sich nicht nur in der Nacht, sondern oft sogar bei hellem Tage darin hören ließ. Zu jener Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg. Nur mit großer Mühe war es ihm bei der nächtlichen Dunkelheit gelungen, den Eingang zu finden. Im Schloßhofe wucherte hohes Gras, Alles war in tiefes Schweigen begraben, Hallen und Gänge schienen ausgestorben und des Ritters Rufen verhallte schauerlich zwischen den alten,

eppichumrankten Mauern, aus deren Ritzen kreischend einiges Nachtgeflügel aufrauschte. Endlich ward er in einem der Gemächer ein Licht gewahr und stieg die lange Wendeltreppe hinauf, so gut er konnte, nach der Richtung dieses Schimmers seinen Weg längs der feuchten Wände hin sich heraustastend. So gelangt' er in den alten Rittersaal und sah zu seiner höchlichen Verwunderung an einem Tische, worauf eine Lampe flackerte, ein Mägdlein sitzen, das Haupt in die Hand gestützt und so tief in Gedanken versunken, daß sie den Eintretenden gar nicht bemerkte. Der Schein der Lampe fiel gerade auf ihr engelschönes, von glänzenden schwarzen Locken umwalltes, aber schneebleiches Antlitz. Des Ritters sittige Begrüßung weckte sie aus ihren Träumen, langsam erhob sie das Haupt und erwiederte seine Anrede blos mit einem wehmüthigen Nicken. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wildbrät und Geflügel nebst duftendem Weine herbei und gab dem Fremdling durch Zeichen zu verstehen, er solle sich's wohl munden lassen. Der junge Ritter, hungrig und müde wie er war, ließ sich nicht lange zu der Mahlzeit nöthigen, sondern nahm behaglich Platz auf einem gepolsterten Lehnstuhle und that den Gerichten wie dem Becher alle Ehre an, vermißte jedoch Brod und Salz, ohne den Muth zu haben, darum zu bitten, denn es kam ihm Alles doch etwas unheimlich vor, besonders da bisher noch kein Laut über die Lippen seiner schönen Wirthin gegangen war. Bald regte jedoch der feurige Wein seine Lebensgeister auf und er versuchte nun abermals die räthselhafte Jungfrau in ein Gespräch zu ziehen.

„Ihr seyd wohl die Tochter dieses Hauses, mein Fräulein?"

Sie nickte, stumm wie zuvor.

„Und Eure werthen Eltern?"

Sie deutete nach ein paar alten Bildnissen in verschossenen Rahmen an der Wand und flüsterte mit tonloser Stimme: „Ich bin die Letzte meines Stammes." Das Herz des jungen Ritters, durch dessen Adern der genossene Wein wie Lava rollte, entbrannte mehr und mehr von den reizenden Formen der geheimnißvollen Schloßherrin und zugleich stieg der Gedanke in ihm auf: „Du bist arm, wer weiß, ob du nicht durch die Hand dieser reiche Erbin dein Glück machen kannst?"

Nach einigen zärtlichen Eingangsreden stürzte der Wein- und Liebestrunkene zu ihren Füßen nieder und beschwor sie mit stürmischem Flehen, ihm ihr Herz nicht zu versagen und ihn zum glücklichsten Gatten von der Welt zu erheben.

Nach einigem Sinnen, während dem ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem vor ihr knieenden Jüngling ruhte, und ein leiser Rosenschimmer die Lilien ihrer Wangen überwob, schritt sie auf einen alten, groteskverzierten Schrank in der Ecke zu, und holte aus einem geheimen Fache desselben zwei Ringe nebst einem Kranze von Rosmarin, den sie sich in die schwarzen Locken heftete, worauf sie den Ritter mit vielverheißendem Winke ersuchte, ihr zu folgen. Er gehorchte, von süßer Liebeshoffnung getrieben, obwohl nicht ohne ein gewisses Grauen, das ihn beinahe wünschen ließ, er möchte doch jenen Heirathsantrag nicht gewagt haben. In diesem Augenblicke traten mit unhörbaren Schritten zwei ehrwürdige Greise in langen schwarzen Talaren aus einer Tapetenthüre des Saales, nahmen das Paar in die Mitte und geleiteten es nach der Burgkapelle. Dort befanden sich mehrere Grabmäler, auf deren einem ein Bischof im kirchlichen Ornate, aus Erz gegossen, lag. Die seltsame Braut berührte sein Haupt und langsam erhob sich die eherne Gestalt und trat vor den Altar, auf welchem sich die Kerzen von selbst entzündet hatten. Die starren Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen strahlten wie Sterne durch einen leichten Nebelflor und er sprach mit tiefer hohler Stimme: „Kurt von Stein, sprecht, ob es Euer heiliger Ernst, die gegenwärtige Jungfrau, Bertha von Windeck, zu Euerem ehelichen Gespons zu nehmen?"

Der Ritter zitterte wie Espenlaub, so mannlich er auch sonst war; das Wort erstarb auf seinen Lippen, und seine Sinne begannen sich zu verwirren. Da erscholl auf einmal das Krähen des Hahnes von einem benachbarten Meierhofe; mit einem bangen Schrei verschwanden Braut, Bischof und Zeugen; eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle, und die ganze Burg erbebte wie von unterirdischen Stößen. Der Ritter sank ohnmächtig auf eine der Grabmalsplatten nieder und als er wieder zu sich kam, fand er sich im hohen bethauten Grase des Schloßhofes liegen und neben ihm weidend sein treues Roß. Er floh so schnell er konnte die heillosen Räume, und Monde

vergingen, bis er sich von den Schrecken dieser abenteuerlichen Hochzeitnacht erholt hatte.

Aloys Schreiber.

---

10) Die Jungfrau auf Burg Lauf.

(Siehe die vorige Sage.)

Der Ritter Eginhard fand auf der Burg zu Lauf,
Verirrt in später Nacht, die Thore alle auf.
Wie ausgestorben war es, wo er sein Auge wandt',
Bis endlich er im Saale ein Mägdlein einsam fand;
Gestützt auf einen Tisch, vor einem matten Licht,
Sah sie vor lauter Gedanken den Ritter anfangs nicht.
Auf ihr Gesicht gar lieblich fielen die Locken leicht,
Die Rosen ihrer Wangen schienen von Kummer gebleicht.
Der Ritter, sich tief verbeugend, begrüßt die einsame Maid,
Sie nickte mit dem Haupte ihm einen stummen Bescheid.
Er bat sie drauf um Lager und Herberg für die Nacht,
Da hat sie Wein und Speise ihm freundlich dargebracht.
Nur Eines fehlt dem Mahle, daß es ihm hätte behagt —
Das Wort, das Alles würzet; er hätt' es ihr gerne geklagt.
Drum war es auch dem Ritter unheimlich nur zu Muth,
Bis daß des Weines Geister aufregten ihm das Blut.
„Seid Ihr des Schloßes Fräulein?" — frug er sie voll Begier.
Sie nickte leise lispelnd: „Ich bin die Letzte hier!"
Darauf ermuthigt küßt' er des Fräuleins zarte Hand,
Und bat von ihrer Liebe sich aus ein Unterpfand.
Da ward ihr Antlitz heiter, ihr Auge klar und hell,
Sie schmückt die schwarzen Locken mit Rosmarin sich schnell,
Nimmt dann zwei güldne Ringe und faßt den Ritter an,
Daß er, von Grau'n ergriffen, nur mühsam folgen kann.
Drauf traten ganz ehrwürdig zwei Greise hin zum Paar,
Und führten fromm bedächtig dasselbe zum Altar.
Dort lag auf einem Grabe im schönen Kirchenornat,
Gegossen aus Erz ein Bischof; zu ihm das Fräulein trat,
Der Todte wird lebendig; der Bischof sieht sie an,

Und wendet mit hohler Stimme sich an den Ritter dann:
„Habt Ihr, o Ritter Eginhard, Euch zum Gespons erseh'n
Den letzten Sproß von Windeck, die Rose zart und schön?" —
Der Ritter bebte knabenhaft vor solchem Abenteu'r,
Was er dort hat erfahren, das war zu ungeheu'r.
Doch kaum hört man den Hahnschrei aus einem Nachbarort,
Da waren die Gespenster alle wie weggezaubert fort.
Die Windsbraut stürmte mächtig im weiten Kirchenraum,
Verwundert war der Ritter des Morgens ob dem Traum.

Ludwig Wihl.

---

11) Garlinde.

Es irrt bei Dunkelheit und Regen
Ein Ritter durch die Wildniß hin,
Er muß auf unbekannten Wegen
Zu einem frommen Opfer ziehn.

Sein Roß will ihn nicht weiter tragen,
Ein Sturm erhebt sich rasch mit Macht;
Da hört er eine Glocke schlagen,
Sie kündet schon die Mitternacht.

Und vor ihm ragen hoch die Zinnen
Von einem alten festen Schloß,
Und schnell, das Obdach zu gewinnen,
Spornt er aufs Neu' das müde Roß.

Doch in der Burg ist tiefes Schweigen,
Wie um ein graues Hünengrab,
Hoch über Thor und Brücken neigen
Uralte Rüstern sich herab.

Der Ritter geht, nicht ohne Schauer,
Hin durch des Hofes öden Raum,
An einem Ring an einer Mauer
Befestigt er des Pferdes Zaum.

Und plötzlich sieht er an den Fenstern
Ein Lichtlein wandern hin und her;
„Ha!“ — ruft er — „bin ich bei Gespenstern,
So schütze mich des Kreuzes Wehr!“

Und ohne Furcht, mit keckem Schritte
Steigt er die Wendeltrepp' hinan
Und kommt in eines Ganges Mitte,
Ein Söller lehnet sich daran.

Zwölf weiße Marmorbilder stehen
Ringsum in Blenden, Geistern gleich,
Und dumpfe, kalte Lüfte wehen
Als kämen sie vom Schattenreich.

Er öffnet ein Gemach; am Tische,
Bei einer Lampe mattem Schein,
Bleich wie der Marmor in der Nische,
Sitzt eine Jungfrau zart und fein.

Der Schwermuth stille Trauer waltet
Auf ihrem holden Angesicht,
Sie hält die Hände fromm gefaltet,
Es glüht ihr Aug' von Himmelslicht.

Sie neigt sich freundlich vor dem Ritter,
Und scheint gerührt von seiner Noth;
Sie geht und holt aus einem Gitter
Zu seiner Labung Wein und Brot.

Doch, was der Gast auch immer sage,
Sie gibt mit keinem Wort sich kund,
Sie sieht ihn an bei jeder Frage
Und legt den Finger auf den Mund.

Jetzt führt sie ihn, noch immer schweigend,
Zur Ruhe in ein Schlafgemach,
Und geht zurück, sich still verneigend;
Der Ritter schaut ihr staunend nach.

Dann wirft er sich aufs Lager nieder,
Ihm ist gar seltsamlich zu Muth;
Doch bald umstrickt der Schlaf die Glieder,
Beschwichtigend sein wildes Blut.

Und als ihn nun das rege Leben
Des Forstes weckt im Morgenschein,
Sieht er mit Grauen sich umgeben
Von wildbewachsenem Gestein.

Die altersgrauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Die Weih'n und Sperber ein und aus.

Er sieht ein Grab, tief eingesunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hausen Molche drin und Unken
Und auf dem Stein des Grabes steht:

„Hier ruht Garlindens Leib; gesprochen
Hat sie ein Wort in schnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins so treu auf Erden schlug.

„Die Todten wollen sie nicht dulden,
Darum sie auch nicht rasten mag:
Umirrend büßt für ihr Verschulden
Sie bis zum großen Sühnungstag."

Aloys Schreiber.

---

12) Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, das Gefolge fern,
Rings herrschet Grausen und Schweigen,
Durch die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Kühn wagt er sie nun zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt er hinab ins Thal
Noch einmal sein Hüfthorn ertönen.

Da trippeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen;
Es wallen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der Vorderste winkt dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen,
Der Waidmann gehorcht und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an,
Und folgen in zierlichen Schritten —
Da plötzlich höret man krähen den Hahn
In des Thales schlummmernden Hütten.

Und Alles hält still und schaut empor,
Die Nacht sie will schon zerrinnen;
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und zieht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht, wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

Aloys Schreiber.

Die Hub.*)

O Thal, mit deinen Bäumen,
Mit deiner Waldkapell',
Mit deinen Kindesträumen,
Mit deinem Heilungsquell!
Kein Sturm erreicht den Müden
An deines Bächleins Rand,
Und Ruh' und Stille bieten
Vertraulich ihm die Hand.

Der Windeck Thürme schauen
So ernst vom Berg herab,
Die Ritter und die Frauen
Deckt ein versunknes Grab.
Das Schwert, das hier geklungen,
Liegt unter Moos und Dorn;
Wo Harfner einst gesungen,
Schallt nun des Waidmanns Horn.

Der Mensch und seine Werke
Sie sind des Tages Raub,
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub;
Jedoch die Sterne glimmen
Und walten immerdar,
Und Lenz und Liebesstimmen
Bringt jedes neue Jahr.

Die freundliche Najade
In ihrem Felsenhaus
Gießt immer noch zum Bade
Die lauen Fluthen aus.
Die Parzen selbst gewinnen
Kann ihr vertrautes Wort;
Sie werden weich und spinnen
Den Faden emsig fort.

*) Zinken und Badeort mit einer lauen Therme, drei Viertelstunden von Bühl.

Verborgne Kräfte legen
Den Schlag ins Menschenherz,
Verborgne Kräfte regen
Sich selbst im starren Erz;
Der Forscher sucht vergebens,
Woher der Born entquillt;
Der Ursprung alles Lebens
Ist tief in Nacht verhüllt.

Wer läßt geheime Schauer
Hier unter Eichen wehn?
Warum die stille Trauer,
Wo Windecks Thürme stehn?
Was spricht im Waldesschweigen
Uns so bedeutend an?
Wer macht, daß von den Zweigen
Uns Ruhe säuseln kann?

Die Welt des Unsichtbaren
Thut sich hier leise kund;
Kannst du das Wort bewahren,
So tritt in ihren Bund!
Dein und der Quelle Leben
Entströmen Einer Hand,
Die Kräfte, die hier weben
Verknüpft mit dir Ein Band.

Aloys Schreiber.

Erwin von Steinbach.*)

Wer mag der stille Knabe seyn?
Er flieht die Spiele der Genossen
Und bleibt am liebsten ganz allein
Tief im Gebirge, waldumschlossen;
Am Quellenufer hingestreckt,
Wo niemand seine Träume weckt,

*) Siehe die Anmerkungen, S. 169.

Von Fels und Bäumen rings umgeben;
Dort ist ihm wohl, dort ist sein Leben.

Er baut aus Kieseln, Rinden, Gras,
Sich kleine Kirchen und Kapellen
Mit Kunstgefühl und sicherm Maaß.
Die wundervollsten Bilder schwellen
Sein glühend Herz; wohin er schaut,
Sieht Alles er so schön gebaut!
Den dunkeln Hain, die kühle Grotte,
Weiht er zu Tempeln seinem Gotte.

Der Buchen Wölbung zieht ihn an,
Die Tannen, so darüber steigen,
Der Epheu, der sich rankt hinan,
Der Himmel zwischen grünen Zweigen;
Die Felsen, buschig oder schroff,
Die Blumen, — Alles gibt ihm Stoff,
Da zeichnet er auf Schieferplättchen
Die Formen bis aufs kleinste Blättchen. —

Einst lag, am schwülen Sommertag
Er in des Forstes kühler Tiefe,
Da wars ihm, wie er träumend lag,
Als ob man ihn beim Namen riefe;
Und sieh! vor einer Felsenwand
Ein Greis mit Silberlocken stand;
Die Sonne war schon tief gesunken,
Der ganze Wald voll grüner Funken.

Der Alte ruft: „Steh' auf, mein Sohn!
Wagst du, mit mir hinabzusteigen,
Will ich zu deines Fleißes Lohn
Dir wunderbare Dinge zeigen:
Du kennst das obre Bauwerk nur,
Doch nicht das innre der Natur,
Nicht die Paläste, deren Quadern
Entströmen tausend Lebensadern."

Keck folgt der Knabe dem Geheiß,
Die Wißbegier läßt ihn nicht zagen,

Und plötzlich theilt sich, wo der Greis
Mit seinem Stabe hingeschlagen,
Mit einem Riß die Felsenwand,
Und Beide gehen Hand in Hand
Durch weitverschlungne Gänge schweigend,
Viel hundert Stufen niedersteigend.

Da zeigen Wunder überall
Sich dem erstaunten Blick des Knaben:
Er sieht, wie Pfeiler von Kristall
Und von Granit geformt sich haben;
Nach innerem Gesetz, genau,
Entwickelt jeden Erdenbau,
Die Säulen, Wölbungen und Bogen
Von fester Meisterhand gezogen.

Kein leeres Bild der Fantasie,
Nur einem eitlen Zwecke fröhnend,
Nein, jede Form voll Harmonie
Mit anderen zusammentönend.
So muß auch ein Gebild aus Stein
Zuvor im Geist vollendet seyn,
Bevor der Meister es kann wagen,
Ins Wirkliche zu übertragen.

Noch einmal spaltet eine Wand
Sich vor des Greisen Zauberstabe —
Auf einem grünen Anger stand
In hellem Sonnenlicht der Knabe;
Und hoch hinauf ins dunkle Blau
Wölbt sich vor ihm ein Riesenbau,
Sich in zwei Pyramiden endend,
Mit tausendfacher Zierde blendend.

Es war ein Bau, der sehnsuchtsvoll
Die Arme nach dem Himmel streckte
Und seiner Glocken Klang erscholl,
Daß er die tiefste Sehnsucht weckte;

Es war ein steingewordner Baum,
Mit ungeheuerm Schattenraum,
Ein Schiff, deß Masten nimmer wanken,
Durchwirkt mit Laub und Rosenranken.

Die beiden Wandrer treten ein,
Vom heiligsten Gefühl durchflossen.
Ein bunter Farbendämmerschein
Hat durch die Hallen sich ergossen;
Die Heilgenbilder rings umher
Getauchet in ein Rosenmeer,
Von Regenbogenglanz umwoben,
Der Dulder an dem Kreuze droben.

Der fromme Knabe sinkt aufs Knie,
Von Himmelsahnungen durchzücket,
Und spricht: „„Nein, ruhen will ich nie,
Bis einst ein solcher Dom mir glücket!““
Der Alte ruft; „Leb' wohl, Erwin!
Was hier dir nur im Bild erschien,
Wirst du bald wieder neu gebären,
Und ewig dich dadurch verklären.“ —

Und an der alten Stelle sieht
Der Knabe sich im Walde wieder;
Durchs heimlich flüsternde Gebiet
Ziehn wieder Nachtigallenlieder;
Und Erwin trägt nun selig fort
Den Traum mit sich von Ort zu Ort,
Besucht viel Meister in der Ferne,
Daß er die ganze Baukunst lerne. —

Es hebt der Riesen-Dom sich jetzt
Längst über unsers Erwin Grabe;
Solch Denkmal hat der Mann gesetzt
Dem, was im Traume sah der Knabe.
Beglückt, o Straßburg, dessen Ruhm
Stets blüht in diesem Heiligthum!
Heil, Steinbach, dir, aus dessen Schooße
Hervorgegangen ist der Große!

A. Schulz.

Erwins-Bild.

Auf Steinbachs Rebgelände
Thront Meister Erwin's Bild,
Des Künstlers freie Spende
Begrüßt das Rheingefild.

Des Meisters Blicke schweifen
Nach Straßburgs fernem Dom,
Um den die Wolken streifen,
Ein farbenreicher Strom.

Er suchet den Bekannten
Aus alter, guter Zeit,
Da noch die Herzen brannten
Voll Glaubensfreudigkeit.

Da Münster neu sich hoben
Am Rheine, hoch und schlank,
Aus denen fromm nach oben
Erstieg der Christen Dank.

Nun weilt der Blick zufrieden
Auf seinem Riesenbau,
Wird ihm auch nicht beschieden
Des zweiten Thurmes Schau;

Den schwindelnd er erhöhet
Im Urplan sich gedacht —
Sein Münster dennoch stehet
In unerreichter Pracht.

Stadt Straßburgs Dom besinget
Noch manches Flammenwort,
Und Erwin's Name dringet
Durch alle Zeiten fort!

Rheinthäler schließen heute
Wohl um sein Bild den Kreis,
Und Jubel klingt und Freude:
„Dem Meister Ruhm und Preis!

„Dem Meister, der als Knabe
Gespielt in Steinbachs Schooß, [1])
Und dann am Wanderstabe
Gedanken hegte groß!" —

Auch unserm Friedrich [2]) hohen
Und lauten Jubelruf,
Der aus dem Block, dem rohen,
Dies Meisterwerk erschuf!

Geformt aus selbem Steine
Aus dem das Münster ward,
In lieblichem Vereine
Sich Ernst mit Anmuth paart.

Er weiht's zum Friedenszeichen
Dem heimathlichen Thal,
Daß wir die Hände reichen
Uns liebend allzumal.

Auf, Brüder! laßt ertönen
Ein donnernd Lebehoch
Des Rheinthals edlen Söhnen:
Erwin und Friedrich hoch!

Und hoch der Fürst der Gauen,
Drin Erwin's Denkmal thront,
Dem Liebe, Volksvertrauen,
Sein mildes Herrschen lohnt!

Daniel Hirtz.
(Drechslermeister in Straßburg.)

[1]) Das Städtchen Steinbach, am Eingange des Neuweierer Thales gelegen, ist offenbar uralt. Es bildete früher ein weit bedeutenderes Gemeindewesen, als gegenwärtig. Weit umher bekannt waren seine Steinbrüche, und ein ziemlicher Theil seiner Bewohner mag von der Steinhauerei gelebt haben. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem allgemeinen Aufblühen der teutschen Baukunst unter den Hohenstaufenschen Kaisern, dieser Ort in Beziehung mit einer jener Hütten kam, woraus die Meister

und Gesellen hervorgingen, denen wir so manche herrliche Bauten unserer Städte verdanken. Und was ist wahrscheinlicher, als daß der Sohn eines der Steinbachischen Steinmetzen unser Erwin sey? Noch vor Kurzem kannte man nichts als dessen Namen, aber weder die Geburts- und Grabesstätte, noch auch den geringsten Lebensumstand Meister Erwin's. Dank sey also den edlen Bemühungen, die uns über den Helden der teutschen Baukunst das erste Licht gegeben. Besonders ist hier zu nennen Dr. Heinr. Schreiber, durch seine Abhandlung über den Straßburger Münster und Meister Erwin.

Vergleiche auch Göthe's Jugendaufsatz über diesen Gegenstand.

Im sogenannten Frauenhaus zu Straßburg liegen noch die Plane des Münsterthurmbaues auf Pergament, wovon einer als das Original von Erwin's eigener Hand bezeichnet wird.

Man kann annehmen, daß der junge Erwin von seinem Vaterorte nach Freiburg gezogen, wo sich damals eine der bedeutendsten Bauhütten des Landes befand. Die Herzoge von Zähringen hatten den dortigen Münsterbau begonnen; die Grafen von Urach, ihre Erben, vereint mit dem Adel, mit der Geistlichkeit und Bürgerschaft der freudig aufblühenden Stadt, vollendeten ihn. Als Erwin erschien, mochte der Thurm schon begonnen seyn, und somit half er ein Werk ausführen, welches von allen Thurmbauten des teutschen Mittelalters anerkannt das gelungenste ist. Den Meister desselben kennt man leider nicht mehr; wir wollen ihn aber in seinem Schüler verehren, denn gewiß war Erwin sein Liebling und sein Stolz.

Als Meister Erwin nach Straßburg kam, wurde der Bau des Münsters bald wieder lebhaft betrieben. Alles trug zu dessen einstiger Vollendung bei, und Bauherr und Baumeister entwickelten die erfreulichste Thätigkeit.

Nachdem der alte Querbau ergänzt und das Langhaus aufgeführt war, ward endlich am St. Urbanstage des Jahres 1277 der Grundstein zum Thurmbau gelegt. (Wie folgende alte Inschrift bezeugt: „Anno Domini MCCLXXVII in die beati Urbani hoc gloriosum opus inchoavit Magister Erwinus de Steinbach.") — Und nun arbeitete Erwin mit seinen Gesellen und Lehrlingen, mit seinem fleißigen Sohne Johannes nnd seiner kunstsinnigen Tochter Sabina, in unermüdlichem Eifer an dem heiligen Bau, welcher seinen Namen auf die fernste Nachwelt bringen sollte. Man hatte ihm auch das Amt des Hüttenherrn übertragen und somit stand er, neben dem Bischof, an der Spitze des ganzen dortigen Bauwesens.

Leider ward es aber dem ehrwürdigen Meister nicht vergönnt, sein Werk zur Vollendung zu bringen. Erwin starb 1308 als hochbetagter Greis, vierzig Jahre nach jener Grundsteinlegung. (Wie die Inschrift seines Grabsteines meldet, den man bei der St. Johanniskapelle im Münster entdeckt hat. Sie lautet ganz einfach: „Anno Domini MCCCVIII.

XVI. Kal. Februarii obiit Magister Erwinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis.“) Er hinterließ die weitere Ausführung seinen Kindern. Allein auch diese erlebten die Vollendung des zweiten Thurmes nicht; er blieb für immer unausgeführt. Und so denn raget der Straßburgische Münster als großartiges Bruchstück einer großen Vorzeit in die Gegenwart herein und ruft uns zu, daß uns Teutschen, die wir in aller nationalen Entwicklung lange her unterbrochen worden, deren heiligen Bau nun zu vollenden, endlich die Zeit gekommen!“

(Aus dem Aufsatz „Erwin von Steinbach“ in Dr. Joseph Bader's „Herda.“ Neue Folge erster Band. Freiburg, 1841. S. 241. u. ff.)

[2]) Der Straßburger Bildhauer Friederich fertigte das schöne Standbild Erwin's, es mit edler Uneigennützigkeit als Denkmal für Steinbach stiftend, wo es im Jahr 1844 auf einem nahen Hügel aufgestellt und unter volksfestlicher Feier enthüllt wurde.

Die Kröte.

Zwei Schwestern aus Steinbach, welche noch zur Betzeit Frucht schnitten, fanden unter dieser einen Korb, worin eine ungeheure Kröte saß. Da sagte die Eine: „das ist ein Schatz; ich will rücklings meinen Schurz darüber decken!“ — die Andere jedoch rieth ihr davon ab mit den Worten: „„Nein, das ist Teufelsspuck!““ Bei Nennung des Teufels sprang die Kröte, klingend wie ein schwerer Geldsack, aus dem Korbe heraus und versank in den Erdboden. Das dadurch verursachte Loch hat bis heute nicht zugeworfen werden können, und der Korb, den die Mädchen mit nach Hause genommen, wird noch jetzt dort vorgezeigt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1839. S. 311.)

Luftritt.

Ein Mann aus Steinbach, der Nachts von Bühl heimkehrte, traf in dem verrufenen Hohlweg ein junges Pferd, welches auch von vielen Anderen dort gesehen worden ist. In der Meinung, es habe sich verlaufen, wollt' er es nach Hause reiten, war aber kaum aufgesessen, als es sich in die Luft erhob und ihn darin so lange forttrug, bis die Frühglocke zu läuten

anfing. Da setzt' es ihn ab und er befand sich jenseit des Rheins und zwar so weit von Steinbach, daß er bis zu seiner Rückkehr dahin zwei volle Tage brauchte.*)

*) Das ist ein zauberhafter Ritt, wie er oft im Hexenwesen vorkommt, wobei aber selten Pferde gebraucht werden. Der Ritt auf dem geisterhaften Rosse ist eigentlich die Fahrt zum Tode, daher auch solches Pferd im Nordischen helhestr, Todesroß, heißt und sich noch in der Heldensage findet. Siehe Grimm's „Heldensage ꝛc." S. 39.)

Mone.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1839.)

Oosgau.

Stadt Baden und nächste Umgebung.*)

Baden=Baden.

Umweht mich in Badens Thale,
Ihr Schauer der Vergangenheit!
Ich weile sinnend um die Maale
Der hingesunknen Heldenzeit,
Als von den heimathlichen Auen
Der tapfre Markmann Abschied nahm,
Und nun in die verlaßnen Gauen
Das Volk der Welterobrer kam.

Die lange diesen Boden schützten,
Sie suchten fern ein Vaterland,
Und Roma's goldne Adler blitzten
Zum erstenmal an unserm Strand.
Die Götter von der Tiber zogen
In Hertha's unentweihten Hain,
Und unter stolzen Säulenbogen
Floß jetzt der fremde Opferwein.

Wo sonst die Eiche Wodan's grünte,
Stand Hermes mit dem Schlangenstab;

*) Die Anmerkungen zu dieser Sagenreihe folgen am Schlusse der ganzen Abtheilung.

Der Kaufmann nahte sich und sühnte
Mit Wasser, das der Berg ihm gab.
Der Marmor überzog die Schwelle,
Wo sich der Heilungsborn ergoß,
Und traurig murmelte die Quelle,
Da sie der kalte Stein umschloß.

Doch unsern alten Namen schirmte
Die teutsche Treu, der teutsche Sinn;
Das Bollwerk, so der Römer thürmte,
Fiel wie vom Blitz die Tanne hin,
Und seiner Tempel Hallen sanken
Und seines Donnrers Riesenbild,
Und um die Trümmer wob die Ranken
Gebüsch und Epheu schaurig wild.

Das teutsche Recht, es galt nun wieder
Mit teutschem Brauch im teutschen Land,
Der Mann, er reichte fest und bieder
An Eidesstatt die treue Hand.
Geschmückt mit jungen Eichenkränzen
Erhob sich neu der Felsaltar;
Das Horn, es rief zu Waffentänzen
Der Jugend gelbgelockte Schaar.

Und in des Markwalds Thäler kamen
Von Irlands Küste Pilger her,
Und einen neuen, großen Namen
Verkündete der Männer Lehr';
Es bog der trotz'ge Alemanne
Vor ihnen demuthvoll das Knie,
Er kannt' in ihrem Friedensbanne
Den Frieden ihrer Botschaft nie.

Des Götterhaines graue Eichen,
Sie stürzten von des Täuflings Beil;
Am Wege steht des Kreuzes Zeichen,
Und deutet ihm sein ewig Heil,

Das Feuer brennt auf seinem Herde,
Er schafft das Schwert zur Pflugschar um,
Denn mit dem Himmel wird die Erde
Zugleich sein schönes Heiligthum.

Jetzt bauen am Genesungsquelle
Die Jünger Ratfried's einen Dom,
Und fromme Klausner ihre Zelle
Im Bührenthal, am wilden Strom;*)
Es thürmen sich auf Felsenhöhen
Die Ritterburgen stolz und kühn,
Noch kann man ihre Trümmer sehen
Bedeckt mit Moos und Waldesgrün.

Ach! wie in dunkeln Traumgesichten,
Blickt die Vergangenheit mich an;
Die Zeit will freventlich zernichten,
Was sie nicht trotzig meistern kann.
Von fremder Sitte ward verdrungen
Die fromme Scheu, die strenge Zucht,
Kein fremdes Schwert hat uns bezwungen,
Doch Ueppigkeit, von Gott verflucht.

Vergiftet hat sie selbst die Schale,
Aus der dem Kranken Heilung floß;
Ha, siehe! wo beim Friedensmahle
Des Himmels Frieden sich ergoß:
Da walten jetzt der Hölle Schauer,
Da steht des Goldes Trugaltar,
Und Engel wenden sich mit Trauer
Vom Ort, der einst so heilig war. **)

Wie frech jedoch sie sich erheben,
Die Mächte aus des Orkus Schoos,
Sie reißen nimmermehr das Leben
Von seiner starken Wurzel los.

*) Die Einsiedelei und Kapelle zu St. Wolfgang. Beide wurden 1816 abgetragen.

**) Die ehemalige Lyceumskirche wurde abgetragen bis auf den Chor, wo dann die erste Spielbank hinkam.

Das Schlechte muß sich selbst zerstören,
Sein Sieg ist auch sein Untergang;
Der muß dem Tode angehören,
Den das Sirenenlied bezwang.

Noch leuchtet ja der Abendschimmer
Wie sonst in Badens Thal herein,
Der junge Lenz, er kehrt noch immer
Mit seinen Blumen bei uns ein.
Liegt auch der Quell in Schutt gebunden,
Er sehnt sich dennoch nach dem Licht,
Und hat er erst den Weg gefunden,
So hält die Erd' ihn länger nicht.

Aloys Schreiber.

Die Sage von Baden's Ursprung.

1.

Es reiten drei Recken durch Waldung und Moor,
Am Borne da hüpfen drei Fräulein hervor:

„Zieht mit uns, ihr Brüder, wir kennen den Pfad!" —
Die Wandrer mißtrauten dem weiblichen Rath.

„Zieht mit uns, ihr Brüder, zu duftigen Höhn!"
Sie blickten so freundlich, sie nickten so schön.

Bald zogen drei Pärlein im eiligen Lauf
Mit Singen und Springen den Hügel hinauf.

Hoch oben empfing sie ein lachender Grund,
Durchflochten mit Blumen gar wunderlich bunt.

Es blinkte die Lilie so bräutlich und lind,
Liebflammend die Rose, der Sehnsucht Kind.

„Herbei, ihr Gesellen, wir stehen am Ziel,
Nun ruft uns des Tanzes ergötzliches Spiel!"

In Lüften erhob sich ein Harfengekling,
Sie sangen und sprangen, und schlossen den Ring.

„Herbei, ihr Gesellen, nicht lange bedacht!“
„Juchheisa!“ es trieb sie zum Tanze mit Macht.

„Juchheisa!“ doch mitten im taumelnden Reih'n
Brach jählings der Boden ins Feuchte hinein.

Aufbrauste die Wiese, ein schauriger See —
„Ade, ihr Betrognen, auf ewig Ade!“

2.

Tief unter den Wogen da sitzt auf dem Thron
Der König des See's mit kristallener Kron'.

Mit grünlichen Locken, im Silbergewand,
Die Lilie schwingt er als Stab in der Hand,

Und um ihn da tanzen wie Schwäne so weiß
Die perlenumgürteten Nymphen im Kreis.

Rings blinken die Wände wie schwärzlicher Stahl,
Demantene Säulen erhellen den Saal.

Korall' und Karfunkel bezaubert den Blick;
Die Ohren, der singenden Quellen Musik.

„Wer wagt es, zu nahen dem Wasserpalast,
Den nimmer betreten ein irdischer Gast?

„Rothwangige Knaben, erbleichet im Tod!
So will es des Wassers uraltes Gebot.“ —

„„O König der Fluthen, entlaß uns der Schuld!
Uns täuschten drei Mägdlein mit tückischer Huld.““

Da schwenkte der König den Lilienstab,
Nicht blieb ihm verborgen, was jüngst sich begab.

„Wohlan, ihr Verführten, so geb' ich euch frei,
Doch treffe mein Zorn die verführenden Drei.“

Er schwenkte die Lilie. — „„O König, halt ein!
Wir flehen, du möchtest auch ihnen verzeihn.““

Der König besann sich — er blickte versöhnt:
„Nicht bin ich um Großmuth zu markten gewöhnt.

„Den Groll der Unsterblichen mildert und stillt
Die Liebe, die Leides mit Liebem vergilt.

„Ihr habt es erbeten, so sey es gewährt,
Dazu noch ein Gnadengeschenk euch bescheert.

„Empfangt hier drei Kiesel, unscheinbar und schlecht,
Doch werther, als Kronen, benützt ihr sie recht.

„Schlägt klingend ein solcher den starrenden Fels,
So wird er die Wiege heilkräftigen Quells."

Er schwenket die Lilie; auf thut sich das Thor,
Schnell wirbelt ein Strudel die Wandrer empor.

3.

Noch stehn die Gesellen am schilfigen Strand,
Sie wiegen das Königsgeschenk in der Hand.

„O ärmliche Gabe, du schlechtes Gestein,
Dich werf' ich zum Spott in die Wogen hinein!"

So höhnte der Jüngste mit frevelndem Mund,
Und schleudert den Kiesel hinab in den Schlund.

Da scholl aus der Tiefe ein klägliches Weh',
Da krachte die Erde, da kochte der See.

Und schwärzliche Wolken entstiegen der Fluth,
Draus Hagel und Donner und Blitz sich entlud.

Wie Koboldsgepolter durchtost' es die Luft,
Und Schaaren von Schlangen entkrochen der Kluft.

Da rannten die Wandrer, wie Rehe verzagt,
Umgeisselt von Blitzen, von Schlangen gejagt,

Bergüber, bergunter, waldein und waldaus,
Sie blickten nicht um sich, sie ruhten nicht aus.

Doch endlich, als mälig der Sturm sich gelegt,
Am Fuße des Berges ward Ruhe gepflegt.

Dort lagen sie müde, des Odems beraubt,
Und neigten zum Schlummer ihr schwindelndes Haupt.

Und wie sie so liegen und schlafen im Moos,
Erweckt sie ein neuer, gewaltiger Stoß.

Der zweite der Steine, ein spitziger Kies,
Entschlüpfte des Sackes gesprengtem Verlies,

Und kollerte lustig den Felsen hinab;
Kaum glaubt ihr der Sage, was nun sich begab:

Wo tönend am Felsen der Kiesel geprallt,
Entfesseln sich Quellen mit Sprudelgewalt.

Nun ringt sich zu Tag, was Jahrtausende schlief
Im Busen des Felsens gewaltig und tief.

Es murmelt und rieselt, es plätschert und sprüht
Das Wasser, von magischen Kräften durchglüht.

Ein reicheres Leben mit mächtigem Strahl
Durchlodert des Oosbachs glückseliges Thal.

O Wunder! des Bächleins bescheidnes Gestad
Hat Baden geboren, das herrliche Bad.

Und als die Gesellen dies Wunder ersahn,
Erkannten sie erst, welch Geschenk sie empfahn.

Den dritten der Steine besaßen sie noch,
Sie wahrten ihn sorglich und hielten ihn hoch.

Bald kehrten sie wieder zum heimischen Herd,
Dort hat sich der Zauber des Kiesels bewährt.

Durch heilende Quellen gesegnet hinfort
Ward reich und gepriesen ihr Heimathort.

Eduard Brauer.

(Siehe dessen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden rc.“ Karlsruhe, 1845. Braun's Verlag. S. 5 — 9.)

Das alte Schloß zu Baden.

Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.

Mit seinen Mauern, seinen Zinnen,
Fern leuchtend in das freie Thal;
Der Helden starke Kraft von innen
Sich labend bei dem Rittermahl.

Dann klingts um mich wie ferne Stimmen,
Ich fühl' ein geisterhaftes Wehn,
Fort treibt es mich hinanzuklimmen
Einsam zu jenen Felsenhöhn.

Doch oben Alles ganz zerfallen,
Der Epheu schlingt sich um den Stein,
Und in den offnen Fürstenhallen
Spielt Waldesgrün mit Sonnenschein.

Das nehm' ich an zum guten Zeichen,
Zum Trost in dieser Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Himmel noch und Erde paart.

Ein beßres Haus soll sich erheben,
Gebaut auf alten, festen Grund,
Und frische Liebe, frisches Leben
Gedeihn im freien teutschen Bund!

Max v. Schenkendorf.
(1814.)

Die graue Frau von Hohenbaden.

Habt ihr gehört von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden?
Bethört von finstrer Macht, dem Gau
War sie zu Schreck und Schaden;

Ließ schwingen zur Frohn
Die Geißel mit Hohn
Aufs Volk, ach! mit Bürden beladen.

Der Herrschaft Zügel hielt sie straff
In frevler Willkür Launen;
Mit ihr zu Rathe saß der Pfaff,
Ihr Unrecht zuzuraunen.
Wie wetternder Strahl,
So schmettern ins Thal
Befehle zu Bangen und Staunen.

Wer gab hier Trost dem armen Mann,
Wo fanden Schutz Bedrängte?
Der Büttel nur auf Qualen sann,
Der in den Block sie zwängte.
Recht fordert der Knecht?
Kaum Gnade für Recht
Vergönnt sie, fürs schmählich gekränkte.

Ihr Herz, so liebeleer und kalt,
Wenn Schmerzensthränen flossen,
Der Mutterliebe Allgewalt
Nur blieb es nicht verschlossen;
Ihr einziges Kind
Nur liebte sie blind,
Den blühenden, fürstlichen Sprossen

Einstmal, im Abendsonnenglanz
Sich wieder frisch zu laben,
Der Warte höchsten Zinnenkranz
Erstieg sie mit dem Knaben.
Sie zeigt ihm das Land
Im Segensgewand
Voll prangender, köstlicher Gaben.

„Mein Kind, mein adlig Fleisch und Blut,
Herr du von Gottes Gnaden!
In dessen Händen einstens ruht

Mein reiches Witthum Baden:
Dort kocht dir der Wein
Am strahlenden Rhein,
Hier die Quelle mit heilendem Schwaden.

„Und Alles ist dir unterthan,
So weit du blickst von dannen;
Dein Wink gebeut; im Staube nah'n
Vasallen dir und Mannen,
Die niedere Brut
Mit eiserner Ruth'
In scheue Verehrung zu bannen.

„Regiere stark, dem starren Trutz
Des Volkes zum Entsetzen!
Nie soll sein schnöder Eigennutz
Am Kronengut sich letzen!
Dein göttliches Recht
Durch Geburt und Geschlecht,
Das reiße dir Keiner in Fetzen!

„Siehst du den Falken siegeskühn?"
— Sie hob empor den Knaben —
„Aus ihren Purpurrändern glühn
Die Augen stolz; erhaben
Beherrscht er das Blau!
Wie ducken zur Au
Die Schufte, die Häher und Raben!

„Die Macht verleiht wohl Kraft und Muth
Dem scharfen Krallenschläger,
Wie fühlt er sein altadlig Blut,
Der hohe Schwingenträger!
Ho hussa zur Hetz'!
Ihm gilt nur Gesetz
Sein eigener Wille, dem Jäger.

„So herrsch' auch Du!" . . . da fasset jach
Ein Schwindel ihre Sinnen,
Aus ihrem Arm entstürzet, ach!

Das Knäblein von den Zinnen;
Zerschmettert im Fall
Am felsigen Wall. . . .
Da fühlt sie das Blut sich gerinnen.

O qualenvoller Augenblick,
O grausenhafte Stunde!
Wem schlug des Himmels Strafgeschick
Je tiefre Herzenswunde?
Von Schmerzen durchrast,
Die Augen verglast,
So starrt sie zum schaurigen Grunde.

So starrt die Aermste, sprachberaubt,
Hinunter auf die Klippen,
Die Finger krampfhaft eingeschraubt,
Verzerrt die fahlen Lippen.
Wie malmendes Erz,
So schallt ihr das Herz
Und hämmert und pocht an die Rippen.

Verzweiflung gibt ihr endlich Kraft
Und Worte ihrem Jammern,
Das bricht in wirrer Leidenschaft
Aus ihres Herzens Kammern.
Woran, ach woran
Soll nun sich fortan
Ihr mütterlich Hoffen noch klammern?

Sie rafft sich auf, sie fliegt hinab
Der Treppe Steingewinde,
Zu spähn nach ihres Lieblings Grab;
Nach eilt das Hofgesinde.
Umsonst sie durchsucht
Die waldige Schlucht,
Nie fand sie die Spur von dem Kinde. —

Noch heut entsteigt, ein Bild von Eis,
Sie Nachts des Schlosses Hallen
Im grauen Kleid, die Haare weiß,

Die Wangen eingefallen.
Im klagenden Wind
Ach! wähnt sie das Kind
Zu hören, sein Wimmern und Lallen.

* * *

Das ist die Mähr von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden;
So büßt sie schwer, was sie dem Gau
Verübt zu Schreck und Schaden.
Nicht findet sie Ruh
In marmorner Truh, —
Gott wolle der Seele genaden!

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

Das Vehmgericht in Baden.

Unter dem neuen Schloß in Baden ziehen in fast labyrintischen Windungen und Richtungen eine Menge unterirdischer Gewölbe hin. Sie bestehen theils aus engen, langen Gängen, theils aus Gemächern von verschiedener Größe und Form. Mehrere dieser Gänge und Kammern konnten durch dicke, steinerne Thüren von Innen geöffnet und geschlossen werden.

Wie die Sage berichtet, soll einst hier der Sitz der heiligen Vehme gewesen seyn. Das größte Gemach wird als dasjenige bezeichnet, in welchem die Freischöffen Gericht hielten, und noch sieht man die steinernen Sitze an den Wänden. Hier saßen sie und sprachen Recht über Frevler und geheime Verbrecher; hier meldeten ihnen die Freifrohnen den Vollzug der aufgetragenen Strafen mit Strick und Dolch, oder es wurden Klagen erhoben über neue Unthaten, oder die Vorgeladenen, die sich nicht gestellt vor den Schranken des heiligen Gerichts, wurden verurtheilt und ihre Bestrafung den heimlichen Rächern übertragen. Andere Gemächer waren zum Aufenthalt für die Geladenen, während den Berathungen des Gerichts, bestimmt. In einem großen Gewölbe, welches die Folterkammer genannt wird, sieht man noch die Ringe und Haken in den

Mauern, woran die schrecklichen Folterwerkzeuge befestigt, oder die Verbrecher gefesselt wurden. Aus dieser Kammer tritt man in einen kleinen Gang mit unterhöhltem, hölzernen Boden. Hier befand sich einst eine Fallthür, durch die man zu dem vielberufenen Jungfernkuß gelangte. Unter dieser Thür war nämlich, der Volkssage nach, in der Tiefe ein eisernes Frauenbild und an dessen Leib und Armen Stacheln, Messer, Dolche und andere Mordinstrumente angebracht; durch einen künstlichen Mechanismus konnte das Bild seine Arme schließen und gegen die Brust drükken, wenn es berührt ward. Betrat nun der Verurtheilte die verhängnißvolle Thüre, so sank er plötzlich hinab in die Tiefe und in die schaudervolle Umarmung der eisernen Jungfrau, die mächtig ihn an ihr Herz preßte, bis er unter qualvoller Marter verblutet hatte. Vor etwa dreißig Jahren fiel das vorwitzige Schooshündchen einer Dame, die das Gewölbe besah, in dieses Verlies. Das Thierchen wurde wieder heraufgeholt, und bei dieser Gelegenheit entdeckte man noch Reste von Gewändern, Messern und einem Rade. Die Oeffnung wurde hierauf zugeworfen.

(Siehe „Sagen aus Baden und Umgegend.“ Carlsruhe, 1834.)

Christoph von Baden.

Zu Baden auf dem Schlosse einst Markgraf Christoph saß,
Und Kurt, sein Kampfgenosse, beim hochgefüllten Glas,
Das ließen sie wacker kreisen
Und sangen gar muntere Weisen.

Von guten alten Tagen erzählten sie mancherlei,
Von Ritterspiel und Jagen und Kämpfen kühn und frei;
Da störet ein fernes Schallen
Die Zecher in den Hallen.

Trommetenschall erklinget und muthiger Rosse Huf,
Und durch die Lüfte dringet des treuen Wächters Ruf.
Das ist ein liebliches Tönen
Des Krieges tapferen Söhnen.

„Was wollen die Klänge sagen, ihr Knaben? Wohlauf im Flug" —
Rief Christoph, — „sucht's zu erfragen, und meldet's sonder Verzug!"
Und wie sie sich rüstig rühren
Da öffnen sich die Thüren.

Es treten über die Schwellen drei Ritter feierlich,
Drei hohe, stolze Gesellen, die nahten dem Fürsten sich
Und neigten sich bis zur Erde
Mit höfischer Geberde.

Zu Christoph hingewendet, begann der Eine stracks:
„„Es grüßt Euch, der uns sendet, der mächtige Kaiser Max.
Wie vormals baut er auf's Neue
Auf Eure Kraft und Treue.

„„Die mit dem Kaiser gerechtet, der Kurfürst und sein Sohn,
Die Pfälzer, sie sind geächtet, zum wohlverdienten Lohn;
Schon schwebt ob ihrem Haupte
Die Rache, die fern geglaubte.

„„Von Norden und Süden brechen die Unsern hervor mit Macht,
Die helfen euch blutig rächen die Seckenheimer Schlacht,
Und was Ihr verlort an Rechten,
Und mehr noch, wieder erfechten.

„„Bedenket, wie hart in Banden einst Euer Vater lag,
Getrennt von Leut und Landen, am Neckar manchen Tag;
Bedenkt's, und neu erwache
Im Herzen die alte Rache!"" —

Herr Kurt vernimmt mit Freuden, was Kaiser Max begehrt,
Und zieht aus seiner Scheiden sein kampfbewährtes Schwert:
„„„Nun kommst du wieder zu Ehre,
Du vielgetreue Wehre!

„„„Zu lang schon mußtest du liegen in deiner Scheide träg,
Nun sollst du zu neuen Siegen mir bahnen blutigen Weg,

Und manchen kühnen Recken
Auf ewig darnieder strecken.“‘

Der Markgraf sprach dagegen: „Mit nichten, wackrer Kurt!
Laßt nur den guten Degen noch friedlich ruh'n am Gurt!“
Und drauf zu den Gesandten,
Die voll Erwartung standen:

„Wohl schätzen Wir das Vertrauen, das unser Kaiser Uns schenkt,
Der Teutschlands glückliche Gauen mit weisem Scepter lenkt;
Und werden Uns stets befleißen,
Uns dessen werth zu erweisen.

„Treu werden Wir bis zum Grabe ihm dienen mit Wort und That,
Doch wißt, Herr Ritter, ein Schwabe übt nicht am Freunde Verrath.
Daß ihn die Erde verschlinge,
Der solche That begienge!

„Wohl lag mein Vater gebunden im Kerker so manche Stund',
Wohl bluten die alten Wunden noch tief in Herzens Grund;
Und werden noch lange quillen,
Kein Balsam kann sie stillen.

„Wohl lieben Wir Kampf und Ringen und Schlachten sturmbewegt,
Wohl ist's ein herrliches Klingen, wenn Degen auf Degen schlägt,
Berauschend Herz und Sinne
Wie Sang beglückter Minne.

„Wohl winkt Uns reiche Beute und Sieg nach leichtem Streit;
Doch mehr als Land und Leute bei Uns gilt Ehr' und Eid.
Was ist noch fest auf Erden,
Wenn die nicht geachtet werden?“ —

So klang des Fürsten Rede, sie war kein leeres Wort:
Stets blieb er in Fried' und Fehde des Freundes getreuster
Hort;
Und Christoph's Kraft und Treue
Ward hoch gepriesen auf's Neue.

Eduard Brauer.

Ludwig von Baden.

Spielend mit des Sohnes Locken,
Seinen Arm um ihren Leib,
In dem Schall der Abendglocken
Sitzt er neben seinem Weib.
„In dem süßen Abendfrieden
Blickst du düster auf dein Land,
Dem du dieses Glück beschieden,
Hat es sich von dir gewandt?" —

„„Nimmer meine Seele weise
Nach dem kleinlichen Gebiet,
Das im engen Zauberkreise
Meine Kraft zusammenzieht.
Was ein Auge überblicket,
Stillet mein Verlangen nicht,
In die Geisterwelt entrücket,
Träum' ich mich in Lust und Licht.

„„Und auf hohen Thron erhoben,
Als den Herrn im Heiligthum,
Dem die Helden sich geloben,
Schau ich sehnend nur den Ruhm.
Such' ich Lust in deinen Armen,
Frieden in des Knaben Blick,
Ach! ein Armer unter Armen,
End' ich ruhmlos mein Geschick!"" —

Und die Gattin geht in Zähren,
Nimmt den Knaben schweigend mit;

Doch er sieht sie wiederkehren
Mit der Freude leichtem Schritt.
Seinen goldnen Fürstendegen
Bringt sie ihrer Liebe Mann,
Und der Sohn jauchzt ihm entgegen,
Trägt den Harnisch ihm heran.

„Was, mein Herz! du dir erwählet,
Gilt als ein Gebot für mich;
Lieb' und Ehre sind vermählet,
Und die Liebe waffnet dich.
Meine Ehre du, ich warte
Deiner mit der Siegerkron',
Wenn ich, ach! vergebens harrte,
Wahr' ich sie für deinen Sohn."

Und sie gürtet ihm den Degen,
Panzert ihn mit flinker Hand;
Unter hellen Trommelschlägen
Zieht sein Häuflein aus dem Land.
Nach des Sultans falschen Grenzen
Flattert ihrer Fahne Flug,
Als der hellste Stern zu glänzen
In dem teutschen Heereszug.

Seines Eisenarmes Schwere
Furchet tief im Leichenfeld.
Sieh, da speit die wilden Heere
Flammend aus die Heidenwelt!
Des Propheten Fahne mähet
Wie ein Sturm die Schaaren hin;
Den Vezir, von Stolz gebläbet,
Lüstet's wiederum nach Wien.

Wer bestehet seine Streiche?
Schwache Schaar, wer schirmt dich noch?
Siehst du nicht die junge Eiche?
Ueber Trümmern steht sie hoch.

Der von Baden wird dich retten,
Er, dein neuer Feldmarschall;
Schüttle weg des Schreckens Ketten!
Er ist dir ein Hort und Wall.

Vor des Lagers bunten Strecken,
In der fremden Waffentracht,
Seht ihr sie die Felder decken?
An des Zeltes Seidenpracht
Schwingt nun der Vezir den Säbel:
Seine Haufen ohne Zahl,
Wie die dichten Winternebel,
Braußen lärmend aus dem Thal.

Kleine Schaar du, frisch entgegen!
Ordne deine Glieder dicht!
Du sollst sie zu Boden legen,
Wie der Strahl den Nebel bricht.
Deine weißen Reihen rollen
In des Heeres Riesenball,
Langsam erst, dann schnell im vollen
Fluge, wie des Felsen Fall.

Wie die Feinde mordend drücken,
Immer fester wird dein Gang,
Denn dein Marschall in dem Rücken
Treibt sie wie des Sturmes Drang.
Und er bricht durch ihre Glieder,
Wie aus seinem Bett das Meer,
Tritt wie Halme Alles nieder,
Mit dem kleinen Reiterheer.

Und er steht auf Waffentrümmern
Im erstürmten Feldherrnzelt;
Ferne Todtenklagen wimmern
Vom ersiegten Waffenfeld;
Blutige Gestalten wanken
Zu den Feuern vor der Wacht;

Ueber den Gefangnen schwanken
Blanke Flinten durch die Nacht.

Wie die Lilienhäupter schauen
Nach des jungen Tages Stern,
Blühn des Harems schönste Frauen
Knieend um den neuen Herrn;
Harren, wer ihn soll umschlingen
In des Lagers weicher Ruh;
Pfeifen und Trompeten klingen
Ihm den Marsch des Sieges zu.

Was die Wunderblumen bieten,
Fesselt nicht den den edlen Sinn;
Schmachtend nach der Ferne Blüthen
Träumt sich seine Seele hin:
Seines Knaben blonde Locken,
Seines Weibes treue Brust
Möcht' er fassen mit Frohlocken
In des Wiedersehens Lust.

Und der Sultan bietet Frieden.
Von dem mondelangen Strauß
Hat der Sieger sich geschieden,
Kehrt zu seiner Väter Haus.
Staunend hält er auf der Brücke
Seiner Stadt mit seiner Schaar,
Nimmer stellt sich ihrem Blicke
Seiner Väter Wohnung dar.

Wie des Ruhmes Tempel breitet
Sich umher ein hohes Schloß;
Seine Priesterin, sie schreitet
Liebend auf den Helden los,
Krönt ihn mit dem Siegerkranze,
Sinkt ihm fröhlich in den Arm,
Bei der Schlachttrophäen Glanze
In des Volkes Jubelschwarm.

„Sieh, Herr, was wir dir bereitet!
Zeuch' in deiner Väter Haus!
Treu von Lieb' und Ruhm begleitet
Lächle in dein Land hinaus!" —
„„Ja, der Sieger ist bezwungen
Von der Liebe treuer Hand;
Was er suchte, ist errungen,
Nimm mich auf, mein Vaterland!""

Georg Rapp.

Noch einige Sagen vom alten Schlosse zu Baden.

1. Auf dieser verfallenen Burg hielt sich früher eine außerordentliche Menge riesenhafter Schlangen auf, deren Köpfe so groß wie die von Katzen waren. Vor 60 — 70 Jahren rottete man sie dadurch aus, daß man förmlich Jagd auf sie machte, wobei man deren so viel erlegte, daß man sie wagenweise fortschaffen mußte.

2. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zog ein Einsiedler, welcher seine bisherige Klause auf der Yburg wegen des überhandnehmenden Geisterspuckes hatte verlassen müssen, in den Altbadener Schloßkeller. Zwar kam auch dahin jede Nacht ein Gespenst mit einem flammenden Kessel, worin es eine Stunde lang rührte, doch ging es dann wieder fort, ohne sich um den Einsiedler zu bekümmern, welcher also ruhig auf seinem Mooslager liegen bleiben konnte. Dieser Mann war von großer Frömmigkeit, und seine ganze Nahrung bestand nur aus so wenig Wurzeln und Kräutern, daß er selbst einmal sagte, er lebe von den drei Elementen, Feuer, Wasser und Luft. Auf seinem Hute trug er einen gläsernen Knopf, der die Eigenschaft hatte, seinem jeweiligen Besitzer großes Glück zu bringen. Trotz alles Dessen duldete die Herrschaft den Einsiedler nicht länger im Schlosse und ließ ihn sogar nach Mannheim in Verwahrung bringen.*) Dort ist er längst gestorben und begraben; sein Leichnam aber bis heute noch ohne Spur von Verwesung.

*) Heutzutage würde man diesen Menschen, der wahrscheinlich ein Verrückter war, den nur die Sage apotheosirt hat, nach Illenau schaffen.

Anm. des Herausg.

3. Zur Winterszeit kam einst ein Bauer aus Ebersteinburg an drei von einander entfernten Tagen auf das alte Schloß, wo er stets im Hauptgang einen alten Mann mit weißem Barte sitzen fand, welcher Brodstücklein verlas. Jedesmal bat er den Bauern, ihm in den Keller zu folgen, was derselbe die beiden ersten Male zwar that, allein, kaum hineingekommen, aus Furcht wieder davon sprang, das dritte Mal aber sich gar nicht mehr hinein wagte, worauf ein so fürchterliches Gekrach entstand, daß er über Hals und Kopf davon rannte.

4. Eine Kräuterfrau von Baden sah eines Mittags um zwölf Uhr auf den Felsen hinter dem Schlosse ein weißes Frauenbild mit einem Gebund Schlüssel sitzen, welches ihr winkte, zu ihr herauf zu kommen. Erschrocken lief die Frau hinunter in die Stadt und erzählte was sie gesehen, worauf sogleich mehrere Leute sich hinauf machten, aber die Gestalt nicht mehr antrafen.

5. In der Nacht vom Fastnachtdienstag auf Aschermittwoch sahen einst einige Bewohner der Dolle die Burg ganz in Feuer stehen, von welchem aber Morgens darauf, als sie nachforschten, keine Spur zu entdecken war.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1839. S. 174 u. ff.)

Silbergrube.

Diesen Namen führt eine Stelle am südwestlichen Hange des Berges, auf welchem die Ruinen des alten Schlosses liegen. Früher ging der Weg zur Burg dort vorüber.

Einst soll hier auf Silber gebaut worden seyn und der Stollen bisweilen reiche Ausbeute gegeben, bisweilen aber auch lange gar kein Erz zu Tage gefördert haben, weßhalb der Herr der Grube die Arbeiter hart anließ. Als sie nun wieder einmal eine reiche Silberader erschürft hatten, legte der Steiger einige schwere Stücke bei Seite, in der wohlmeinenden Absicht, den Herrn damit zu einer Zeit zufrieden zu stellen, wo die Grube nicht so ergiebig seyn würde. Aber einige übelwollende Arbeiter hatten es gesehen und verklagten ihn, als seyen die reichen Erzstufen aus dem Stollen von ihm entwendet und un-

terschlagen worden. Man suchte bei ihm nach und das Silber wurde gefunden. Der Steiger wurde verhaftet und ihm der Prozeß gemacht. Er mochte seine Unschuld betheuern, so viel er wollte — alle Bemühungen, seine löbliche Absicht darzuthun, halfen nichts. Der Schein war nun einmal wider ihn und man glaubte ihm nicht. Er ward zum Tode verdammt und das Urtheil an ihm auf öffentlichem Platze vollzogen. Bevor er seinen Hals dem Scharfrichter darbot, rief er noch einmal den Himmel als Zeugen seiner Unschuld an und sprach: „So gewiß der Himmel über meinen Tod weinen wird, so gewiß wird die unselige Silbergrube binnen Jahr und Tag eingehn, so daß Niemand mehr den Eingang dazu finden mag. — Und kaum hatte der Scharfrichter das Haupt vom Rumpfe getrennt, so fiel vom hellen blauen Himmel ein Himmel ein Regen herab. Aber ein Jahr nachher, gerad' am Todestag des Unglücklichen, stürzte die Erzgrube ein und verschüttete die drei Bergleute, welche ihren Kameraden verrathen hatten. Trotz aller angewandten Mühe vermochte man den Stollen nicht mehr aufzufinden, und so liegt er verschüttet bis auf den heutigen Tag.

Aloys Schreiber.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1834.)

Der Hungerberg.

Hinter dem Schloßgarten in Baden, oberhalb des Türkenwegs, zieht sich der Abhang eines Hügels hin, welcher gewöhnlich der Hungerberg genannt wird. Den Namen hat er in Bezug auf einen frischen klaren Bergquell erhalten, der zwischen den Tannen und Buchen des Waldes herabrauscht. Fließt diese Quelle in der Adventszeit stark und voll, so soll es ein gesegnetes und fruchtbares Jahr anzeigen, ist sie aber um diese Zeit schwach und hat wenig Wasser, so bedeutet es Mißwachs im nächsten Jahr, Theuerung und Hungersnoth. Vor Zeiten glaubte man fest an die Vorzeichen dieser Quelle, der man den Namen Hungerquelle gab, und Manche richteten sich mit ihren Verkäufen und Vorräthen darnach. Jetzt hat sich dieser Glauben

ziemlich verloren und nur sehr bejahrte Leute der Gegend wissen noch davon zu erzählen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend. Karlsruhe, 1834.)

Das Kreuz auf dem Friedhofe.

Markgraf Karl hatte um das Jahr 1462 mit einigen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Bund geschlossen gegen die heilichen westphälischen Gerichte, obgleich unter seinen eigenen Räthen sich einige Wissende befanden, wovon er jedoch nichts ahnte. Da fand man eines Morgens an dem Thore des Schlosses zu Baden einen Brief angeschlagen, worin Markgraf Karl vor den heimlichen Richterstuhl zu Walldorf vorgeladen wurde. Darob entstund bei Hof und in der Stadt große Bewegung und man forschte streng nach dem Thäter. Unter Andern wurde auch ein Fremder eingezogen, der sich des Nachts aus seiner Herberge heimlich entfernt hatte und erst gegen Morgen wieder dahin zurückgekehrt war. Dieser sagte im Verhör aus, er sey ein reisender Bildhauer, Meister Niklas mit Namen, und es wandle ihn manchmal des Nachts die Lust an, im Freien umher zu schweifen und seinen Gedanken nachzuhängen. Diesmal sey er, ohne zu wissen wie, auf den Kirchhof gekommen, wo er unter dem Oelberg eine Flamme in Gestalt eines Kreuzes vom Boden aufsteigen gesehn, worauf er alsbald gelobt habe, ein steinernes Kreuz zu verfertigen und es an diesem Platze aufzurichten.

Der Markgraf maß dieser Aussage wenig Glauben bei; da er aber im Begriff stand, zu dem unglücklichen Zuge gegen den Pfalzgrafen Friedrich V. abzureisen, so befahl er, dem Gefangenen einen Stein, wie er ihn verlangen werde, und Werkzeuge zu geben, damit er das Kreuz beginnen und vollenden könne. Sollte derselbe aber damit nicht zu Stande kommen, so erwarte ihn der Tod durch den Strick.

Der Mann legte Hand an das Werk und es gelang ihm wunderbar. Als der Markgraf später aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte und das herrliche Werk sah, fand er an demselben großen Wohlgefallen und ließ es auf dem Friedhof auf-

stellen; dem Meister Niklas aber schenkte er die Freiheit und behielt ihn in seinen Diensten, obgleich er sich niemals überzeugen mochte, daß derselbe nicht als Frohn im Dienste der heiligen Vehme gestanden. Wahrscheinlich hatte man den Markgrafen nur abschrecken wollen, noch ferner gegen jene Gerichte mit Ernst einzuschreiten.

Noch jetzt ist dieses Kreuz eine Zierde des Badener Friedhofes und erregt durch seine kunstvolle Arbeit die Bewunderung des Kenners. Es trägt die Inschrift: Nikolaus von Leyden, mit der Jahrzahl 1462; auch ein Wappen ist dabei angebracht.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend.“ Karlsruhe, 1834.)

Das Kreuz auf dem Friedhofe.

(Andere Version.)

Auflodert des Gewissens Qual —
Die Jungfrau sank getödtet!
Es hat die Eifersucht den Stahl
In ihrem Blut geröthet!
Da schleift der Henker schon das Schwert,
Der Künstler ringt die Hände:
„Des Lebens bin ich nimmer werth,
Wenn ich nur Frieden fände!“

Sein Blut ist starr, die Stimme bricht,
Nicht Thränen können rinnen; —
Sieh — plötzlich zuckt ein seltnes Licht
Durch gräßlich düstres Sinnen;
Wie milder Thau ihm auf's Herz
Der Ruhe süße Labe,
Getröstet blickt er himmelwerts,
Lächelnd nach seinem Grabe.

Und als des andern Morgens kam
Der Kerkermeister frühe,
Des Mannes Hand der Jüngling nahm:
„Gott lohnt Euch einst die Mühe!

Ins Schloß hin zu dem Fürsten geht!
Hat er mich einst geehret,
Sein edler Sinn, der stets besteht,
Die Bitte mir gewähret.

„Ich fordre ja mein Leben nicht,
Nur meiner Seele Frieden;
Bevor mein sterbend Auge bricht,
Sey mir die Frist beschieden,
Ein Bild zu schaffen noch, — mir ist,
Als sollt's mein bestes werden;
Das hehre Bild, wie Jesus Christ
Einst starb für's Heil der Erden."

Der alte Schließer weinend geht,
Der Fürst erhört die Bitte.
Ein hohes Felsenstücke steht
Bald in des Kerkers Mitte;
Am Stein der Meister niederkniet
Mit Meißel und mit Hammer,
Ein heil'ger Drang die Brust durchglüht,
Zum Tempel wird die Kammer.

Drauf täglich bis zum Dämmerschein
Sieht frisch man ihn sich regen,
Der Meißel brennt, es klirrt der Stein
Von seinen kräft'gen Schlägen;
„O friedensel'ges Wunderbild,
Im Felsen hier verborgen,
Bald stehst du da, verklärest mild
Dann meinen letzten Morgen!"

Wie rinnt der Schweiß die Stirn herab!
Da sinken Schuld und Fehle,
Als trieb auch sie sein Meißel ab,
Gleich Schlacken von der Seele;
Was unerkannt im Busen lag,
Fühlt mächtig er erstehen,

Des höchsten Friedens Weihetag
Erblüht in Christi Nähen. —

Und als nach raschen Monden war
Das Bild der Schmerzen fertig,
Froh küßt er's, aller Sünde baar,
Des nahen Tods gewärtig.
Jetzt drängt sich's durch die Kerkerthür,
Ist's, ihn zum Grab zu leiten?
Da sieht an seinem Werk herfür
Den Fürsten selbst er schreiten.

Wohl alle Blicke sind gewandt
Bewundernd nach dem Bilde,
Doch Markgraf Karl reicht seine Hand
Dem Künstler voller Milde:
„„Der jüngst verübt die blut'ge That,
Lag schon in Todesbanden,
Doch Der solch Bild geschaffen hat,
Den heiß' ich auferstanden.

„„Drum wo in solches Himmelslicht
Ein Geist sich durft' erheben,
Tödt' ich den ird'schen Leib auch nicht, —
Nimm frei zurück dein Leben!""
Lang schweigt der Jüngling, es entquillt
Dem Aug' der Rührung Zähre,
Dann blickt voll Demuth er zum Bild:
„Dem Mittler dort die Ehre!"

Weit drang des großen Meisters Ruf;
In nah und ferne Gauen
Manch herrlich Werk der Künstler schuf,
Das heute noch zu schauen;
Doch keines hebt sich bis zu dir,
Umspielt von heil'gem Strahle,
O Kreuz, du ernste Friedhofszier,
In Badens Wunderthale!

Gustav Muhl.
(Zu Straßburg.)

Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts verließ Markgraf Christoph die alte Stammburg seiner Ahnen und bezog das neue Schloß, welches er auf dem Hügel, dicht über der Stadt Baden, sich erbaut hatte. Auf der alten Burg aber, deren Trümmer wir hoch aus dem Bergwalde ragen sehen, blieb seine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem jungen Edelmann und der nöthigen Dienerschaft und Schloßwache. Der Junker, aus dem Geschlechte der Freiherrn von Keller, besaß alle Vorzüge, um sich leicht die Gunst der Frauen zu erwerben, wenn gleich seine Sitten ziemlich locker waren. Vor allen Damen aber hatte die reizende Klara von Tiefenau sein Herz mit den festesten Banden umstrickt; im Hause ihres Vaters, der als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war, hatte sich diese Bekanntschaft entsponnen. Ein bequemer Weg, von dem jetzt noch die Spuren sichtbar sind, führte vom alten Badener Schlosse nach Kuppenheim durch einen dichten Wald und unser Junker machte täglich, unter dem Vorwande der Jagd, in den Morgen- oder späten Abendstunden diesen Spaziergang, um die Dame seines Herzens wenigstens auf Augenblicke zu sehen.

Als er einst beim hellen Vollmondschein von dort zurück wieder heimwandelte und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam es ihm plötzlich vor, als sitze, wenige Schritte nur von ihm, am Wege eine weibliche Gestalt, in einen Schleier gehüllt. Wie gewöhnlich abenteuerlustig, schritt der junge Mann keck auf die Erscheinung zu. Allein je näher er derselben kam, desto unbestimmter wurden ihre Umrisse, mehr und mehr in Nebelduft verschwimmend und endlich ganz verschwindend, als er die Hand nach ihr ausstreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein leises Grauen an; da er aber beherzt und leichtsinnig genug war, ging er, vor der Hand die Sache nur als ein Trugbild seiner Fantasie betrachtend, am folgenden Abend wieder an derselben Stelle vorbei, um darüber ganz ins Klare zu kommen. Die Gestalt saß, wie gestern, wieder auf dem nämlichen Rasenplätzchen, nur hatte sie jetzt den Schleier zurück-

geschlagen und das von einer Fülle dunkler Locken umwallte Haupt auf die Hand gestützt. Der Junker stutzte einen Augenblick, trat aber dann, über seine Bedenklichkeit sich selbst innerlich scheltend, mit ritterlichem Gruße auf die Dame zu, doch siehe da! sie zerfloß, wie gestern, in einen lichten Nebelstreif.

Tags darauf theilte der Junker von Keller das Abenteuer dem Burgkastellan, einem klugen bejahrten Manne, mit und erfuhr von ihm: auf der Stelle, wo das Bild sich gezeigt, habe vor alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, daher diese Stätte beim Volke verrufen sey' und Niemand aus der Umgegend es wage, Nachts dort vorüber zu gehen.

Der Junker gehörte weder zu den Leicht- noch zu den Abergläubigen; was ihm der Kastellan mitgetheilt hatte, reizte jedoch seine Neugier auf eine andere Weise. Gleich des andern Tages ließ er an der geheimnißvollen Stelle nachgraben und bald fand man einen kleinen, zierlichen, noch wohlerhaltenen altrömischen Altar, der, nach seiner lateinischen Inschrift, der Nymphe dieses Hains geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine Marmorbüste. Die Arme und der Theil des Körpers von der Brust abwerts fehlten und schienen einst absichtlich abgeschlagen worden zu seyn; dagegen konnte man keinen vollendet schöneren Mädchenkopf und Nacken sehen. Der erste Frühlingstraum des Lebens schien um Stirn und Augen zu spielen; ein Schleier umhüllte nur einen kleinen Theil der üppigen Locken, die zum jugendlich schwellenden Busen niederringelten. Der Junker ließ den Altar, so wie das Marmorbild, auf dem Platz aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: **Kellers Bild**.

In der Brust des Jünglings hatte jedoch die reizende Marmornymphe wahnsinniger Liebe Flammen angeschürt und er vermochte trotz alles Unheimlichen und Gespensterhaften, welches die Erscheinung im Walde umwoben, sein Herz nimmer länger zu meistern, sondern wandelte bald darauf um die Mitternachtstunde, als gerade der Mond jene Stelle wieder beleuchtete, zu dem Bildnisse. Da saß die jungfräuliche Gestalt am Fuße des Altars, dieselbe, die er schon zweimal gesehen. Aber diesmal löste sie sich nicht, wie sonst, in Nebel auf; ihre Umrisse traten vielmehr immer deutlicher ins Licht, je näher ihr unser Abenteurer kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim nachgeschlichen und blieb nun in einiger Entfernung stehen. Er sah und hörte, wie der Junker mit der Jungfrau ein Gespräch anknüpfte, aber als sie derselbe gar nun in seine Arme schloß, da wandelte den Lauscher ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh.

Am Morgen darauf fand man den Junker von Keller todt am Fuße des Altares liegen; das Marmorbild selbst war und blieb verschwunden. Kellers Bruder ließ den Altar in Trümmer schlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit den Symbolen der Erlösung aufrichten; auf dem Punkte aber, wo der Leichnam des unglücklichen Bethörten gefunden worden, ein steinernes Kreuz. Beide Denkmale stehen noch am alten Wege, der vom alten Schloß Baden nach Kuppenheim führt.

(Vergl. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde." Neue Sammlung. Heidelberg, 1839.)

Keller's Bild.

(Metrische Fassung derselben Sage.)

Es lag ein altes Nymphenbild
Im Tannenforst begraben,
Wo vormals Heiden grimm und wild
Mit Blut geopfert haben.

Es lag in seinem Waldversteck
Wohl tausend Jahr vergessen,
Bis diesen Schatz ein Junker keck
Zu heben sich vermessen.

Einst ritt Herr Keller durch den Wald
In später Nacht alleine;
Da winkt ihm eine Frau'ngestalt
Am Weg im Mondenscheine.

Ihr Auge kühn und minneklar
Hat schnell sein Herz umsponnen,
Doch bot er Hand und Gruß ihr dar, —
Schnell war das Bild zerronnen.

Durchforschen ließ er drob den Platz,
Wo ihn der Schein betrogen,
Viel Klafter tief, so ward der Schatz
Zum Licht emporgezogen.

Und als das schöne Nymphenbild
Nun prangt' an jener Stätte,
Da schien sein Sehnsuchtstraum gestillt,
Als ob es Odem hätte.

Man sah ihn still um Mitternacht
Das holde Weib umfangen,
Es hielt, vom Marmortod erwacht,
Ihn fest mit Gluthverlangen.

Das hat kein sterblich Ohr belauscht,
Was Die zusammen kos'ten,
Die Tannen krachten sturmdurchrauscht,
Des Berges Quellen tos'ten.

Und als des Frühthau's erstes Naß
Den Jäger rief zum Haine,
Da lag Herr Keller marmorblaß,
Ein Leichnam, bei dem Steine.

Drob war im Thal der Oos und Murg
Viel Leids und ängstlich Wesen,
Man ließ zu Baden auf der Burg
Dem Junker Messen lesen.

Zerschlagen war das Marmorweib,
Der Höllenspuck vernichtet,
Und an dem Ort zum Fluchvertreib
Ein Kreuzbild aufgerichtet.

Eduard Brauer.

Der Lindenschmidt.

Es ist nicht lange, seit es geschah,
Daß man den Lindenschmidt reiten sah
Auf einem hohen Rosse.
Er reitet den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

„Frisch her, ihr lieben Gesellen mein!
Es muß sich nur gewaget seyn,
Wagen das thut gewinnen.
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir die Beut gewinnen.“

Dem Markgrafen von Baden kam neue Mähr',
Wie man ihm ins Geleit gefallen wär,
Das thät ihn sehr verdrießen,
Wie bald er Junkern Kaspar schrieb:
Er sollt ihm ein Reislein dienen.

Junker Kaspar zog dem Bäuerlein ein Kappen an,
Er schickt ihn allezeit vorne dran,
Wohl auf die freie Straßen,
Ob er den edlen Lindenschmidt fand,
Denselben sollt' er verrathen.

Das Bäuerlein schiffet über den Rhein,
Es kehrt zu Frankenthal im Wirthshaus ein:
„Wirth, haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wagen, sind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Messen.“

Der Wirth, der sprach dem Bäuerlein zu:
„Ja Wein und Brod hab' ich genug!
Im Stalle da stehn drei Rosse,
Die sind des edlen Lindenschmidts,
Er nährt sich auf freier Straßen.“'

Das Bäuerlein gedacht in seinem Muth:
Die Sache wird noch werden gut,
Den Feind hab' ich vernommen.

Wie bald er Junkern Kaspar schrieb,
Daß er sollt' eilends kommen.

Der Lindenschmidt, der hätt' einen Sohn,
Der sollt' den Rossen das Futter thun,
Den Haber thät' er schwingen:
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
Ich hör' die Harnisch' klingen!"

Der Lindenschmidt lag hinterm Tisch und schlief,
Der Sohn, der thät so manchen Rief, (Ruf)
Der Schlaf hat ihn bezwungen;
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
Der Verräther ist schon gekommen."

Junker Kaspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenschmidt von Herzen sehr erschrack:
„„Lindenschmidt, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch
Daran so sollst du hangen.""

Der Lindenschmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wollen erst ritterlich fechten!"
Es waren der Bluthund' all so viel,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nicht anders seyn,
So bitt' ich um den liebsten Sohne mein,
Auch um meinen Reitersjungen;
Haben sie Jemanden Leids gethan,
Dazu hab' ich sie gezwungen."

Junker Kaspar, der sprach nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,
Es soll dir nicht gelingen!
Zu Baden, in der werthen Stadt,
Muß ihm sein Haupt abspringen.

Sie wurden alle Drei nach Baden gebracht,
Sie saßen nicht länger denn eine Nacht;
Wohl zu derselbigen Stunde,
Da ward der Lindenschmidt gericht't,
Sein Sohn und der Reitersjunge, ja Junge.

(Altes Volkslied.)

Der versunkene Wagen.

In der Badener Antiquitätenhalle ist unter Anderen ein römischer Grabstein aufgestellt, dem Andenken des Lucius Aemilius Crescens geweiht; auf der untern Hälfte des Steines ist ein Wagen mit Pferden eingehauen. Diese Platte war früher in einer Mauer des ehemaligen Kapuzinerklosters (des jetzigen Gasthauses zum Badischen Hof) angebracht, und die Auslegungskunst irgend eines Mönches belehrte das leichtgläubige Volk mit folgender Geschichte: Die Bewohner des alten Badener Schlosses führten einst vor Zeiten ein gar hoffärtiges und ärgerliches Leben, indem sie stets in Saus und Braus von ihrem Reichthum schwelgten. In ihrem Uebermuthe hatten sie von der Burg bis zum Kapuzinerkloster herab mit großen Kosten einen unterirdischen Gang bauen lassen, so hoch und breit, daß man mit Pferden und Wagen darin bequem zu Thale fahren konnte. Einstmals waren mehrere Ritter auch auf diesem Wege zur Stadt herunter gekommen und fuhren an der offenen Kirchenthüre vorbei, als eben der Priester bei einem feierlichen Hochamt das hochwürdigste Gut des Abendmahles austheilte. Unbekümmert darum ließen die Edelherren ihren Wagen vorüberrollen, ohne nur einen Augenblick anzuhalten, um dem Allerheiligsten ihre Verehrung zu bezeugen. Allein die Strafe folgte diesem Vergehen auf dem Fuße nach. Plötzlich öffnete sich die Erde, Roß und Wagen mit sammt den Frevlern in ihre Tiefe verschlingend, und zum warnenden Gedächtniß dieses Vorfalls ward der Wagen an einer Mauer des Klosters abgebildet.

Nicht sehr abweichend von obiger Sage ist die folgende, deren Stoff aus Mone's „Anzeiger" gezogen ist.

So fährt man zum Teufel.

Alldort bei der Kirche der Kapuziner
Fährt der Graf in der Kutsche mit seinem Diener.

Das Glöcklein zur heiligen Wandlung schallt,
Der fromme Knecht ruft: „Kutscher halt!“

„Halt' an zu Ehren Jesu Christ,
Bis die heilige Wandlung vorüber ist!“

Da schreit der Graf: „Schweig, Esel du!
Kutscher, fahr' zu, fahr' dem Teufel zu!“

Dem Grafen kaum dies Wort entwich,
So öffnet der Kutsche Boden sich,

Und unter ihr der Erde Grund
Und schlingt hinab den Lästermund.

A. Schzlr.

Ein Gespenst liest Messe.

In die Stiftskirche zu Baden war ein Mann, den der Schlaf während des Abendgottesdienstes überwältigt hatte, eingeschlossen worden. Er erwachte erst um Mitternacht und sah, beim Schimmer der ewigen Lampe, wie ein gespenstiger Priester im Meßgewand aus der Sakristei an den Altar trat und sich anschickte, Messe zu lesen. Als das Gespenst sich umwendete, die heilige Handlung zu beginnen, ward es den Mann gewahr und winkte ihm, zum Meßdienen herbei zu kommen. Dieser aber, voll Angst, ging nicht von seinem Platze, worauf der Geist die Messe ohne einen Diener hielt und nach deren Beendigung in die Sakristei zurückkehrte. Am andern Tag erzählte der Mann das Geschehene seinem Dienstherren, der ihm rieth, die folgende Nacht abermals in der Kirche zu bleiben und dem etwaigen Begehren des Gespenstes zu willfahren. Der Mann folgte dem Rath und ging, nachdem ihm um Mitternacht derselbe Priester wieder gewinkt hatte, getrost zum Altar und be-

diente die Messe, wie es sich gehört. Als diese zu Ende war, sprach der Geist: „Gott und dir sey Dank für meine Erlösung, worauf ich schon viele Jahre harre! Weil ich bei meinen Lebzeiten einmal in dieser Kirche ohne einen Diener Messe gelesen, ward ich nach meinem Tode verurtheilt, so lange hier umzugehen, bis Jemand mir Messe dienen würde. Du hast dieses nun gethan und ich gehe jetzt ein in des Herrn Freude, wo ich deiner nicht vergessen werde!"

Hierauf verschwand der Priester, der Mann aber starb nach drei Tagen.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 3. Jahrg. S. 35.)

Das Reh im Steinwäldchen.

Ein Jüngling ging zu jagen
Mit seinem Hund allein,
Als es begann zu tagen,
Tief in den Wald hinein.

Da raschelt's in den Eichen,
Vorüber fliegt ein Reh,
An Weiße zu vergleichen
Dem frischgefallnen Schnee.

Und husch! mit Windesschnelle
Folgt Jägersmann und Hund,
Bis es an einer Quelle
Fast trutzig stille stund.

Doch, wie gelähmt die Glieder,
Der Jäger inne hält,
Und auf den Boden nieder
Ihm Pfeil und Bogen fällt.

Denn an des Brünnleins Rande
Im frischen, kühlen Gras,
Im silbernen Gewande,
Die schönste Jungfrau saß.

Die schlanke Hindin strecket
Sich ihr zur Seite hin,
Und schmeichelt ihr und lecket
Die Hand der Schützerin.

Die Dogge schmiegt sich zitternd
An ihres Herren Fuß,
Ein höhres Wesen witternd,
Dem sie sich beugen muß.

Die Maid, mit sanfter Frage
Sieht nun den Jäger an:
„Was hat, o Jüngling, sage,
Dir dieses Thier gethan?"

Der Waidmann bebt und wendet
Beschämt die Blicke ab,
Vom Sonnenglanz geblendet
Der ihr Gesicht umgab.

Und als er wieder schauet,
Da ist die Stätte leer;
Der Jüngling flieht, ihm grauet,
Er jaget niemals mehr.

Doch immer zieht's ihn, immer
An diesen Ort zurück,
Die Jungfrau sieht er nimmer, —
Verschwunden ist sein Glück.

A. Schzlr.

Die Sage vom Baldreit.

Der Name Baldreit rührt von einem erlauchten Kurgaste her, der einst, gichtbrüchig in einer Sänfte ins Bad gekommen, unvermuthet bald von dannen geritten ist. Früh Morgens vor Sonnenaufgang ist der Fürst (ein Pfälzer) frisch und fröhlich erwacht, ohne Schmerz und Weh; da hat er seine, gleichsam neugebornen Gliedmaßen in sein Festgewand gehüllt, ist leisen

Trittes in den Stall gegangen, um sein Lieblingsroß zu satteln, und wie er, dem Knechte rufend, das vor Lust laut wiehernde und stampfende Thier in den Hof zieht, um aufzusitzen, da erwachen Wirthsleute und Gäste. Schon hat der Fürst, der gestern noch am Krückenstock einherhinkte, den linken Fuß im Bügel: der Wirth macht am Fenster in seiner Schlafstube ein so verblüfftes Gesicht, als nur je einer seines Gleichen gemacht haben mag; die Wirthin bezeigt ihm von hinterrücks ihren Unwillen, daß er das Aufstehen des hohen Gastes verschlief; der Hausknecht aber kann nicht schnell genug die Thorflügel aufreißen, denn im nächsten Augenblick wird der freisame Reitersmann in raschem Schwung auf dem muthigen Roß sitzen, und dann ist kein Halt mehr, sondern fort geht es, und des Herrn kräftige Stimme gehört dazu, daß nicht unter dem Getöse sein lachendes Wort: „Wie bald reit' ich doch!“ verhalle. Nur die erste und die zwei letzten Silben wurden nicht gehört, und die Herberge heißt seitdem zum Baldreit; doch kehren längst schon keine Fürsten und Herren mehr darinnen ein, und von allem Glanz blieb nur der Namen übrig, der, nebenbei bemerkt, im Munde des Volkes sehr häufig „Baldreich“ lautet, was für ein Armenbad spaßhaft genug klingt. Wenn jedes Gasthaus in Baden den Namen davon führte, daß ein Gast unvermuthet schnell sich auf und davon gemacht hat, dann gäb' es keinen Hof und keinen Schild mehr, sondern überall die Aufschrift: zum Baldfahr oder Baldlauf; aber beim Baldreit war eben das Wunderbare, daß der Gast durchgegangen ist, und dennoch seine Zeche bezahlt hat.

(Karlsruher Zeitungs-Corresp. vom 1. Juli 1845.)

Fremersberg.

Der Teufel ist ein eigner Degen;
Einst wollt' er auch, wie große Herrn,
Der süßen Frühlingsruhe pflegen
Auf einem Berg, der Hölle fern.
Bald war der Lustsitz auserkoren:
Ein schmuckes Schloß mit Thurm und Schanz',

Das sah mit seinen hohen Thoren
So recht in's Herz des Schwabenlands,
Und rings ein Wall von grünen Bäumen,
Durchschallt von frischem Drosselschlag, —
Viel' tausend Blumen in den Räumen —
Es war ein Plätzchen, wie's in Träumen
Das Herz sich gern erschaffen mag.

Bald war der Hofstaat ganz bequemlich
Im alten Schlosse einquartiert.
Dem Teufelspack gefiels vornehmlich,
Und Jeder lebte ungenirt.
Wer nennt sie Alle, die da kamen,
Die Herren mit und ohne Namen?
Die Fürstlein und die Excellenzen,
Die Hochgeöhrten mit den Schwänzen,
Die Dirnen mit entlaubten Kränzen,
Die Herrn Magister und Diplomaten,
Die Herrn Minister und Magistraten,
Und all den Plunder von Teufelsgnaden?
Wer kennt sie alle die kleinen Fräckchen,
Wer kennt sie alle die kleinen Geckchen,
Die Dummen und die Schlauklugen,
Sammt Denen, die als Sündenfleckchen
Noch die Tonsur zur Schau trugen?

Da war ein Jubel sonder Ende,
Und jede Nacht zum Tag erhellt;
Es war, als hätten Geisterhände
Des alten Brocken Felsenwände
Im Schwabenlande aufgestellt.
Die rothen Feuergarben flogen
Versengend in das Thal hinein,
Die Sterne selbst am Himmelsbogen
Erglühten in dem Höllenschein.
Schwarzgraue Katzenweiber hocken
Miauend an der dunkeln Glut,
Des Teufels Mutter dreht am Rocken

Die glüh'nden Fäden mit Frohlocken
Und singt ein Sprüchlein wohlgemuth.
Rothaugige Teufelsdirnen lesen
Im dichten Walde Reisig auf,
Die Einen binden ihn zu Besen,
Die Andern schneiden Fratzen drauf;
Denn auf dem Besen, wie bekannt,
Macht gern der Herr den Ritt in's Land.
Hui, welche Lust, wenn solch ein Pferd
Mit Pruhsten in die Lüfte fährt,
Bis es, von einem Stern entzündet,
Als glüh'nde Asch' im All verschwindet,
Und man den Reiter mit tollen Fratzen
Kopfüber sieht zur Erde platzen!
So geht es, bis der Morgenstrahl
Ein Ziel dem tollen Spuke setzt.
Was Wunder, daß das Volk im Thal
Ob solchem Graus, ob solcher Qual,
Im tiefsten Herzen sich entsetzt?
Da ward berathen und gesonnen:
„Wie wenden wir's zu dieser Frist?
Versieget ist der Segensbronnen,
Was wir gewonnen, ist zerronnen,
Die Hölle hält uns rings umsponneu,
Hilf uns, Marie! hilf, Jesu Christ!"

Und sieh! da ward zu guter Stunde
Ein gutes Wort in's Werk gesetzt:
Ein Kirchlein bau'n sie auf dem Grunde,
Wo sich die Hölle müd' gehetzt;
Ha, wie die Kuppel glänzt und loht
Im Morgen- und im Abendroth!
Und aus dem Thale ziehn die Schaaren
Mit baarem Haupt den Berg hinan,
Voran ein Greis mit Silberhaaren,
Ein Priester, festlich angethan;
Zwei Knaben, Kreuze tragend, schreiten
Im weißen Chorhemd ihm zur Seiten. —

14*

Der Teufel lauscht im nahen Hag,
Und eh' er ahnt, was kommen mag,
Ist er, durch Kreuzeskraft, zu Hand
Tief in die Thalschlucht schon gebannt.
Horch, wie er ächzt! ihn drückt die Last,
Ihn drückt der Fluch zu Boden fast. —
Und sieh'! da kehrt zur selben Stunde
Ein neuer, schöner Frühling ein;
Es lenzt und schwillt in jedem Grunde,
Die Blumen wuchern in die Runde,
Und Nachtigallen schlagen drein.

Und steht ihr auf des Schlosses Wall
Und späht hinab ins grüne Thal,
Wo sich, in hoher Berge Mitten,
Die Bänme ihrer Frucht entschütten,
So hört ihr wohl ein ängstlich Klagen
Dumpf an die Felsenwände schlagen;
Den Sturmwind, meint ihr? — Wollt erlauben:
Das ist des Teufels Racheschnauben.

Friedrich Otte (Zetter)
(zu Mühlhausen im Elsaß).

Der Ahornbaum.

Am Abhange des Fremersberges bei Baden lag einst die Altenburg, von welcher Alles verschwunden ist bis auf ihren Namen. Zur Zeit, als noch einige Ruinen vorhanden waren, kam ein junger Bauer dahin, um einen ausserordentlich dicken Ahorn zu fällen, der zwischen dem Gemäuer stand. Mit kräftigem Axtschwung hieb er auf den Stamm los, allein die Schärfe des Eisens glitt spurlos an der glatten Rinde ab. Da trat eine schwarzgekleidete Jungfrau zu ihm aus den Trümmern hervor und fragte, was er mit dem Holze zu machen gedenke? „Ei!" — antwortete der junge Landmann — „Tisch, Stühle und anderes Hausgeräth möcht' ich mir daraus verfertigen, denn auf den St. Martinstag werde ich heirathen."

„„Dieser Ahorn widersteht auch dem besten Stahlbeile, so

lang ihn meine Hand nicht berührte" — sagte die Jungfrau — „doch will ich gerne dein Werk fördern, wenn du mir gelobst, aus den Brettern auch eine Wiege zu zimmern und dein erstgebornes Kind hinein zu legen."

Nach kurzem Erwägen, daß in Erfüllung dieser Bitte nichts Gefährliches liegen könne, gelobte der Jüngling, so zu thun.

Die Jungfrau berührte nun den Stamm und nach wenig Minuten fiel er unter den Streichen der Axt zu Boden, aber in demselben Augenblicke war auch die Erscheinung verschwunden.

Der Bauer hielt sein Versprechen und legte, als ihm sein Weibchen nach einem Jahr ein Knäblein geboren, das Kind in die aus den Brettern des Ahorns gezimmerte Wiege. Als seine Frau eines Tages bei derselben saß und den Knaben darin schaukelte, trat auf einmal die Jungfrau in die Kammer herein, ein dürres Zweiglein in der Hand tragend. Sie betrachtete das Kind eine Weile und faltete dann die Hände zum stillen Gebet. Hierauf reichte sie der erstaunten Mutter das Zweiglein und sagte: „Bewahret sorgsam, was ich Euch hier übergebe. Sobald Euer Sohn das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat, soll er den Zweig in reines, frisches Wasser stellen, und wenn dieser dann Blätter und Blüthen treibt, hinaufgehen auf die Altenburg und mit demselben den gegen Morgen stehenden runden Thurm berühren, dessen Eingang verschüttet ist. Dies wird sowohl zu seinem Lebensglücke, als zu meiner Erlösung dienen."

Die Mutter des Knaben, eine fromme gottesfürchtige Frau, war froh darüber, daß ihr Kind bestimmt seyn sollte, einem irrenden Geiste zur ewigen Ruhe zu verhelfen. Der Knabe wuchs heran in Zucht und Ehrbarkeit, und als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, stieg er hinauf zu den Ruinen und berührte den Thurm mit dem nun von Blättern und Blüthen prangenden Zweige. Da öffnete sich alsbald der verschüttete Eingang und die schwarzgekleidete Jungfrau stand vor ihm. „Wohl dir und mir!" — rief sie aus — „daß endlich diese Stunde gekommen! Ich war einst jung und schön, die einzige Erbin meines Geschlechtes und einem jungen Ritter verlobt, an dem ich mit abgöttischer Liebe hing. Allein er brach die mir geschworene Treue und gab seine Hand einer Anderen. Bald aber fand er den Tod auf dem Schlachtfelde, seine Burg wurde

zerstört und seine Wittwe flüchtete sich mit ihrem Säugling auf dem Arme. Von des Tages Gluth und dem weiten Weg erschöpft, suchte sie eines Abends Ruhe im Schatten des Ahorns, der an der Mauer der Altenburg stand. Ich aber, noch immer rachbegierig, ließ sie durch meine Knechte mit Schimpf und Spott hinwegtreiben, aber ihre letzten Kräfte waren geschwunden, ihre Sinne verwirrten sich, sie sprach einen gräßlichen Fluch über mich aus und stürzte sich mit dem Kinde ins Wasser. Der Fluch der Sterbenden ging in Erfüllung. Eine Krankheit zerriß schnell den Faden meines Lebens und meine Burg ward ein Raub der Flammen; mein Geist aber sollte ruhlos umherirren, bis aus den Brettern des Ahorns eine Wiege gezimmert und das Kind darin schlummern würde, welches mich zu erlösen bestimmt ist. Die Gebeine der unglücklichen Mutter und ihres Knäbleins liegen dort unter dem Hügel, wo ein bemooster Grabstein die Stätte bezeichnet. Geh hin, grabe sie aus und setze sie bei in geweihter Erde! Der Segen des Himmels wird dafür in deinem Hause blühen und auf deine ganze Familie übergehen."

Der Jüngling folgte getreulich der Jungfrau Geheiß und Glück und Ehre krönten noch seine spätesten Lebenstage.

(Siehe A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc. rc.")

Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden-Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirg anzusteigen beginnt, lag vor Zeiten die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als ihr Name, den jetzt ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Krieg erloschen seyn. Kaspar von Altenburg, der Letzte seines Namens, verlobte sich noch als Jüngling mit einem schönen, aber armen Fräulein aus der Gegend, brach jedoch später sein ihr verpfändetes Wort und ehelichte statt ihrer eine junge vornehme und reiche Wittwe. Darüber grämte sich die arme, um

ihr ganzes Lebensglück Betrogene so tief, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder so ziemlich genas, aber nur, um dem Grabe desto langsamer entgegen zu gehen.

Kaspar's Ehe schien dessen ungeachtet eine glückliche: seine Frau gebar ihm vier Söhne und eine Tochter; er war mit Gütern aller Art gesegnet und die Vergangenheit störte nicht im Geringsten die Ruhe seines Gewissens. Nur eines Tages schwebte plötzlich das Bild seiner verlassenen Geliebten vor seiner Seele, ohne daß er sich zu erklären wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der sodann mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter!" begann er — „ich komme als Bote von einem Sterbelager, wo ich zum letzten schweren Gang eine Jungfrau eingesegnet habe. Sie war ehemals Eure Braut und Ihr habt sie um einer reicheren Heirath willen schnöde verlassen und mit den Blüthen ihres Herzens auch die ihres Lebens geknickt. Doch ich bringe Euch die Verzeihung der Sterbenden, aber auch ihre fromme Bitte: Euch mit Eueren Gedanken von den weltlichen Dingen ab und zu Gott zu wenden, denn Eurer warten nunmehr große Trübsale und Ihr werdet der Letzte Eures Namens seyn."

„Wohl bin ich mir bewußt," — erwiederte der Ritter mit zu Boden gesenkten Blicken — „unrecht an der Jungfrau gehandelt zu haben, die meiner noch so liebevoll verzeihend in ihrem letzten Ständlein gedachte, allein," — fuhr er, mit erzwungenem Lächeln wieder zu dem Mönche aufsehend, fort — „ihre Prophezeihung vermag mich nicht zu schrecken; blühen mir ja doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben."

„Die Sterbenden sehen oft helle!" — versetzte der Mönch in feierlichem Tone und beabschiedete sich.

Der Ritter konnte sich keineswegs einer bangen Ahnung erwehren, doch er suchte sie mit dem Troste von sich zu verscheuchen: Wenn mir auch der Himmel zwei oder drei meiner Söhne hinwegnimmt, so wird er doch so gnädig seyn, mir noch Einen zu lassen, auf daß in ihm der Name der Altenburger sich forterbe. Noch hing er diesem Gedanken nach, als ein Diener mit der Schreckenspost eintrat: der jüngste Knabe sey im Schloßgarten in den Teich gefallen, da habe ihm der drittälteste Bruder

Hülfe leisten wollen, sey aber auch in das Wasser gestürzt und so hätten Beide ihren Tod darin gefunden.

Am Morgen darauf fand man die beiden ältern Brüder zerschmettert in ihren neben einander stehenden Betten liegen. Ein Theil der Zimmerdecke war über ihnen eingestürzt.

Jetzt erst bohrten sich die Stacheln des Gewissens tief in das Herz des schwergeprüften Vaters. Er legte sich die härtesten Bußübungen auf, theilte reichliche Almosen aus und versagte sich die unschuldigsten Freuden des Lebens. Nur Eine Hoffnung war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches auch wirklich frisch und gesund heranwuchs. Sein und seiner auch bußfertig gewordenen Gattin tägliches Gebet war nun: „Gerechter Gott im Himmel! nur dieses noch einzige Kind lass' uns!" — Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha — so hieß das Mädchen — überlebte sie Beide; sie war achtzehn Jahre alt, als ihre Eltern starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte eine solche Schwermuth in ihrem Herzens erzeugt, daß ihre Lebenskraft sich darunter allmählig verzehrte. Sie warf sich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Mönch aus Baden. Dieser beredete sie, ehelos zu bleiben und die Güter von Altenburg seinem Kloster zu vermachen. So geschah es auch und nach ihrem bald darauf erfolgten Tode traten die Väter der Gesellschaft Jesu in den Besitz der reichen Ländereien.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden" rc.)

Schlage deine Mutter nicht!

Auf dem Kirchhofe zu Sinzheim bei Baden spukte früher der Geist eines Bürgermeisters in einem weißen Mantel. Damals kam an einem Winterabend ein Bauernbursch in die Spinnstube und fragte, wer wohl Muth genug habe, jetzt auf den Kirchhof zu gehen und dem Gespenst den Mantel abzunehmen? Eine herzhafte Magd, in der Meinung, die Bursche hätten dort, um den Leuten Furcht einzujagen, einen Schneemann errichtet und ihm ein Bettuch umgehängt, erklärte sich zu dem Wagestück bereit, ergriff einen Stock und ging allein auf

den Kirchhof. Als sie mitten darin war, stand das Gespenst unbeweglich da; sie riß ihm aber den Mantel ab und schlug mit ihrem Knüttel so lange auf ihn los, bis er ausrief: „Halt ein, ich habe nun genug gebüßt! Gib mir jetzt meinen Mantel wieder!“ — Die Magd sprang aber mit dem Mantel davon, und brachte ihn in die Spinnstube, wo er beim Anfühlen wie dicker Nebel befunden wurde. Am nächsten Tage stund der Geist noch auf demselben Platze; worauf man dem Pfarrer Anzeige davon machte, welcher die Magd nun vergebens ermahnte, dem Gespenste den Mantel wieder umzuhängen. Erst auf Befehl des Richters verstand sie sich dazu, worauf der Geist augenblicklich verschwand und dann aus der Erde die Worte hören ließ: „Du hast mich erlöst; ich hatte einst meine Mutter geschlagen und mußte nun dafür eben so viele Streiche von einer Person erhalten, welcher ich keinen Anlaß dazu gegeben.“

(Siehe Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1838.)

Kloster Lichtenthal.

Kloster, in dem lichten Thal,
Edler Frauen heilig Mal!
Nimm mich auf in deine Hallen,
Wo die Himmelsbräute wallen!

In dem Kirchlein, schwach erhellt,
Ist's, man scheide aus der Welt;
Heil'genbilder, Engelsstimmen,
Herzen, die von Andacht glimmen.

Grabessteine, fromm geweiht,
Drauf Gestalten ferner Zeit,
Welche mit gefaltnen Händen
Ihren Blick zum Himmel wenden.

An dem Kirchlein — Gottes Flur
In dem Frieden der Natur,
Wo sie harren, die da starben,
Auf den großen Tag der Garben, —

All' die Gräber, still und grün,
Bäume, die darüber blühn!
Nieder möcht' ich hier mich legen,
Schlummern unter Blüthenregen.

Nur ein Kranz auf jedem Grab
Und die letzte Liebesgab',
Eine welke Blumenkrone —
Schöner wird sie dort zum Lohne.

Da des Berges grüne Wand,
Hier der Todten stilles Land,
Und des nahen Waldes Schauer
Und der Nachtigallen Trauer!

In dem Kirchlein der Gesang
Zu der Orgel hehrem Klang,
Engel, die hernieder steigen
Und den Weg zum Himmel zeigen.

Ach! ins Weltgewühl zurück
Kehr' ich nun mit feuchtem Blick:
Ketten werd' ich wieder finden,
Die mich an die Erde binden.

Aloys Schreiber.

Aus Lichtenthal.

Frag nicht: warum war deine Wahl
Das ferngelegne Lichtenthal,
Statt Badens stolzer Quelle?
Fliehst Du nicht gern ins Mondenlicht,
Mein Freund! wenn Gram dein Herz zerbricht,
Vom Markte zur Kapelle?

Die Sonne bist, o Baden, du;
Europa's Menschenmarkt ohn' Ruh,
Glanzvoll und werth zu schauen.

Doch du, mein stilles Lichtenthal!
Du bist des Mondes milder Strahl,
Mit frommen Klosterfrauen.

Mit tausend Wassern frisch und rein,
Melodisch quellend aus dem Stein,
Den Moos und Singrün decket,
Mit Wäldern, wo die Nachtigall,
Statt der Musiken lauter Schall,
Den müden Schläfer wecket.

Glanzreiche Sonne, dir sey Preis!
Doch wem du bist zu licht, zu heiß,
Der flieh mit seinen Wunden
Ins lichte Thal, vom Zauberstrahl
Des Monds verklärt, nach Lichtenthal —
Gewiß, er wird gesunden!

Justinus Kerner.

Lichtenthal.

Wie! dies wäre der Weg, der den staunenden Wanderer leitet
Zu dem Asyle, wo Ruh findet das schmachtende Herz?
Wie! dies wäre der Weg in die friedlichen Räume des Klosters,
Hier, wo das laute Gewühl bunter Gestalten sich drängt?
Hier, wo mit Flügeln des Windes, in Amazonen verwandelt,
Durch den umwirbelnden Staub Albions Töchter entfliehn!
Ha! wie flattern die Locken, die Schleier, wie pochen die Busen!
Mancher verderbliche Pfeil zückt aus den Augen herab.
Sieh nur, wie kleidet so hübsch das schwarze Barett die Blondine,
Welcher der flüchtige Strauß hat das Gefieder geliehn!
Sieh, wie die Grazie leicht auf dem schäumenden Zelter sich schaukelt
Und wie die Wangen ihr glühn, — Mädchen, wie bist du so schön!

Aber sie sausen vorbei durch den Gang altprächtiger Eichen,
Deren erquickendes Dach üppig sich über uns wölbt. —
Sonntag scheint es hier immer zu seyn; in den buntesten Gruppen
Wandeln im glänzenden Zug Herren und Damen vorbei.
Neugier findet und Lachlust immer Befriedigung reichlich,
Heiteres Wechselgespräch, eiteles Geckengezier;
Hier auch flittert die Mode vorbei in unzähligen Farben,
Und aus dem neuesten Heft hüpfen die Bilder heraus. —
Dort auf dem schlängelnden Pfade, der hinläuft neben dem Hauptweg,
Sitzt auf der moosigen Bank flüsternd ein zärtliches Paar;
Wohl kam, Heilung zu suchen, schon Mancher zur reizenden Badstadt,
Doch ein verwundetes Herz bracht' er nach Hause zurück.
Aber es fand auch Mancher schon hier, was er lange vermißte,
Ein gleichfühlendes Herz, innigen Liebesgenuß.
Keinerlei Heilquell kann so Wunder vollbringen, wie Liebe,
In das verödete Herz ruft sie den Frühling zurück.
Wandle nur, glückliches Paar, kein Lauschender möge dich stören!
Feire den vollen Triumph, Liebe, der Liebenden still!

Aber nun folgt mir wieder zurück auf den Weg zu dem Kloster,
Mischt euch wieder mit mir dort ins Gewühle des Zugs!
Amor verlocket uns sonst in unendliche Waldlabyrinthe,
Und in das klopfend Herz zischet der sichere Pfeil. —
Seht hier! niedliche Kinder auf sorgsam trabendem Maulthier,
Und mit dem spornenden Stock schreitet der Führer zur Seit';
Dort am Quell im Gebüsche, da bieten die Knaben geschäftig
Köstliches Wasser dir an gegen ein kleines Geschenk;
Hast du getrunken genug von den siedenden Thermen der Badstadt,
Sehnst du mit wahrer Begier dich nach dem kühlenden Born. —
Dies die Allee zum Kloster also, dies wären die Pilger,
Deren unendlicher Zug plaudernd die Vögel verscheucht?
Wallen sie hin zum Gebet? Doch nein, bei dem Thore des Klosters,

Kehren die Schwärmenden um, oder zerstreu'n sich im Thal,
Oder besteigen Cäcilienberg und die heitere Seelach,
Oder bei Wein und Kaffee scherzen den Abend sie weg.

Gern doch weil' ich im Kloster am Ufer des schäumenden Waldbachs,
Hinten von dunkeler Wand träumrischer Tannen begrenzt:
Wenige folgen mir nur in den Frieden der stillen Kapelle,
Wo das gemeiselte Bild Rudolfs des Langen sich streckt,
Auf dem Paradebette, von riesigen Löwen bewachet;
Manch ein Gedenkmal noch dämmert aus Nischen hervor.
Und nun tret' ich von da in die hallenden Räume der Kirche,
Wo mit der Orgel vermählt klinget der Nonnen Choral.
Seltsamer Wechsel! — Verstummt ist der Welt lautrauschendes Wogen,
Und in das fromme Gebiet senkt sich der Himmel herab.
Aus dem Gewirbel der Fluth in der Andacht Hafen gerettet,
Fühlt das beklommene Herz neu sich gehoben und frei;
Sehnsucht schwellt es empor nach einer beglückteren Heimath,
Von dem Altare hinan winken die Engel des Lichts;
Ach! und der Kindheit Blumen, des schuldlos frommen Gemüthes,
Von dem gekreuzigten Christ blühen mir wieder empor.
Heilige Märtyrer nah'n, mit den leuchtenden Wunden geschmücket,
Frieden im Antlitz, das Haupt strahlend im goldenen Schein. —
„Amen!" — der Priester verläßt den Altar und die Stimmen der Schwestern
Sind wie ein seliger Schmerz liebender Seelen verhallt.
Stille verliert sich das Volk; nur ich noch zögere träumend,
Ganz allein, und es fehlt dennoch kein theueres Bild;
Scheidend strahlt noch die Sonne herein durch die farbigen Scheiben,
Und die zerstochene Brust küßt sie des Dulders am Kreuz;
Nur ein schwankendes Licht noch fällt von der ewigen Lampe
Auf der Madonna Gesicht, daß es erglüht und erbleicht. —
Aber die Sonne versinkt und mahnet mich wieder zur Heimkehr,
Tief aus der inneren Welt ruft mich die äußre zurück.

Dämmernd empfangen mich draußen die stille gewordenen
Straßen,
Ueber dem schwärzlichen Berg hebt sich der blühende Mond;
Feierlich halten die Wacht ringsum die rauschenden Wälder,
Ueber die Wiesen dahin gleiten die Nixen des Thals.
Murmelnd geleitet der Oelbach mich in die dampfende Badstadt,
Fern von dem Dorfe noch schallt ländlicher Mädchen Gesang.
Freundliches Thal, leb' wohl! Dein Frieden erquickt mich im
Schlummer,
Webt mir zum lieblichsten Traum reizende Bilder von dir.

A. Schulz.

Die Rettung des Klosters Lichtenthal.

Die Trommeln und Trommeten schallen
In wildem Lärmen durch das Land,
Die weißen Lilienbanner wallen
Und hinter ihnen wogt der Brand.
Schon wälzt hinan die düstre Lohe
Zur Quellenstadt des Krieges Sturm,
In Trümmer fällt das Schloß, das hohe,
Zusammen krachen Kirch' und Thurm.

Die Flamme hüpft durch alle Gassen
Und leckt zum Himmel hoch empor,
Es hüllt der Rauch in Wolkenmassen
Den Sommertag in dunkeln Flor.
Wie brüllen der Verheerer Schaaren
Wild jauchzend in die rothe Gluth!
Sie mag dem Land es offenbaren,
Daß ihre Arbeit noch nicht ruht.

Es steht ein Gotteshaus, gelehnet
An tannengrüne Bergeswand,
Wo heil'gen Frieden, längst ersehnet,
Manch Herz in stiller Zelle fand.
Dort schallt zu frommer Feste Feier
Der Chorgesang bei Weihrauchduft;

Dort hüten Frau'n im schwarzen Schleier
Die Todten in der Fürstengruft.

Bleibst du dem Feindesgrimm verborgen,
Du heil'ge Stätte Lichtenthal?
Bringt dir nicht schon der nächste Morgen
Der Mordbrand-Fackel Loderstrahl?
Ehrt Der das Gotteshaus, das reine,
Der nie ein Heiligthum gescheut,
Der Todten Ruh, der die Gebeine
Der Kaiser in den Staub gestreut?

Kein Hoffen mehr, nur ein Ergeben
In Gottes Rathschluß, undurchschaut,
So stehn sie da, in stillem Beben,
Manch himmelblickend Auge thaut;
Doch in der reinen Frauen Mitte
Tritt jetzt des Klosters treue Magd:
„Gewährt, zu handeln, mir die Bitte!"
Spricht freudig sie und unverzagt.

„Vertraut dem Herrn, der in dem Schwachen
Zur rechten Stunde mächtig ist;
Nach meiner Weise laßt mich machen,
Rath schaff' ich euch nach kurzer Frist!" —
Und wohl versehn mit frommer Gabe
Verläßt sie bald das Gotteshaus,
Und pilgert rasch mit Korb und Stabe
In das verheerte Land hinaus.

Nichts stört sie auf der frommen Reise,
Es irrt sie kein durchkreuzter Weg,
Sie braucht des Trankes kaum, der Speise,
Nicht müde wird ihr Fuß, so reg;
Rückschauend auf die Schwarzwaldberge
Steht sie am fluthenhellen Rhein,
Und wie gerufen nimmt der Ferge
Sie in den schwanken Nachen ein.

Und fort in unerschöpfter Schnelle
Eilt sie dem Ziel der Reise zu,
Nur eine heilige Kapelle
Beut zum Gebet ihr kurze Ruh.
Jetzt ist der Reise Ziel erschritten,
Es steht die Magd in Hagenau,
Mit Thränen und beredten Bitten,
Vor einem Kriegsmann stolz und rauh.

Den mahnt sie an vergangne Stunden,
Wo er nach schwülem Kampfestag,
Bedeckt von brennend heißen Wunden,
Hilflos im Krankenbette lag;
Er denkt der Zeit, wo sein gepfleget
Die zarte, jungfräuliche Hand;
Sein Herz, zum Danke sanft beweget,
Die erste stille Lieb' empfand.

Von frommen Händen groß gezogen,
Bringt sie ihm Blumen duftig zart,
Buntfarbig wie der Regenbogen,
Zu füllereichem Strauß gepaart;
Der Jungfrau Bildniß, sich entringend
Aus Erdennacht ins Meer des Lichts,
Ins Reich der Himmel auf sich schwingend
Verklärten, sel'gen Angesichts:

„Du durftest nicht umsonst verpfänden
Der Pflegerin dein Ritterwort;
Nun schütze vor den Mörderhänden
Dein Dank des Friedens stillen Port!
Die Gottesblumen zu bewahren,
Beeile dich im Sturmgebraus,
Die dich gerettet in Gefahren,
Der rette du ihr heilig Haus!"

Kann er dem Sturme Halt gebieten,
Der braust auf höheres Gebot?

Kann schützen er des Klosters Frieden,
Das seines Herrschers Grimm bedroht? —
Wohl steht er da, in düsterm Sinnen,
Bis halb es in der Seele tagt,
Und rasch entsendet er von hinnen
Mit Rath und Trost die treue Magd. — —

Noch sind die Brenner nicht gekommen;
Wer kam den Wüthenden zuvor?
Was lärmt und tobt im Haus der Frommen?
Warum verstummt der Sang im Chor?
Es klirren Fenster, Ziegeln rasseln,
Der Dachstuhl fällt, wie ausgebrannt,
Färbt schwarz sich bei der Fackeln Prasseln
Des Klosters helle Mauerwand.

Nicht trägt, des Uebermuthes Beute,
Das stille Haus des Brandes Spur!
Es sind des Klosters eigne Leute,
Ihr Werk ist fromme Lüge nur;
Denn klug befolgten ohne Säumen
Die Frauen, was der Freund gelehrt,
Und in den unversehrten Räumen
Sind sie verborgen, unversehrt.

Da rollen Trommeln, gellen Pfeifen
Die Oos hinan mit wildem Klang:
Der Feinde trunkne Schaaren streifen
In tollem Muth das Thal entlang.
Doch wie im Klosterhof sie stehen,
Da blendet sie der Täuschung Wahn,
Was sie gewollt, ist schon geschehen:
Graus der Verwüstung starrt sie an!

Und wie bei wirbelndem Geschmetter
Die wilden Feinde weiter ziehn,
Im Dankgebet zu Gott, dem Retter,
Die frommen Klosterfrauen knie'n.

Gesichert ist der Todten Frieden,
Gewahrt der Gottesbräute Schaar;
Manch obdachlosem Flüchtling bieten
Sich gern des Klosters Räume dar.

Gerhard Helfrich.

Die Stiftung des Waisenhauses in Lichtenthal.

Ein Wanderer begrüßte froh die Flur
Der unvergeßlich theuern Heimath wieder;
Im Rosenglanz erglühte die Natur,
Die Abendsonne glitt am Berge nieder;
Es ruht sein Blick auf Thal und Höhen trunken,
In Bilder seiner Knabenzeit versunken.

Mit Wonnestrahlen sein Gesicht verklärt
Der Anblick seiner heimathlichen Gauen:
„Hab' Dank, o Gott! daß du mir noch gewährt,
Dich wieder, theures Jugendland, zu schauen!
Hängt doch, mit seinen innigsten Geweben
An dir, o Heimath, meines Herzens Leben!"

Und in begeistertem Gebete wallt,
Dem lichten Himmel sein Gemüth entgegen;
Horch, da mit einem Mal ein Glöckchen schallt,
Vom Wege her zum frommen Abendsegen;
Er naht, und vor ihm steht, erleuchtet helle
Vom letzten Sonnenglanz, die Waldkapelle.

Und drinnen kniet ein Knäblein wunderhold,
Gefaltet zum Gebet die zarten Hände;
Sein thränend Aug' erglänzt im Abendgold,
„Was will das Kind? Vom Himmel eine Spende?
Ach! finden Sorgen, Leiden, Noth und Schmerzen
Schon Raum im ahnungslosen Kinderherzen?"

Der Wanderer zum Kinde tritt heran
Und spricht mit sanftem Wort: „Hör' auf zu weinen!

Was hat man, armer Knabe, dir gethan?
Quält dich schon Unglück? Sprich, wer sind die Deinen?
Sag' mir dein Leid, ich helfe gern den Armen,
Gott hat mich hergesandt, er hat Erbarmen!"

„Ach!" — sprach das Kind, und Thränen hell und klar
Entströmen seinen Augen — „Ach! sie haben
Den guten Vater schon vor einem Jahr,
Die arme Mutter heute schon begraben!
Wer lehrt mich nun, gibt Kleider mir und Speise?
Kein Mensch erbarmt sich mehr der armen Waise!"

Und wie ein Blitzstrahl, welcher zündet schnell,
Durchzückt es plötzlich unsres Wandrers Seele,
Vor seinen Augen stand es klar und hell,
Was noch dem theuern Heimathlande fehle
Zu seinem Heil; was er ihm könnt' bescheeren,
Das mußte ihn der Waisenknabe lehren.

Kaum ist's gedacht, so führt er auch es aus,
Und auf der That ruht Gottes reichster Segen,
In Beuern stiftet er ein gastlich Haus,
Um Waisen hier zu lehren und zu pflegen;
Dort aus viel hundert dankerfüllten Herzen
Wird keine Zeit sein Angedenken merzen.

Emilie Scotzniovsky.

Der Wasserfall von Geroldsau.

In alten grauen Heidenzeiten,
Da lebt' in Freud' und Herrlichkeiten
Ein Heer von Feyen ohne Zahl
In Badens wunderschönem Thal.
Oft wanden Blumen sie zum Kranz
Und schmückten sich damit zum Tanz;
Dann schwangen sie den muntern Reigen
Nachts unter dunkeln Tannenzweigen.

15*

Da fielen, wie ein brausend Meer,
Die Römer über Teutschland her,
Eroberten das Land am Rhein,
Germania's Sohn mußt' Sclave seyn.
Sie raubten ihm sein Vaterland,
Zerrissen jedes heil'ge Band.
Dennoch gefiel's im schönen Baden,
War auch mit Ketten es beladen,
Dem Römerfeldherrn Varus bald,
Er wählte sich's zum Aufenthalt.
Gekrönt vom Sieg, voll Sinnenlust,
Schwoll ihm die ehrne Kriegerbrust.
Er badete im warmen Quell,
Der aus dem Felsen sprudelt hell,
Er jug das Wild in Baden's Wäldern
Und nahm die Frucht von seinen Feldern,
Und baute seinem Rom zum Ruhme
Viel Tempel hier und Heiligthume.
Da sah er Nachts mit einem Male
Im Geroldsauer Wiesenthale
Der Feyen leichten Jugendreihn
Sich schwingen in dem Mondenschein.
Ellene war die schönste Fee,
Wie Rosengluth und Lilienschnee;
Er sah, er liebte sie zur Stunde,
Sein Herrscherwort erstarb im Munde,
Er nahte sich mit scheuem Bangen,
Die Brust voll Sehnsucht und Verlangen,
Und bat in süßer Minnebrunst:
„O schenk mir, Holde, deine Gunst!
Nimm diesen Ring, der Treue Zeichen,
Und eher soll mein Stern erbleichen,
Als daß ich breche meinen Schwur,
Dir zu gehören einzig nur;
Ich schwör' es dir beim Gott Merkur!" —
Sein Liebesschmerz, sein heißes Sehnen
Weckt bald ein Echo in Ellenen,
Sie reicht gerührt die feine Hand

Ihm als der Liebe Unterpfand.
Wie lauscht sie gern der Worte Kosen,
Die süß von seinen Lippen floßen!
Und jede Nacht fand dort im Hain
Das Paar im zärtlichsten Verein. —

Drei Monden waren so verschwommen,
Da war des Römers Gluth verglommen;
Er wurde lau, er wurde kalt,
Ihn lockten Reize mannigfalt.
Stets seltener zur Fee kam er,
Stets kühler, endlich — gar nicht mehr.
In neuer Freuden Ueberfluß
Vergaß er bald Ellenens Kuß.

Wohl lauschte sie noch manchesmal
Im Eichenhain, im Mondesstrahl,
Und rauschte nur ein Blättchen leis,
So wähnte sie, der Liebste sey's.
Wie manche goldne Sommernacht
Ward so vergebens zugebracht!
Bis endlich ihr kein Zweifel blieb,
Daß er vergessen Schwur und Lieb,
Und auch die letzte Hoffnung aus
Ihr losch in der Verzweiflung Graus.
Da preßt sie fest im wilden Schmerz
Den starren Felsen an ihr Herz,
Und ruft: „O würde mein Gebein
Gleich diesem Felsen hier zu Stein!“ —
Und wie sie bat, ist ihr geschehn:
Ein Gott erhört ihr heißes Flehn,
Sie wird versteinert auf der Stell'
Und ihrer Brust entspringt ein Quell.
Das sind der Liebe herbe Thränen,
Des Herzens ungestilltes Sehnen!

Die Quelle sprudelt heut noch fort
Am Ruheplatz, so heißt der Ort,

Ergießt sich in den klaren Bach
Und stürzt mit ihm vom Felsenbach,
Daß laut erbraußt im Widerhall
Der Geroldsauer Wasserfall.

Emilie Scotzniovsky.

Die Hütte zu Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alt-Eberstein, des Stammsitzes der Grafen von Eberstein, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich gelegentlich der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An dieser Stelle sollen noch manchmal in heiteren Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik dort vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Haus erbaut und da er kein Geld besaß, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, Alles selbst gearbeitet, so daß das Häuslein bei seinem Entstehen schon baufällig war. Nach seinem Tode blieb seine Wittwe darin, eine fromme, fleißige Frau, die sich mühsam genug ernährte. Einst in einer stürmischen Nacht saß sie noch spät am Spinnrade und sang ein geistliches Lied. Da klopft' es am Fensterlein und sie hörte dreimal ihren Namen rufen. In der Meinung, ein verirrter Wandersmann suche ein Obdach bei ihr, stand sie auf, bekreuzte sich und ging vor die Thüre. Da sie aber Niemanden davor erblickte, ging sie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin und rief: „Ist Jemand da, der ein Obdach sucht?" In demselben Augenblicke wichen die schlechtgefügten Balken und Steine ihres Häuschens auseinander, und es stürzte krachend zusammen.

Die gute Frau dankte Gott inbrünstig, der sie durch jenes warnende Klopfen so wunderbar errettet. Menschenfreunde ließen ihre Hütte, und zwar auf dauerhafte Weise, wieder aufbauen und sie lebte noch lange darin.

(Siehe Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.")

Sagen von der Burg Alt-Eberstein.

Vor ohngefähr sechzig Jahren träumte einem armen Manne im Dorf Ebersteinburg drei Nächte hinter einander: er solle in dem nahen verfallenen Schloß an einem gewissen Platz in der Wand klopfen, worauf er Geld genug erhalten werde. Auf den Rath eines guten Freundes, dem er den Traum erzählt hatte, ging er auf das Schloß und klopfte an die bezeichnete Stelle. Da öffnete sich dieselbe und er sah vor sich ein Gewölbe, worin drei große Kisten standen, auf deren jeder ein schwarzer Hund lag. Die Furcht vor den Hunden ließ ihn jedoch nicht den Muth fassen, näher zu treten, sondern trieb ihn zur schleunigen Flucht. Nachdem er Tags darauf die Sache seinem Freunde berichtet und dieser ihm gesagt hatte, daß er durch einen einzigen Wink die Hunde von den Kisten entfernen könne, ging er abermals auf das Schloß und klopfte an die bewußte Stelle. Allein dieselbe öffnete sich nun nicht mehr und er mußte mit leeren Händen abziehen.

Auf der Burg Alt-Eberstein liegen fünf Kisten voll Geld, ein silbernes Kegelspiel (auch auf der Yburg) und ein goldenes Kalb unter der Erde verborgen. Dieß hat eine Frau vom Ueberrhein offenbart, welche viel dergleichen Geheimnisse wußte.

Vor einigen Jahren haben mehrere Leute, worunter ein in der Schatzgräberei erfahrener Förster, in der Adventszeit, fünfzehn Mondnächte hintereinander, nach diesen Schätzen gegraben. Schon waren sie mit der Hacke auf eine eiserne Kiste gestoßen, als eine Menschengestalt auf einem schwarzen Bocke aus der zerfallenen Halle hervorgeritten kam. „Seht, da kommt Einer auf einem Geisbock daher!" rief einer der Grabenden. Bei diesen Worten versank die Kiste stracks in die Tiefe, und Bock und Reiter waren und blieben verschwunden.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.")

Die Belagerung von Alt-Eberstein.*)

Crusius erzählt in seiner Schwäbischen Chronik:

„Es gab unter der Regierung Kaiser Othonis in Teutschland um's Jahr 938 viele und große Kriege in Teutschland, darinnen aber doch Otho über alle seine Feinde, sonderlich die Franzosen, siegte. Nachdem er Straßburg belagert und zur raison gebracht hatte, ruckte er mit seiner Armee vor Eberstein, welches vor dem Schwartzwald liegt, weil man gesagt hatte, dieselbige Grafen hätten es mit seinen Feinden gehalten. Er belagerte die Festung dritthalb Jahr nnd war manchmal selbst dabei, konnte aber doch nicht Meister von dem Ort werden, weil er sehr fest war und die Belagerten sich ritterlich wehrten. Darauf gab ihm ein kluger Ritter den Rath, er sollte die großen Herren nach Speyer zusammen berufen, darzu jedermann ohne Gefahr kommen dürffte, um ein Turnier zu halten. Er wolle gut dafür seyn, die Grafen von Eberstein würden auch dahin kommen, um ihre Tapferkeit bei solchen Ritterspielen zu zeigen. Unterdessen aber solle der Kaiser dahin bedacht seyn, wie er das Schloß durch tapfere Soldaten, so sich die Sache angelegen seyn ließen, einnehmen möchte. Otho sahe diesen Rath vor gut an und ließ nun zu diesem End' ein Turnier-Spiel anstellen. Der Kaiser kam selbst darzu, es kamen auch drei Grafen von Eberstein und noch viele andere Fürsten, Herren, tapfere Ritter und Edelleute, und zeigten alle ihre Tapferkeit. Nachdem der Tag mit denen Ritter-Spielen zugebracht war, wurde bei Nacht ein ansehnlicher Tanz gehalten. Der Kaiser war in eigener Person dabei, auch die Grafen von Eberstein fanden sich hierzu ein. Einem davon, der noch jung war, wurde die Ehre aufgetragen, den ersten Tanz mit einer vornehmen Dame zu thun, maßen er ein großer, tapferer, ansehnlicher Herr war, krause Haare hatte und schön von Angesicht war. Nach dem Tanz trat ein schönes Frauenzimmer von Adel herzu und sagte ihm mitten unter seinen Herren Brüdern heimlich ins Ohr, er sollte sich sammt seinen Herren Brüdern in Acht nehmen, der Kaiser hätte diese List wider sie erdacht,

*) Ebersteinburg.

ihr Schloß in ihrer Abwesenheit besteigen und einnehmen zu lassen. Sie sollten also eilen, noch diese Nacht abzureisen. Die drei Herren Brüder gingen mit einander zu Rath und entschlossen sich, eilends nacher Haus zu gehen, kehrten aber doch wieder um zum Tanz und sprachen: Sie wollten den Tag darauf einen Kampff mit denen Rittern und Edelleuten halten und hundert Gold-Gulden setzen und dasselbige Geld wollten sie denen Edeldamen zur Verehrung zurücklassen. Die Anwesenden nahmen die Bedingung an; sie aber waren dessen ohngeacht bedacht, wie sie diese Nacht noch über den Rhein kommen möchten; welches auch geschehen. Den andern Tag Morgens kamen sie in ihr Schloß zurück, der Kaiser aber und die Ritterschaft warteten lange Zeit, daß das Turnierspiel angehen sollte. Nachdem er aber Wind bekommen, daß sie von jemand gewarnet worden und darauf abgereist wären, gab Otho capablen Männern Ordre, zu versuchen, ob sie nicht das Schloß erobern könnten, ehe die Herren zurück kämen. Allein sie waren schon wieder in ihrem Schloß und empfingen die Kaiserlichen Stürmer mit Steinwürffen und andern Kriegs-Instrumenten sehr übel, trieben sie auch endlich wieder ab. Auf dieses gedachte der Kaiser mit denen Grafen zu accordiren und schickte in solcher Absicht drei Ritter an sie ab. Solche ließen die Grafen in den Weinkeller und in das Kornhaus führen, ließen ihnen weißen und rothen Wein zapfen, zeigten ihnen große Hauffen Früchte und den reichen Vorrath an Mehl. Hierüber verwunderten sich die Gesandten dergestalt, daß sie glaubten, es seye nicht möglich, über sie Meister zu werden. Allein die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt und die unteren mit Wasser angefüllt. Unter der Frucht aber lagen alt Tuch, Spreu und Hülsen. Und war es also nur ein eitles Prahlen, daß sie noch einen so großen Ueberfluß hätten. Als nun die Gesandten zum Kaiser zurück kehrten und gefragt worden: wie es in der Vestung stehe? gaben sie zur Antwort, man bemühe sich vergebens, daß man sie länger belagere, sie haben noch auf dritthalb Jahr Früchte und Wein genug. Darauf gab man dem Kaiser den Rath, er sollte eine von seinen jüngern Schwestern an den jüngsten Herrn von Eberstein, Namens Eberhard, vermählen, weil es tapfere und kluge Herren wären, welche Seiner Ma-

jestät in wichtigen Geschäften könnten gute Dienste leisten. Otho ließ sich solchen Rath gefallen, gab diesem jungen Herrn seine jüngere Schwester zur Ehe und hielt ihnen ein prächtiges Hochzeitfest in Sachsen."

(Vergl. mit dieser Sage die davon etwas abweichende, folgende Romanze Uhland's.)

Graf Eberstein.

Zu Speyer im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen, ein Tanzen und Springen:
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet seyn."

Ei! — denket der Graf, — Euer Kaiserlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen? —
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß,
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß. —

Um Ebersteins Veste, da wimmelts von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Hacken nnd Leitern.
Graf Eberstein
Grüßt sie fein:
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seye die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all'.

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Thut's Noth, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser!
Eu'r Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet seyn!" —

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen, ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein;

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen;
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößchen gefährdet seyn!"

Ludwig Uhland.

Das Kloster bei Eberstein.

Anderhalb Stunden von Baden liegt das Dorf Haueneberstein, in dessen Nähe noch die wenigen Ueberreste eines zerfallenen Nonnenklosters sichtbar sind. Von der Entstehung dieses Gotteshauses geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der auf einer benachbarten Burg, deren Namen mit ihren Mauern verschwunden ist, seinen Sitz hatte, kehrte eines Abends von einem Bankette nach Hause. Der Wein hatte seine Lebensgeister mehr als gewöhnlich aufgeregt und in seinem leichten Jugendsinne den Wunsch hervorgerufen, irgend ein lustiges Abenteuer zu bestehen. Sein Weg führte ihn an einem steinernen Kreuze vorbei, das zum Gedächtniß und für's Seelenheil eines an diesem Ort erschlagenen Wanderers aufgerichtet worden war. An seinem Fuße saß eine weibliche Gestalt, die, so weit der Ritter in der Dunkelheit unterscheiden konnte, jung und von angenehmen Formen schien. Er redete sie munter an: „Wer bist du, schönes Kind, und was bindet dich noch so spät an diese traurige Stätte?"

„Ich pflege hier öfters zu weilen;“ — erwiederte die Gestalt; — „unter diesem Kreuze schlummert mein einstiger Verlobter, welcher durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel.“

Der Ritter sprach ihr so tröstend zu, daß die Jungfrau leicht eine mehr als gewöhnliche Theilnahme aus dem Tone seiner Worte heraushörte und sich bald in ein lebhaftes, nichts weniger als wehmüthiges Gespräch mit ihm verflocht; ja, sie nahm sogar ohne langes Sträuben den Antrag an, den er ihr zuletzt machte, ihm auf seine Burg zu folgen. Das Abenddunkel hatte seine Blicke nicht getäuscht, denn bei näherer Betrachtung blühten ihm aus dem düsteren Trauerflore, in den sie gehüllt war, die herrlichsten Formen entgegen, und je länger er an ihrer Seite wandelte, desto liebenswürdiger schien ihm seine neue Bekanntschaft. Doch als sie erst, auf seiner Burg angelangt, im Gemache beim hellen Kerzenschein ihren Schleier gänzlich zurückschlug, da entbrannte sein Herz in fast wahnsinniger Liebesgluth, denn ein wundervolleres Antlitz hatte sein Auge noch nie geschaut.

Es war schon spät Abends und im Laufe ihrer zärtlichen Unterredung hatte die Schöne bereits mehrmals etwas ängstlich geäußert, sie müsse pünktlich um Mitternacht wieder zu Hause seyn. Der Ritter verhehlte ihr die rechte Stunde und suchte sie auf alle Weise zu zerstreuen. Auch spielte sie nichts weniger als die Spröde gegen seine glühenden Liebkosungen. Als die Uhr in der Nebenkammer Mitternacht verkündigte, schloß er sein Liebchen, damit es die Glockenschläge überhören sollte, noch fester in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit stürmischen Küssen. Aber kaum waren die Schläge der Uhr verklungen, als plötzlich des Mädchens Lippen unter den seinigen eiskalt wurden, die Rosen ihrer Wangen einer tödtlichen Bläße wichen, die leuchtenden Liebessterne verloschen und tief in ihre Höhlen sanken. — Der Ritter hielt eine kalte, starre Leiche in seinen Armen.

Außer sich vor Entsetzen bringt er sie auf sein Lager und wendet alle Mittel an, sie mit Hülfe seiner herbeigerufenen Dienerschaft ins Leben zurück zu rufen. Vergebens! Es bleibt ihm nichts übrig, als die Anstalten zu ihrem Begräbnisse treffen zu lassen, das auf den Abend des nächsten Tages festgesetzt

wurde. Als die Zeit heran kam und der Sarg in die Burgkapelle getragen werden sollte, fand man das Mädchen, aufs Neue von frischem kräftigem Leben durchglüht und in all ihrer Schönheit Reizen blühend, aufgerichtet auf der Bahre sitzen. Kaum vermochte der Ritter, bei diesem unheimlichen Anblick, die Bitte hervorzustammeln, ihm dies wunderbare Räthsel zu lösen.

„Ich gehöre schon längst dem Reiche der Todten an;" — erwiederte das geheimnißvolle Wesen, — „aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, keine Ruhe zu finden im stillen Grabe, zur Strafe, daß mein grenzenloser Leichtsinn, — der mich stets dazu trieb, die Eifersucht meines Verlobten zu erregen, um mich daran zu weiden, — seinen Tod durch die Hand eines Nebenbuhlers verursachte. Jeglichen Abend, sobald die Sonne hinter die Voghesen gesunken ist, erwache ich in meiner kühlen engen Behausung, die sich dann zu öffnen pflegt, und ich muß hinaus und mich im Gefilde herumtreiben bis Mitternacht, um welche Zeit ich in das Grab zurückkehren darf, das sich alsbald wieder über mir schließt. Wollt Ihr meiner irrenden Seele die ewige Ruhe verschaffen, Herr Ritter, so baut ein Kloster auf der Stelle, wo Ihr mich zuerst beim steinernen Kreuze gefunden, und wendet Euch selbst von den eitlen Freuden dieser Erdenwelt zum Reiche Gottes!"

(Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc.")

Die Haueneberſteiner Glocke.

In der Nähe des Dorfes Haueneberstein ward vor Zeiten von Wildebern eine Glocke am Ufer des Eberbaches aus dem Boden gewühlt. Die Dorfbewohner fanden sie und hängten sie in ihren Kirchenthurm. Als sie geläutet wurde, war ihr Klang so hell und stark, daß man ihn zwölf Stunden weit, in Straßburg, hörte. Nun wollten die Straßburger gerne dieselbe haben und boten dafür so viele Thaler, als sich von der Glocke oben im Thurme bis an die Banngrenze des Dorfes, in einer zusammenhängenden Reihe, würden legen lassen. Die Haueneberſteiner gingen jedoch den Handel nicht ein, und um

ihre Glocke desto sicherer zu behalten, dämpften sie durch einen hineingeschlagenen Nagel deren Klang. So blieb ihnen dieselbe noch lange, bis solche zuletzt im Kriege durch die Franzosen zerstört wurde. *)

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1835.)

Riesen im Wasser.

Unter einem Brücklein, zwischen Baden und Scheuern, hatten die Darübergehenden zu Zeiten niesen gehört, und als einmal ein betrunkener Bauer von Scheuern es auch hörte, rief er: „helf Gott!" Sogleich stand eine schöne, glänzend weiße Frau vor ihm und dankte ihm, daß er sie durch sein „Helf Gott", worauf sie schon viele Jahre geharrt, erlöst habe. Hierauf bat sie ihn, seine Hand, mit dem Schnupftuche darin, herzureichen, was er auch that. Die Frau legte ihre Hand auf das Tuch und verschwand. Wo ihre Hand gelegen, war deren Abbild schwarz in das Tuch gebrannt.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1835.)

Die Geister führen irre.

Vor etwa fünfzig Jahren war ein Schulmeister zu Ebersteinburg, ein Greis von 75 Jahren, redlich und fromm, der auf Allerseelentag (2. Nov.) nach Rothenfels herab ging mit seinem Pfarrherrn, um seine Andacht bei der Bruderschaft zu verrichten. Da der Pfarrer nicht mit nach Hause gehen wollte, so kehrte der Schulmeister allein zurück, denn der Weg war ihm von Kindheit an wohl bekannt. Aber es war schon Nacht und die Geister führten ihn auf Irrgängen herum. Er lief die ganze lange Nacht und konnte den Heimweg nicht finden. Am andern Morgen lag er ganz nahe bei dem Dorfe auf dem Feld in den letzten Zügen; die Leute, die ihn sahen, brachten ihn so-

*) Diese Sage kommt einigemal vor, denn ich erinnere mich, sie auch von einer Glocke des Domes zu Speier gehört zu haben, die von Schweinen aus der Erde gewühlt wurde. Vielleicht hat der Name Haueneberstein dazu beigetragen, sie auch an diesen Ort zu knüpfen. Mone.

gleich nach Haus, wo er seinen Geist aufgab. Er hatte Schindeln in der Tasche stecken, seine Schuhe waren ganz durchgelaufen und mit Weiden gebunden, aber an seinem ganzen Körper war gar nichts verletzt und auch kein einziger Ritz zu bemerken. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1834.)

Die Drei-Eichenkapelle.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zog die Pest mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecknissen und Plagen verheerend durch Teutschland. Die Felder lagen öde und unbebaut, die Städte wurden entvölkert, Sterbende schleppten die Todten zum Grabe, vor den nächsten Anverwandten verschloß man die Thüre; alle geselligen Bande waren gelöst. Schon in den nächsten Städten und Dörfern um Baden hatte diese furchtbare Geißel der Menschheit ihre Verwüstungen begonnen. In letzterer Stadt hatte man die Thore geschlossen und die Behälter der warmen Quellen geöffnet, daß sie qualmend und dampfend durch die Straßen hin strömten. Und immer näher rückte die Seuche; schon waren in dem Weiler Scheuern die Bewohner des äußersten Hauses gegen Oos zu davon ergriffen; der Hausvater hatte nacheinander sein Weib und vier Kinder jämmerlich dahin sterben sehen und sie auf dem nächsten Felde verscharrt und erwartete jetzt, hülflos, von aller Welt gemieden und geflohen, sein gleichfalls herannahendes Ende.

Wenige Schritte von dem Verlassenen wohnte sein erster Nachbar, Diether, mit Weib und Kindern. Voll Schrecken und Zagen hatten diese gesehen, wie der unglückliche Vater alle die Seinigen hinaustrug zum Begräbniß und wie er selbst mit wankendem Schritt und blassem, bleifahlen Antlitz im Haus umherschlich. Zuletzt mußte ihm auch hierzu die Kraft gefehlt haben, denn so oft sie auch nach dem Hause hinüber schauten, so vermochten sie doch keine Spur von einem lebenden Wesen mehr zu erblicken; das ganze Haus schien ausgestorben zu seyn, oder der letzte Bewohner desselben mochte wohl schon mit dem Tode ringen. Endlich zeigte sich doch der Kranke wieder am

*) Die Erzählung ist wahr, die Erklärung Sage. Mone.

Fenster, das er öffnete, und rief mit schwacher, sterbender Stimme herüber, indem er die Hände flehend empor hob, man möchte ihm doch, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, ein Gefäß mit Wasser vor die Thüre stellen, damit er den brennenden, verzehrenden Durst löschen könne. Dieser rührenden Bitte vermochte Diether nicht zu widerstehen. Er füllte ein großes Gefäß mit frischem Wasser und stellte es vor die Thüre des Pestkranken, worauf er sich eiligen Schrittes wieder entfernte. Bald darauf sah er den Alten sich mühsam vor die Thüre schleppen und das Wasser zu sich in das Haus ziehen. Es war das letzte Mal, daß er ihn erblickte.

Voll Furcht und Angst musterte Diether, bevor er sich Abends zur Ruhe niederlegte, seine Hausgenossen, ob sich noch an Keinem die Spuren der entsetzlichen Krankheit zeigten. Aber obgleich sie Alle gesund und munter waren, so ließ ihn doch die Besorgniß für die kommenden Tage lange nicht einschlummern. Wie er nun so schlaflos im Bette lag und inbrünstig zur heiligen Jungfrau betete, ihn und die Seinigen vor der schrecklichen Seuche zu bewahren, da vernahm er auf einmal ein seltsames Tönen und Klingen. Bald kam es ihm wie ein leiser, lieblicher Gesang vor, bald wie fern verklingende Orgeltöne. Er lauschte lange den wunderbaren Lauten, die seine aufgeregte Seele besänftigten und ungemeine Beruhigung ihm einflößten, so daß bald ein erquickender Schlaf seine müden Augen schloß.

Der nächste Tag ging abermals glücklich vorüber, aber die Nacht darauf vernahm er wiederum das liebliche Klingen. Er stand auf und öffnete das Fenster. Ihn däuchte jetzt, als kämen die Töne aus der alten Eiche, die bei seinem Hause stand. Er weckte sogleich seinen ältesten Sohn und Beide gingen mit einer Leuchte hinaus, die Sache näher zu untersuchen. Diether hatte sich nicht getäuscht. Je näher sie dem alten Baume kamen, desto deutlicher hörten sie den wunderbaren Klang. Sie besahen den Baum von allen Seiten, aber nirgends war etwas Auffallendes daran zu bemerken. Es war nicht anders möglich: der Schall kam doch aus dem Stamme der Eiche. Sie hielten ihr Ohr an die rauhe harte Rinde, da drang das Getöne ganz nahe und laut hervor. Lange blieben sie lauschend stehen und wußten nicht, was sie davon denken oder was sie beginnen soll-

ten. Endlich kam Diether zu einem Entschluß. Er hieß seinen Sohn eine Axt herbei holen und fing damit an, die Rinde an jener Stelle weg zu hauen, wo das Tönen am deutlichsten zu vernehmen war. Kaum aber waren einige Hiebe in den Baum gethan, so sprang ein großes Stück Rinde heraus und beim Schein ihrer Lampen erblickten sie jetzt in dem Eichenstamm eine Blende und darin ein Marienbild mit dem Jesusknaben, von welchem dies wunderbare Klingen ausging. Unwillkürlich stieg bei diesem Anblick in Diether der Gedanken auf, der Himmel habe durch dieses Wunder ein Zeichen geben wollen, daß an dieser Stelle die Pest ihr Ende gefunden habe. Dankend und in frommer Demuth knieeten jetzt Vater und Sohn vor dem Bilde nieder und verrichteten ihre Andacht.

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem wundervollen Gnadenbild in dem Dorfe und bis in die Stadt, und da zu gleicher Zeit aus den umliegenden Orten die Nachricht einlief, daß die Pest überall plötzlich nachgelassen habe, so bekam die Sage noch mehr Gewicht und die gläubige Menge strömte schaarenweis herbei, das Wunder zu schauen. Sogar in das verpestete Haus wagten sich einige herzhafte Männer. Sie fanden dessen Bewohner entseelt auf dem Boden liegen und neben ihm das Wassergefäß. Der Leichnam ward zur Erde bestattet, das Haus aber niedergerissen.

Als im Jahr 1650 die alte Eiche abzusterben anfing, ließ die damalige Markgräfin, Maria Magdalena, zweite Gemahlin Ludwig Georgs, eine geborne Gräfin von Oettingen, den Baum von den Aesten an abnehmen und über dem Stamm eine Kapelle bauen. Mariatrost nannte sie die fromme Stifterin, aber der Namen ist außer Gebrauch gekommen und sie wird allgemein die Drei-Eichenkapelle genannt von den drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden.

Noch jetzt steht der Eichenstamm hinter dem Hochaltar und in seiner Blende das Marienbild. Das Gemälde an der Decke der Kapelle bezieht sich auf die Sage von der Entstehung des Kirchleins: es stellt die heilige Jungfrau vor, zu welcher die Pestkranken ihre Zuflucht nehmen.

Al. Schreiber.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend.“ Karlsruhe 1834.)

Sagen von der Yburg.

Die Yburg.

Zwei Stunden von der Stadt Baden, auf einem in die Ebene vorspringenden Bergkegel, erheben sich die grauen Thürme der Burg Yburg. Der eine davon ist von oben bis unten vom Blitze gespalten. Von dem übrigen Mauerwerk liegt, außer dem allmälig auch einstürzenden vorderen Thorbogen, Alles in Trümmern. Das Geschlecht, welches hier wohnte, ist längst erloschen. Der letzte Besitzer der Burg führte, wie die Sage geht, ein wüstes Leben, wodurch er in mancherlei Bedrängnisse gerieth.*) Seine Güter wurden verpfändet und er mußte sich eine Zeitlang seinen Unterhalt raubritterlich mit dem Schwert erkämpfen, bis er in einem Gefechte den rechten Arm verlor und ihn der größte Theil seiner Knechte verließ. Jetzt saß er voll finstern Unmuths auf seiner einsamen Burg und brütete über allerlei schlimmen Anschlägen. Da kehrte eines Abends ein Pilger bei ihm ein, der vorgab, er wisse verborgene Schätze zu finden und wolle ihn von aller Noth befreien. Der Ritter war darob höchlich erfreut und vertraute ihm: „Ich habe mehrmals von meinen Eltern gehört, daß mein Urgroßvater, als einst dieses Schloß von einer schweren Belagerung bedroht war, einen großen Reichthum an Gold und Edelsteinen darin vergraben, gleich beim ersten Ansturm des Feindes aber das Leben eingebüßt habe. Könnt Ihr mir zu diesem Schatze verhelfen, so sollt Ihr auf fürstliche Weise belohnt werden.“

„„Das kann mir nicht schwer fallen;““ — erwiederte der Fremde. — „„war ich doch selbst dabei, als Euer Ahne, den man nur den Isegrimm nannte, seine Kleinodien in Sicherheit brachte.““

„Ihr war dabei?“ fragte der Yburger und sah ihn mit großen Augen an. „Mein Urgroßvater ist ja schon seit mehr als hundert Jahren todt!“

*) Dies erinnert an den Markgrafen Eduard Fortunat. Siehe das betreffende Gedicht von J. Hub, S. 249.

„Und dennoch'" — fuhr der Pilger fort — „hab' ich mehr als Einmal mit ihm gezecht. Indessen laßt ab, nach Dingen zu forschen, die Euch unbegreiflich vorkommen und folgt meinem Rathe. Heute ist Walpurgisnacht. Sobald die Glocke Mitternacht schlägt, begebt Euch hinunter in die Kapellengruft, worin Eure Väter beigesetzt sind, öffnet ihre Särge und tragt die Gebeine hinaus in das Freie, damit der Mond sie bescheine. Während sie nun draußen liegen, kehrt Ihr sodann in die Gruft zurück und holt die Kostbarkeiten aus den Särgen, was kein Hinderniß seyn kann, sobald die Todten davon entfernt sind. Nachher mögt Ihr die Gerippe wieder in ihren Särgen zur Ruhe bringen."

Den Ritter überlief es ganz kalt bei diesem Vorschlage, aber seine Begier nach Reichthum und Lebensgenüssen war so groß, daß sie bald alle seine Furcht überwog. Um Mitternacht begab er sich in die Kapelle, bis zu deren Eingang der Pilger ihn begleitete, dort stehen blieb und sich beharrlich weigerte, das Innere derselben zu betreten.

Der Ritter öffnete die Säge, einen nach dem andern, und trug, wie geheißen, sämmtliche Gebeine hinaus auf einen hell vom Vollmond beschienenen Rasenplatz. In dem Sarg aber, den er zuletzt aufschloß, fand er den noch unverwes'ten Leichnam eines Kindes liegen. Als er auch dieses hinaustrug und zu den übrigen Todten gesellen wollte, richteten sich Alle mit einem Mal empor und riefen mit hohler Stimme: „Augenblicklich trag uns in unsre Ruhestätten zurück, damit wir nicht umgehen müssen auf dieser Burg!"

Kaum war die Schreckensmahnung ergangen, als der Fremde vor dem Ritter stand. Das Pilgergewand rauschte von seinem Leibe nieder und er wuchs empor, höher und immer höher, bis sein Haupt, dessen Haare wie Flammen loderten, den Mond zu berühren schien. Schon streckte die furchtbare Riesengestalt ihre gespreizten Krallen nach dem Ritter aus, dessen Blut zu Eis gerann, da regte sich der Leichnam des Kindes, das er noch auf seinen Armen trug, eine Glorie umfloß das feine Gesichtchen und von seinen Lippen ertönten die Worte: „Fliehe, verworfener Geist des Abgrunds! Dieser Verblendete hier soll nicht

dein Opfer werden, sondern den Rest seines Lebens der Reue und Buße widmen!"

Mit wildem Gebrülle versank die Riesengestalt in den sich unter ihr spaltenden Felsenboden. Der Ritter aber eilte, das wieder zur starren Leiche gewordene Kind und die Gerippe seiner Ahnen nebst allen geraubten Kostbarkeiten von Neuem in die Särge zu verschließen, und verließ gleich am nächsten Morgen, im härenen Gewand und Muschelhute, seine Burg. Er wallfahrtete von einer heiligen Stätte zur andern unter beständigen Gebeten und Bußübungen, bis man ihn einst an den Stufen eines Altars todt liegen fand. Seine Burg verfiel, sein Geist aber soll noch jetzt unter den Trümmern umherirren.

(Siehe A. Schreiber's „Sagen vom Rhein und Schwarzwald ꝛc.")

Das goldene Kegelspiel.

Von der Yburg sagt man, daß sie von Tempelherren erbaut sey. Aber diese Chorherren wurden einmal alle in Einer Nacht umgebracht und ihr Haus zerstört. Seitdem gehen die Geister auf diesem Berge, Riesen und Zwerge sind auf der Burg, man hört darin Kriegsgeschrei, und Leute, die dann in die Nähe kommen, werden mit Steinen geworfen. Man hört darin auch lachen, jammern und weinen. Viele Geister sind schon hinauf gebracht worden. Die Geisterbanner stecken sie zuerst in Säcke und tragen sie um Mitternacht aus den Häusern. Diese vielen Geister auf der alten Burg spielen oftmals mit Kegeln. Ein Knabe, der Holz sammelte, hörte das und ging aus Neugierde an das Schloßthor, da stand ein alter Mann und führte ihn zu dem Wohnhaus. Da waren zwölf Männer mit schwarzen Kleidern und weißen Bärten und einer winkte dem Knaben, die gelben Kegel aufzusetzen. Das that er auch, ihm kam aber die Kugel gar zu schwer vor. Da schlug es zu Steinbach zwölf Uhr, die Männer hörten auf und gaben ihm zum Lohn einen gelben Kegel in seinen Holzkorb, worauf Alles mit dem letzten Glockenschlag vor seinen Augen verschwand. Der Kegel war dem Knaben zu schwer und als er bei einem Stamme einen schönen Haufen Lesholz fand, da warf

er den gelben Kegel hin und füllte seinen Rückkorb mit dem Holz. — Das trug er denn nach Fahrenhalt und erzählte seinem Vater, was ihm begegnet war. Dieser aber schalt den Sohn, daß er den schweren gelben Kegel nicht behalten habe, denn er müsse von Gold gewesen seyn. Da lief der Knabe seinem Vater zu Lieb wieder in den Wald und kam auch an den Stamm, wo er das Lesholz gefunden, aber der gelbe Kegel war fort, es lag da nur ein Stück dürres Holz. — Wenn die Leute im Walde zu thun haben, so bleiben sie gern beisammen oder warten am Wege auf einander, um gemeinschaftlich nach Hause zu gehen. Denn einzeln werden sie oft irre geführt und an die Burg gebracht. Dort muß sich Jeder dreimal im Ring herumwenden, bevor er weggeht, und wenn er weiß, wie er sich zu wenden hat, dann findet er wieder den rechten Weg.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1834.)

Yburg's Fall.*)

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal,
Doch wüst und leer ists innen,
Und außen öd' und kahl.

Des Hauses letzter Sprosse
Hat all sein Gut verprasst,
Sitzt einsam nun im Schlosse,
Der Ratt' und Eulen Gast.

Er schwingt nicht mehr mit Ehren
Sein Schwert in Fehd' und Spiel;
Des Wandrers Gurt zu leeren,
Ist nun sein einzig Ziel.

Sein Weib und Kind erlegen
Sind längst dem tiefen Weh;
So sagten Lieb' und Segen
Der Trauerburg Ade!

---

*) Vergl. die erste Sage, S. 242 u. ff.

Die Besten seiner Mannen
Erschlug ein blut'ger Strauß,
Die Schlechten flohn von dannen,
Da schlich die Noth ins Haus. —

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal,
Beim ersten Nachtbeginnen,
Beglänzt vom Mondenstrahl.

Ein Pilgrim kommt gegangen,
Trägt rabenschwarzes Haar,
Und über finstern Wangen
Ein blitzend Augenpaar.

Er pocht wohl an die Pforte —
„Was suchst du, Fremdling, hier?
Du triffst an diesem Orte
Nicht Labsal noch Quartier.

„Denn leer ist Küch' und Keller,
Die Kammer spinnenvoll,
Im Schrein kein rother Heller
Zu frommem Pilgerzoll." —

„„Macht auf dem Reisemüden!
Bin hergewallt zur Buß'
Aus ferner Stadt im Süden,
Vom Pilgern hinkt mein Fuß.

„„Macht auf, macht auf die Thüre!
So's Euch an Trost gebricht,
In meinem Ranzen führe
Ich manch ein fein Gericht.

„„Ein Krüglein edlen Weines. . ."" —
„Herein, du fremder Gast!
Laß sehen, was du Feines
In deinem Ränzlein hast!"

Auf thut sich unverzüglich
Das Thor, der Gast tritt ein;
Bald saßen hochvergnüglich
Die Zwei bei Mahl und Wein.

Ein Vorrath leckrer Speise
Stieg aus des Pilgrims Sack,
Gewürzt auf feinste Weise,
Vortrefflich von Geschmack.

Im Römer perlt' und glühte
Der Wein karfunkelklar,
Als ob er Flammen sprühte,
So feurig wunderbar.

Deß tranken sie selbander
Beim Schmauß manch wackern Zug,
Wettbechernd mit einander,
Und nie versiegt der Krug.

Bald wurden sie vertrauter,
Der Strom der Rede schwoll,
Daß lauter, immer lauter
Der Lärm die Burg durchscholl.

Die alten Ahnenbilder
Am Söller wurden wach,
Es klangen die rostigen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

„„Ich mögt viel baß es haben,
Herr Ritter, so Ihr wollt!
In Eurer Burg begraben
Liegt Edelstein und Gold.

„„Tief unter der Kapelle
Vermodert reicher Schatz,
In dumpfer Todtenzelle;
's fänd' aber bessern Platz.““ —

„Wie! Soll ich frevelnd schänden
Erlauchter Ahnen Staub?" —
„Der Väter Gut verwenden,
Nur Pfaffen nennen's Raub.

„Hinweg mit eiteln Sorgen!
Nur frisch und flink daran,
So ist der Hort geborgen,
Eh' wieder kräht der Hahn.

„Trinkt aus bis an den Boden
Den Kelch aufs Wohlergehn —
Aufs Wohlergehn der Todten,
Die niemals auferstehn!"' —

Zwölf Schläge zittern helle:
Das Werk ist schon im Gang,
Tief unter der Kapelle
Tönt ungewohnter Klang.

Die alten Ahnenbilder
Im Söller wurden wach,
Es klangen die rostigen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

Gesprengt beim Fackelscheine
Erschließt sich Sarg um Sarg,
Die morschen Todtengebeine
Sie werden gerüttelt arg.

Entfleischte Schädel schauen
Den Frevler strafend an:
„Laß ab!" — Unnennbar Grauen
Will innerst ihn umfahn.

„Hei! macht dich Furcht erbleichen?"
Höhnt sein Kumpan von fern.
Drauf an den letzten Leichen
Will keck der Ritter zerr'n.

„Laß ab!" — Tönt aus dem Grabe
Ein Stimmlein, engellind,
Aufstreckt ein lichter Knabe
Die Hand, — sein einzig Kind.

Zu Boden sinkt der Ritter:
„Vergib, Herr Jesus Christ!" —
Ein furchtbar Ungewitter
Brach aus der selben Frist.

Es wankt die Burgkapelle
Und stürzt mit Sturmgebraus. —
Der Fremdling an der Schwelle
Verschwand in Nacht und Graus.

Eduard Brauer.

Die böse Müllerin von Zell.

Zu Zell im Abts-Stab lebte vor Zeiten eine reiche und böse Müllerin. Sie gab den Armen kein Stücklein Brot und brachte manche Leute durch Processe um Hab und Gut; sie haßte die Geistlichen, besuchte niemals die Kirche und starb eines plötzlichen Todes. Da ging sie nun als Geist um in ihrer Mühle, bis die Leute zuletzt einen Pater kommen ließen, der des Geisterbeschwörens kundig war. Der bannte die Müllerin in einen Sack und trug ihn auf die Yburg. Lange Zeit hörte man dort ihre Klage; sie rief Tag und Nacht: „Ich bin die Müllerin von Zell!" — Seitdem aber der Blitz in die Burg geschlagen und den einen Thurm gespalten hat, ist der Geist verstummt, wie die anderen auch, die dort oben ihr Wesen trieben.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. v. J. 1834.)

Fortunat von Baden.

Seht dort auf steilem Bergesgrat
Die Yburg, waldumschlossen!
Da hauste Markgraf Fortunat
Mit seinen Nachtgenossen.

Er hatte mit verruchter Hand
Dem Teufel zum verfluchten Pfand,
Für schwarzer Kunst Befehle
Verschrieben Leib und Seele.

Entsetzen rief im Land umher
Sein wüstes Sattelleben;
Zu Straßenraub und Mordbegehr
Erniedrigt war sein Streben.
Er schmückte mit dem Raub sein Schloß
Und hielt mit seinem wilden Troß
Oft Nächte lang und Tage
Höllische Saufgelage.

Von Durlach war's Fürst Friederich,
Den er zu meucheln trachtete,
Weil der den Vetter Liederlich
Aus Herzensgrund verachtete.
„Du zwingst ihn nicht im offnen Streit,
Drum schaff' ihn heimlich anf die Seit'!"
So nahm des Markgrafs Buhle
Ihn schmeichelnd in die Schule.

Und im Laboratorium
Der Yburg hört man stampfen
Die großen Mörser mit Gesumm,
Und sieht die Essen dampfen.
Hier braut ein furchtbar Giftrecept
Mit wälschen Strolchen der Adept,
Ein Salz für Vetters Küche, —
Nicht fehlen Zaubersprüche.

Der Himmel schützte wunderbar
Davor den arg Bedrohten,
Doch manch unschuldig Opfer war
Gegangen zu den Todten.
Das kümmert nicht Herrn Fortunat,
Ihn spornt, durch seiner Buhle Rath
Und wälsche List, der Satan
Aufs Neu' zur finstern That an.

Und im Gewölb', in später Nacht,
Wo sonst sie Geld nachfälschen,
Wird jetzt ein Bild auch nachgemacht
Von ihm und seinen Wälschen,
Aus Jungfernwachs zumal und Leim
Und Zauberstoffen insgeheim:
Friedrich's, zur Rach' erkoren,
Dem er den Tod geschworen.

Behängt mit Fratzen allerlei,
Verflucht mit frevlen Worten,
Starrt lebensgroß das Konterfei
Auf Tiegel und Retorten.
Im Widerschein der Kohlengluth
Sein Antlitz röthet sich zu Blut;
Sogar das Glas der Augen
Scheint Leben einzusaugen.

Die schmalen Lippenränder weit
Gesperret, bleckts die Zähne,
— Aus Mörderschädeln eingereiht —
Mit grinsendem Gegähne.
Soll das der edle Friedrich seyn?
Die Hölle borgt ihm nur den Schein,
Daß sie des Frevlers Sinne
Nur fester noch umspinne.

„Beim Trismegist!" rief Fortunat,
„Der Zauber wirkt, Gesellen!
Der Schelm ist lustig, in der That!
Ob ihm die Ohren schellen?
Gewiß, es schläft sein Urbild schlecht!
So macht die Ladung ihm zurecht
Mit schwarzem Todessamen!
Wohlan, ins Teufels Namen!"

Aus Todtenköpfen mannigfalt
Buntfarbne Lichter brannten,
In deren Kreis die Zerrgestalt
Nun ziehn die Nekromanten.

Sie lesen den Beschwörungs-Psalm,
Rings füllt die Wölbung Räucherqualm,
Da tönt aus ehrnem Munde
Die mitternächt'ge Stunde.

Zum Schuß nun seine Creatur
Der Meister faßt ins Auge:
„Der Zauberkugel Erzmixtur,
Laß sehn, ob sie was tauge?"
Und los nun drückt er das Pistol,
Hei, pfeift der Ball durchs Bild so hohl!
Doch auch ein Schrei, o Grausen!
Gellt vor der Thüre draußen.

Er reißt sie auf in blinder Wuth,
— „War das Verräthers Stimme?" —
Da wälzt verathmend sich im Blut
Die Buhle sein, die schlimme.
Deß hatte so die Lauscherin
Für schwarzen Rath den Strafgewinn.
Zu Durlach, ohne Sorgen
Schläft Friedrich, wohlgeborgen.

Doch Fortunat, von Angst erfaßt,
Mit seiner Schuld Genossen,
Gedrückt von des Gewissens Last,
Entflieht auf schnellen Rossen;
Fort jagt er über Stock und Zaun
Zum fernen Schloß nach Kastelaun,
Um vor der Hölle Schergen
Vielleicht sich dort zu bergen.

Die Opfer lassen ihm nicht Ruh;
In immer wildrem Prassen
Stürzt taumelnd er dem Abgrund zu,
Von Gott und Welt verlassen.
Und einst bei tollem Schwelgermahl
Lockt ihn der Böse aus dem Saal,
Und schleudert ihn kopfunter
Die Marmortrepp' hinunter. —

Doch auf der Yburg jede Nacht
Der Hölle Geister rasen.
Da waltet stets des Teufels Macht,
Wo schlimme Fürsten saßen.
Der Bau zerfiel in Schutt und Staub,
Ein Thurm noch ragt aus Waldeslaub,
Das flüstert selbst am Tage
Wie eine bange Klage.

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

Das Blutfeld.

Nach dem Tode des Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden-Baden wollte der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach dessen Kinder nicht für successionsfähig anerkennen, die aus seiner Ehe mit Maria von Eicken entsprossen waren. Die Vormünder der Kinder gaben sich vergebliche Mühe, und der Kaiser zögerte, ein Urtheil in dieser Sache zu fällen, bis nach der für den Durlacher Markgrafen so unglücklichen Schlacht bei Wimpfen (1622) der kaiserliche Reichshofrath einen Spruch that, nach welchem Markgraf Wilhelm in den Besitz aller seiner Länder eingesetzt wurde.

Als in Folge des Sieges bei Leipzig die Schweden unaufhaltsam gegen den Rhein vorrückten, führte Markgraf Wilhelm den Befehl über die kaiserlichen Truppen am Oberrhein. Er ward in mehreren Treffen von den Schweden geschlagen und sein Land von diesen besetzt und dem Markgrafen von Baden-Durlach übergeben, während Wilhelm sich nach Innspruck flüchtete. Bald darauf kam er mit einem kleinen Heere zurück, um die Schweden aus seinen Landen zu vertreiben. Allein er gerieth in einen Hinterhalt, wobei ein großer Theil seines Heeres niedergemacht wurde, und nur mit genauer Noth entging er der Gefangenschaft. Schon hatte ihn ein schwedischer Reiter am Arm ergriffen, aber weil er nur in gewöhnlicher Soldatentracht war, und der Schwede in demselben Augenblick einen reich gekleideten Offizier sah, so ließ er Jenen los, und jagte Diesem nach.

Eilig und nur mit wenig Begleitern floh Markgraf Wilhelm seiner Residenz zu, immer seine Feinde dicht hinter sich. So kam er allein bis in das Thal von Oberbeuern, wo sein Pferd todt unter ihm niederstürzte. Zum Tode müde, vermochte er seine Flucht nicht weiter fortzusetzen. Er trat jezt in ein am Wege stehendes Haus, gab sich zu erkennen und forderte die Bewohner desselben auf, ihm zu seiner Rettung behülflich zu seyn. Der Hauseigenthümer war der Stabhalter des Thals, und alsbald sorglich bereit, seinen Fürsten von der Gefangenschaft zu retten. Während sie noch über die zweckdienlichsten Mittel sich beriethen, kam ein Junge nach Haus mit der Nachricht, daß ein Trupp schwedischer Reiter das Thal herauf käme und alle Wohnungen untersuche. Jetzt galt kein Säumen mehr; doch während der Landmann besorgt nach einem Ausgang umher spähte, ward er einen schmutzigen, stummen Wagenschmierer gewahr, den er zuweilen bei sich rasten ließ. Schnell stieg jetzt ein Gedanke in ihm auf, den er eben so schnell zur Ausführung brachte. Der arme Stumme mußte sich sogleich entkleiden und in der Tracht eines der Söhne aus dem Hause sich entfernen, aber sein Fäßchen zurücklassen. Hierauf wurden dem Markgrafen die schmutzigen Kleider desselben angelegt, sein Gesicht geschwärzt und ihm die Ofenbank zum Lager angewiesen, wo er die Rolle des Stummen spielen sollte. Kaum waren die Anordnungen getroffen, so stürmten auch schon die feindlichen Reiter herein. Sie durchsuchten das ganze Haus bis in die hintersten Winkel; auch den Schlafenden auf der Ofenbank rissen sie herum und fragten, wer und was er sey. Man sagte ihnen, daß er ein armer Stummer sei, der mit Wagenschmiere handle, und hier aus Barmherzigkeit eine Schlafstelle finde; seine Heimath sey das Murgthal. Damit gaben sich die Reiter zufrieden, holten aber aus dem Stalle noch ein Kalb, welches sie am Feuer zurecht machten und verzehrten.

Am andern Morgen zeigte der Bauer dem Fürsten den Weg übers Gebirge nach Forbach, und geleitete ihn bis an die Leimenlöcher. Glücklich entkam der Markgraf abermals nach Innspruck, von wo aus er sogleich durch ein reiches Geldgeschenk sich dankbar gegen seinen Retter bewies. Nachdem er wieder in den ungestörten Besitz seiner Markgrafschaft gekommen war,

gab er ihm noch überdies eine große Besitzung von Wald und Feld zur Belohnung. Graf hieß der wackere Mann und noch lebt eine zahlreiche Nachkommenschaft von ihm.

Im Jahr 1634 war Markgraf Wilhelm abermals in seine Residenz Baden zurückgekehrt, deren Besitz ihm aber noch nicht ungestört vergönnt wurde. Der Markgraf von Baden-Durlach zog mit einem Heere gegen ihn, und die Waffen sollten entscheiden, wer über die obere Markgrafschaft herrschen solle. Auch Markgraf Wilhelm hatte ein Heer gesammelt, und zog an dessen Spitze aus, für sein gutes Recht zu fechten. In der Ebene, zwischen den Dörfern Oos und Sinsheim und dem Fremersberge, trafen die beiden Heere auf einander. Tapfer und hartnäckig wurde auf beiden Seiten gekämpft, und zwei Tage schon hatte der Kampf mit großer Erbitterung gewüthet, ohne daß einer oder der andere der Fürsten sich des geringsten Vortheils rühmen konnte. Als am Abend des zweiten Tages die Schlacht ruhte, ritt Markgraf Wilhelm, der wohl einsah, daß er ohne Verstärkung schwerlich einen gänzlichen Sieg erfechten werde können, in Begleitung eines einzigen Dieners nach dem Beuerner Thale. Hier ließ er die Vorsteher der Gemeinde zusammenrufen und stellte ihnen vor, wie er wahrscheinlich bei dem obwaltenden Kampfe der Uebermacht erliegen werde müssen, wenn er keine Hülfe bekäme; er habe jedoch von den Bewohnern dieses Thals von jeher so viel Beweise ihrer Ergebenheit gegen ihr Fürstenhaus erhalten, daß er es jetzt getrost wage, sie zu bitten, ihm aus ihrer Mitte Verstärkung an Mannschaft zu schicken. Gern und freudigen Muthes versprachen die biederen Thalbewohner ihrem Fürsten die verlangte Hülfe. Er solle nur getrost, sagten sie, am andern Tage die Schlacht beginnen, sie würden sicherlich zur rechten Zeit da seyn. Und alsbald schickten sie durch das ganze Thal und ließen alle waffenfähige Mannschaft entbieten, um zum Heere des Markgrafen zu stoßen. Und als der Morgen erschien, da versammelte sich eine gewaltige Schaar; nicht allein Jünglinge und Männer, sondern auch Frauen und Kinder zogen mit aus, für den verehrten Fürsten zu streiten. Und mit Fahnen und Musketen, mit Picken und Sensen, mit Mistgabeln und Knütteln, eilten sie durchs Gebirge nach der Seite des Fremersberges, wo sie, durch das Dickicht

verborgen, das ganze Schlachtfeld überblicken konnten. Und als der Kampf am heftigsten entbrannt war, brachen sie aus ihrem Hinterhalte hervor und fielen dem Feind in den Rücken. Dadurch entstand in dessen Reihen Verwirrung, die bald in allgemeine Flucht ausartete. Markgraf Wilhelm verfolgte mit seiner Reiterei die Flüchtigen, und bei Bühl gerieth der Durlacher Fürst in seine Hände. Wilhelm begnügte sich, ihn versprechen zu lassen, daß er künftig allen Ansprüchen auf das Baden-Badensche Land entsage, und schenkte ihm gegen diese Verzichtleistung die Freiheit.

So wird dies Ereigniß von den Bewohnern des Beuerner Thales erzählt; freilich etwas abweichend von der Geschichte. Noch aber heißt das Feld, wo die Schlacht geliefert worden: das Blutfeld.

Aloys Schreiber.

(Siehe „Sagen aus Baden und Umgegend." Carlsruhe, 1834.)

Die Teufelskanzel.

Du schauerst, Wandrer, ob dem Graus
Rings hier in Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen, grau und schwer,
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.
Da fragst, woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten;
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tiefverborgnem Quell.
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell.
So bricht er auf, erklimmt die Höhn
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele.

Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,
Als ging's zu Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen
Gar sittsam auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen,
Beginnt er leise, mild und fein,
Die Rede süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen,
Von ewigem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich hebt und regt die sündige Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott
Man kann viel leidige Worte hören. —

Da fällt's, wie lichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldner Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand,
Und still bewegt die Menge lauschet.

Und wie er spricht, beginnt's zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt,
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlassnen Kanzelstein;
Er bricht empor im wilden Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang;
Von allen Lippen festlich klingt,
Aus allen Herzen gläubig schwingt
Empor sich heiliger Bußgesang. —

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth hervor;
Mit den Riesenkrallen gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Felsen Last,
Und schleudert die Bäume, groß und schwer,
Wie Blüthenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den scharfen Huf
Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend, mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein. —

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch ficht der Böse die Menschen an,
Und will er dich locken zur sündigen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust!

August Stöber.

Die Teufelskanzel und Kloster Engelsburg.

Vor uralten Zeiten, als Satan noch lehrte,
Durch schmeichelnde Worte die Menschen bethörte,
Da sind sie von nahe und ferne gezogen
Zur Kanzel des Teufels wie brausende Wogen,
Und Manchen, der hörte die Predigten an,
Befiel wie ein Zauber der trügrische Wahn:
Er dünkte, geblendet vom höllischen Schein,
Sich glücklich, ein Kind seines Reiches zu seyn.
Nur Einer hielt gänzlich vom Wahne sich frei
Und blieb seinem Gott und den Heiligen treu;
Graf Eberstein war es, der biedere Held,
Ergraut in den Waffen auf ehrlichem Feld.
Mit Unmuth erfüllt' ihn, was Satan verübte
Zum Unheil der Menschen, was so ihn betrübte,
Daß gern er gekämpfet auf Leben und Tod
Mit ihm, sie zu retten aus Schmach und aus Noth.
Doch hielt ihn die Schwäche des Alters zurück,

Auch senkt auf sein einziges Kind er den Blick.
Ein Töchterlein war es, so lieblich und hold,
Mit Augen wie Veilchen, mit Haaren wie Gold;
So fromm wie ein Engel, so sittig und schön,
Es mußte sie lieben, wer je sie gesehn. —
Drum stellten der Ritter gar viele sich ein
Im Schloß, um die Minne des Fräuleins zu frei'n;
Sie waren von Liebe fast Alle von Sinnen,
Doch konnt' ihre Neigung sich Keiner gewinnen.
Da sprach nun der Vater; „Dem reich' sie die Hand,
Der mir von dem Bösen befreiet das Land!" —
Da wollte die Palme sich Jeder erringen
Und Satan im freißlichen Kampfe bezwingen;
Doch Keinen bekrönte der Sieg und das Glück,
Nicht Einer kam heil aus dem Streite zurück.
Da jauchzte das Volk dem Verführer aufs Neu:
„Heil unserem Herrscher, wir bleiben ihm treu!"
Doch siehe! nun schwebet vom Himmel herab
Ein Engel des Friedens mit goldenem Stab,
Berühret mit diesem in heiliger Hand
Den Teufel, daß brüllend er ferne verschwand!
Da wendet die Menge sich wieder zu Gott
Und sieht, daß die Lehren des Satans nur Spott.
Zum Himmel erhob sich nun freudig empor
Der Engel, da trat aus dem Kreise hervor
Graf Eberstein feierlich, führend zu Hand
Die Tochter im schneeigen Nonnengewand,
Und sprach: „Nur dem Sieger versprach ich die Braut —
Der Himmel ward Sieger, ihm sey sie getraut!"
Beharrend im Glauben und Gottesvertrau'n.
Ließ er nun das Kloster: „die Engelsburg" bau'n.

Emilie Scotzniovsky.

Die Wolfsschlucht.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in eine mit Felsblöcken übersäte Schlucht hinab, welcher man obigen Namen gegeben hat. Einst

verirrte sich in einer mondhellen Nacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und sich dabei etwas zu gütlich im Weine gethan hatte. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er gar nicht mehr wußte, in welcher Richtung seine Heimath lag. Müde lehnt er sich an eine Felsenwand, allmälig fallen ihm die Augen zu, — da hört er auf einmal ein lebhaftes Rascheln im Gebüsch und sieht zu seinem höchsten Entsetzen einen mächtigen Wolf, die rothglühenden Augen auf ihn gerichtet, hervorkommen. In der Angst seines Herzens fängt der arme Teufel an, auf seiner Geige alle die Tänze aufzuspielen, deren er sich nur entsinnen kann. Der Wolf stutzt anfangs, läßt sich aber doch nicht weiter abschrecken und geht wieder auf ihn los; als aber der Fiedler in Verzweiflung immer wilder und wilder auf den Saiten herumstreicht, wird es dem Meister Isegrimm ganz unheimlich zu Muth; plötzlich macht er rechtsum und ist mit einem gewaltigen Satz zur Schlucht hinaus, als ob die wilde Jagd hinter ihm her wäre.

Die ausgestandene Todesangst aber hatte den Geiger nüchtern gemacht; an allen Gliedern zitternd, doch noch immer auf seinem Instrumente fortfiedelnd, schritt er behutsam aus der Wolfsschlucht wieder hinauf und fand sich bald auf dem rechten Heimwege, den ihn blos der vorige Nebel vor seinen Blicken nicht hatte gewahren lassen.

(Aus Al. Schreiber's „Sagen aus dem Rheinthale ꝛc.“ S. 26.)

Die Wolfsschlucht.

(Metrische Version der vorstehenden Sage.)

Ein Pfeifer, gar ein flotter Gauch,
Zog einst vom Kirchweihschmauße
Vom Bühlerthal mit rundem Bauch
Um Mitternacht nach Hause.
Sein Taumelschritt besagte,
Wie baß ihm der Trunk behagte.

Herr Mond fand leider nicht für gut,
Wie sonst, ihm heimzuzünden,

Drob ward dem Zecher bang zu Muth
In dichten Waldesgründen;
Hub lallend an zu singen,
Die Angst zu überklingen.

Noch kaum begonnen hat das Lied
Des wankelfüßigen Knaben,
Da stürzt er, eh' er sichs versieht,
In einen tiefen Graben.
Wohin er streckt die Hände,
Rührt er an Felsenwände.

Doch, Höll' und Himmel! — wie erschrickt
Der ächzende Geselle,
Als er genüber sich erblickt
Zwei Augen, schaurig helle,
Die ihm mit grimmem Leuchten
Den Tod zu künden deuchten.

Da gießt der Mond ein Tröpflein Licht
Herab durchs Laub der Eichen,
Und zeigt ihm eines Wolfs Gesicht,
Mordgierig sonder Gleichen.
„O Todeskampf voll Grauen
In eines Wolfes Klauen!"

Der Pfeifer hat in höchster Noth
Sein Flötenspiel ergriffen,
Und gleich, geängstigt bis zum Tod,
Ein schmetternd Lied gepfiffen;
Wild klang der Hochzeitsreigen
Durchs mitternächtige Schweigen.

Die Vögel fliegen scheu empor,
Da solch ein Ton sie weckte;
Erbärmlich quackt im nahen Moor
Der Frosch, der aufgeschreckte;
Ja selbst die Eichen bebten,
Die manchen Graus erlebten.

Dem Wolf auch schien die Melodei
Nicht sonders zu behagen,
Er trat zurück mit bangem Schrei,
Trotz seinem leeren Magen;
Doch wie der Pfeifer ruhte,
Kam er mit neuem Muthe.

Da hat der Pfeifer abermals
Sein Flötenspiel ergriffen
Und lauter noch aus vollem Hals
Sein schmetternd Lied gepfiffen.
Wild klang der Hochzeitreigen
Durchs mitternächtige Schweigen.

Der Spielmann bläßt so lang er kann,
Sein Gaumen wird ihm trocken,
Er bläßt und bläßt, doch bald begann
Der Odem ihm zu stocken.
„O Todeskampf voll Grauen
In eines Wolfes Klauen!“

Da plötzlich ruft es von den Höhn:
„‚Vermaledeiter Bube!
Was soll dein Höllentanzgetön
Zu Nacht in dieser Grube?
Willst du den Reh'n und Hasen
Allhier ein Ständchen blasen?‘“ –

„Ach, Herzenswaidmann, helft mir doch
Aus dieses Wolfes Krallen!
Schon pfeif' ich auf dem letzten Loch, —
Laßt Euch mein Flehn gefallen!“
Der Jäger unverdrossen
Hat schnell den Wolf erschossen.

Drauf stieg der Pilger schreckensbleich
Hervor aus seinem Grabe:
„Habt Dank, Herr Schütz! Wie bin ich reich,

Daß ich dies Pfeiflein habe!
In Silber will ichs fassen
Und nimmer von ihm lassen!"

Eduard Bauer.

Anmerkungen zu den Sagen von Baden.

Kurze Uebersicht der Geschichte der Stadt Baden.

Der Stadt Baden Ursprung ist vom Dunkel des grauesten Alterthums umwoben, und nur mühsam vermag das Auge des Geschichtsforschers die Nebel zu durchdringen, welche sich über die ersten Ansiedelungen in dieser Gegend gelagert haben. Eine Sage meldet, daß schon zu Zeiten des Römerkönigs Tarquinius Priscus eine Keltische Kolonie sich hier niedergelassen habe; aus Gallien über den Rhein gedrungene beutelustige Schaaren setzten sich theils in den Thälern des Schwarzwalds fest, theils wagten sie sich tiefer in das Herz Teutschlands hinein. Hierauf entspannen sich im Laufe der Jahre blutige Kriege; die Teutschen warfen die fremden Eindringlinge nach und nach wieder zurück, bis endlich die verbrüderten schwäbischen Stämme, — Markomannen genannt, weil sie die Marken (Grenzen) mannlich schirmten, — das Land von den ungebetenen Gästen säuberten und sogar selbst über den Rhein drangen, wo sie bis zu den Voghesen und dem Hardtgebirge hin die Thalebene besetzten.

Die dunkle Gebirgskette, welche sich von der nördlichen Grenze der Schweiz, gleichlaufend mit dem Rheine, bis nach Pforzheim (Porta Hercyniæ, die Pforte des Schwarzwalds) hinabzog, hieß der Mark- oder Grenzwald; die Römer nannten ihn silva Martiana oder Hercynia, die Teutschen später Schwarzwald, von dem finstern Bilde seiner Nadelwälder.

Als Cäsar über den Oberrhein kam, wohnten hier die Triboken, die zu einer Heeresabtheilung gehörten, welche mit Ariovist, (Ehrenfest) Herzog der Markomannen, über den Rhein gezogen waren; doch mußten sie dem kaiserlichen Adlerfluge weichen und wieder über den Rhein fliehen. Als die Römer unter Tiberius und Drusus in Teutschland einfielen, zogen die Markomannen nach Böhmen und gründeten daselbst ein neues Reich. Nach der großen Befreiungsschlacht im Teutoburger Walde sah sich Teutschland endlich von dem Joche der Römer befreit, denen nur noch das sogenannte römische Zentland (agri decumates) übrig blieb, nemlich der Strich, welcher sich vom Rhein bis an den Neckar und die Donau erstreckt, wovon Baden einen Theil der Grenze bildete.

Baden wurde nun der Hauptort des Landes; nach den ältesten aufgefundenen Denkmalen zu folgern, sind die Kaiser Hadrian und Antonin die Gründer der Stadt gewesen und schlugen zuweilen hier ihren Hofhalt auf. Trajan that Vieles für den Flor der jungen Thales-

königin, brachte ihre Heilquellen in Aufnahme und erhob sie zur Stadt; vom Kaiser Bassianus Caracalla, nach Andern erst später vom Kaiser Alexander Severus, welche beide den Zunamen Aurelius führten, erhielt sie den Namen Aurelia, civitas aquensis. Von ihrem damaligen Glanze sprechen noch die ausgegrabenen Mauertrümmer, Steinbilder, Altäre, Meilenzeiger, Gefäße u. s. w. Mit Argentoratum (Straßburg), Saletio (Selz) und Pforzheim war es durch Heerstraßen verbunden, von denen, außer der Bergstraße, die eine geradaus nach dem Rheine, die andere über die Höhen in den tieferen Schwarzwald zog. Die erste, fünfte, achte und vierzehnte Legion hatte in diesen Mauern ihr Standquartier. Unter Kaiser Probus wurden hier die ersten Weinreben gepflanzt.

Aber nicht lange mochte die Herrlichkeit Aurelia's gewährt haben; sie versank vor dem Andrange der teutschen Völker, die mit gewaffneter Hand ihre Freiheit von den Fremdlingen zurückforderten, deren Zwingburgen, Kastelle und Wartthürme brachen und die Brandfackel in die zierlichen Tempel und Villen schleuderten; damals verschwand auch, mit noch viel anderen ähnlichen Ansiedelungen, unsre heitre Quellenstadt fast spurlos, als wäre sie nie da gewesen.

Die Alemannen wohnten nun, etwa vom Jahr 237 nach Christi Geb., in dieser Gegend, und die Oos und die Murg bildeten die nördliche Grenze ihres Gebietes. An Aurelia's Stelle sehen wir im Laufe der Zeit einen Ort sich erheben, den wir zuerst in einer Urkunde Dagobert's II. vom Jahr 675 als eine Ostfränkische Besitzung unter dem Namen „Badin“ erwähnt finden; späterhin begegnet er unserm Blick als der Hauptort des Oosgau's (auch Uffgau, Ußgau), sogenannt von dem Bergwasser, das bei seinem Ursprung Beinnersbach, weiter Oosbach und zuletzt Oelbach heißt. Das über den Trümmern der Römerherrschaft gegründete Herzogthum Alemannien hatte sich nämlich nicht allzulange behaupten können, ohne an die mächtigen Nachbarn, die Franken, wenigstens den Schein der Selbstständigkeit zu verlieren. Die Oberherrlichkeit der Merovinger verdrängte die uralten Götter, die Anbetung des Kreuzes griff siegend Platz und veränderte allmälig Gesinnung und Sitten.

Der bezeichnende Punkt in der Uebergangsperiode von der Barbarei zum Mittelalter ist die Regierung Karls des Großen, unter dessen Nachfolgern das von ihm gegründete Reich sich trennte. In diesen Zeiten der Verwirrung stund kein Besitz fest, und wir sehen die Quellenstadt, wie andere Orte auch, ihre Herren öfters wechseln. Ludwig der Teutsche gab Baden wieder an die Mönche von Weißenburg, denen es voreinst König Dagobert geschenkt hatte.

Unter Otto dem Großen kam der Oosgau an das Herzogthum Schwaben; im Jahr 1036 verlieh Heinrich III. bei der kaiserlichen Pfalz zu Baden, die wahrscheinlich auf dem Balzenberg gestanden, ein Erbgut an das Stift Speyer.

Eine Urkunde Otto's III. ist von Baden aus ausgestellt.

Als das Land an das erlauchte Haus der Zähringer gekommen, brachte eine Tochter dieses Stammes das Schloß zu Baden an Heinrich den Löwen, von dem es Friedrich der Rothbart durch Tausch erwarb. Von Kaiser Friedrich aber erhielt Schloß und Ortschaft zu Lehen aufgetragen Markgraf Hermann III., dessen Nachkommen hier ihren Wohnsitz aufschlugen und fortan von der Besitzung den Namen Baden führten, der späterhin von dem Regentenhaus auch auf das ganze Land überging.

Unter den Markgrafen hob sich Baden wieder aus Schutt und Asche neu verjüngt empor und behauptete bald den eine Zeitlang an Kuppenheim verlorenen Rang des Hauptortes im Oosgau; es wurde wieder mit Mauern umgeben, gegen welche im Jahr 1330 der Straßburger Bischof vergebens Sturm lief. Sonst wissen wir wenig von den Schicksalen der Stadt und ihrer Heilquellen, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, da Markgraf Christoph die alte Burg auf der Höhe verließ und das von ihm erbaute neue Schloß bezog (1479). Doch wurde jenes Stammhaus in baulichem Stand erhalten und erlag erst im Jahr 1689 bei der allgemeinen Verwüstung des Landes durch die Franzosen.

Markgraf Christoph brachte seine geliebte Badestadt wieder zu dem hohen Ruhme, dessen sie zur Römerzeit sich erfreut hatte. Kaiser und Reich, so wie der Landesherr selbst, hatten ihr große Freiheiten verliehen, und eine strenge, weise Badeordnung sicherte und zähmte die zahlreichen Gäste, welche sich alljährlich im Greiffen, Baldreit und Leuen zusammenfanden. Zank, Hader und blutige Händel waren bei Geldbuße, Stadtverweisung und Todesstrafe untersagt; eben so scharf wurden Frevel gegen Frauen und Jungfrauen geahndet; ausgemachte Trunkenbolde, Taugenichtse und Grobiane wurden gewaltsam entfernt. Dafür sah man aber auch Fürsten, Grafen und Herren die Menge jeden Sommer in das Bad ziehen. Schon damals zählte man oft bei 3000 Badegäste, worunter viele der vornehmsten Fremden; Pfalzgraf Otto Heinrich der Großmüthige baute neben dem Gast- und Badehaus „zum Vogel Greiff" ein neues Badehaus; „zum Trompeter". Auch reiche Bürger strömten von nah und ferne herbei; gelehrte Männer und Dichter schrieben und sangen das Lob der unschätzbaren Heilquellen. &c. — Siehe das Weitere im Universallexikon von Baden &c. — v. Chezy's Rundgemälde von Baden &c.

Zu „Badens Entstehung", und „Die Sage von Badens Ursprung". (Seite 173 und 176.)

Ueber den Ursprung Badens und des Wildbades findet sich in Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u. s. w." (Heidelberg, 1839) S. 146 folgende Sage:

Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrenwieser- oder Mummelsee's. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines

Männlein aus dem See nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurück zu holen. Da dieser jedoch nicht gehorchen wollte; bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm behülflich seyn, den Stier wieder einzufangen und in den See zurück zu treiben. Diese waren sogleich dazu bereit und es gelang ihnen, den wilden Stier bis an den Rand des See's zu treiben, wo er sich augenblicklich in die Fluthen stürzte und nicht mehr zum Vorschein kam. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Hirtenknaben: „Hier schenke ich Jedem von euch als Zeichen meiner Dankbarkeit einen Stein; wohin ihr ihn werfen mögt, da wird auf der Stelle ein warmer Quell entspringen, der heilsame Kräfte besitzt gegen mancherlei Krankheiten.“ — Die Knaben nahmen vertrauensvoll die Steine und bewahrten sie lange Zeit auf, ohne davon Gebrauch zu machen. Zufällig kam später einer dieser Hirten in das Thal, wo jetzt Baden liegt und ruhte sich auf dem Hügel aus, in dessen Innern die meisten Heilquellen der Stadt kochen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten hatte, nahm ihn aus der Tasche und ließ ihn den Felsen, auf dem er saß, hinabkollern, und siehe da! wo der Stein auffiel, öffnete sich ein Spalt im Felsen, aus welchem heißes Wasser heraussprudelte. So entstanden der „Ursprung“, die „Höllenquelle“ und die „Klosterquelle“ in Baden-Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein im oberen Enzthale nieder, worauf die Quellen entsprangen, welche jetzt das Wildbad bilden.

(Obige Sage gehört zum Theil zum Märchenkreise des Mummelsee's. Sie wird u. A. auch erzählt in Lud. Klüber's „Beschreibung von Baden bei Rastatt u. s. w.“ (Tübingen, 1810. Bd. 2. Seite 194.)

Zu den „Sagen vom alten Schloß.“ Von Seite 180 an.

Hier schauten vor mehr als einem halben Jahrtausend hinaus die Hermanne, die Gründer des Hauses Baden, die mit den Kaisern aus dem Heldenstamm der Hohenstaufen in die Kriege nach Wälschland und als Kreuzritter nach Palästina zogen; Antiochia in Syrien ist Hermanns IV. Grabstätte. Seine Gemahlin Irmentraud, Heinrich des Schönen Tochter, leitete von hier aus den Bau des Jungfrauenklosters Lichtenthal. Von hier aus zog Hermann V., um Gemahl der Erbtochter von Oesterreich zu werden; derselbe, dessen unglücklicher Sohn Friedrich mit seinem Jugendfreunde Konradin unter dem französischen Mordbeil fiel (1268). Markgraf Rudolf I. bekämpfte von hier aus den großen König Rudolf von Habsburg, wehrte sich ritterlich gegen dessen drückende Uebermacht und ward ein neuer Stammvater seines Hauses. Unter seinen Nachkommen kriegte der tapfere Markgraf Bernhard in zahlreichen Fehden, besonders mit den Städten Straßburg, Freiburg und Breisach, und ward ein wahrer Mehrer seines Landes. Markgraf Jacob der Friedfertige, Gründer des Stifts Baden (1453), hielt streng auf den Landfrieden, säuberte das Land von

den Straßenräubern und ersetzte aus seinem eigenen Beutel jeden Verlust, den Jemand durch sie in seinem Gebiet erlitt; den Lindenschmidt, den berüchtigten Raubritter, ließ ohne Zweifel Er einfangen und in der Stadt Baden an einen hohen Galgen hängen, wie das alte Volkslied besagt, das wir Seite 203 mitgetheilt haben. Unglücklich im Kriege war Karl I.: bei Seckenheim machte ihn Friedrich der Siegreiche von der Pfalz zum Gefangenen und entließ ihn erst gegen ein schweres Lösegeld; doch war er ein glücklicher Gemahl und Vater. Seine Gemahlin Catharina, Kaiser Friedrichs III. Schwester, munterte ihren Sohn in einem noch vorhandenen Brief auf: „er solle mit andern jungen Edelleuten sich den Ritterschlag erwerben durch tapferes Verhalten im Turnier; Jedem, der dies thue, wolle sie ein feines Hemd und goldgestickt Wamms zur Ritterweihe verehren und hoffe, als eine treue Mutter mit Spinnen wohl so viel zu gewinnen, daß ihr Sohn möge ritterlich bestehen." Und dieser ihr Sohn, Markgraf Christoph, war auch einer solchen Mutter würdig. Als Kurfürst Philipp von der Pfalz vom Kaiser und andern Fürsten hochbedrängt und Markgraf Christoph aufgefordert wurde, sich dessen Unterdrückern anzuschließen, um das von seinem Vater an die Pfalz Eingebüßte wieder zu gewinnen, so wie auch Bayern und Würtemberg damals Stücke von der Pfalz an sich rissen, so sprach er: „Nein, mein Vater hat dem Philipp von der Pfalz Treue versprochen auch in meinem Namen, und nichts wäre eines teutschen Fürsten unwürdiger, als dieses Wort zu brechen, jetzt da Philipp ins Unglück gekommen ist. Ehr' und Eid gilt bei Uns mehr, denn Land und Leut!" *)

Also waren die Fürsten, die hier ihren Sitz hatten, die Stammväter des Hauses, das jetzt Baden beherrscht. Christoph war der Letzte, der das alte Schloß bewohnte. Er baute gegen Ende des 15. Jahrhunderts das neue, dicht über der Stadt Baden gelegene. Nach ihm theilten seine Söhne das Land. Der Aelteste und dessen Nachkommen blieben oder herrschten zu Baden, daher die Linie der Markgrafen von Baden-Baden, die später zu Rastatt ihren Sitz nahmen; der jüngere Sohn Markgraf Christophs und seine Erben wohnten zu Pforzheim und später in Durlach, daher die Linie Baden-Durlach, die nun seit mehr als einem Jahrhundert Karlsruhe zu ihrer Residenz gemacht hat.

Zu „Die graue Frau von Hohenbaden." Seite 180.

Außer der grauen Frau in den alten Burgtrümmern von Baden läßt die Sage auch eine weiße Frau im neueren Schlosse spucken.

Wenige unserer Volkssagen waren so allgemein verbreitet, als die von der weißen Frau, und an keine andere hat sich der Glaube so

*) Siehe das Gedicht von Ed. Brauer: „Christoph von Baden." S. 187.

lange, selbst unter den gebildeten Ständen zum Theil noch, bis auf die Gegenwart erhalten. Hinsichtlich der Abkunft dieser räthselhaften Dame weichen die Erzähler von einander ab. Einige lassen sie aus dem berühmten Hause Meran in Südtyrol abstammen und machen sie zur Gemahlin des Grafen Heinrich oder Otto von Orlamünde, die, als Wittwe, und einem Buhlen zu Gefallen, ihre beiden Kinder gemordet haben soll. Andere versichern, auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen sey ihr Bildniß vorhanden, ganz in derselben Tracht, in der sie zu erscheinen pflege. Dieses Bild stellte aber die gegen Ende des 15. Jahrhunderts verstorbene Bertha von Rosenberg vor, welche an Johann von Lichtenstein verheirathet gewesen.

Es ist bekannt, daß diese weiße Frau noch jetzt in den Residenzschlössern von Berlin, Bayreuth, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Baden-Baden u. s. w. umgehen soll, und immer will man sie kurze Zeit vor dem Hinscheiden einer Person aus den ihr verwandten fürstlichen Familien gesehen haben. Jung Stilling führt in seiner „Theorie der Geisterkunde" das Zeugniß eines Regenten dafür an, den er zwar nicht nennt, dessen Unbefangenheit und strenge Redlichkeit aber verbürgt werden.

Da jedoch die weiße Frau nur in ihr verwandten Fürstenhäusern erscheint, so ist anzunehmen, daß die Gräfin von Orlamünde und die Gräfin von Rosenberg in der Tradition zu Einer und derselben Person gemacht wurden. Wahrscheinlich aber ist es die Erstere, welche in Berlin und Weimar, die Zweite hingegen die, welche in Karlsruhe und früher in Baden-Baden sich zeigte. Das Haus Baden ist nicht mit Orlamünde, wohl aber mit den Grafen von Rosenberg verwandt, da die jüngste Tochter des Markgrafen Philibert von Baden an einen Grafen von Rosenberg vermählt war.

Bertha von Rosenberg, oder die weiße Frau, von welcher wir hier erzählen, wurde im Jahr 1449 mit Johann von Lichtenstein in Steiermark verheirathet. Die Ehe war höchst unglücklich, und Bertha trennte sich von dem ausschweifenden Gatten, gegen den sie einen unauslöschlichen Haß im Busen trug. Später lebte sie zu Neuhaus in Böhmen, wo sie ein Schloß erbaute, wobei ihre Unterthanen lange und schwere Frohnarbeit verrichten mußten, so daß sie oft Verwünschungen gegen die grausame Gebieterin ausstießen, bis sie endlich versprach, sobald das Schloß vollendet seyn würde, ihnen „einen süßen Brei" aufzutischen, was damals so viel hieß, als: ein reichliches Gastmahl. Sie hielt Wort und verordnete, daß künftig alljährlich ein solches Gastgebot gehalten werden solle, eine Anordnung, der noch bis auf unsere Zeiten treulich nachgekommen worden ist.

Der Geist der Gräfin Bertha erscheint meist bei Nacht, bisweilen auch am lichten Tag. Sie trägt ein schneeweißes Gewand nach dem Schnitt ihrer Zeit; ihr Antlitz umwallt ein feiner durchsichtiger Schleier, der gewöhnlich von einem matten Strahl beleuchtet ist. Besonders grauen-

voll — versichern Alle, die sie gesehen haben wollen — soll der starre stechende Blick ihrer großen schwarzen Augen seyn, welche sie fest und unbeweglich auf Diejenigen richtet, denen sie begegnet, indem sie langsam und schweigend, nur von ihren seidenen Gewändern umrauscht, an ihnen vorüber schreitet. Bis ins innerste Mark bohre sich dieser eisige Blick und erfülle die Seele mit Entsetzen. Wer einmal in diese Augen geblickt, dem werde sein Lebenlang der schreckliche Eindruck bleiben. — Manchmal wird sie auch mit einem Kind an der Hand gesehen.

Ihr Erscheinen bedeutet immer den Tod eines Gliedes der fürstlichen Familie oder sonst ein schweres Unglück, welches derselben droht. Kurz vor dem Tode von Kindern aus dem regierenden Stamme will man sie vor dem Lager derselben stehend und über die Schlummernden hingebeugt erblickt haben. Sie zeigt sich bald in den Gemächern und Gängen, bald in der Kapelle, ja selbst in dem Garten des Schloßes.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1834. S. 1 u. ff. — Ferner Gebrüder Grimm's „teutsche Sagen.")

Eine Sage von einer weißen Frau, welche bei dem Badort Langensteinbach, zwei Stunden von Ettlingen, in den Trümmern einer gothischen Kapelle umgehen soll, theilt Wilhelm von Chézy in seinem „Rundgemälde von Baden-Baden", (Karlsruhe, 1839, Creuzbauer) S. 119 u. ff. mit. Wir werden dieselbe am gehörigen Orte einreihen.

Zu: „Das Kreuz auf dem Friedhofe." S. 195. u. ff.

Dies Kreuz trägt die Inschrift: „Nicolaus von Leyen" mit der Jahrszahl 1462, und zeugt durch kunstsinnige Arbeit von der Meisterschaft seines Bildners. Ueber die Entstehung dieses Kunstwerks gehen mehrere, von einander ziemlich abweichende Sagen, von denen wir zwei verschiedene Versionen mitgetheilt haben.

Ueber diesen Meister Nicolaus sagt Strobel in seiner „Geschichte des Elsaßes," Thl. III. S. 460:

„Ein sehr ausgezeichneter Künstler war der Steinmetz Nikolaus von Leyen, der auch von Leyden heißt, und seinem Familiennamen nach Lerch hieß. Als er in den Jahren 1463 und 1464 die später sogenannte alte Kanzlei vollendet hatte, sah die Straßburger Bürgerschaft mit großem Behagen oberhalb einer im Hof befindlichen, sehr schönen Thüre, außer dem Stadtwappen noch die von ihm verfertigten Büsten des letzten Grafen von Lichtenberg und der schönen Barbara von Ottenheim, die beide damals sehr häufig nach Straßburg kamen. (Diese beiden herrlichen Bilder befinden sich jetzt in der Vorhalle der dortigen Bibliothek.) Von seiner Hand ist auch der trefflich in Stein ausgeführte Christus am Kreuz auf dem Kirchhofe der Stadt Baden; die dabei befindliche Jahrzahl 1467 (?) ist zugleich das Datum, an welchem der Künstler Straßburg verließ. Friedrich III. berief ihn nach Wien, um den berühmten Sarkophag dieses Kaisers (Siehe Morgenblatt, 1833, Kunstblatt Nr. 14, S. 55 und 56) zu verfertigen, der in der dortigen Ste-

phanskirche aufgestellt ist, aber erst späterhin, nämlich im Jahr 1518, fünfundzwanzig Jahre nach unsers Künstlers Tod, vollendet wurde."

Ein anderer Elsässischer Gelehrter, Bibliothekar Lud. Schneegans in Strasburg, ist gegenwärtig mit einer größeren literarischen Arbeit über den Künstler beschäftigt.

Als ein würdiges Gegenstück des kunstreichen Friedhofskreuzes mag auch das Denkmal des Markgrafen Leopold Wilhelm (welcher 1671 in Ungarn im Türkenkrieg gefallen, und nicht mit dem berühmten Türkenbezwinger Ludwig Wilhelm zu verwechseln ist) in der Stiftskirche zu Baden angeführt werden. Jedes dieser Kunstwerke hat A. v. Maltiz in einem Sonette gefeiert.

(Vergl. E. Brauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden rc." Karlsruhe u. s. w." S. 160 u. ff.)

Zu „Christoph von Baden." S. 41.

Er regierte von 1475 bis 1526 und wohnte auf dem von ihm vollendeten neuen Schlosse zu Baden. (Siehe die Note zum alten Schloß S. 266.)

Er war ein ausgezeichneter Fürst im Kriege wie im Frieden, hochgeachtet von seinen Zeitgenossen und besonders vom Kaiser Max I., dem er wesentliche Dienste leistete.

(Vergl. A. Schreiber's „Badische Geschichte," S. 168, und Jos. Bader's „Badische Landesgeschichte," S. 385 u. ff. und S. 390.)

Zu „Ludwig von Baden." S. 188.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, gewöhnlich Prinz Louis von Baden genannt (geb. 1654, gest. 1707), ausgezeichnet als Feldherr neben einem Prinz Eugen und Malborough, ist der Drittletzte in der Reihe der Fürsten der Baden-Badenschen (Bernhardinischen) Linie, welche mit seinem jüngern Sohne im Jahr 1771 ausstarb. Seine siegreichen Feldzüge gegen die Türken sichern ihm einen glänzenden Nachruhm, so lang eine Geschichte bestehen wird. Er nahm Theil an der glorreichen Entsetzung Wiens i. J. 1683, und gewann im treuen Dienste seines nicht immer dankbaren Kaisers viele wichtige Schlachten, worunter namentlich die Vernichtungsschlacht bei Salankemen (Szlankament) i. J. 1691 hervorzuheben ist. Als Erinnerungsmaale an jene drangvolle Zeit, in welcher die Osmanen auf dem Höhenpunkt ihrer Macht, aufgehetzt von Ludwig XIV., bis zur Hauptstadt des teutschen Reiches vordrangen, verdienen der Türkenweg bei Baden (angelegt, wie behauptet wird, von gefangenen Türken) und die reiche Sammlung türkischer Trophäen im Rastatter Schloß (türkisches Kriegs- und Lagergeräth mannigfacher Art) hier Erwähnung.

Das Vertrauen der Stände des teutschen Reiches führte den Türkenbezwinger zur Hülfe gegen den westlichen Erbfeind an den Ober-

rhein. Wegen Mangel an kräftiger Unterstützung mußte er sich zwar auf weise Vertheidigungsmaßregeln beschränken, entwickelte aber auch hierin seine seltene Heerführergabe. Noch sind die Ueberbleibsel der verschanzten Linie, die er vom Rhein aus am Schwarzwald gegen Heilbronn zu anlegte, Zeugen seiner Thätigkeit. Die Anlegung Rastadts zu einer Festung, welche unlängst durch Bundesbeschluß zur Ausführung kam, war schon sein Gedanke. Niemals war Markgraf Ludwig in einer Schlacht überwunden worden; wenige der berühmtesten Feldherren stehen ihm hierin gleich; darin aber viele, daß ihm, neben hoher Auszeichnung, Undank in reichem Maße zu Theil wurde.

(Vergl. „Der durchl. Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung, Großthaten und Absterben." Frankfurt und Leipzig, 1695, Thl. II. J. Bader „Badische Landesgeschichte," S. 529, 530. — Frhr. Phil. Röder von Diersburg: „Des Markgrafen Ludwig von Baden Feldzüge wider die Türken," Bd. I. S. 62, 91 ff.; Bd. II. S. 154 ff., 193. Urkund. Anh. S. 433.)

Schon oben ward erwähnt, das Markgraf Ludwig seinen Fürstensitz von Baden nach Rastadt verlegte. Es geschah dies im Jahr 1706. Der Bau des prächtigen Schloßes hatte schon im Jahr 1697 begonnen. Daß dies Schloß im Jahr 1714 und 1797—1799 Sitz einer für das teutsche Reich verhängnißvollen Friedensunterhandlung wurde, ist allgemein bekannt.

Markgraf Ludwigs Gemahlin war die strengfromme Markgräfin Sibylle, Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg. Das im Jahr 1725 erbaute Lustschloß Favorite, eine Stunde von Rastatt gelegen, ein sehenswerthes Musterwerk des altväterischen Geschmacks (der in neuester Zeit als Rococo wieder zu Ehren kam) zeugt von ihrem Kunstsinn, die dabei angelegte Einsiedelei von ihrer strengen Frömmigkeit. Wär' es nach ihrem Sinne gegangen, so würde nicht der heidnische Donnergott mit den kriegerischen Blitzen, sondern irgend ein friedsamer Schutzheiliger auf der Kuppel des Rastatter Schloßes prangen.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden, "Thl. II. S. 100—117. — Kolb's „Lexikon von Baden", Bd. I. S. 289, Bd. II. S. 81. — Ed. Brauers „Sagen und Geschichten der Stadt Baden u. s. w." S. 179 und 180.)

Zu „Kellers Bild und Kreuz." S. 199 und 201.

Der Ursprung dieser Sage mag in der Zeit der Ausgrabung und Aufstellung der römischen Alterthümer, woran der Boden der Badener Gegend so reich war, zu suchen seyn. Diese, der heidnischen Götterwelt erwiesene Ehre mußte dem Volke, nach den damals herrschenden Begriffen, als ein frevelhaftes Beginnen erscheinen.

Zu „Der Lindenschmidt." S. 203.

Dies alte Volkslied aus dem Ende des 15. Jahrhunderts findet sich in Uhland's „Alte deutsche Volkslieder", Th. 1, S. 358, darin noch ein zweites Volkslied vom Lindenschmidt mitgetheilt ist; ferner in

Fr. v. Erlachs „Volkslieder der Teutschen" (aus dem „Knaben Wunderhorn" entlehnt). Die Begebenheit fällt in die Zeit des Kaisers Maximilian I., als durch den ewigen Landfrieden vom Jahr 1495 dem Unwesen der Privatfehden und dem Faustrecht gesteuert werden sollte. Lindenschmidt war der Name, unter welchem ein durch Kraft und Tapferkeit, Gewandtheit und List ausgezeichneter Raubritter in den Gegenden der Rheinpfalz berüchtigt war. Der im Lied erwähnte Junker Kaspar ist Kaspar von Frondsberg, der Bruder des berühmten Georgs, Anführer der Heere des schwäbischen Bundes.

Zu „Fremersberg." S. 209.

Der Fremersberg zieht sich von dem Thälchen bei Baden, durch welches der Mühlbach fließt, bis an die Heerstraße von Sinsheim nach Steinbach hin. An der Waldspitze, wo sich eine schöne Aussicht in das Elsaß öffnet, baute im Jahr 1411 ein Einsiedler, Bruder Heinrich genannt, eine Klause und eine Kapelle. Im Jahr 1415 gesellten sich noch einige Brüder zu ihm und die Klause wurde vergrößert. Als der berühmte Johann von Capistran in Teutschland einen Kreuzzug gegen die Türken predigte, hielt er sich eine Zeitlang bei diesen Einsiedlern auf, und seine Zelle wurde später in eine Kapelle verwandelt. Ein Zufall gab Veranlassung zur Umwandlung der Einsiedelei in ein Kloster. Markgraf Jakob verirrte sich einst, wenige Jahre vor seinem Tode, auf der Jagd und wußte in der nächtlichen Finsterniß keinen Pfad und keine Richtung mehr zu finden. Er stieß in sein Hüfthorn und seine Hunde huben ein lautes Gebell an. Das hörten die Eremiten, gingen ihm mit Fackeln entgegen, führten ihn in ihre Wohnung und bereiteten ihm ein Nachtlager. Aus Dankbarkeit verwandelte der Markgraf die Klause in ein Kloster und besetzte dasselbe mit Franziskanern aus dem Oberland, um 1451. Dieses Kloster entging glücklich den fürchterlichen Zerstörungen von Melac's Mordbrennerbanden. In der letzten Zeit starben die Mönche aus bis auf drei, und als auch von diesen noch zwei den Zoll der Natur bezahlten, wurde das Kloster aufgehoben und das Gebäude auf den Abbruch versteigert.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt". Jahrgang 1827. S. 4.)
(Die Seite 64 mitgetheilte Sage spielt, was die Hauptscene, nämlich den Teufelsspuck betrifft, in dem sogenannten „Klopfengraben" bei der Yburg. Siehe die Note zu „Yburgs Fall" S. 157.)

Zu „Die Rettung des Klosters Lichtenthal." S. 282.

Klüber im mehrerwähnten Werke, Thl. II., S. 20. — Schreiber in dem Buch: „Baden im Großherzogthum mit seinen Heilquellen" u. s. w. S. 166, und Kolb im „Lexikon von Baden," Bd. II., S. 214 theilen diese Erzählung mit.

Auf welch barbarische Weise die Franzosen unter Marschall Duras auf Befehl des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. und seines

Kriegsministers Louvois im Jahr 1689 auch in Baden und der Umgegend hausten, ist ausführlich beschrieben in dem Werke: „Der durchlauchtigsten Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung, Großthaten und Absterben u. s. w., Frankfurt und Leipzig 1695,“ S. 54—77. (Dies weniger gekannte Buch, und nicht Sachs' Badische Geschichte, wie neulich in öffentlichen Blättern hervorgehoben wurde, ist wohl die älteste in teutscher Sprache erschienene badische Geschichte.)

„Alle Gotteshäuser“ — heißt es darin — „stunden in vollem Brand, und die Glocken mußten in den Flammen gleichsam in Thränen zerschmelzen, und in diesem Feuer alle kranke, elende und mühselige Leute, die nicht von der Stelle fliehen konnten und sich noch mit einiger Hoffnung auf des Königs Gnade speisten, elendiglich begraben werden. Es war ein solches grausames Spektakel, dergleichen wohl niemals kaum gesehen worden: der Himmel war klar und heiter und wurde in Kurzem mit einer schwarzdicken Rauchwolke als mit einem Trauerkleide verfinstert und die helle Sonne verbarg ihren Glanz. — Das arme Christenvolk war gezwungen, aus diesem Jammer in die Wälder zu fliehen und sich in den Höhlen und Wohnungen der wilden Thiere zu verbergen“ 2c.

Das Kloster Lichtenthal wurde 1245 von Irmengard, Wittwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, einer gebornen Pfalzgräfin bei Rhein, Tochter Herzogs Heinrich des Schönen und Enkelin Heinrichs des Löwen von Braunschweig, dem Sinn und Vorhaben ihres verstorbenen Gatten gemäß, gestiftet. Ihre Gebeine nebst denen vieler Fürsten und Fürstinnen des Badischen Hauses ruhen an dieser Friedensstätte. So manchen Gefahren glücklich entgangen, fiel das Kloster zu Anfang unseres Jahrhunderts dem allgemeinen Loose der Secularisirung anheim, aber der hochherzige Fürst Karl Friedrich stiftete es „wegen stets bezeugter dankbarer Treue und Anhänglichkeit an das Haus Baden, und weil das Erbbegräbniß der badischen Ahnen sich darin befindet,“ bald darauf von Neuem, und so konnte dasselbe denn am 1. Mai 1845 das Fest seines 600jährigen Bestehens feiern.

(Vergl. Klüber und Kolb am angeführten Orte. — J. Bader, „Badische Landesgeschichte,“ S. 157, so wie dessen Schriftchen: „Die Stifter des Klosters Lichtenthal sind auch Gründer der Markgrafschaft Baden.“ — M. v. Schenkendorf und F. F. v. Maltiz u. A. haben das liebliche Lichtenthal besungen.)

Im Hofe des Klosters befindet sich auch seit mehreren Jahren die v. Stulzische Waisenanstalt, hervorgerufen durch die Stiftung eines wackern Mannes, der in Kippenheim (Bezirksamt Ettenheim) von mittellosen Eltern geboren, sich in der Fremde durch Fleiß und Betriebsamkeit ein glänzendes Vermögen erwarb und seines alten Heimathlandes mit freigebiger Dankbarkeit gedachte.

(Siehe Ed. Brauer's „Sagen und Geschichten“ 2c. S. 163.)

Zu Mone's „Anzeiger“ 1839 ꝛc. heißt es unter der Ueberschrift: „Todesvorzeichen“ vom Kloster Lichtenthal:

„Das Kloster Lichtenthal ist von dem badischen Fürstenhause gestiftet und viele Mitglieder desselben liegen in der alten Kirche begraben. Steht einem Gliede dieses Hauses ein Todesfall bevor, so erlöscht in der Kapelle jedesmal die ewige Lampe.“

Zu „Der Wasserfall von Geroldsau.“ S. 227.

Ich glaubte diese Romanze, als aus der Feder einer talentbegabten einheimischen Dilettantin, hier füglich einreihen zu dürfen, konnte mir aber eben so wenig versagen, in Bezug auf Form und Metrum, bedeutende Veränderungen mittelst der Feile darin zu treffen, was mir hoffentlich die Frau Verfasserin nicht als ungalantes Verfahren auslegen wird.

Der Herausg.

Zu „Die Hütte bei Eberstein.“ S. 230.

Der alten Sage nach soll an der Stelle jener Hütte ein Kloster errichtet worden seyn, welches Kloster Engelberg genannt wurde. Die Geschichte berichtet weder das Jahr ihrer Entstehung, noch das seiner Zerstörung. Mit dem Gebäude scheint auch alle Kunde von seiner Geschichte untergegangen zu seyn, und wie von jenem keine Spur mehr zu finden ist, so sucht man auch vergebens in den alten Chroniken nach einer Erwähnung dieses Frauenklosters. Nur im Munde des Volkes hat sich noch Weniges erhalten. Weiße Gestalten sollen an der Stelle, wo das Gebäude stand, in der Mitternachtstunde umherwandeln, und lieblicher Gesang auf der Höhe sich hören lassen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend.“ Karlsruhe, 1834.)

Zu den „Sagen von der Yburg.“ S. 242.

Der Weg zu diesen Schloßtrümmern führt von Baden aus über den Beitig, hinter dem Selighof, von der Fahrstraße ab, links empor im Walde, dann durch eine Schlucht, der Klopfengraben genannt, und endlich in gemächlicher Windung aufwerts bis zur Ruine, von welcher, außer dem noch wohl erhaltenen Thurme, zu dessen Zinne eine hölzerne Treppe leitet, wenig mehr übrig ist; den andern Thurm zerstörte ein Blitzstrahl zur größeren Hälfte, und das übrige Gemäuer, mit einem Portal, zeugt noch von dem nicht unbedeutenden Umfange der Burg. Die Aussicht von der Plattform des Thurmes, östlich über das Gebirg und westlich in das weite lachende Rheinthal, ist durch ihren Contrast überraschend und außerordentlich reich. Der Ursprung dieser Veste ist ein bisher ungelöstes Räthsel; kaum Vermuthungen wagt die Geschichte darüber. Die feste Bauart und die Lage auf einem

in die Rheinebene ziemlich weit vorspringenden und sie weithin beherrschenden Bergkegel, sprechen von hohem Alterthum. Vielleicht stund hier ebenfalls schon ein römischer Wartthurm, oder ein treuer Wächter der alemannischen Marken sandte von hier aus den sorgsamen Blick in die Ferne. Wir finden den Berg nicht früher erwähnt als im Jahr 1382, und zwar nur nebenbei in dem Lehensbriefe, den Kaiser Wenzel dem Markgrafen Bernhard von Baden ertheilte. Markgraf Georg Friedrich soll die Yburg auf's Neue hergestellt und befestigt haben. Im Jahr 1689 war sie jedoch wieder gänzlich unbewohnbar gemacht worden.

Auf dem Badener alten Schlosse haust, dem Volksglauben nach, kein Gespenst mehr als die weiße Frau; die Ebersteinburg ist ganz frei von allem Spucke, aber die Yburg ist der Platz, wo Geister und Kobolde ihr Wesen treiben, und alle die bösen Teufel, welche vor Zeiten, in Säcke gebunden, von Mönchen heraufgeschleppt und in diese Mauern gebannt wurden. (Siehe Spindlers Mährchennovelle „Der Teufel im Sack" in seinem Taschenbuch „Vergißmeinnicht für 1846.") — Ein einzelner Kobold pflegt im Klopfengraben zu spucken; aber er ist von ziemlich friedlicher Gesinnung und hat es nur, gleich dem Gespenst an der Kanderner Straße, auf Weinbenebelte abgesehen, die er gerne vom Wege seitab in das Bächlein führt.

Merkwürdig ist der Umstand, daß der Ursprung von noch zwei alten Schlössern, welche den gleichen Namen führen, und deren eine in der Schweiz, die andere in Westphalen liegt, eben so vom Dunkel der Zeit verhüllt ist, als der unsrer Yburg.

(Vergl. W. v. Chezy „Rundgemälde von Baden" rc. S. 73.

In Bezug auf J. Hubs Ballade „Fortunat von Baden" (Siehe S. 249 dieses Buches) führen wir hier noch an, was Al. Schreiber in seinen „Sagen aus den Rheingegenden rc." über Fortunats Leben und Treiben auf der Yburg erzählt:

„Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde sie von einem Kastellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der schönen Cäcilie von Schweden und Enkel Gustav Wasa's, hatte darin sein alchymistisches und magisches Laboratorium aufgeschlagen, wo er unter Beihülfe zweier Italiener, des Paolo Pestalozzi von Chiavenna und des Muscatello von Chio den Stein der Weisen hervor zu bringen, Tag und Nacht, wiewohl vergebens, sich abmühte und allerlei andere Versuche anstellte. Unter Anderm verfertigte Pestalozzi aus Wachs ein Bild des Markgrafen Ernst Friedrich von Durlach, des geschwornen Feindes Eduard Fortunats. Dabei wurden die gewaltigsten Zauberformeln gesprochen, welche bewirken sollten, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bildniß abgeschossen würden, auch zugleich das Bildniß selbst, sey es noch so weit entfernt, träfen. Als das Wachsgebilde fertig war, heftete man es an eine Thüre und ein Pistol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel drang nicht allein

durch die Brust des Bildes, sondern auch durch die dünnen Bretter der Thüre, und in diesem Augenblick erscholl ein markerschütternder Geschrei im Nebengemache. Die schöne achtzehnjährige Tochter des Kastellans, die Buhlgenossin des Markgrafen, lag, von der Kugel mitten durch das Herz getroffen, in ihrem Blute zu Boden gestreckt, und seit dieser Zeit trieb allnächtlich ein solcher Geisterspuck auf der Yburg sein Wesen, daß ihre Bewohner sie verlassen mußten. Die Burg selbst versank allmälig in Trümmer. Mehrere Jahre später — berichtet die Sage — beschworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und Hausgespenster aus der Gegend in einen großen Sack und trugen sie darin auf die Yburg, wo sie losgelassen und in den Ruinen festgebannt wurden, weßhalb sich noch jetzt nur selten ein Mensch bei nächtlicher Weile in die unheimlichen Räume der alten Burg hinaufwagt."

In der Zeitschrift "Curiositäten der Vor- und Mitwelt 2c." 8. Bd. S. 397 u. ff. lesen wir Nachfolgendes über Fortunat:

„Da der mörderische Anschlag auf das Leben des Markgrafen Ernst Friedrich zu Baden weltbekannt wurde und derselbe sich genöthigt sah, was er gegen das Benehmen, Treiben und Thun des Markgrafen Eduard Fortunatus zu sagen hatte, öffentlich auszusprechen, so erschien nachfolgende merkwürdige Schrift im Drucke:

"Gründlicher, Wahrhafter und Bestendiger Bericht: Was sich zwischen dem Markgrafen Ernst Friedrich zu Baden 2c. und zwischen Markgraf Eduardi Fortunati Dienerschaft und von ihm selbst verloffen" 2c. 1595. 4."

In dieser Schrift heißt es:

"Nicht allein weltkundig muß es, sondern bewiesen soll es auch werden, daß Markgraf Eduard Fortunatus zweimal dem Markgrafen Ernst Friedrich nach dem Leben gestanden, zuletzt auch noch den Burgvoigt zu Norbug, Franz Löcher, anreizen wollen, die That zu vollbringen. Es sah sich daher der Markgraf Ernst Friedrich genöthigt, Kaiserl. Majestät Alles zu berichten und zum Beweise fortzufahren, der Untersuchung Platz und Ranm zu lassen. Da ergab sich dann, daß, als der Markgraf Ernst Friedrich, nach Recht, den obern Theil des Markgrafenthums in Besitz nahm, sein Vetter, der Markgraf Eduard Fortunatus, sogleich Mordanschläge gegen ihn und seinen Bruder, den Markgraf Georg Friedrich, mit bösem Sinne faßte. Aber der Himmel verhinderte die Ausführung der Mordanschläge und es wurden als Verbrecher eingezogen die Eduard'schen Diener: Paul Pestalotzi aus Chiavenna und Franz Muscatello aus Vicenza, nach Durlach geführt und denselben der Prozeß gemacht.

„Es lebte aber dieser unselige Markgraf Eduard Fortunatus ein solch dissolutes Sattelleben,*) daß er sich selbst nicht scheuete,

*) Ein Sattelleben, ein Stegreifleben führen, hieß im Mittelalter bei den Edelleuten: vom Raube leben.

den Plackereien in eigener Person beizuwohnen, seiner Fürstlichkeit ganz vergessend. Er ritt zur Rauberei mit seinen Dienern auf die Straßen, versteckte sich in die Kornfelder, fiel heraus und beraubte die Reisenden ohne Scheu und Scham; warf die Fuhrleute nieder, beraubte die Kaufleute und nahm was er bekommen konnte. Das that er Alles frei und öffentlich, ließ die Beraubten binden und zählte in ihrer Gegenwart das ihnen abgenommene Geld, was er alsdann nach Wohlgefallen mit seinen Raubgesellen theilte. Dabei kam es auch zu Mordthaten, wie an einem wälschen Krämer geschehen, der erschossen wurde. Mit den ihm abgenommenen Sachen schmückte der Markgraf sein Schloß aus.

„Wie nun immer eine schlechte Handlung die andere nach sich zieht, so hat Markgraf Eduard auch sich des Falschmünzens unterfangen, welches in den Rechten sowohl als in der Kaiserl. Peinlichen Halsgerichtsordnung hoch verboten ist Aus einer sonderbaren Mixtur von Metallen, welche der Malefikant Franz Muscatello zu bereiten wußte, wurden Ferdinandische Thaler, Klippenthaler, Portugaleser von 10 Dukaten Werth, ꝛc. geprägt, dieselben auf der Frankfurter Messe ausgegeben und die Leute damit betrogen. Er, der Markgraf selbst, war zugegen, wenn gemünzt wurde, und zog das zu Augsburg erkaufte Preßwerk mit eigener Hand. Die Stempelschneider zu bekommen, brauchte er Gewalt und hielt sich Alles für erlaubt.

„Ja, er ließ sich von dem leidigen Satan so weit treiben, führen und einnehmen, daß er einem seiner Vettern durch ein von Muscatello zubereitetes Giftwasser, als er sie zu Gaste bat, das Leben nehmen wollte. Eben das war er zu thun gesonnen, als Markgraf Ernst Friedrich nach Ettlingen kam, um dort ein Passionsschauspiel vorstellen zu sehen. Dieses Giftwasser, dessen noch eine gute Portion auf dem Schlosse zu Baden gefunden worden, hat seinen wirklichen Effect an vielen Personen gethan, wie die urzichtlichen Aussagen sub Rubrica de Veneno beweisen und darthun. So war auch noch ein anderes Gift vorhanden und gebraucht worden in Gestalt eines unschädlich scheinenden, weißen Salzes.

„Dabei ist es aber nicht geblieben. Sondern es hat Markgraf Fortunatus auch ein teuflisch-zauberisches Mittel zur Hand genommen, welches der Malefikant Pestalozi vollführen sollte, den Markgraf Ernst Friedrich zu tödten; Siehe die urfichtlichen Aussagen sub Rubrica de Imagine. Das sollte geschehen durch ein sonderlich dazu geformtes Bildniß, welches des Markgrafen Ernst Friedrichs Person repräsentiren und nach Ausweisung seiner negromantischen und zauberischen, bei ihm gefundenen Bücher, mit Beschwörungen und anderen teufelischen Zierlichkeiten und Solennitäten hat zugerichtet werden sollen. Zu dem Ende sandte der Markgraf Fortunatus seinen eigenen Hofkaplan und Meßpriester, Marko del Furno, nach Trarbach mit seinem eigenhändigen, mit seinem Wappen verpetschirten Brief an

den Malefikanten Pestalozi; der Hofkaplan aber, als er des Briefes Inhalt erfahren, mißbilligte Alles und mochte nicht einwilligen. Ja, es ist gewiß, daß die erschreckliche und verfluchte Sünde der Negromantie und Zauberei bei dem Markgrafen Fortunato und seinen Complicibus im Schwange ging und für keine Sünde gehalten wurde; wie auch der Probst Born von Madrigal zu Baden ausgesagt und bekräftigt hat. Es hatte auch Fortunatus einen Eid von Pestalozi genommen und sich mit ihm zu dem greulichen Bubenstück verbunden, und mit dem Verlust ihrer Seelen, ihres Heils und ihrer Seligkeit dem leidigen Satan sich selbst zum ewig verfluchten Pfande gesetzt."

Es folgen nun die Beilagen und Beweise, die Verrechnungen und Aussagen, nach welchen Pestalozi und Muscatello nach rechtlichem Ausspruch geviertheilt werden sollten. Der Markgraf Ernst Friedrich begnadigte sie aber dahin, daß sie enthauptet wurden. Jedoch wurden ihre Leichname geviertheilt und an den Straßenecken aufgehangen.

„Pestalozi hatte gar sonderbare Examina auszuhalten, in denen er u. A. aussagte: "Er sey verheirathet und sein Weib heiße Lagora. Die mit ihm umherziehende Dirne, Madama genannt, sey mehr des Markgrafen Fortunati Concubine als seine eigene. Er müsse aber auf Befehl dieselbe mit sich führen auf seinen Namen. Er wisse nicht, ob er oder der Markgraf des Kindes Vater sey. Die magischen Bücher habe sein Herr aus Löwen erhalten. Die Falschmünzerei sey gut gegangen. Das Vergiften sey verunglückt. Das Bildniß sey gefertigt worden von Leim und Jungfernwachs, dann angezündet und der 108. Psalm darüber gesprochen worden. Es habe diese Incantation aber nichts gefruchtet." Uebrigens agnoscirte Pestalozi das ihm vorgezeigte Giftpulver, die Bildform und die Münzformen.

Muscatello bekannte gleichfalls, was er gethan. Er hatte (als geübter Italiener in diesen Münz- und Giftkünsten) das Metall zur falschen Münze verfertigt, das Gift gemischt rc. und gravirt einen gewissen Capitain Paul gar sehr. Dieser wollte das Vergiften übernehmen, wie er sagte. Ein gewisser Bernardo Compostini gab die Bereitung des Giftes an, welche man jedoch vorsichtigerweise nicht mitgetheilt hat."

Murgthal.

Die Wolfsschlucht und die Waldkapelle bei Selbach.

Kommst etwa du einmal der Wolfsschlucht nah,
Dann, Wanderer, nimm dich in Acht!
Unheimliche Wesen nur treiben sich da
Im düsteren Schleier der Nacht.

Dort sucht eine Hexe sich allerlei Kraut
Zusammen bei mondlichem Strahl,
Draus liebesbethörende Tränke sie braut
Im Kessel im einsamen Thal.

Sie schwingt um den Herd sich im lustigen Tanz,
Qualm wälzt sich betäubend heraus,
Von ferne schon siehst du den höllischen Glanz,
Dann kreuz' dich und flüchte nach Haus!

Jetzt aber geschieht dies nur Einmal im Jahr,
In Andreas' geheiligter Nacht:
Dann kochen im Kessel die Gifte sich gar,
Die rühret die Hexe mit Macht.

Vor Zeiten, da war sie ein reizendes Weib,
Bezaubernd durch Satanas' Kunst,
Doch ihm war verfallen mit Seele und Leib,
Wer je sich erfreut ihrer Gunst.

Einst führte die Jagd einen Ritter daher,
Verirrt in dem einsamen Wald;
Ihn quälte der Durst und die Hitze gar sehr,
Die Kräfte versagten ihm bald.

Er wankte so müde das Thälchen entlang,
Zu forschen nach labendem Quell,
Da plötzlich vernimmt er, o himmlischer Klang!
Ein Rieseln aus heimlicher Stell'.

Er bricht durchs Gestrüppe sich eilige Bahn,
Doch bleibt wie gebannt er bald stehn:
Dort lächelt das reizendste Mägdlein ihn an,
Die je noch sein Auge gesehn.

Am Borne dort sitzt es, auf moosigem Rand,
Und schöpft aus den Wellen so klar
Ein goldenes Schälchen mit zierlicher Hand,
Und bietet dem Ritter es dar.

Der schlürfet mit gierigen Zügen den Trank,
Doch kaum ist der Becher geleert,
So fühlt er im innersten Herzen sich krank,
Von glühender Liebe verzehrt.

Nicht spielt sie die Spröde, nicht bebt sie zurück,
Da kosend sein Arm sie umschließt,
Die Minne verheißt ihm das seligste Glück,
Das sehnenden Herzen ersprießt.

„O Liebchen! und liebst du mich innig und wahr,
So reich' mir als Gattin die Hand,
Auf ewig vereinige uns am Altar
Der Kirche geheiligtes Band!"

Ein Klausnerkapellchen ist nahe dem Ort,
Da führt er die Sträubende hin;
Wohl flüchtete gerne sie wieder sich fort,
Doch läßt er sie nimmer entfliehn.

Schon kniet vor dem Priester das bräutliche Paar,
Schon hebt er zum Segen die Hand, —
Da schmettert der Donner, es wankt der Altar,
Sturz drohet das Dach und die Wand.

Noch einmal ein Schlag — mit betäubendem Krach
Der Boden sich spaltet zum Grab,
Und schlingt vor den Augen des Ritters jach
Das schreiende Bräutchen hinab. —

Und als er der Sinne sich wieder bewußt,
Da war ihm entfremdet die Welt:
Statt von irdischer Lust, ihm nun einzig die Brust
Von himmlischem Drange geschwellt.

Das Kirchlein erbaut er nun wiederum neu,
Der heiligen Jungfrau geweiht;
Dort lebt er noch lange in Büßung und Reu,
Bis Ruhe der Herr ihm verleiht. —

Bei Selbach im Walde, da winkt es dir zu,
Das Kirchlein, so traulich und kühl,
Dort wieget die heilige Mutter in Ruh
Des stürmischen Herzens Gewühl.

A. Schzlr.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felsenmasse führt, welche insgemein die Wolfsschlucht genannt wird.

Nach H. Schreiber in seinem Taschenbuch „Baden-Baden, die Stadt" 2c., S. 187, wäre der Name Wolfsschlucht der allbekannten Oper „Freischütz" entlehnt, also neuesten Ursprungs; jedenfalls dürfte unsere Sage in der Nähe Badens ebenfalls heimisch geworden seyn. Mochte sie auch nicht gerade an jene Stätte sich knüpfen, so ist doch die Stelle sehr geeignet, den Schauplatz der Sage darzustellen. Es ist dieselbe Schlucht, in welcher der arme Geiger (Siehe S. 125) sein Abenteuer mit dem Wolfe bestand. — Das Dorf Selbach liegt in einem Seitenthälchen des Murgthals.

Die Hölle.

Im Murgthal, zwischen Langenbrand und Gausbach, wo die Murg zwischen Felsen sich krümmt, ist die finstere Klinge; die Stuhläcker ziehen sich von da bis an die sogenaate Hölle. Das ist eine ungeheure Oeffnung, welche tief in den Berg hinein geht, und deren Ende und Beschaffenheit Niemand ergründet hat. Denn das Gewürm und Ungeziefer verwehrt den Eingang, und die bösen Geister treiben dort ihr Wesen und huschen aus und ein. Vor der Hölle stehen zwei mächtigen Felsen mit vielen zackigen Spitzen fast grad in die Höhe, die man nicht ersteigen kann; der eine ist ganz schwarz als wenn er angebrannt wäre. Es mag wohl einige und siebzig Jahre seyn, da war zu Forbach ein sehr braver Schulmeister, der aber an keine Geister glaubte. Da ging er einmal nach Gernsbach hinunter, um etwas einzukaufen, das gab er seiner Tochter mit, die er voraus heimgehen ließ, denn er wollte später zurückkehren. Da er noch mehr Geschäfte auf dem Wege besorgte, so hatte schon die Betglocke geläutet, als er von Weißenbach nach Langenbrand wollte. So kam er bis an den Langenbrander Berg, der auf die breite Wiese hinabführt, die sich an die Felsen vor der Hölle hinzieht. Da verließ ihn aber sein Schutzengel; er kam auf der Wiese aus dem Pfade, und es war ihm, als würd' er schwebend in die Höhe gehoben und fortgebracht. So kam er durch Gebüsch und Berghänge, behielt aber seinen Stock und Hut; er wollte schreien und konnte nicht; er meinte manchmal zu sitzen, und rutschte wieder fort; aber wie schmerzlich es ihm auch war, so sah man nachher doch keine Verletzung an seinem Leibe. Zuletzt fand er sich auf einem spitzen Steine, wo er nicht sitzen konnte und die ganze Nacht stehen mußte. Am Morgen sah er zu seinem Schrecken, daß er auf dem hohen Felsen vor der Hölle stand und nicht mehr herab konnte. Da bat er Gott um Erlösung und sah Flößer auf der Murg herabkommen, denen er um Rettung zurief. Sie erstaunten ob diesem Wunder, holten Leitern herbei und brachten mit großer Mühe und Gefahr den Schulmeister glücklich

herab. Er wurde aber nachher gefährlich krank, doch nach seiner Genesung sprach er nicht mehr gegen die Geister. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger 2c." 1834.)

Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle gebaut; allein die Stelle war schlecht gewählt, das Wasser trat daselbst oft aus, und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Dies verdroß den Müller gewaltig und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, rief er in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf dem Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte!" Kaum war dies Wort aus seinem Munde, als auch schon der Teufel vor ihm stand und sich bereit erklärte, seinen Wunsch zu erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß er ihm seine Seele auf ewig verschreibe. Lange kämpfte der Müller mit sich selbst, bis er endlich einwilligte; doch mußte ihm der Teufel noch überdies vierzig sorgenlose Lebensjahre und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberg zusichern, die aber in der ersten Nacht, noch vor dem Hahnenschrei, fertig seyn müsse. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung; das Gebäude war fest und zweckmäßig eingerichtet und ein starker Waldbach trieb ein oberschlächtiges Rad für sechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein in dem Bau fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbei zu holen. Schon schwebte Satanas mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da fing der Hahn im nahen Dorfe Loffenau zu krähen an. Ergrimmt darüber, schleuderte der Böse den Quaderstein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend dieselbe auseinander, so daß nichts übrig blieb, als ein Haufe Trümmer,

---

*) Die Geschichte hat sich wirklich zugetragen, die Erklärung gehört der Sage.

die zum Theil jetzt noch den Steinberg bedecken, der davon den Namen „Teufelsmühle" bekam. In der Nähe sieht man sieben Felsenkammern, rings umher groteske Felsenblöcke.

(Aus Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc. rc.")

Etwa dreiviertel Stunden vom Dorfe Loffenau an der Murg erhebt sich einer der höchsten Berge der Umgegend, die „Teufelsmühle" genannt, an dessen steilem Hange sich sieben Gewölbe befinden, wohin der „Neue Weg" über den „Teuchelwald" führt. Von den Gewölben stehen drei in einer Reihe, durch natürliche Pfeiler gestützt und verbunden, ebenso zwei andere über diesen, und die beiden übrigen seitwerts, so daß man nur mit Gefahr hingelangen kann. Diese Hallen scheinen durch Auswaschungen der Gebirgswasser entstanden zu seyn. Eine Viertelstunde weiter oben findet man die Teufelsmühle: ein Chaos von Sandsteinblöcken, deren einer mehrere Schuh tief wie mit einem Instrument eingesägt ist, welche Arbeit die Landleute für ein Werk des Teufels halten. Etwas weiter abwerts gelangt man an das Teufelsbett, einen großen, wahrscheinlich ebenfalls durch das Wasser ausgehölten Stein, den ein überhängender Block zu bedecken scheint.

(Vergl. „das Murgthal" rc. von Jägerschmid. Nürnberg, 1800. S. 200.)

Der Klingel.

Diesen Namen führt eine kleine Kapelle, die hinter Gernsbach am hohen Murgufer steht, wo der Weg auf das Schloß Neu-Eberstein führt. Vor alter Zeit rauschten hier dunkelbemooste Rieseneichen, unter deren weitschattigem Dache eine heidnische Wahrsagerin hauste; als später das Christenthum sich in der Gegend ausbreitete, baute sich an dieser Stelle ein Einsiedler eine Klause und richtete daneben ein großes Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht vernahm er eine wehklagende Stimme. Alsbald zündete er eine Kienfackel an und eilte hinaus. Da sah er unter einem Baume ein junges schönes Weib in einem so fein gewobenen Gewand, daß es ihre Reize nur halb verschleierte. Die langen dunkeln Locken fielen über den blendendweißen Nacken und Busen bis an die Hüften und in der Hand hielt sie einen Stab, in den allerlei Zeichen und Schriftzüge eingekerbt waren. „Die Nacht ist kalt;" — sagte sie zum Einsiedler — „gewähre mir ein Obdach in deiner Hütte!" — Der

mitleidige Klausner war gern dazu bereit, aber sie weigerte sich, ihm eher zu folgen, als bis er das hölzerne Kreuz neben der Thüre hinweggeschafft hätte. Der Gottesmann erschrack anfangs ob solchen Begehrens, aber die wunderbare Schönheit des Weibes begann sein Herz mit Gluthen zu füllen, und im Kampfe dagegen sprach er leis ein inniges Gebet um Rettung aus der Versuchung und Gefahr. Da erklang auf einmal ein Glöckchen mit hellem Silberschall und im Nu war das verführerische Bild verschwunden. Das Glöcklein tönte noch lange fort und der Einsiedler, der verwundert darnach forschte, fand es an einem Zweige im Gebüsche hinter seiner Klause hängen und sich von selbst bewegen. Er baute sogleich eine Kapelle aus Baumstämmen und Rinden, und hing das Silberglöckchen hinein, dem später viele andächtige Pilger zuströmten. Davon hat die Stelle den Namen „Klingel" erhalten.

(Aus Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc." — Einige Sagen vom „Klingel" finden sich in Kriegs von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein" rc. S. 255 u. ff. Wir lassen sie hier in getreuem Abdruck folgen.)

Sagen von der Klingelkapelle und vom Schloß Eberstein.

Als Eberstain In dem Murgenthal vf einem hochen Felsen gelegen, hat es hund (unten) im thal allernechst an der Murg ein Capell am weg, haist der Clingel, darbey ain kleine behausung, darin vil Jar ein Clausnerin, oder aber sonst ein alte Erbare fraw gewonet, so die Capellen tags geöffnet, vnd nachts beschloßen hat, vnd sagt man das graf . . . . von Eberstain so die von . . . . gehapt, solche Capellen von ersten erbawen hab, Ist vor vil Jaren beschehen, die vrsach aber das der graf die Capell gebawen, ist die, das zu selbiger Zeit vnd auch deruor, ein solchs groß gewurm vnd vnziffers vmb Eberstain vnd Im Mürgenthal sich enthalten, vnd insonnderhait ain großer drach oder wurm, das es dem grafen od der ganzen Landtschafft ein beschwerdt, also hat der graf daruber Rath gehapt, vnd Ist Im gerathen worden, Er soll der Enden ein Capell bawen, das Ist beschehen, vnd haben die burger von Gerspach

sampt mertails Inwoner des tals Ir handtreichung vnd hilf darzu gethon, Bald darnach Ist das gewurm verstrichen. Es haben die alten Grafen von Eberstain vnd Ire weiber vil andachtz vnd willen dahin gehapt, Ist nur zu vnser fraw zur Aich genennt worden, dann die Piltnuß in den Aichbaum geschniten, Aber wurt Jezo nun zum Clingel gehaisen.

Bey Zeiten deß frommen Grafen Bernharten von Eberstains, Ist gar Ain Andechtige Erbare fraw Im Clingel gewesen, die der Capellen gewart mit beschließen vnd Ampeln anzünden. Im Jar 1517 hat sich begeben, Als die guet fraw schlaf gangen, Ist gar nahe umb miternacht was an Ir behausung kommen vnd Anklopfft, Sie Ist vffgestanden vnd an das fenster gangen, vnd gefragt, wer da seye. do hat sie ein alten man wie ein ordensman In einem langen weisen Rockh gesehen, der hat ein weisen part bis vf die gürtel gehapt, vmb In und hünder Im seyen bei acht oder zehen Personen gewesen, kleine kurze leühte, Ires erachtens weibsbilder, haben schwarze Claider angetragen, wie die Closterfrawen, vnd Ir Jedes ein Laternen In der handt mit einem brinenden liecht. Der alt man hat die rawen gebetten, das sie vnbeschwert Inen die Capellen öffnen, deß wellen sie Ir lonen, Die fraw hat sich angelegt, Ist herab zu Inen gangen vnd die Capellen geöffnet, do hat sie mit dem alten man geredt, der hat Ir auch widerumb Antwurt geben, Aber die kleinen weiblin haben nichts geredt, der alt man Ist vor Inen allen In die Capellen gangen, darin hat er in eim buch, so er mit Im dargebracht vnd vnder dem Arm gehapt, gelesen vnd gebetet, die Andern sein Im alle nachgegangen, Je Par vnd Par, vnd alldieweil der Alt man In dem Buch gebettet, haben sich die andern alle Creuzweiß als In einer Venia in der Kirchen gelegt, die alt fraw hat Inen ernstlich zugesehen, was doch zuletzt darauß werden, vnd als sollichs bey einer stund ungefarlich gewert, do sein sie wieder auß der Capellen gangen, der alt man vor, die anndn gepart hernach. Also hat der alt man der frawen für Ir muhe Ain goldguldin geschenkt, vnd sein damit abgeschaiden, das die alt fraw nit sagen künden wo sie hinkommen, Allein das sie gesehen, das sie mit ain andern den Karren-weg am Eberstainer perg hinauf gangen, Alß ob sie In das Schloß welten, vnd das hat die fraw weiter gesagt,

was der alt man mit Ir geredt, das hab er alles zway mal gesagt. Hiebey kan Ich nit vnderlassen zu uermelden, Als der Alt man der frawen den goldguldin geschenkt, Hat er gesagt, Liebe fraw, lasen euch disen guldin lieb sein, vnd behalt in wol, dann Ir werden sein noch ganz Notturftig werden, das hat die fraw gethon, vnd Im selbigen Jar Ist eine solche gehe theurung Im Murgenthal vnd deren enden eingefallen, das vil vnder denen armen grosen mangel vnd hunger leiden muesen, Also wie die fraw alles Ir vermögen vmb brot vnd ander Victualien vßgeben. Es Ist aber solch stukh goldz eins solchen alten schlags oder gepregs gewest, das es nit Ist erkennt worden, vnd wie dann dergleichen sachen oft furkommen. Als das An den Vogt vnd an ein Rath zu Gerspach gelangt, hat man vermaint es hab vielleucht die fraw ein schaz gefunden, Dann Inen wol bewüst das sie Ain arme frau vnd solche gulden nit ererbt, derhalben sie beschickt vnd ernstlichen befragt, Woher Ir doch solch stukh goldz kommen, do hat sie Inen die wahrheit vnd all sach wie hieobgemelt geöffnet vnd nichts verhalten. Also hat man die guet fraw wider lasen abscheiden, Jedoch Ir bey höchster Peen eingebunden, wauer (wofern) dise Componia (Gesellschaft) widerkommen, das sie nit vnderlasen, sonder eilends der Stat zu welle, vnd etlichen Verordneten in der Vorstatt solchs anzaigen soll, bey denen auch versehen worden, das sie Im fahl Inen was weiters furgebracht, sich hierinnen der gepur nach halten vnd was es doch fur Leut seyen, erkundigen sollen. Aber dise Componia Ist hinfuro In vil Jaren nit mehr In Clingel kommen, oder gesehen worden, vnd sein so lang Vßblieb, das mitlerweil die alt fraw gestorben, vnd ein andere dahin geordnet worden, die hat Auch vil Jar Im Clingel gewonet, vnd von diesem handel nichts gehört, so hat man Ir auch nichts anzuzaigen wie bey der vorigen Frawen beschehen, befolchen, Ist also biß In die fünff und zwainzig Jar angestanden, daß man von diser Componia weiter nichts gehört.

Aber Im Jar nach Christi gepurt 1542 Als der groß Turkenzug angangen, darin doch laider nit vil vßgericht worden, Ist Graf Wilhelm von Eberstain deß Schwebischen Kraiß Obrister gewest. Mitler weil vnd Er in Hungarn gewesen, do sein sie aber einmal in den Clingell kommen, dergestalt es Ist

vast vmb mitternacht der alt man für daß Haus kommen, angeklopft, und an die fraw begehrt man soll Im die Capellen vfthun, das hat die Fraw gethon, do hat sie den Alten in aller gestallt vnd beklaidung gesehen, wie hieuor die annder fraw Ine auch gesehen. Es sein Im drey Par kurzer mentschle nachgegangen, alweg ein mansperson vnd ain weib, vnd die sein nit In gaistlicher Claidung wie vormals beklaidet gewesen, sonder in weltlicher Claidung vnd vnder den weibspersonen Ist eine allerdings zugerust gewesen, als ob sy ain Hochzeitere were. Sie sein in die Capellen gangen, Aber zwen man die Inen am Letsten nachgefolgt, Vnd Jeder ein leiren bey sich gehapt, die sein vor der Cappellen bliben. Der alt man aber hat, wie sie hineingekommen, sein buech herfur gezogen, vnd darin gelesen, vnd alle die Zeit er gelesen, sein die drey Par Creuzweiß vf dem Boden gelegen, Nachgends wider vfgestanden, Do Ist der alt greiß zu Inen gangen, vnd do hat die Clingel-fraw gesehen, daß er zwayen vnder Inen die Hendt zusammen gefuegt vnd was darzu geredt, das sie doch nit verstanden, In aller gestalt, als so man zway eheleut zusammen gibt, Wie das alles beschehen, sein sie wider vser der Capellen gangen. Do hat sich der alt Man vff ein Kloz, der vor der Capellen, gesezt, Aber die zwen mit der Lairen haben dozu danz gemacht. Do haben die drei Par ganz züchtiglichen mit ainander gedanzet, vnd allwegen zwischen zwayen Paren sein zway Cleine thierle geloffen, In der größe vnd gestalt wie die schaff, sein Rot gewest. Haben Zimbelen (Glöcklein) an den helsen hangen gehapt. So sich dann der Danz verendert, vnd das sich die mentschen gegen ainander geduckt oder genaigt, so sein dise kleine dirle auch vor Ain andern gestanden, vnd sich genaigt, diser danz hat ein guete weil gewert, dem hat der Alt greiß zugesehen. vnd die Clingel fraw, Hiezwischen hat Niemands mit dem andern geredt. Nachdem nu der Danz sein endtschafft erraicht, do sein sy mit ainander In der ordnung wie sie kommen abgeschaiden, vnd den weg als ob sie vf Eberstain welten, wie hieuor gangen, In selbigem Hingeen, haben sie diser frawen kain gelt mehr geben. Auch hat der alt Man weiters mit der frawen nitt geredt, sein vngeredt mit ainander daruon zogen. In etlich Zeit hernach Ist Graf Wilhelm von Eberstain widerumb auß Hungern kom-

men, Do hat man Jme, das die vnerkannt Componia vorhanden gewesen, bericht, Also hat er der Frawen beuolchen, wann sie mehr kommen, das sie das anzaigen solle, Auch hat er ordnung geben, das man wachen vnd Insonderheit darauf soll achtung geben. Aber solcher beuelch Ist dieser Componia gleich zu oren kommen, Derhalben in gar wenig tagen hernach der alt man helles tags zu der frawen zum Elingel kommen, der hat Ir verwisen, das sie Iren Ankunft hab eröffnet mit anzaigen sie haben wol gewißt, das sie dem Grafen (und damit hat er den tag vnd die Zeit als das beschehen benempt) verhaisen, sie zu melden, Darbey hat er der frawen gesagt, sie hab Inen mit Irem Anzaigen grosen schaden zugefuegt vnd haben alberait vil vser Irer gesellschaft verloren. seithero sein sie nit mehr gesehen worden, hat auch Niemands mer In selbiger Landzart was von Inen gehört. Gott weist was es fur Leut sein, deren sachen haben sich ainest vil umb Eberstain begeben, vnder denen Jezerzellte Historia wunderbarlichen darbey abzunemmen. Das deren kleinen leut vil umb Eberstain einest haben gewonet, Wo aber, oder an Welchen orten das waist der lieb Gott.

Vor vil Jaren Ist vf ein nacht ein vnerkannter man geen Gerspach ans thor kommen, Der hat einer Hebammen eilends begehrt, also hat man Jme ein Hebamme, ein guete Alte fraw, verfolgen lasen, Die hat er vf ein stund zwo vngefarlich In der Finstere vmbher gefuert, das sie nit gewist wohin sie kommen, Letstlich hat Er sie weit In ein Holen felsen vnd In ein berg hinein gefuert, Da hat sie vil Liechter auch sonst vil kleiner Leut gefunden, vnder denen ain schwangere Frau, die geperen sollen, vnd hat Niemands mit Ir geredt. Sie hat bey der schwangeren frawen Ir Ampt vollbracht, Im Abschaiden hat man Ir Ain Reineschen Pfenig zu Lohn geben, dessen hat sie sich beschwert, mit Bericht, Ir gesezter Lon sey drey bazen oder souil schilling, sie sey ain arme fraw, die deß Iren selbs wol bedurfe. Sie haben Ir aber nit mehr geben wollen, sonder gesagt, sie solle sich deß Pfenings begnug lasen, Welcher die tugendt hab, so lanng sie In behalten, werde Ir gelt nimmermer zerrinnen, sonder werd allemal, so sie gelds bedurfe, ein Pfennig

weiter Im Seckel befünden, also Ist die guet Fraw mit diser vertrostung vßerm berg geschaiden, der vnerkant man hat sie vor tags biß geen Gerspach wider gelaitet, das sie nit gewist woher sie komen oder an welch ort sie gewesen. Hernach hat sich befunden, das dieselbig Hebamme Ir Leben lang gelz zue Irem gebrauch genüg gehabe. Wer guet das wir derselbigen münz In vnser Landzart auch hätten, vnd bey sollichen abentheurlichen vnd vngewonlichen sachen, Ist der gewallt vnd die Allmechtigkait gottes Reuchlichen zu spueren.*)

Es sein sonst ander vil selzamer Hendel vmb Eberstain furgangen, Darumb es auch noch heutigs tags, an etlichen Orten, bei der nacht sonderlich aber bey dem wachtelbronnen, nit gehewr, also das die grafen selbs Inen entsezen bey nacht daselbs fur zu reiten oder zu Wandlen, vnd waist doch niemands warumb, Auch die graf selbs kundens nit sagen. Wie dann bewist, das Ain ort mehr weder das ander von den gespenstern wurt Infestirt, Jedoch hat bey tags die Herrschaft vil Kurzweil daselbs, das man sommers Manichmal zu abendt alda pfligt zu essen. Graf Wilhelm von Eberstain hat eins morgens als es noch dunckel gewesen, ein greuselichen fahl daselbs mit eim Pferdt gethon, vf etlich Clafter hoch hinab, das sich zu verwundern, wie er bey Leben hat kinnen bleiben, Dann das Pferdt ohne vrsach ein fahl mit Im die halden hinab gethon, Jedoch Ist er und das Roß unbeschediget daruon kommen, Er hat selbs vermaint das gespenst hab Im das Pferdt daselbs vberabgeworfen. Die Alten haben vermuetet der Adam von Rosenstain, Ist ein Lediger von Eberstain gewesen, Hab vor vil Jarn ein schaz ob dem Wachtelbronnen vergraben, vnd ain dannen darzu gesezt, darumb auch Er Hernach biß zu ende seins Lebens alle nacht darzu gangen, etwann vßerm bronnen gedrunk auch zu zeiten sein gebet darbey verbracht vnd soll daruon abgestorben sein vnd das gelt seinem Herren also entfuert, daher, sagt man, lauff sein gaist bey der nacht umb vnd bey dem bronnen.

---

*) Vergleiche mit dieser Hebammen-Dienstleistung die Sage „Mummelsee's Geschenk" S. 101, und das „freigebige Erdmännlein" unter den Sagen von Durlach.

Bey wenig Jaren, Nemlich Anno 1562, Ist dasselbig gelt bey nacht vßgraben worden, vnd hinweg kommen, das Niemands grundlich sagen kan von wem das beschehen. Die gruben Ist noch zu sehen, Aber der schazgraber hat sich das gespenst nit erschreken oder Abtreiben lassen, Ich hab wol gehört, das es Kundzleut sollen gethan haben, Wiewol es doch selten mit den schaz gerath, vnd Ist auch ein grose sorg vnd gefahr darbey.

Noch haben wir ain alte Historia oder geschicht, die sich bey dem wachtelbronnen begeben. Im Jar 1518 als der groß Landzsterbendt gar nahe in allen deutschen Landen, Hat sich der from graf Bernhart mit seinem Gemahl der grefin von Sonnenberg vf Eberstain gehalten. Er hat ein maister Koch gehapt, gehaisen der Marcell, der Ist eins nachts, als der durchschein vfgestanden vnd zum fenster hinauß gesehen, gegen den Wachtelbronnen der Stat Gerspach zu; alsso hat er gesehen vil Personen weib vnd man, die ainander bey den Handen vnd den weg vom Wachtelbronnen dem Schloß zu ein Rayen gedanzen haben, gleichwol ohne ainig Spill. Als sie wol zum Schloß herauf kommen, hat er etlich vnder der Componia gekent, Insonderhait aber hat er sich selbs in seiner Claidung gesehen, daß er sich Höchlich verwundert. Er hat sie bey dem Schloß hinum sehen danzen, dem Sichhof zu, das er nit gewist wo sie hinkommen sein. Desselbigen Jars sein alle die so der Koch am danz gesehen gestorben, wie dann Ime Koch auch beschehen. 2c.*)

(Bruchstück aus Wilhelm Werner's, Freiherrn von Zimmern, Geschichte seines Hauses. — Handschrift aus der Mitte 16. Jahrhunderts, auf dem Fürstl. v. Fürstenberg'schen Archive zu Donaueschingen.)

Der Koch zu Eberstein.

Am offenen Fenster im Mondenschein
Steht der Meister Koch auf dem Eberstein.

Ueber Thal und Gebirg ein mattes Licht
Gießt der Mond, der durch die Wolken bricht.

*) Letztere Sage, in metrischer Version von Gerh. Helfrich, lassen wir hier folgen.
Der Herausg.

Längst träumt im Schlosse der müde Graf,
Die Knechte liegen im tiefen Schlaf.

Der Koch allein an dem Fenster wacht,
Seine Wangen kühlet der Hauch der Nacht.

Er schaut von dem hohen Herrenhaus
Weit über die silbernen Tannen hinaus.

Und wie er blickt in die Mondnacht kühl,
Gewahrt er plötzlich ein bunt Gewühl.

Wo der Wachtelbrunnen so helle rinnt,
Ein lustiges Hüpfen und Tanzen beginnt.

Es weben den Reigen viel Männer und Frau'n,
Wie gaukelnde Elfen im nächtigen Thau'n.

Der Koch, der traut seinen Augen kaum,
Ist's Wahrheit, ist es ein neckischer Traum?

Da durchwühlt ein eisiger Wind sein Haar;
Wohl wacht er, wohl sieht er ja hell und klar,

Wohl sieht er, wie näher dem Schlosse tritt
Die hüpfende Schaar in gemeßnem Schritt.

Kein Pfeifer flötet, kein Fiedler geigt,
Der Mund der Tänzer, der Frauen, schweigt,

Und bleich wie der Mond bei der Sonne Licht
Ist der Männer, der Frauen Angesicht;

Und ernst, wie von tiefem Leid bewegt,
Ist die bunte Schaar, die sich tanzend regt.

Und der Männer viele und viel der Frau'n
Erkennt er, die seine Augen schau'n.

In Gernsbach, im Städtlein, sind Alle zu Haus,
Was lockt sie zur Mitternachtstunde heraus?

Was treibt die Greise zur nächtlichen Fahrt?
Was die züchtigen Frauen, die Mägdlein zart?

Da starret sein Blut und es sträubt sich sein Haar, —
Er sieht sich selbst in der tanzenden Schaar!

Sich selber tanzen im Festesgewand,
Eine bleiche Frau an der welken Hand.

Er sieht sich tanzen voll Ernst und stumm,
Mit der schweigenden Schaar um das Schloß herum;

Sieht wandeln sich fort in bewegter Ruh
Mit den stillen Tänzern dem Siechhof zu! —

Durch den Himmel schweifet ein blutiger Stern,
Auf der Erde lastet die Hand des Herrn.

Der Herr hat ergossen die Schaale des Zorns:
Gift wurde die Luft und die Welle des Borns.

Der Herr läßt strömen den Hauch der Pest
Nach Nord und Süden, nach Ost und West.

Aus jeder Hütte, aus jedem Haus
Tönt Aechzen und Jammern und Heulen heraus.

Von früh bis das letzte Sternlein erscheint,
Die Todtenglocke wimmert und weint.

Im Friedhof zu Gernsbach wächst Grab an Grab,
Die Tänzer sie sanken alle hinab.

Es schläft inmitten der sandigen Reih'n
Der, der sie belauschet im Mondenschein.

Gerhard Helfrich.

Die Sage spielt im Jahr 1518, wo das große "Landssterbend" (Pest) herrschte. Der sogenannte Wachtelbrunnen wurde überhaupt als ein von Gespenstererscheinungen heimgesuchter Ort betrachtet.

Die meisten Städte des Landes wurden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Pest entvölkert. Das gesegnete Baden, das seine Thore geschlossen und die heißen Quellen losgelassen haben

soll, blieb jedoch verschont. Bis zur sogenannten Drei-Eichenkapelle, nicht weiter, soll dort die schreckliche Seuche gedrungen seyn.

(Siehe Ed. Brauers „Sagen und Geschichten von Baden 2c." S. 168.)

Die Belagerung von Neu-Eberstein.

Im Jahr 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst „der gleißende Wolf" genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolfs Bruder, Graf Wilhelm auf Neu-Eberstein, verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alt-Eberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit begann aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem Schwäbischen Adel rege zu werden, und dieser schloß einige Jahre später einen Bund mit dem benachbarten Würtembergischen Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt derselben war Graf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf Graf Eberhard machte. Dieser hielt sich damals nebst seinem Sohne im Wildbade auf und die Verschworenen hatten so gute Kundschafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum fehlschlagen konnte. Dessen ungeachtet wurden sie, als das Städtchen Wildbad bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der sie schleunigst durch unbekannte Gebirgs-Pfade in Sicherheit brachte.*)

Eberhard klagte hierauf die Ebersteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiser als Landfriedensbrecher an; demzufolge der Graf von Oettingen zum Richter ernannt wurde, und die von Eberstein nebst ihren Helfern vorlud. Aber Niemand erschien am festgesetzten Tage vor den Gerichtsschranken. Jetzt wurde vom Kaiser die Acht gegen Eberhards Feinde ausgesprochen und es erging an mehrere Ritter und an die Reichsstädte in Schwaben, wie auch an Straßburg, der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu stoßen, dem man gestattete die Reichsfahne zu führen. Allein Markgraf Rudolf von Baden begünstigte heimlich seine Vettern, die Ebersteiner, und Graf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberstein seyen verurtheilt worden, ohne daß man ihre Vertheidigung an-

*) Vergl. Uhland's Ballade: „Der Ueberfall im Wildbad."

gehört habe, zudem sey Graf Wilhelm von Eberstein sein Lehensmann und er müsse diesen als solchen beschützen.

Unterdessen rückte Graf Eberhard, an der Spitze der ihm zu Hülfe gesandten Reichsstädtischen Truppen vor Neu-Eberstein; der Pfalzgraf schlug nun einen Vergleich durch Schiedsrichter vor und begab sich deßhalb selbst in das Lager vor Eberstein. Eberhard wollte jedoch keinen der vorgeschlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neu-Eberstein führte Wolf von Wunnenstein den Befehl. Er war es, von dem der erste Gedanke zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel*) ausgegangen war, und Eberhard hatte ihm seine Burg niedergebrannt. Seine Tochter Ida befand sich bei ihm auf Eberstein, weil er sonst nirgends Sicherheit für sie wußte. Die beiden Grafen von Eberstein hatten sich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein tapfrer, einsichtsvoller Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand sich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der freien Reichsstadt ansäßigen Edelmanne, Georg vom Stein, angeführt wurde. Der Jüngling hatte längst für die schöne Ida eine heftige Leidenschaft gehegt, und auch Gelegenheit gefunden, ihr seine Liebe zu erklären. Ida war gegen ihn nichts weniger als gleichgültig und diese Neigung ihrem Vater kein Geheimniß geblieben, weßhalb er nun darauf seinen Plan zur Rettung von Eberstein baute. Er ließ Graf Eberhard wissen, wie er geneigt sey, eine Capitulation abzuschließen; man möge ihm daher den Ritter vom Stein als Unterhändler schicken, da er sich fest vorgenommen habe, nur mit Diesem allein den Vertrag zu schließen. Eberhard willigte ein und Georg, hocherfreut über diese gute Gelegenheit, seine Geliebte wiederzusehen, begab sich auf die Burg, doch nicht ohne zuvor sich ein freies Geleit zusichern haben zu lassen. Der Wunnensteiner empfing ihn aufs Beste und stellte ihm hierauf vor, wie Graf Eberhard ebensowohl der Feind der Reichsstädte, als der des Adels sey, und daß er gewiß nach und nach beide Theile unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit Willen hätten sich ja die Schlegler

*) Siehe W. v. Chezy's Roman: „Die Martinsvögel."

verbunden, und ihre Allianz sey ebensowohl zum Frommen der freien Städte, als des Adels, geschlossen worden. Dies schien Georgen einzuleuchten, denn in der That war Eberhard so wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterschaft. Während dieser Unterredung trat Fräulein Ida in das Gemach. — „Ihr hier, Herr vom Stein?“ — rief sie, mit scheinbarer Verwunderung, und sich gleichsam wegen der verursachten Störung entschuldigend.

„„Ihr hättet mich wohl nicht hier vermuthet, mein Fräulein?““ — entgegnete der Ritter.

„Wenigstens nicht unter unseren Feinden, den Belagerern!“ — versetzte sie.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer jeden Augenblick bereit sey, sein Leben für sie einzusetzen.

„Das sind eitle Versicherungen!“ — bemerkte das Fräulein. — „Sprecht: was wird meines Vaters Loos und das meinige seyn, falls Burg Eberstein durch Sturm genommen werden sollte?“

„„Neu-Eberstein soll nicht gestürmt werden!““ — rief Georg begeistert — „„und Ihr, Fräulein Ida, und Euer Vater, sollt nicht in die Hände der Feinde fallen!““

„„„Wie wollt Ihr Euere Worte denn bethätigen?“““ fragte der Wunnensteiner.

„„Wie? dafür laßt nur mich sorgen!““ — erwiederte Georg — „„Aber gebt mir wenigstens die Hoffnung mit auf den Rückweg, daß, wenn Ihr wieder in Freiheit seyd, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde!““

„„„Rechnet getrost auf die Dankbarkeit sowohl des Vaters als der Tochter!“““ erwiederte der Wunnensteiner, dem Jüngling freundlich die Hand drückend, und Georg schied, von den Reizen der Geliebten wo möglich noch bezauberter, als vorher.

Gleich nach seiner Zurückkunft in's Lager gab er dem Grafen Eberhard Nachricht von dem Erfolge seiner Unterhandlung. — „Die Belagerten“ — sprach er — „suchen nur Zeit zu gewinnen und scheinen zuverläßig auf Hülfe vom Pfalzgrafen und vom Markgrafen Rudolf von Baden zu rechnen.“ — Ge-

gen die Hauptleute der reichsstädtischen Fähnlein führte Georg jedoch eine andere Sprache: er machte sie auf die wachsende Macht des Würtembergers aufmerksam, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er nur erst einmal den Adel bezwungen hätte. — „Wir arbeiten" — schloß er seine Warnungsrede — „an unserem eigenen Untergange, wenn wir noch länger zum Grafen Eberhard halten, und opfern unsere Kräfte für einen gefährlichen Feind, dessen ehrgeizige Absichten Keinem von euch verborgen seyn können."

Diese Worte machten auf die reichsstädtischen Führer einen um so tieferen Eindruck, als sie ohnehin schon über den langsamen Gang der Belagerung unzufrieden murrten und schon längst unter ihnen ein Mißtrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrschte. Georg suchte zugleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens sämmtliche Anführer des reichsstädtischen Zuzugs in sein Zelt traten und ihm ihren Entschluß eröffneten, mit ihren Truppen wieder heimzuziehen, falls er sich ihnen anschließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg seine Freude über die gelungene List zu verbergen suchte, kamen sie mit einander dahin übereins, diesen Entschluß zuerst dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und sodann am nächsten Morgen abzuziehen; Graf Eberhard bat und zürnte und drohte; doch Alles war umsonst, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles schrie: „Nach Hause! nach Hause!" — und dem Grafen von Würtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu lassen, was er doch nicht mehr zurückhalten konnte. Am nächsten Morgen, bei Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Straßburg, Heilbronn, Eßlingen, Augsburg, Ulm, Nördlingen ꝛc. das Lager und zogen in tiefster Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerksam zu machen. Diese jedoch erfuhren früh genug, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, so daß sich Graf Eberhard bald zu schwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzusetzen. Wenige Tage nach dem Abzuge der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf und kehrte in sein Land zurück. Georg vom Stein aber säumte nicht, sogleich nach Burg Eberstein zu eilen, wo

seine Werbung von Vater und Tochter gleich freundlich aufgenommen wurde, denn er hatte ja Wort gehalten.

(Aus Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde ꝛc.“ 1839)

„Von den Graffen von Eberstein.

Man sagt das die Graffen von Eberstein vor zeitten so mechtig Herren sein gewesen, also das jenen die Markgraffen von Baden zu hoff sein geritten unnd gedient haben, und haben in jrem wappen gefüret eyn Eber auff einem stein. Nun wardt einsmall Einer von Eberstein von dem römischen Keyser geschickt in Potschafts weis gen Rom zu dem Bapst, da dann andere mechtige potschaften auch versamlet waren. Nun begab es sich auf den Sonntag Lätare, als dan der Bapst zu Rom die Rosen umbtregt, unnd die schankt er zu einer großen ehr unnd wirdigkeitt der öbersten unnd größten Potschaft, die da von einem Römischen Keyser auf die zeitt geschickt worden war, das war der von Eberstein, unnd als derselb gros verehrung unnd schenkung von dem Bapst empfangen hatt, unnd nun widerumb heimkam zu dem Römischen Keyser mit solcher begabung, da verendert jm der Keyser das Wappen, unnd gab jm die rotte Rosen in den Schilt für den Eber, unnd schankt jm auch darnach zu einer verehrung und begabung einen köstlichen ring mit einem Türkis, unnd wie er jm die rott Ros hatt, von der großen verehrung unnd wirdigkeit wegen, in den Schilt gesetzt, also setzt er jm auch denselbigeu Türckis in die mitten in die rodt Rosen, auch von der verehrung wegen, darumb führen die von Eberstein itzt eine rotte Rosen mit einem blawen kernen in einem weißen felt, wie dan das jnen von dem Römischen Keyser geschenkt unnd gegeben ist worden zu einer großen ehr und wirdigkeitt.“

(Aus dem Anhang zu Jacob von Königshoven „Elsäßische Chronike“; Freyburgische Chronike, ꝛc. S. 48.)

Der Grafensprung.

Wolf von Eberstein war in Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg. Dieser rückte mit großer Heeres-

macht gegen die Burg Alt-Eberstein und zerstörte dieselbe. Der Besiegte machte hierauf den Anschlag, den Würtemberger im Wildbade zu überfallen und gefangen zu nehmen. Dieser Plan aber scheiterte und Wolf wurde in die Reichsacht gethan. Er flüchtete nun auf das Schloß Neu-Eberstein, wo man ihm freundlich eine Freistätte bot. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen und er mußte abermals sein Heil in der Flucht suchen. Er wollte um die Morgendämmerung das Schloß verlassen und saß bereits wohlbewaffnet auf einem raschen Pferde. Allein die Feinde hatten über Nacht alle Ausgänge am Fuße des Berges bis an die Murg besetzt, die unten an der jachen Felsenwand vorbeirauscht. Der letzte Weg zur Rettung schien dem Geächteten jetzt vollends abgeschnitten, doch war er entschlossen, lieber sich selbst den Tod zu geben, als lebendig in die Hände seiner Verfolger zu gerathen. Rasch lenkt er sein Pferd auf die steil über den Fluß hinausragende Felsenkuppe und sprengt es mit einem gewaltigen Spornstreich in den schäumenden Abgrund hinunter. Wie durch ein Wunder aber bleibt er selbst ungefährdet, nur sein Roß versinkt mit zerschmetterten Beinen in der Tiefe, während er sich glücklich an's jenseitige Ufer und von dort in das Hoflager seines Pfalzgrafen rettet. Die Stelle auf dem Felsen oben, von der aus er sich in die Fluthen hinabschwang, heißt noch heutigen Tages der Grafensprung.

Eine andere Sage berichtet:

Ein Graf von Eberstein hatte eine wunderschöne Tochter. Eine Menge vornehmer Herren stellte sich auf dem Schlosse ein, um ihre Hand zu werben; da lud sie der Graf sämmtlich eines Tags zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch herging und auf's Tapferste gezecht wurde. Endlich, als Alle des süßen Weines voll waren, sprach er lächelnd zu seinen Gästen: „Wer von euch, ihr Herren, keck und glücklich genug ist, die jähe Felsenwand hier bis an die Murg hinabzureiten, dem soll die Hand meiner Kunigunde und mit ihr ein reicher Brautschatz zu Theil werden!" — Die Herren sahen sich einander verdutzt und bedenklich an, als dächte Jeder bei sich: „wer hat Lust, den Hals zu brechen? Ich nicht!" — Nur ein junger tollkühner Edelknabe, von glühender Liebe zu Kunigunden entflammt, unter-

nahm das entsetzliche Wagestück; doch sein Pferd glitt aus, noch bevor es ein Drittel des Weges zurückgelegt hatte, und beide stürzten zerschmettert in die Fluthen der Murg.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc.")

Der Grafensprung bei Neu-Eberstein.

Der Würtemberger schloß ihn ein;
Was that Herr Wolf von Eberstein?
Er ritt von der Burg
Herab an die Murg,
Zum steilsten Rand
Der Felsenwand;
Da war das Thal von Feinden rein,
Da sprengt er in die Murg hinein;
Erhalte dich Gott, Wolf Eberstein!

So kecke Flucht bringt keine Schmach,
Die Feinde selber jauchzen nach. —
Er kam herab ohn' Ungemach.
Fort ritt er dann,
Frei war der Mann!
Seh' Einer, ob er's auch so kann?

August Kopisch.

Vergleiche die vorige Anmerkung und Klübers Beschreibung von Baden, Thl. II. S. 137. — „Sagen aus Baden, rc." S. 26. Es gehen über den Grafensprung noch andere Sagen, die dort gleichfalls mitgetheilt sind. Vergl. auch Kriegs von Hochfelden, „Geschichte der Grafen von Eberstein," S. 357.

Unsere Sage fällt in die Zeit des berühmten Krieges der „Schlegler" mit Graf Eberhard von Würtemberg, in das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunderts. Eine Folge des verunglückten Ueberfalles im Wildbade war die Belagerung des Schlosses Neu-Eberstein.

Das Rockenweibchen.

Die hohe Felsenwand im Rücken des Schloßes Eberstein im Murgthale heißt der „Rockenfels". Darin wohnte vor

Zeiten in einer unterirdischen Kammer ein Bergweiblein, zwar weder jung mehr noch schön von Gestalt, doch gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Oft pflegte sie des Abends die Spinnstuben der umwohnenden Landleute zu besuchen und erzählte dann dem lauschenden jungen Völkchen allerlei seltsame Märchen, heitere und schaurige. Wo sie weilte, füllten sich die Spulen noch einmal so schnell als sonst, und der Faden wurde noch viel feiner und gleicher.

Damals lebte auf Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter, finsterer Mann; der zwang die Mägde im Frauenhaus täglich bis in die tiefste Nacht zur Arbeit und gönnte ihnen kaum ein bischen Brod und Erholung. Unter denselben befand sich auch eine junge schmucke Dirne, Namens Klara, ein ausnehmend frommes, ehrbares Kind; die hatte der Schloßgärtner schon längst zu seiner Liebsten erkoren und sie kam ihm mit gleichen Gefühlen entgegen. Weil sie aber eine Leibeigene von Eberstein war, durfte sie sich, ohne des Vogts Bewilligung, nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal, wenn ihn das liebende Pärchen mit Bitten darum bestürmte, irgend eine Ausflucht, um dies Glück zu verzögern. Einst, als das arme Mädchen recht flehend in ihn drang, nahm er sie an's Fenster und sagte höhnisch, indem er nach dem nahen Friedhof im Thale deutete:

„Siehst du dort jenes grünbewachsene Grab, neben dem großen Leichenstein?"

„„Ach!"" — seufzte Klara, und die hellen Thränen rieselten ihr über die blühenden Wangen — „„ach! das ist ja das Grab meiner armen Eltern!""

„Die Nesseln gedeihen ja prächtig auf diesem Grabe!" — fuhr der Vogt lachend fort; — „Es ist ja ganz davon überwuchert! Nun, höre mich an: ich habe mir sagen lassen, man habe die Erfindung gemacht, aus diesem Unkraut einen überaus zarten Faden zu spinnen, und darum will ich dir jetzt einen Vorschlag thun. Du sollst mir nämlich aus jenen Nesseln ein Stück Leinwand spinnen, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich einst begraben."

Mit diesen Worten ging er, boshaft kichernd, seiner Wege; die arme Dirne stund aber voll Bestürzung da und wußte weder

Rath noch Trost. In der Trauer ihres Herzens eilte sie dann hinunter zu dem Grab ihrer Eltern und betete und weinte, daß es einen Stein erweichen hätte mögen. Da stund plötzlich das Bergweiblein neben ihr und fragte nach der Ursache ihres Grames. Als ihr Klärchen Alles erzählt, was vorgefallen war, verfinsterte sich das sonst so gutmüthige Gesicht des Bergweibleins und es sagte: „Sey nur ruhig und getrost, es soll dir schon geholfen werden! — Sprachs und riß einen Arm voll Nesseln aus dem Grabe und verschwand damit vor Klara's Blicken. Diese ging mit erleichtertem Herzen zur Ruhe.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt im Forst über der Murg und kam zufällig auch an den Rockenfels. Dort saß das Bergweiblein am Eingang seiner Höhle und schnellte recht wacker die zierliche Spindel.

„Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, du graue Schönheit?“ — lachte der Vogt.

„„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, Herr Vogt, zu dienen!““ — versetzte das Mütterchen.

„Du hast ja da gar einen schönen Flachs; den hast du gewiß irgendwo gestohlen?“

„„Mit nichten! dort unten ist er gewachsen auf einem armen Bauerngrabe!““

Den Vogt überlief es kalt. Die Jagd war ihm nun entleidet und er kehrte sogleich mit bangem Herzen nach Eberstein zurück, mit sich selbst im Kampfe, ob er das Jawort zu Klärchens Heirath geben solle oder nicht. So vergingen einige Tage, ohne daß er zu einem festen Entschlusse gelangen konnte. Gegen Abend, als er eben beim vollen Humpen im Rittersaal seine ängstlichen Gedanken nieder zu trinken versuchte, erschien Klara, zwei zierliche Hemden auf dem Arme tragend.

„„Herr Vogt,““ — sagte sie — „„Eurem Verlangen ist nun willfahrt. Hier sind die zwei Hemden aus den Nesseln von meiner Eltern Grabe; das eine für Euch und das andere für mich! Jetzt haltet aber auch Ihr Euer gegebenes Wort!““

„Das will ich gewiß, das will ich!“ — stotterte der Vogt, dem es ganz unheimlich zu Muthe war, — „morgen soll deine Hochzeit seyn!“ — In der That gab er auch sogleich dem Schloßgärtner die Erlaubniß zur Trauung mit Klärchen und

versprach, sich selber dem Ehrengeleit in die Kirche anzuschließen. Aber am nächsten Morgen lastete schon die kalte Hand des Todes auf seinem sündigen Herzen, und als Klärchen und ihr Bräutigam den Segen des Priesters am Altar empfingen und aus der Kirche gingen, lag der Burgvogt auf der Bahre, mit dem Leichenhemd aus Nesseln angethan.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden" 2c.)

Das Nesselhemd.

(Andere Version.)

„Schämt Euch, Herr Vogt von Eberstein!
Statt auf des Volks Beglückung,
Sinnt Ihr auf nichts, als nur allein
Auf dessen Unterdrückung!
Voll Geiz und Wollust übt im Land
Ihr alle Tyranneien;
Gott wolle bald aus Eurer Hand
Uns gnädiglich befreien!"

„„Oho, mein sprödes Jungfräulein!
Mit dir ist bös zu minnen!
Nun gut — kann ich durch Schmeichelei'n
Dein Herzchen nicht gewinnen,
So will ich gerne deine Gunst
Nicht mehr zu fesseln sinnen,
Kannst du für mich mit deiner Kunst
Ein Hemd aus Nesseln spinnen!""

Er läßt bestürzt das arme Kind,
Und ihre Thränen rinnen:
„O Gott, wie kann ich so geschwind
Ein Hemd aus Nesseln spinnen?"
Da schwebt herbei im Abendlicht
Die niedlichste der Elfen,
Und spricht. „Christinchen, weine nicht!
Ein Schutzgeist will dir helfen.

„Bekannt bist ja du lange schon
Mir als das bravste Mädchen!
Nimm hier zu deiner Tugend Lohn,
Dies goldne Spinnerädchen;
Häng' Nesseln dran, und über Nacht
Wird es zum feinsten Linnen,
Von selbst, noch eh' du bist erwacht,
Ein Hemd dem Burgvogt spinnen!“

Bevor Christinchen danken kann,
Ist schon der Geist verschwunden.
So trägt sie heim den Rocken dann,
Mit Nesseln dicht umwunden;
Und Nachts im Traume hört sie laut
Das goldne Rädchen schnurren,
Und sieht aus wildem Nesselkraut
Die schönsten Fädchen surren.

Und schon beim ersten Morgenschein
Erblickt sie mit Frohlocken
Das Nesselhemd, gar blank und fein,
Vollendet an dem Rocken.
Schnell eilt sie mit zum Vogte hin,
Der just vom Schlaf erwachte
Und an die spröde Spinnerin
Voll Schadenfreude dachte.

Der Vogt traut seinen Augen kaum
Und ruft: „So wahr ich lebe!
Das Hemd ist weiß wie Schwanenflaum,
Ein wunderfein Gewebe!“
Und auf der Stelle zieht er's an,
Doch sinkt er schnell zusammen:
„Weh' dir, was hast du mir gethan?
Dein Hemd brennt ja wie Flammen!“

In Todesangst versuchet er
Das Hemd sich abzureißen;
Umsonst! es brennt ihn immer mehr,
Wie lauter glühend Eisen.

So stirbt er, von der Gluth verzehrt,
Mit gräßlichem Gebrülle,
An seinem Körper unversehrt
Blieb nur die Nesselhülle. —

Doch lauter Glück und Segen spinnt
Sich aus Christinchens Rädchen;
Ja, manchen Tag sogar gewinnt
Sie lauter goldne Fädchen.
Bald hat mit einem wackern Mann
Sie liebend sich verbunden,
Und heilt im Thale, wo sie kann,
Der Armuth schwere Wunden.

A. Schülr.

Die Gräfin im Rockertwald.

Gegen Morgen von Eberstein liegt der Schwann, ein hoher Bergwald, daran stößt der Rockert, der bis nach Reichenthal geht und am Afikal endigt. Der Rockertwald hat drei Theile: den vorderen, mittleren und hinteren Rockert; darin geht seit etlichen hundert Jahren eine Gräfin von Eberstein und klagt ihre Schuld. Viele Leute haben sie schon gesehen und nennen sie das Rockert-Weibele; ihr Rock und ihr Mieder sind von schwarzer Seide, noch von der Trauer um ihren verstorbenen Mann herrührend; auch trägt sie eine Haube von schwarzem Sammet mit einem hohen schwarzen Federbusch. Diese Gräfin wollte einst den Rockert den Leuten von Hilpertsau und Reichenthal entziehen und sprach ihn zu eigen an. Da ward ein Manngericht von Grafen und Rittern berufen und sie sollte einen Eid schwören, daß der Wald ihr eigen sey. Nun trug sie einen Löffel in ihrem dichten Federbuch versteckt und weil man die Löffel auch Schöpfer hieß, so schwur sie: „So wahr mein Schöpfer über mir ist, so wahr gehört der Rockert mir und meinen Söhnen!“ Da ward ihr der Wald zu Recht zuerkannt; sie starb aber nach wenigen Tagen und geht seitdem im Rockert um. Man hat sie oft gehört, wie sie mit einer großen Hunde-Meute das Wild hetzte, gewöhnlich aber hört man sie

klagend rufen: Hu! hu! — was weithin über Berg und Thal erschallt. Wer ruhig vorübergeht, dem thut sie nichts zu Leide, wer sie aber ausspottet, dem setzt sie sich auf den Rücken und er muß sie den Berg hinauf und hinab bis an den Bach tragen. Dort fällt sie dann wie ein Maltersack in's Wasser. Sie hat auch schon einmal drei Männer in den Gumpen eingetaucht. Besonders spuckt sie auf der Gätelwiese, die unten am Rockert liegt.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. J. 1834.)

Gaggenau.

Wer sitzt im warmen Stübchen?
Ein Mädchen und ein Bübchen,
Großmutter auch und spinnt,
Läßt sich ein Weilchen quälen,
Bis daß sie zu erzählen
Mit leisem Ton beginnt:

„War einst ein Hirtenknabe,
Der nannt' als einz'ge Habe
Ein junges Gänschen sein;
Doch ach! vor Badens Thoren
Hat sich das Thier verloren
Zu Hansens bittrer Pein!

Er läuft von Ort zu Orte,
Er klopft an jede Pforte,
Kehrt hoffnungslos zurück,
Verloren bleibt sein Gänschen, —
O Hänschen, armes Hänschen!
Verloren all' dein Glück!

Und an der Murg Gestaden
Hin sinkt er mühbeladen,
Und klagt des Herzens Noth
Den Wellen und den Winden:
„Läßt sich die Gans nicht finden,
So wein' ich mich zu Tod!“

Da kommt ein bucklig Männchen,
Nicht höher als drei Spännchen,
Vom grünen Berg herab
Und spricht: „Nach Gernsbach wandre,
Und stehl dir eine andre,
Du dummer Hirtenknab'!"

Doch Hänschen sagt: „Mit nichten
Mag' ich so was verrichten,
Die Ehr' ist mir zu lieb;
Viel eher wollt' ich laufen,
Mein letztes Hemd verkaufen,
Als daß ich würd' ein Dieb!"

Kaum ist dies Wort gesprochen,
Hat lachend sich verkrochen
Der kleine Schelm, der Zwerg;
Da tönt's „Gaggagg" vernehmlich,
Husch, husch, da schlüpft bequemlich
Das Gänslein aus dem Berg.

Vor Freuden tanzt mein Hänschen,
Und flügelnd setzt sein Gänschen
Das muntre Gaggagg fort;
Bald flog durch's Thal die Kunde
Und von derselben Stunde
Heißt Gaggenau der Ort."

Das Mädchen und das Bübchen
Im traulich warmen Stübchen
Sind selig eingenickt;
Großmutter sitzt im Stuhle,
Sie sitzt und dreht die Spule
Gar fleißig und geschickt.

Eduard Brauer.

' Unter den Bewohnern des Murgthals geht, nach Aloys Schreiber's Zeugniß in den „Sagen von Baden" 2c. S. 57, über die Entstehung des Namens Gaggenau eine, freilich weder sinnreiche noch poetische Sage. Hier ist dieselbe im Gewand eines Kindermärchens, das sich wohl allein für sie schickt, etwas ausgeschmückt wiedergegeben.

Das vermißte Gänschen soll aus dem sogenannten Hilpertsloch hervorgekommen seyn. Auf dergleichen Auslegungen von Ortsnamen geräth der grübelnde Volksverstand öfters. (Wir erinnern an die Erklärung des Burgnamens Achalm in Uhlands Dichtung „die Schlacht bei Reutlingen“.)

Daß die Sage auch das Murgthal mit kleinen Berggeistern (Gnomen, Erdmännlein) bevölkert hat, ist zu ersehen aus Kriegs von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein, S. 356 u. ff.

(Siehe Ed. Brauer's „Sagen und Geschichten von Baden rc.“ S. 168.)

Die Geisterhöhle.

Der Amalienberg bei Gaggenau hieß vordem Hilpert, und es hausten viele Geister darin. Es geht ein tiefes Loch durch diesen Berg, welches am Murgufer anfängt und bis nach Baden reichen soll. In diesen hohlen Berg wurden in alten Zeiten die Geister gebannt; auch ist einmal eine Gans hineingekommen und darin immer vorwärts gelaufen, so daß sie am andern Tage zu Baden wieder heraus kam.*) Seitdem aber der Hilpert angebaut ist, die vielen Felsen gesprengt sind und das Loch verschüttet wurde, sind die Geister verdrängt worden und haben den Berg verlassen.

(Vergl. Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1834.)

Hilpertsloch.

Hülffurth, (Hilpert) hieß ursprünglich der Berg, der jetzt als höchst anmuthiger Landsitz unter dem Namen Amalienberg am linken Ufer der Murg blüht. Am Abhange gegen den Fluß sieht man in dem Felsen den Eingang einer Höhle, die sich tief in den Berg hinein zieht.*) Seit lange hat es Niemand gewagt, in diesen finstern, mit mephitischen Dünsten geschwängerten Gang einzudringen; der Sage nach soll er sich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verschiedenen Erzen geliefert haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, welcher Arbeit

---

*) Siehe die vorige Sage.

suchte, in das Murgthal. Da er auch hier keine Beschäftigung finden konnte, wollte er wenigstens die Gegend etwas näher kennen lernen und gelangte auf seinen Streifereien an den Eingang jener Höhle. Er trat hinein und stellte Untersuchungen an, die günstig für ihn ausgefallen seyn müssen, denn er ließ sich jetzt häuslich in Gaggenau nieder, verheirathete sich daselbst und man sah ihn jeden Morgen mit seinem Gezäh' nebst Grubenlicht der Höhle zu wandern, von der er spät Abends erst, die Ausbeute des Tages in einem Sacke mit sich tragend, wieder heimzukehren pflegte. Niemand wußte, was er in dem Gange treiben, noch was er an Erzen gewinnen mochte. Es mußte jedoch nicht unbedeutend gewesen seyn, denn er lebte mit seinem Weibe ganz wohlhabend und gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; eines Morgens aber waren der Bergmann und sein Weib aus Gaggenau verschwunden und Niemand konnte seitdem erfahren, wohin dieselben gekommen.

Hilpert hieß der Bergmann und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc.)

Die Elisabethsquelle zu Rothenfels.

Auf grünen Hügeln wehen
Obstbäum' und Blüthenlicht,
Auf hohen Bergen stehen
Die Silbertannen dicht;
Durch Gärten, Felder, Matten
Tanzt, manches Dorf entlang,
Der Fluß im Erlenschatten
Mit murmelndem Gesang.

Wohl prangt mit tausend Gaben
Der Murg gesegnet Thal;
Nur eine harrt begraben
Noch auf den Sonnenstrahl;

Sie ruht so fest verborgen,
Sie schläft so tief versteckt,
Bis sie ein heller Morgen
Mit lichtem Gruße weckt.

Deckt nicht das Feld voll Halmen
Geheimnißvoll den Schaft
Versunkner Wunderpalmen
Der Urwelt, riesenhaft?
Bewahrt nicht Stamm am Stamme
Solch' stolze Waldespracht,
Verkohlt in Gluth und Flamme,
Getreu die tiefe Nacht?

Ist in der Erde Schooße
Nicht solch ein Schatz bewahrt,
Wo Rose sich an Rose
Im Fürstengarten schaart?
Zu spähn, was tief im Grunde,
Bohrt wiederhallend ein
Sich schon die tiefe Wunde
Dem starren Felsgestein.

O sucht nur, frisch ermuthet,
Was bergen mag der Fels!
O seht, die Wunde blutet
Im lauen Schwall des Quells!
Dem Tage quillt entgegen
Ein Born mit hellem Strahl,
Und schüttet neuen Segen
Ins segensreiche Thal.

Im Wasserstrahl, dem muntern,
Hebt er zum Tagesschein
Rasch aus der Tiefe Wundern
Die hellen Perlenreih'n.
Viel Kräfte still durchdringen
Verschwistert im Gemisch,
Die Perlen, daß sie bringen
Dir Leben ewig frisch.

Du wankest hin zum Thale
Kraftlos und müd' und bleich,
Und schlürfst aus voller Schaale
Die Fluth so lebensreich;
Bald trägst du von der Quelle —
Des Siechthums Qual entrafft, —
In deiner Seele helle
Den Schatz der Jugendkraft.

Gerhard Helfrich.

(Aus E. Brauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden rc." Karlsruhe, 1845.)

Das Pfarrdorf Rothenfels, von der Amtsstadt Rastatt zwei und eine viertel Stunde südöstlich und eben so weit von Baden entfernt, liegt am rechten Ufer der Murg, ist sehr alt und gehörte früher den Grafen von Eberstein. Gegenüber, auf dem linken Murgufer, liegt das Schloß Rothenfels nebst einem großen Landgut, welches dem Markgrafen Wilhelm gehört und durch reizende Gartenanlagen, so wie durch seine musterhafte Landwirthschaft ausgezeichnet ist. Als man im Jahr 1839 hier nach Steinkohlen grub, deren der Boden ein reiches Lager bergen soll, entdeckte man eine Mineralquelle: einen lauwarmen, eisenhaltigen Natron-Säuerling. Bald war dieselbe gefaßt, mit den nöthigen Gebäuden versehen und schon jetzt erhält sie, nach bereits vielfach bethätigter Heilkraft, reichlichen Zuspruch, namentlich aus dem benachbarten Baden, von Trink- und Badegästen, welche zum Theil hier eine Nachkur gebrauchen.

Die drei Schwestern.

Am Eingang in das romantische Murgthal schaute in uralter Zeit von einer Höhe des linken Ufers eine Burg herab, die aber längst bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Als nur noch wenige Trümmer davon übrig waren, stunden am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte Besitzerin der Burg zum Geburtstag ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum „die drei Schwestern" genannt wurden.

An einem schönen Sommerabende kehrten einst in der Schenke, die am Fuße des Schloßbergs lag, drei junge Ritter ein, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatten. Der Eine war ein reicher Graf aus dem Elsaß, mit stattlichem Gefolge; der Zweite wurde gewöhnlich „der Ritter vom See" genannt, weil seine Güter am Bodensee lagen.

Unter allen Dreien waren seine Sitten die feinsten und gewandtesten; auch schien er ziemlich lebenslustig. Der Dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glücke. Mit einer einnehmenden Gestalt verband er eine ächt ritterliche Gesinnung, aber auch eine gewisse Schüchternheit, deren er nicht Meister werden konnte. Seine Voraltern hatten große Güterschenkungen an Kirchen und Klöster gemacht und ihm nichts hinterlassen, als eine ziemlich feste, höchst freundlich gelegene Burg am Rheine, und von Ländereien und anderen Einkünften nur so viel, als gerade zur Bestreitung seiner unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hinreichte.

Auch zu diesen drei Rittern war der Ruf von der Schönheit und dem Reichthume der drei Schwestern gedrungen und hatte sie gelockt, sich als Freier um ihre Hand einzustellen. Nachdem sie sich in der Schenke gelabt und vom Staube des Reiseweges gereinigt, ließen sie sich bei der Edelfrau melden, von der sie auch alsbald eine Einladung auf die Burg erhielten. Man führte sie, dort angelangt, in einen weiten prächtigen Saal, wo sie die drei Fräulein an ihren Spinnrocken sitzend fanden. Die Aelteste, Rosaura, war von hohem, edlem Wuchse und schöngeformten regelmäßigen Zügen, aus denen aber kein Gemüth, sondern ein kalter, höhnender Uebermuth sprach. Die zweite, Eudoxia, prangte in blühendster Jugendfülle; dagegen glich die Jüngste, Irene, einer frischen, kaum erschlossenen Rosenknospe, die sich erst schüchtern den Küssen der lauen Lenzesluft zu entfalten beginnt. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoxia einen von Purpur und Irene drehte bloß schlichten Hanf an ihrem Rocken. Die drei Freier ließen sich gleich von den ersten Eindrücken, welche dieß Kleeblatt auf ihr Herz machte, leiten und bestimmen: Der Graf bewarb sich um Rosaura's Neigung, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudoxia hingezogen und der jüngste Ritter ließ sich hocherröthend in schüchterner Verwirrung nach einigem Zögern an Irenen's Seite nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald ganz herzenseinig mit ihren Damen, deren Bedenklichkeiten sich bloß innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit hielten. Irene dagegen sagte zu dem jungen Ritter: „Gesteht

mir nur aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und rauschendes Leben herrscht und ob Ihr ein Freund von Glanz und Festlichkeiten seyd? In diesem Falle tauge ich nicht als Gattin für Euch. Meine Schwestern nur sind dazu erzogen, auf großem Fuße und unter Freudegenüssen aller Art zu leben; mein Sinn ist aber nur auf das Glück stiller, einfacher Häuslichkeit gerichtet, weßhalb mich auch mein Vater, als er auf dem Sterbekissen lag, zu sich rufen ließ und sprach: „‚Irene, du wirst einst recht glücklich werden, denn du liebst nicht den Schimmer und eitlen Tand; darum überlasse, was ich von Gold und Kostbarkeiten auf euch vererbe, deinen beiden Schwestern, und nimm dafür diese Spindel hier! Sie rührt noch von meiner Aeltermutter her und wird die besondere Tugend an den Tag legen, daß, so lange du und deine dereinstige Familie sie sorgfältig als Kleinod bewahren, so lange auch das Glück nicht von dir und deinen Kindern und Kindskindern weichen wird.'“ — Ist es nun Euer ernstlicher Vorsatz, Herr Ritter, keine vornehme, prunkliebende Dame, sondern eine schlichte wackere Hausfrau auf Eure Burg zu führen, gut, so bin ich die Eure und folge Euch gern.“

Mit freudiger Hast ergriff der junge Ritter ihre dargebotene Hand und rief: „‚Gott sey gedankt, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz von jeher allein sie wünschte! Auch mir blüht das Glück nur im stillen, prunklosen Familienleben, und zur Bestätigung, daß ich das Vermächtniß Eures seligen Vaters als ein Heiligthum ehre, soll Eure Spindel von dem Tag unsrer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden.'“

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung solle in ihrem Schloß und zwar die aller drei Paare zu gleicher Zeit vor sich gehen. So geschah es auch bald darauf, und einige Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihren heimathlichen Burgen.

Die Schwiegermutter erlebte nicht mehr die nun folgenden Schicksale ihrer Kinder, denn schon sechs Monate nach der Vermählungsfeier wurde sie von einer Krankheit hinweggerafft. Ein halbes Jahr nach diesem schmerzlichen Verluste saß Irene, ihren

Erstgebornen auf dem Schooß, in ihrem Klosett, als ihr Gatte mit traurigen Mienen herein trat und sagte: „Ich habe dir eine schlimme Post zu bringen. Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen in Saus und Braus durchgebracht, sich mit einer Schaar von Raubrittern verbunden und bereits solche Gewaltthätigkeiten mit ihnen auf den Heerstraßen verübt, daß sich der Kaiser genöthigt sah, ihn in die Acht zu erklären. Wie es heißt, soll er sich nun nach Frankreich geflüchtet haben."

„„Und Rosaura?"" — rief Irene voll schmerzlicher Besorgniß. — Ihr Gatte hatte nicht erfahren können, welch ein Loos ihre Schwester getroffen. — Aber als Irene gegen Abend, ihren Säugling im Arm, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin, ärmlich gekleidet und die Spuren tiefen Grames im bleichen Angesicht, auf sie zugewankt: es war Rosaura, die nun als Bettlerin vor der wegen ihrer Anspruchslosigkeit oft bespöttelten Schwester stand, verlassen von ihrem Gatten, hinausgestoßen in die fremde Welt, ohne Obdach, ohne Brod für sich und ihren Kleinen. Irene schloß unter Thränen des innigsten Mitleids die unglückliche Schwester in ihre Arme und bat sie, bei ihr zu bleiben und ihr stilles häusliches Glück mit ihr zu theilen, was Rosaura mit überströmendem Danke annahm. Von Eudoxia's Schicksal hatte sie keine Kunde. Aber wenige Monate später traf der Ritter vom See ganz unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und erzählte, wie Eudoxia, leichtsinnig ihrer Pflichten als Gattin vergessend, seiner Ehre so wenig geschont habe, daß er sich genöthigt gesehen, die Treulose in ein Kloster zu sperren. Diese Nachricht war ein neuer schmerzlicher Schlag für Irenens gefühlvolles Herz und sie suchte nun um so sorgfältiger in ihren Kindern den einfachen häuslichen Sinn, durch den sie selbst so glücklich geworden war, zu wecken und zu erhalten.

(Siehe Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.")

Muckensturm,

ein an der Straße von Karlsruhe nach der Favorite gelegener Marktflecken, drei Stunden von Baden, ist ein uralter Ort. Hier sieht man noch Ueberreste von römischen Backsteinmauern; die römisch-aurelische Land- und Heerstraße zog sich hier durch. Vor dem Orte, an der Straße nach Baden, liegt die Magdalenenkapelle, welche an gewissen Festtagen stark besucht wird Noch bemerkt man hier die Mauertrümmer eines mittelalterlichen Schlosses, Der Sage nach ward es einst belagert, die Stürmenden aber mit von den Zinnen auf sie herabgeschleuderten Bienenkörben begrüßt, deren ergrimmte Bewohner ihnen so derb zusetzten, daß sie unverrichteter Sache die schleunigste Flucht ergreifen mußten. Daher soll der Name des Ortes rühren, noch wahrscheinlicher aber kommt er davon her, daß man in den Sommermonaten hier unaufhörlich von ganzen Heeresschwärmen von Mücken bestürmt wird.

(Vergl. S. Klüber's „Beschreibung von Baden und Umgegend." S. 270 des 2. Bandes.)

Rastatter Schloß.

Markgraf Ludwig von Baden, der Türkenbezwinger.

Von Malboroughs Heldentagen
Viel Wunder mögt ihr sagen;
Lobsingen, Sieg auf Sieg,
Eugen, dem edlen Ritter, —
Hoch strahlt der Helden Dritter,
Der Markgraf Ludewig.

Aus Badens Stamm entsprungen
Von teutschem Blut durchdrungen,
Treufest und ritterlich;

Des Vaterlandes Streiter,
Ein Held, ein gottgeweihter,
Der Markgraf Ludewig.

Wie blitzt im Pulvernebel,
Ein Racheschwert, sein Säbel!
Des Halbmonds Glanz verblich,
Ließ er in edlem Grollen
Sein Feldherrnauge rollen,
Der Markgraf Ludewig.

Vor Wien, da hat's gegolten;
Die Türkenhunde wollten
Im Mordbrand jämmerlich
Die Kaiserstadt verheeren,
Da stritt zu Teutschlands Ehren
Auch Markgraf Ludewig.

Hei! wie die wilde Bande
Hinaus zum teutschen Lande
Mit Hasenhast entwich!
Hei! wie die Rosse schnoben,
Verfolgt mit Sturmestoben
Vom Markgraf Ludewig!

Nun zog durch Ungarns Gauen
Des Krieges Grimm und Grauen;
Hurrah! da pflückte sich
Dem Vaterland zum Ruhme,
Manch duft'ge Siegesblume
Der Markgraf Ludewig.

Die Schlacht in Ofens Gründen,
Bei Mohacz wird's verkünden
Der Nachwelt ewiglich;
Salankemen nicht minder:
„Der Türkenüberwinder
War Markgraf Ludewig!“

Auch an des Rheins Gestaden,
Zu neuem Kampf geladen,
Bestand er ritterlich;
Er baute mächt'ge Schanzen
Als Schutzwehr vor dem Franzen,
Der Markgraf Ludewig.

Doch banden seine Hände
Des Reiches lahme Stände,
Sie ließen ihn im Stich,
Entzweit durch schnöden Haber;
Drob schwoll die Zornesader
Dem Markgraf Ludewig.

Ihr Zagen und ihr Zanken,
Ihr Zaudern und ihr Schwanken
War stets ihm hinderlich;
Und dennoch durft' er sagen,
Daß ihn kein Feind geschlagen,
Der Markgraf Ludewig.

Für all' sein rühmlich Mühen
Sollt' ihm viel Undank blühen;
Dem Tod nur beugte sich
Sein Haupt, das lorbeerschwere;
Ein Retter teutscher Ehre,
Starb Markgraf Ludewig.

Aus bessern Sängers Munde
Ertönen mag die Kunde,
Ertönen feierlich
Zum Vorbild und zur Lehre:
„Ein Retter teutscher Ehre
War Markgraf Ludewig."

Eduard Brauer.

Das Rastatter Schloß.

Noch hat kein Sänger sich erhoben,
Dich, hohes, edles Schloß zu loben
Und zu besingen deine Pracht!
Haus, das so Großes hat gesehen,
Wie, solltest klanglos du vergehen,
Ein frühes Opfer Saturn's Macht?

Erbaut von Ludewig von Baden,
Bliebst du so vieler Heldenthaten
Alleinig würd'ges Monument!
Kein andres ward dem großen Manne,
Vor dem der Franke und Osmane
Gebebt, und den mein Volk kaum kennt.

Vergeßlich Volk! in jenen Stunden,
Wo Louis, lorbeerkranzumwunden,
Des Halbmonds Macht bei Mohacz schlug;
Als er, in hehrer Siegesfreude,
Des heißes Tages reiche Beute
Heim zu Sybillens Füßen trug, —

Nicht ahnt' er, daß nach hundert Jahren
Sein Volk das Heiligthum der Laren
Kaum achten würde mehr, das Schloß,
Wo kampfessatt Europa's Helden
Eugen und Villars sich gesellten,
Wo sich der Janustempel schloß!

Auf eines sanften Hügels Rücken
Stellt sich den überraschten Blicken
Das stolze Bauwerk prächtig dar;
Die Schaar der Götter und Göttinnen
Von dem Olympos krönt die Zinnen,
Und hoch thront Zeus mit seinem Aar.

Es ziehen, hallenreich, die Flügel
In edlem Gleichmaß hin am Hügel,
Umarmend rings des Hofes Zier;

Am söllerförm'gen Eingang wachen
Alcid, die Faust im Löwenrachen,
Und Pallas, bänd'gend Tiegers Gier.

Einst herrscht' im Schlosse reges Leben,
Und teutscher Helden kühnem Streben
Ward hier manch schallend Hoch gebracht; —
Doch längst verscholl der Klang der Becher,
Und durch die öden Prunkgemächer
Rauscht sagenreich die Mitternacht.

Wie schaurig, Haus, verwaist für immer,
Glühst du in röthlich düsterm Schimmer
Spät Abends in der Sonne Gold,
Wenn Phöbus seinen Strahlenwagen
Auf Feuerwolken fortgetragen,
Hinab zum fernen Weltmeer rollt!

Die hohen Fenster sprühen Blitze;
Zum ausgestorbnen Fürstensitze
Ist Markgraf August heimgekehrt!
Sind es die fränk'schen Abgesandten,
Die, aus dem blut'gen Grab erstanden,
Graf Metternich mit Festen ehrt?

Wer nennt die Namen mir von allen
Den Hoh'n, die einst in diesen Hallen
Schutz fanden und ein wirthlich Dach?
Die letzten Conde's, Moreau's Krieger,
Von Oesterreich Carl, Lodi's Sieger,
Germaniens Stolz und . . . seine Schmach!

Hier lebt', in seinen Nestortagen,
Carl Friedrich oft; des Alters Plagen
Vergessend und des Herrschens Müh';
Von Badens Macht den greisen Gründer
Umspielt die blüh'nde Schaar der Kinder,
Und seine Thränen segnen sie.

Hier war's, wo Er, in bessern Jahren,
Zuerst des Schicksals Gunst erfahren,

Das ihn zum Königsthron berief;
Hier eint' er die getrennten Staaten,
Hier huldigte ihm Baden-Baden,
Als August kinderlos entschlief.

Hier weilt', im Flug zu Riesenschlachten,
Als Oestreichs Helden neu erwachten,
Napoleon, dem Glück getraut —
Zum letzten Mal auf teutscher Erde
Ruht von der weiten Reis' Beschwerde
Hier dessen kaiserliche Braut.

Doch mit des Schicksals finstern Mächten,
Lehrt Schiller, ist kein Bund zu flechten;
Im Falle fühlt's Lätitia's Sohn; . . .
Und Franz und Alexander traten
Als Sieger in das Haus von Baden,
Einärndtend langer Kämpfe Lohn.

Und hier starb Carl. Er starb, umgeben
Von Allen, die er liebt' im Leben,
Gepflegt von treuer Gattin Hand;
Und wieder sah'n der Ahnen Hallen
Dürr einen Ast vom Stamme fallen,
Der rasch und herrlich blühend stand.

Hier freute sich der Kriegesspiele,
Schon nah' gerückt dem Lebensziele,
Großherzog Ludwig, Mars stets hold;
Und hier aus tiefstem Herzensgrunde
Begrüßten wir zum schönsten Bunde
Sophien jüngst und Leopold.

Ja, was seit Markgraf Ludwig's Tagen
Nur Großes hat sich zugetragen,
Dies Schloß hat seinen Theil daran;
Herold vergangener Geschlechter,
Erhebt sich Zeus, des Hauses Wächter,
Schwingt seine Blitze himmelan,

Und donnernd ruft er aus den Höhen:
„Laßt ja den Frevel nicht geschehen,
Die ihr euch Badens Söhne nennt;
Gestattet nicht, daß sie verderbe,
Die schönste Perl' in Badens Erbe,
Erhaltet Ludwigs Monument!"

Rastatt. *****

(Aus dem Freiburger Wochenblatt, Jahrg. 1835.)

Rastatt war schon in uralten Zeiten ein ansehnliches Dorf, wurde aber, so wie es jetzt ist, von dem teutschen Helden Markgraf Ludwig, dem Türkenbändiger, zu Ende des siebzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts erbaut und blieb seitdem die Residenz der Markgrafen von Baden-Baden bis zum Erlöschen dieser Linie im Jahr 1771. Das Residenzschloß ist unstreitig eines der prächtigsten in Teutschland. Es thront auf einer mäßigen Höhe über der regelmäßig angelegten Stadt und breitet seine mächtigen Flügel und Arme gegen sie aus wie zum Schutz und Schirm. Majestätisch ist das Portal, und hoch oben auf der Zinne des Daches verkündet die kupferne, vergoldete Bildsäule des Donnergottes Zeus den Herrscherſitz. Im Innern des Schlosses bewundert man die prächtigen Marmortreppen, die herrlichen Säle und reichgeschmückten Gemächer. Besonders merkwürdig ist das sogenannte Türkische Zimmer, in welchem die Waffen, Fahnen, Roßschweife ꝛc. aufbewahrt werden, welche Markgraf Ludwig von den Saracenen erbeutet, die er in mehreren Schlachten besiegt hatte. — Ebenso merkwürdig sind die Friedenssäle, wo im Anfange und zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier an der Grenze von Frankreich und Teutschland Stillstände gemacht wurden in unseren langwierigen Processen mit dem unruhigen überrheinischen Nachbar. In einem dieser Zimmer zeigt man noch an den Wänden die Tintenflecken, welche hingesprützt wurden von den Federn der großer Helden und Staatsmänner, Prinz Eugen und Marschall Villars, als sie im Jahr 1714 den 7. März, Morgens zwischen drei und vier Uhr, nach einem langen, verheerenden Kriege, den Frieden zwischen Teutschland und Frankreich unterzeichneten. Die zweite Friedensunterhandlung fand hier im Jahr 1789 statt, endigte aber nicht mit Tinten-, sondern mit Blutflecken. Denn die französischen Gesandten, die freilich ihre Jakobiner'sche Unverschämtheit damals auf's Höchste trieben und die Teutschen schmachvoll behandelten, wurden zuletzt, als der Krieg mit Oesterreich schon wieder ausgebrochen war, bei ihrer Abfahrt nach Frankreich, nicht weit von den Thoren Rastatts, mörderisch überfallen, wobei zwei von ihnen das Leben verloren. Wer die eigentlichen Urheber dieses, das heilige Völkerrecht so schändlich verletzenden Verbrechens waren, ist nie ganz klar erwiesen worden.

Albthal.

Die Entstehung von Herrenalb.*)

Es irrt der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durchs Thalgewinde:
Getrennt von seinem Jagdgesinde,
Sucht er den Weg beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin,
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster ziehn.

Jetzt tönet eines Glöckleins Klang;
Er sieht von den erstiegnen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Chorgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle;
Von hundert Kerzen ist sie helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt zur heil'gen Weihe
Am Hochaltar den Kelch empor.

---

*) Das Kloster Herrenalb liegt nicht weit von der Badischen Grenze, schon im Würtembergischen Gebiete; gehört jedoch eben sowohl, wie Frauenalb, unserm Sagenkreis an.
Der Herausg.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet,
Ihm ist, er werd' hinaufgezogen
Aus wildempörten Meereswogen,
Ins Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin zur stillen Ruh, ihr Müden,
Und du auch, Berthold, zeuch in Frieden,
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dieß sagend winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim im ernsten Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Traumgesicht.

„Wohl," — ruft er, „ist die Deutung klar! —
Wo jene Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Tempel und Altar!"

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelhellen Alb umzogen
Erhebt sich bald das Gotteshaus.

Aloys Schreiber.

Die Stiftung von Frauenalb.

Bleich, mit angstergrauten Locken,
Starren Blicks, zum Tod erschrocken,
Kehrt der edle Herr von Zimmern
Heim vom Wald beim Sterneflimmern.

Und vom Kreis der Jagdgenossen,
Der verwunderten, umschlossen,
Gibt der blasse Waidmann Kunde
Von dem schauerlichen Grunde:

„Wißt, den Riesenhirsch zu jagen,
Der uns neckt seit vielen Tagen,
Hatt' ich mich im Wald verloren
Weit von dieses Schlosses Thoren.

„Als ich meint', ihn zu erlegen,
Trat ein Recke mir entgegen,
Wild und gräßlich anzuschauen,
Noch gedenk' ich sein mit Grauen.

„Ihm zu folgen, winkt er schweigend
Mir, zur Waldschlucht niedersteigend;
Folgen mußt' ich wider Willen
Seinem Machtgebot, dem stillen.

„Tief im Walde, weit von hinnen,
Blickt' ein Schloß mit hohen Zinnen,
Diener harrten an der Pforte,
Die uns grüßten ohne Worte.

„Wir durchschritten lange Gänge;
Hoch im Saale mit Gepränge
Saß ein Fürst, so schien's, beim Feste,
Reich bewirthend edle Gäste.

„Schweigen doch rings in der Halle;
Ernst und schweigsam grüßen Alle,
Füllten Becher, tranken, aßen
Ernst und schweigsam allermaßen.

„Gold und silbernes Geräthe
Trug der Tisch, der glanzbesäte,
Lautlos küßten sich die Becher,
Gluth entloht dem Mund der Zecher.

Oft schon saht ihr ohne Zittern
Mit dem Tod mich Lanzen splittern, —
Doch dies Schauspiel war unsäglich
Grauenvoll, fast unerträglich!

„Und mein schweigender Begleiter
Führte bald von da mich weiter;
Neues Grüßen, neues Neigen,
Doch stets gleiches Todesschweigen.

„Durch dieselben Gänge nieder
Stiegen wir ins Freie wieder;
Kaum entrückt dem Schreckensorte,
Sprach mein Führer diese Worte:

„„Den du sahst in jenem Schlosse,
War Herr Friedrich, Zimmerns Sprosse,
Einst dein Ohm, ein mächt'ger Degen,
Kühn und mannhaft allerwegen.

„„Doch an eitelem Gewinne
Hing sein Herz; mit hartem Sinne,
Gierig stets nach neuer Beute,
Drückt' und plackt' er Land und Leute.

„„Ich mit seinen andern Knechten
Half ihm treu zu allem Schlechten,
Darum uns und ihn betrafen
Qualvoll Gottes ew'ge Strafen.

„„Albrecht, Albrecht! laß dir rathen:
Sieh' zurück auf deine Thaten
Und bereu' aus tiefster Seele
Deines Stamms und deine Fehle!""

„Sprachs und schwand. Ich schrack zusammen;
Jenes Waldschloß sah ich flammen,
Und ich hört' ein kläglich Stöhnen
Aus dem Schwefelqualm ertönen.

„Dies, ihr Herrn, hab' ich erfahren;
Lest's in meinen grauen Haaren!
Drum zur Buße schwerer Sünden
Will ich nun ein Kloster gründen.“ —

Stumm, von Schauern überflossen,
Hörten's seine Jagdgenossen
Und erwogen im Gemüthe
Ihrer Sünden reiche Blüthe.

„„Berthold!““ — sprach der Ebersteiner: —
„Euer Vorsatz ist auch meiner!“
Und, von gleicher Gluth entzündet,
Hat er Frauenalb gegründet.

Eduard Brauer.

(Aus dessen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung ꝛc.“ Vergl. damit die Erzählung derselben Sage in Kriegs von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein ꝛc.“ Seite 13, 14 und 451—354.)

Johann von Hohenwart.

Wegen wiederholten Landfriedensbruches war Kunz von Hohenwart vom Kaiser und Reich in Acht und Aberacht erklärt worden, und Graf Eberhard von Eberstein hatte den Auftrag erhalten, ihm seine Veste zu zerbrechen und ihn selbst lebendig oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Siebzehn Wochen lag Eberhard bereits vor Schloß Hohenwart, ohne daß es ihm gelungen war, den Belagerten den geringsten Vortheil abzugewinnen. Nach und nach waren aber in der Burg die Lebensmittel ausgegangen und Hunger und Krankheit begannen unter der Mannschaft einzureißen. Durch einen verzweifelten Ausfall wollten die Geächteten neue Vorräthe in die Veste schaffen; allein der Anschlag mißlang, und als sie keinen Ausweg mehr sahen, zogen sie einen rühmlichen Tod dem schmählichen Ende unter Henkershand vor, und bis auf Wenige sanken Alle mit ihrem Führer unter dem Schwert ihrer Feinde, welche jedoch ihren Sieg auch mit dem Leben vieler Tapfern bezahlen mußten. Die Burg ward hierauf eingenommen und dem Boden gleich gemacht. Unter den

wenigen Gefangenen befand sich auch des Hohenwarters einziger, vierzehnjähriger Sohn; der unschuldige Knabe sollte gleichfalls für das Vergehen seines Vaters büßen: er ward in das Kloster Herrenalb gebracht, um dort erzogen und, sobald er das gehörige Alter erreicht, in die Mönchskutte gesteckt zu werden.

Unter den Mönchen nahm sich des Knaben besonders der Bruder Placidus an. Oft und bitter vom Leben und den Menschen getäuscht, hatte ihn zuletzt Welthaß in das Kloster geführt, und er suchte diesen auch in dem jugendlichen Herzen seines Schützlings zu erwecken. Haß in dem Knaben anzufachen gelang ihm zwar, aber nicht gegen die Welt, sondern gegen Diejenigen, welche ihn so grausam daraus verstoßen hatten. Oft stand der arme Jüngling an einem Fenster des Klosters und schaute hinaus in die freie Gotteswelt, die auf ewig ihm verschlossen seyn sollte; heiße Thränen rannen ihm über die Wangen, und die Sehnsucht nach Freiheit, nach der offenen Natur, wollte ihm fast das Herz brechen. Vergebens jedoch waren seine Klagen; die Pforten des düsteren Klosters erschlossen sich ihm nicht mehr. Und er durfte seinen Schmerz nicht einmal laut werden, nicht die leiseste Klage sich entschlüpfen lassen, sonst wartete seiner die härteste Züchtigung. So wuchsen Groll und Rachedurst mit ihm auf; allmählig ward er ein Meister in der Verstellungskunst, indessen tief in seinem Innern die verderbliche Flamme des Hasses gegen die Stürtzer seines Hauses in heller Lohe fortglühte. Am bittersten jedoch war sein Groll gegen den Grafen von Eberstein, der ihm den Vater, der ihm sein Erbtheil entrissen, der ihn in das verabscheute Kloster begraben hatte, wo er nun sein frisches, kräftiges Leben vertrauern mußte. Trotz dem galt er allgemein im Kloster für das Muster eines frommen Bruders, und seinem natürlichen Verstand gelang es bald, alle seine Mitbrüder durchschauend, sich eines Jeden Gunst zu erwerben. So kam es, daß er, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, nach dem Tode des alten Abtes fast einstimmig zum Vorsteher des Klosters erhoben wurde.

Jetzt hatte der junge Mann den ersten Zweck seines Strebens erreicht, und glaubte nun Mittel und Macht genug zu

besitzen, seinen Racheschwur lösen zu können. Aber in keines Menschen Brust hatte seine Vorsicht das Geheimniß seines Herzens niedergelegt, Niemand ahnte die schwarzen Gedanken, über denen seine Seele brütete. Jeder wähnte, die Zeit habe das Andenken an sein Mißgeschick in ihm ausgelöscht und er liebe nun das friedliche Leben der Mönche.

Die Herren von Eberstein waren Schirmvögte des Gotteshauses Herrenalb, und dieses Amt führte den Grafen Eberhard öfters in das Kloster. Als er bei solch einer Gelegenheit bei den Mönchen das Mittagsmahl einnahm, kam das Gespräch unter Anderm zufällig auf seine Familie, und Eberhard erwähnte hierbei mit sichtlichem Wohlgefallen seiner einzigen Tochter, pries die Anmuth ihrer Gestalt und die Vorzüge ihres Verstandes, und leichthin konnte man an der Wärme, womit er sprach, abnehmen, daß dieses Kind der Stolz und die Freude seines Lebens sey. Diese Rede weckte in dem Abte furchtbare Rachegedanken. Noch war er nicht mit sich einig gewesen, wie er seinen Feind am Schmerzhaftesten treffen könne; aber jetzt ward es ihm plötzlich klar, wie er sich an dem Grafen rächen, wie er dessen Herz und Stolz verwunden wolle. Die Tochter mußt' er verderben und dadurch dem Vater den Todesstoß versetzen.

Durch Kundschafter erfuhr er, daß die junge Gräfin Agnes öfters diesseits der Murg lustwandle. Vermummte lauerten eines Tages der Arglosen auf, ergriffen sie und während der Nacht ward sie unbemerkt ins Kloster in sicheren Gewahrsam gebracht. Mit eben so viel Bosheit als List war der Plan zum Verderben der schönen Agnes angelegt.

Ein verschmitzter, vertrauter Knecht des Abtes erschien im Mönchsgewand im Gemach der Gefangenen. Er sagte zu dem angsterfüllten Mädchen, er sey der Vorsteher des Klosters, und habe, von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, dem Drange seines Herzens nicht länger widerstehen können, sie gewaltsam entführen und ins Kloster bringen zu lassen. Er bedaure, wenn er ihr Kummer verursache, allein es stehe nur bei ihr, sich durch ihre Gunst die Freiheit zu erkaufen. Wie vorauszusehen, war eine verächtliche Abweisung der Bescheid auf diesen schamlosen Antrag. Der verkappte Mönch entfernte sich mit dem Bemer-

ken, die Länge der Zeit werde das spröde Täubchen schon kirre machen.

Einige Stunden später öffnete sich wieder leise die Thüre, und vorsichtig trat ein junger Rittersmann von hohem Wuchs und lieblicher Gesichtsbildung in das Gemach. Nachdem er die niedergeschlagene und weinende Gefangene mit Anstand begrüßt, begann er:

„Verzeiht, schöne Gräfin, wenn ich Eure Einsamkeit störe und Eure nur zu gegründete Bekümmerniß unterbreche; allein meine Absicht muß mir zur Entschuldigung dienen. Auf Besuch bei einem Anverwandten hier im Kloster erhielt ich Kunde von Eurem Mißgeschick und von der Schurkerei des Abtes. List erschloß mir die Thüre Eures Gefängnisses und ich komme, Euch meine Dienste anzubieten. Wenn Ihr Euch einem Unbekannten anvertrauen wollt, so sollen hoffentlich die nämlichen Mittel, die mir den Eintritt hierher verschafften, Euch zur Freiheit verhelfen.“

Der gewinnende, einschmeichelnde Ton des jungen Mannes erwarb ihm schnell das Zutrauen des freudig überraschten Mädchens, wozu sein anmuthiges Aeußere nicht wenig beitragen mochte.

„„Möge der Himmel Eure wohlmeinende Absicht lohnen!“ — erwiederte sie — „und wenn Euer Vorhaben gelingt, dürft Ihr der vollsten Dankbarkeit meines Vaters gewiß seyn. O, gebt ihm Nachricht von meinem Aufenthalt, wenn es Euch möglich ist; bedenkt, wie er sich um sein verlorenes Kind grämen mag!““

„Von Dank kann hier nicht die Rede seyn,“ — versetzte der Ritter — „denn ich thue nur, was die Pflicht mir gebietet, und wenn mein redliches Unternehmen mir ein freundliches Andenken bei Euch gewinnt, dann fühl' ich mich überreich belohnt. Eurem Vater Nachricht zu geben, wird indessen wohl schwer seyn, da der Abt überall Spürhunde hat und, falls diese von unserm Unternehmen etwas vermerkten, Euch sicherlich an einen Ort bringen ließe, wo Euch Niemand so leicht entdecken könnte. Doch verlaßt Euch auf mich; ich hafte mit meinem Ritterworte dafür, daß Ihr durch mich Eure Freiheit wieder

erhalten sollt. Die Art und Weise, wie dies auszuführen, wird erst die Zukunft lehren."

Bald hierauf verließ der Ritter die Gräfin, nachdem er vorher versprochen, sie demnächst wieder zu besuchen; aber sein Bild blieb in Agnesens Herzen zurück.

In der That kehrte der junge Mann bald wieder zu ihr und erneuerte sodann täglich seine Besuche. Die Jungfrau glühte von heftiger Liebe zu ihm, und sie verbrachten mit einander manche Stunde in traulichem Kosen. Ihr Gefängniß war ihr durch die Gegenwart ihres Geliebten sogar theuer geworden, ja sie gedachte schon nicht ohne Bekümmerniß der Zeit, die sie zurückführen sollte in die Arme ihres Vaters, weil sie sich dann von ihrem jungen Tröster, vielleicht auf immer, trennen müßte. Doch wollte sich, wie der Ritter versicherte, noch immer keine günstige Gelegenheit zur Flucht bieten; stets traten neue Hindernisse in den Weg.

Auch der als Abt verkleidete Knecht stellte sich noch einige Male ein, ward aber immer verächtlicher und derber zurückgewiesen.

Trostlos jammerte indessen der Graf von Eberstein um die geliebte Tochter. Er sandte nach allen Seiten seine Diener auf ihre Spur, doch alle kehrten sie wieder unverrichteter Dinge zurück. Er selbst durchstreifte täglich zu Roß die ganze Umgegend, allein mit eben so wenig Erfolg. Eines Tages, als er, am Fuß eines Hügels gelagert, seinem Schmerze nachhing, während sein Pferd neben ihm graste, kam ein Knabe mit etlichen Ziegen, die er heimwerts trieb, des Weges daher. Auch Diesen forschte der Graf aus, allein der Hirtenjunge wußte keine Auskunft zu geben.

Eberhard seufzte vor sich hin: „O meine arme Agnes!"

„,Agnes?'" — fragte der Junge, — „,sonderbar, heute höre ich diesen Namen, den ich sonst in meinem Leben noch nie vernommen, schon zum zweiten Mal!'"

„Wo? Wo?" fragte begierig der Graf.

„,Ei nun,'" — versetzte der Knabe — „,drüben im Kloster. Ich bringe manchmal Brunnenkresse in die Küche dorthin, und da bekomm' ich immer etwas zu essen dafür. So war es auch heute. Ich saß in der großen Stube neben der Küche, da hörte

ich nebenan sprechen und diesen Namen nennen; es kam mir gerade vor, als wenn es von dem großen Bilde herkäme, welches die Schutzpatronin des Klosters vorstellt.‟

Fast ungläubig schüttelte der Ebersteiner den Kopf; aber nach einigem Nachdenken dünkte es ihm doch, daß es der Mühe vielleicht lohnen möchte, der Sache näher nachzuforschen. Er konnte sich freilich die Möglichkeit kaum vorstellen, daß seine Tochter im Kloster gefangen säße, wo er nur gute Frunde zu haben glaubte, wollte sich aber doch keine Fahrlässigkeit vorzuwerfen haben.

Er klopfte darum gleich des andern Tages in Pilgertracht an der Klosterpforte und bat demüthig um etwas Speise, seinen Hunger zu stillen. Er ward in das Zimmer gewiesen, das ihm der Hirtenknabe bezeichnet hatte und das er leicht an dem großen Gemälde der heiligen Jungfrau erkannte. Es war in der Wand selbst eingerahmt und reichte vom Boden fast bis an die getäfelte Decke.

Anfänglich befanden sich noch andere Fremde in der Stube, weßhalb er dieselbe nicht gleich näher untersuchen konnte; doch strengte er seine ganze Aufmerksamkeit an, ob er nichts hinter der Leinwand vernehmen könne. Lange blieb dies vergebens. Endlich hört' er flüsternde Stimmen aus jener Gegend, jedoch waren sie nicht laut genug, um von den Uebrigen vernommen zu werden, die sich nur mit ihrem Essen beschäftigten. Er harrte darum voll Ungeduld ihrer Entfernung, und als er sich endlich allein sah, trat er näher an das Bild und lauschte mit verhaltenem Athem. Deutlich unterschied er nun zwei Stimmen, und, wenn ihn nicht Alles trügte, so gehörte die eine seiner Tochter. Die andere däuchte ihm ebenfalls bekannt, ohne daß er jedoch mit sich einig werden konnte, wem er sie beilegen solle. Er hörte ganz vernehmlich, wie von einer Flucht die Rede war, die um Mitternacht bewerkstelligt werden sollte, und zwar wolle man den Weg die Alb abwerts nehmen, um der etwaigen Verfolgung zu entgehen, falls das Vorhaben verrathen würde.

Eberhard bohrte nun mit aller Vorsicht mit der Spitze seines Schwertes, das er unter seinem Pilgergewande verborgen trug, eine Oeffnung am Rande des Gemäldes. Wer beschreibt aber seine Ueberraschung, als er jetzt das anstoßende Gemach über=

sehen konnte und in demselben seine Tochter in den Armen eines Mannes in Rittertracht erblickte, der eben einen feurigen Kuß auf die Lippen des Mädchen drückte. Staunen und Wuth ließen ihn anfänglich zu keinem Entschluße kommen, und bevor er sich wieder gefaßt hatte, verließ der junge Mann das Gemach. Eberhard entfernte sich gleichfalls augenblickich, um ruhiger über seinen Plan nachzusinnen.

Unweit von dem Kloster erhebt sich am Wege eine Masse gewaltiger Felsenklippen, der Falkenstein genannt. Im Schatten dieser mächtigen Steinwand harrte der Graf von Eberstein mit Reisigen auf die Stunde der Mitternacht. Kaum war der zwölfte Schlag auf der Klosteruhr verklungen, da tönte Hufschlag durch die Stille der Nacht, und gleich darauf kamen zwei Reiter des Wegs daher gesprengt. Mit einem donnernden „Halt!“ warfen sich Eberhard und seine Gefährten ihnen entgegen.

„Heiliger Gott! das ist meines Vaters Stimme!“ rief Agnes — denn diese war eine der beiden Berittenen — ihrem Begleiter zu. Allein Dieser kehrte sich wenig daran und drang wüthend auf die Anwesenden ein. Doch nach einem kurzen Gefecht traf ihn ein so gewaltiger Streich von Eberhards Schwerte, daß er taumelnd und blutend vom Roße sank.

„Um's Himmels Willen, was habt Ihr gethan? mein Vater?“ — jammerte die trostlose Gräfin — „Ihr ermordet Den, der mich errettet aus den Händen des ruchlosen Abtes!“

„„Schweig ungerathene Dirne!““ — herrschte der Vater ihr zu — „„Sprich, wenn du gefragt wirst! Zuerst will ich ein Wort mit diesem, deinem sogenannten Befreier, reden. — Sprich, Schurke, wer bist du, und was wolltest du mit meinem leichtsinnigen Kinde?““

„Eure Tochter ist schuldlos;“ — stöhnte der Verwundete mit ersterbender Stimme. — „Ich fühle den Tod mir nahen und will keine Lüge mit hinüber nehmen in die Ewigkeit; darum hört mich gläubig an. Ich bin Johann von Hohenwart, der Abt des Klosters Herrenalb. Ihr habt mir einst den Vater gemordet, mein Besitzthum zerstört und mich zu einem freudelosen Leben im Kloster verdammt, das mir in innerster Seele zuwider ist. Da schwur ich Euch grimmige Rache. Ich

raubte Eure Tochter, um sie Euch entehrt wieder zurückzusenden. Unter dieser Verkleidung gelang es mir, ihr Herz in Liebe zu mir zu entflammen, doch ihre Reize waren so mächtig, daß sie meinen Haß entwaffneten. Ich beschloß, mit ihr zu fliehen; vielleicht hätte ich in der Ferne ein stilles Glück an ihrer Seite gefunden und meinen Schwur dennoch dabei gehalten, da Ihr ja durch mich Euer theuerstes Kleinod verloren. Agnes wußte nichts von meinem eigentlichen Vorhaben. Es ist mißlungen. Wohl mir, daß ich sterbe! Das Gold, womit mein Roß beladen ist, gehört ins Kloster; es mag ohngefähr den Werth dessen betragen, was das Kloster widerrechtlich von meinen Stammgütern erhielt!" — Hier verließ ihn das Bewußtseyn.

Die Gräfin Agnes war während dieser Rede wie leblos zu Boden gesunken. Zwischen Mitleid und Rachgier schwankend, stand Graf Eberhard in tiefen Gedanken. Endlich befahl er den Knechten, von Baumästen eine Tragbahre zu fertigen und den Verwundeten nach Eberstein zu bringen. Er selbst nahm seine ohnmächtige Tochter vor sich auf's Roß und eilte seiner Burg zu. — Von dem Abte vernahm man nie mehr etwas im Kloster, nur daß ein Unbekannter das von Jenem auf die Flucht mitgenommene Gold zurückbrachte; doch erzählt man, der Abt sey unter sorglicher Pflege auf dem Schloß Eberstein genesen, habe bald darauf, von dem Grafen reichlich mit Geld und Waffen versehen, unter fremdem Namen das Kreuz genommen und sey in Palästina in der Schlacht von Edessa geblieben. Die Gräfin Agnes aber nahm den Schleier im Kloster Frauenalb und starb in der Blüthe ihrer Jahre.

Al. Schreiber.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1834.)

Fürstenzell.*)

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland zahlreiche Schaaren von Edlen und Reisigen nach Ostpreußen und

*) Die Ruine Fürstenzell liegt nicht weit von der Stadt Ettlingen, heißt auch Burgstadel, und ist ferner dadurch bekannt, daß im Jahre 1802 die Ueberreste einer römischen Villa und ein Neptunsbild ausgegraben wurden.

Lievland, um dort mit den teutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurt von Fürstenzell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchterlein im zartesten Alter zurück.

Schon im ersten Treffen ward er von den wilden Preußen gefangen und zu schimpflichen Sklavenarbeiten verurtheilt, unter denen er über fünf Jahre sein Leben elend hinschleppen mußte, bis endlich ein großer Sieg des christlichen Heeres ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erneuerte sich mit verdoppelter Stärke das Heimweh in seinem Herzen; er gedachte mit bangen Besorgnissen seiner schutzlosen Gattin und Kinder und beschloß nun, so eilig als möglich nach Hause zu kehren, weßhalb er ein Pilgergewand anlegte und sich augenblicklich auf den Weg machte. Nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder und war kaum noch eine halbe Tagreise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet, worauf die Schaffnerin ein junges Dienstmädchen herbeirief und ihr befahl, den Pilger in die Herberge zu führen, die nur einige Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, war eine schmucke Dirne von ohngefähr achtzehn Jahren, und schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam, und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen?“ — fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugier verrieth.

„„Ja, mein Kind.““

Ein Ach! entschlüpfte bei dieser Antwort dem Busen des holden Mädchens.

„„Du seufzest!““ — sagte der Pilger — „„Hast du vielleicht einen Bruder oder Vater unter den teutschen Schaaren, welche in jenes Land gezogen sind?““

„Nein, nein,“ — erwiederte die Jungfrau — „aber ein Rittersmann aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß,

ob er noch lebt oder seinen Tod unter den Heiden gefunden hat."

„„Wie heißt der Mann?"" — fragte hastig der Pilgrim.

„Kurt von Fürstenzell."

„„Ich kenne den Ritter! Er ist bereits auf dem Heimwege zu den Seinen begriffen!"" — rief der Pilger. — „„Aber weißt du auch von ihnen Bescheid""

„Wohl weiß ich Bescheid — ach, der arme Ritter!"

„„Um Gotteswillen, sprich, verhehle mir nichts, auch das Schlimmste nicht!""

Die Beiden waren gerade in diesem Augenblick zur Herberge gelangt, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den zitternden Pilgrim sanft auf dieselbe nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand: „Ritter Kurt wird seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin — im Grabe finden!" — sagte sie nun, während Thränen über ihre Wangen strömten.

„„Meine Gattin! Meine Burg! — Ach! und meine armen Kinder, wo mögen die wohl seyn?"" — schrie der Pilger aufspringend und die Hände ringend.

„Gott! mein Vater! mein Vater!" — rief das Mädchen, in seine Arme stürzend — „ich bin Eure Irmentraut! — meine Schwester ist dort im Kloster!"

Nun erzählte Irmentraut, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter bei dunkler Nacht mit ihren Kindern entflohen; wie sie endlich eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin" — setzte sie hinzu — „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn es war von der Hinterlist des Ritters von Malsch das Schlimmste zu befürchten. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden."

„„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene?"" — rief der Pilger in wildem Ingrimm.

„Beruhigt Euch, liebster Vater! Man läßt mich nur ganz

raden Stange umgeformt, genau eben so lang, als der Thurm hoch ist.

Streit zwischen Ettlingen und Frauenalb.

Als die Waldungen von Ettlingen noch bis Bärnbach reichten, ließ die Bürgerschaft nächst der Abtei Frauenalb eine gemauerte Schweinsteige mit einem Ziegeldach erbauen. Diese Nachbarschaft fiel den Klosterleuten so beschwerlich, daß sie sich erboten, die Steige auf ihre Kosten zu versetzen, und, als die Ettlinger es abschlugen, dieselbe in der Nacht durch Feuer zerstörten. Kaum war dies in Ettlingen bekannt geworden, so rief der Stadtrath die Bürger zur Rache auf, stürmte an ihrer Spitze nach Frauenalb und gab das Kloster den Flammen Preis. Ueber diese Greuelthat führte die Aebtissin persönlich Klage beim Markgrafen von Baden, welcher darauf sämmtliche Rathsherrn zum Tode, und die Bürgerschaft dazu verurtheilte: den ganzen Waldbezirk von Bärnbach bis zur Moosalb dem Kloster abzutreten, und den Thurm in ihrem Stadtwappen umzukehren, so daß er darin auf der Spitze stehe. Der Markgraf wohnte in eigener Person der Vollziehung dieses Urtheils in Ettlingen bei, und als eilf Rathsherren (der zwölfte hatte sich versteckt,) enthauptet waren, frug er seinen Hofnarren, wie das Köpfen ihm gefalle? — „Wenn die Menschen wie die Weidenbäume wieder ausschlügen, so gefiel es mir nicht übel;*) erwiederte der Narr und bewog durch diesen launigen Einfall den Markgrafen, den zwölften Rathsherren zu begnadigen. Die Enthaupteten wurden auf der Richtstätte begraben und auf die eilf Gräber ebenso viele Steine mit ausgehauenen Köpfen gesetzt. In der Folge, als der Platz in einen Weinberg umgewandelt worden war, versetzte man diese Steine außen an die Mauer bei dem Gutleuthause, der Platz behielt aber von ihnen den Namen „Kopfreben" bis zum heutigen Tage.

*) Nach Anderen lautete die Antwort: „Ja, wenn es Krautköpfe wären, die wieder ausschlagen.

Das Rad von Malsch.

Dies Pfarrdorf ist merkwürdig, weil es eines der ersten war, die sich in dem verderblichen Bauernkrieg empörten und mehrere Anführer der Bauern aus diesem Orte waren, die nachher in dem Schloße Kißlau enthauptet wurden. Weil das Dorf ein Rad in seinem Wappen führt und die Anführer dasselbe auf ihren Fahnen hatten, so soll sich daher der Ausdruck „Rädelsführer“ schreiben. *)

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reisende durch das Großherzogthum Baden.“ Carlsruhe, 1828.)

*) Dasselbe wird auch von Gundelsheim im Neckarthal erzählt.

Karlsruhe

und nächste Umgegend.

Karls-Ruhe.

Von kühnen Kriegesthaten, verübt mit tapfrer Hand,
Kehrt Markgraf Karl von Baden zurück ins Heimathland.

Dem Schlosse seiner Ahnen zu Durlach eilt er zu,
Und bringt den Unterthanen des Friedens Glück und Ruh'.

Er will die Stadt erweitern den Bürgern zum Gewinn,
Doch seine Plane scheitern an ihrem Eigensinn.

„Das soll euch bald gereuen!“ Spricht Karl, erfüllt von Zorn;
Drauf ruft, ihn zu zerstreuen, zum Wald des Jägers Horn.

Und wie er, um zu fechten sonst zog in's Schlachtgebraus,
Ritt jetzt mit Herrn und Knechten er frisch zur Jagd hinaus.

Des Hüfthorns Töne schallen im Hardtwald und Gefild,
Die Büchsen lustig knallen und stöhnend fällt das Wild.

Doch von dem Jagdgetümmel verirrt sich Karl allein,
Und unter freiem Himmel im Walde schläft er ein.

Umrauscht von dichten Bäumen, allein mit seinem Pferd',
Ruht er in süßen Träumen auf weichbemooster Erd'.

Er träumt von tapfern Degen, von Sieg nach schwerem Streit,
Es füllt des Volkes Segen sein Herz mit Seligkeit.

Hoch über dunklen Eichen erblickt er eine Kron',
Dran glänzt mit Sternenzeichen: „Das ist des Edeln Lohn!"

Und rings um die Juwelen, die an der Krone glühn
Kann er die Strahlen zählen, die von dem Himmel sprühn.

Und wie die Strahlen gehen, so glaubt er lichtbekränzt
Die schönste Stadt zu sehen, da wo die Krone glänzt.

Er will die Kron' erreichen, doch plötzlich er erwacht,
Da schimmert durch die Eichen die helle Sternennacht.

Und wie ob dem Gesichte der Markgraf sich erfreut,
Sieht er im Mondenlichte den Sattelknecht zur Seit'.*)

„Ha!" spricht zu dem Getreuen der Fürst nun wohlgemuth,
„Ich habe hier im Freien gar wonniglich geruht.

„Ich will auf diesem Raume mir eine Stadt erbau'n
Und hier, beim stillen Baume soll man mein Grabmal schau'n."

Der Traum der Sternenkrone war gar ein schöner Traum —
Zu Karlsruh', wo ich wohne, da stand der Eichenbaum.

Maximilian Sachs.

Die Gründung von Karlsruhe.

Verirrt auf Waidmanns-Pfaden
War Markgraf Karl von Baden
In grüner Waldesnacht;
Wohl hatt' er manche Stunde
Im Hardtwald schon die Runde,
Doch kargen Fang gemacht.

---

*) Des Markgrafen Sattelknecht, Namens Aberle, rettete ihm das Leben in der Schlacht bei Höchstädt und erbeutete eine Fahne den 13. August 1704.

So ward der Tag geschieden,
Und heil'ger Abendfrieden
Umweht ihn wonnesam;
Da setzt er sich ermattet,
Vom Eichenzelt umschattet,
Auf einen morschen Stamm.

Still ward's im Hain allmälig;
Das Lied, das hundertkehlig
Noch jüngst das Laub durchscholl,
Erstarb in sanften Lauten,
Und durch die Wolken schauten,
Die Sterne sehnsuchtsvoll.

Und wie der Markgraf ruhte,
Ward ihm so wohl zu Muthe;
Ihm schien, daß unsichtbar
Ein Engel ihn umkreiste
Und flüstert ihm im Geiste
Die Worte himmelklar:

„Hier, wo erhabne Eichen
Die Riesenhand sich reichen,
Und traulich aus den Höh'n
Dir Grüß' entgegen rauschen,
Im Grase Veilchen lauschen,
Hier ruht sichs gut und schön.

„Hier muß die Zwietracht schweigen,
Hier, wo auf allen Zweigen
Ein sel'ger Friede ruht;
Vom Sang der Nachtigallen
Die Wipfel widerhallen,
Hier ruht sichs süß und gut.

„Im bunten Hofgewühle
Sitzt Sorg' auf weichem Pfühle,
Langweil' im Gallakleid;

Verdruß ist Kellermeister,
Der Mundkoch, Eckel heißt er,
Mischt Gift zur Süßigkeit.

„Auf alle deine Reden,
Auf deiner Blicke jeden
Lauscht Neid und Ehrgeiz dort;
Geschminkt sind Herz und Wangen,
Die Glieder hält gefangen
Der Mode Herrscherwort.

„Doch hier im Hain, dem kühlen,
Darf noch das Herz sich fühlen,
Da darf noch sonder Zwang
Um sich das Auge schauen; —
Hier sollst du Hütten bauen
Und wohnen lebenslang!

„Wenn draußen Stürme rasen,
Paläste niederblasen,
Sey hier der Ruhe Port;
Denn Treue soll hier wohnen
Und Fürstenweisheit thronen
Fest wie die Eichen dort!" —

So klang's dem Herzerquickten,
Die teutschen Eichen nickten
Den Worten Beifall zu;
Und mit vergnügten Sinnen
Gieng Markgraf Karl von hinnen,
Im Busen Gottesruh'.

Und siehe, um ein Kleines
Ward's laut im Schooß des Haines
Von Axt und Hammerschlag,
Von Meistern und von Knechten;
Bald stieg aus Waldesnächten
Ein stattlich Schloß zu Tag.

Und wieder um ein Kleines
Ward's hell im Schooß des Haines,
Und Karlsruh' heißt die Stadt,
Die schnell begann zu blühen,
Wo nach des Waidwerks Mühen
Der Fürst gerastet hat.*)

Eduard Brauer.

*) Das Nähere über die Gründungsgeschichte der Stadt ist zu bekannt, um es hier noch einmal anzuführen; ein trefflicher Aufsatz darüber findet sich in Jos. Bader's „Badenia" Band I Seite 1 u. ff. Nur soviel sey hier bemerkt:

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, ein tapferer und väterlich herrschender Fürst, aber durch seinen feurigen Geist zu seltsamen Privatlaunen verleitet, gründete im Jahr 1715 Karlsruhe an der Stelle des Hardtwaldes (Lußhardts), wo er auf der Jagd verirrt, auf einem Baumstamme geruht hatte. Während des Schlummers soll der Gedanke, dort im Herzen des Waldes einen abgeschiedenen, stillen Ruhesitz zu schaffen, in seiner Seele gereift seyn. Karls Ruhe nannte er den Ort, der anfangs nur ein Sommersitz seyn sollte, bald aber durch die wachsende Zahl der nachbauenden Ansiedler zu einer Stadt und zur bleibenden Residenz wurde.

Die frühere Inschrift am Schlosse lautete also:

„Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Creatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch herbei und baute, was du hier siehest. Also keine Ruhe, so lange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche du, wann du nur willt, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1828."

Bei der Grundsteinlegung wurde der Hausorden der Treue gestiftet.

Die Wahl dieses Platzes zur Anlegung einer Stadt ist schon oft Gegenstand herben Tadels geworden. Allerdings ist die Lage der Stadt, ziemlich fern von Berg und Gewässer, keine besonders günstige, doch ist sie gesund und nicht so trostlos, als sie oft hingestellt wird; gewährt doch die Gegend gegen Ettlingen zu einen recht freundlichen Fernblick und die Nähe des urschönen Hardtwaldes Ersatz für manchen andern Mangel. Schöne Spaziergänge umgeben jetzt die Stadt beinahe auf allen Seiten, und die allgewaltige Zauberin unserer Tage, die Dampfkraft, hat Berg und Gewässer gleichsam herangerückt.

Die Vergrößerung des Badischen Landes hat mächtig auf Karls-

ruhe zurückgewirkt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte die Stadt nur 7000 bis 8000, jetzt enthält sie schon über 24,000 Einwohner.

(Siehe Ed. Brauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden rc." — Vergl. Kolb's „Lexikon von Baden." Bd. II. S. 118. — Gehres, kleine Chronik von Durlach, S. 136. — Bader, „Badische Landesgeschichte." S. 534.)

Die weiße Frau.

Eine solche, (nämlich der Geist der mit dem Hause Baden verwandten Bertha von Rosenberg) geht nach der Volkssage auch im hiesigen Residenzschlosse um. Ihr Erscheinen soll immer den bevorstehenden Hintritt eines Gliedes aus der angesippten fürstlichen Familie bedeuten. Ausführlicheres darüber haben wir bereits unter den Sagen vom alten Schlosse zu Baden (Siehe S. 267 u. ff.) mitgetheilt.

Kunde von Jenseits.

Zu Karlsruh' hart am Sterben lag
Ein Doctor der Philosophie;
Ein Freigeist all sein Lebenstag,
Glaubt' an Unsterblichkeit er nie;
Doch jetzt, da ihn mit bangem Schlag
Sein Herz den nahen Tod ließ ahnen,
Begann's dem Alten doch zu schwanen,
Daß nicht die Seele, wie ein Rauch,
Verfliege mit dem letzten Hauch;
Daß es doch müß' ein Jenseits geben,
Wo sie, um Rechnung abzulegen
Von ihrem ganzen Erdenleben,
Schweb' einem Richterstuhl entgegen. —

Da rief er seinen Sohn zu sich
Und sprach: „Mein Kind, o höre mich!
Dumpfdröhnend schüttern mich Gedanken,
Jetzt, wo sich aus des Körpers Schranken
Mein ruhlos zweiflerischer Geist
Im herben Todeskampfe reißt.

Wohl ist ein Himmel überm Grabe,
Den ich bisher geleugnet habe,
Wohl gibt es einer Hölle Schacht,
Worüber ich bisher gelacht —
Mein Sohn, mein Sohn! wenn du noch laben
Mich willst in dieser schweren Stunde,
So schwöre mir: sobald begraben
Dein Vater ruht im kühlen Grunde,
Gleich in der nächsten Mitternacht
Zur Pyramide hinzugehn
Dort auf dem Markt, und mit Bedacht
Und scharfem Blick darauf zu sehn,
Ob nicht mein Geist dir dort erscheine,
In welcherlei Gestalt es sey.
Erblickst du ihn, so waren meine
Verfechtungskünste, daß es keine
Fortdauer für die Seele gebe,
Nur hohle Selbstbetrügerei,
Wirrphilosophisch Hirngewebe;
Doch siehst du nichts, dann glaube frei:
Daß Alles mit dem Tod vorbei." —

Der Sohn gelobt's und als den Sarg
Des Vaters schon der Friedhof barg,
Hält in der nächsten Mitternacht
Er bei der Pyramide Wacht;
Auf einmal sieht, auf deren Gattern
Er eine schwarze Taube flattern,
Die ruft — er hört's mit Angst und Beben —:
„Wohl gibt's, mein Sohn, ein höh'res Leben,
Wenn unser irdisch Auge bricht!
Laß' nicht vom Wahn dich mehr umweben,
Daß droben nicht ein streng Gericht
Einst über uns das Urtheil spricht;
Bekehre dich, noch ist es Zeit
Zum Glauben an Unsterblichkeit!" —

Entflattert ist die schwarze Taube —
Der Sohn wirft nieder sich im Staube

Und fleht inbrünstig himmelan.
Da füllt sein Herz ein süßer Friede;
Heim kehrt er von der Pyramide,
Und unerschütterlicher Glaube
Lenkt ihn fortan zur Himmelsbahn.*)

A. Schnezler.

*) Ein ähnliches Geisterabenteuer soll Hebel'n von Seiten seines verstorbenen Freundes Hofrath Böckmann begegnet seyn.

Die Hexenwäsche.

In Karlsruhe war einst eine Magd, die, wenn sie Nachts waschen mußte, von Niemanden sich dabei helfen ließ, dennoch aber am Morgen allemal mit der ganzen Wäsche schon fertig war. Ihrer Herrschaft kam dies so bedenklich vor, daß sie einem Bedienten den Auftrag gab, bei nächster Gelegenheit die Magd scharf zu beobachten. Er that es und sah in der Waschküche eine Menge Katzen um den Zuber auf den Hinterbeinen stehen und emsig waschen, während die Magd nur das Feuer unterhielt und öfters zu einer schwarzen Katze, der größten von allen sagte: „Mohrle, nur sauber!" Nachdem der Bediente seinen Herrn herbeigeholt und Beide eine Weile unbemerkt zugesehen hatten, begaben sie sich wieder zu Bette. Am Morgen hing, wie jedesmal, sämmtliche Wäsche blendend weiß auf dem Trockenseil; aber als noch am selben Tag die Magd ihren Abschied erhalten und, ohne nach der Ursache zu fragen, das Haus verlassen hatte, fand man die Wäsche wieder so schmutzig, als ob sie gar nicht gewaschen worden wäre.

Von dieser Geschichte rührt die in Karlsruhe noch übliche Ermahnungsweise her: „Mohrle, nur sauber!"

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Carl Friedrich im Jahre 1806.

Es klingt wie Trauerläuten
Am Rhein ein dumpfer Schall,

Was mag der Ruf bedeuten?
Welch hohen Hauptes Fall?

Es geht ein Greis zu Grabe,
Verwaist und jammerbleich,
Am tausendjähr'gen Stabe:
Das heilge Röm'sche Reich. —

Karl Friedrich saß, der Weise,
Auf hohem Fürstenthron,
Als vom Gebirge leise
Erklang der Trauerton.

Sein Land war groß geworden,
Ein langes, breites Band
Von Süden bis zu Norden,
Das schöne Badnerland.

„Nun brach der letzte Schemen
Der Kaisermacht entzwei,
Das Scepter laßt uns nehmen,
Und herrschen froh und frei!"

So sprachen sonder Zagen
Viel Fürsten anderwerts,
Doch leises tiefes Klagen
Durchschnitt Karl Friedrich's Herz.

Die Botschaft, daß sein Erbe,
Vergrößert wiederum,
Noch höhern Glanz erwerbe, —
Empfing er ernst und stumm.

Auf's Angesicht, das hehre,
Floß Wehmuthsthau herab, —
Die einzige Fürstenzähre
Auf teutschen Reiches Grab.

Eduard Brauer.

Die hohe Ruhe.

Von Karlsruhe zieht eine schnurgerade Landstraße nach dem eine halbe Stunde entfernten Mühlburg. Auf diesem Wege ging, vor ungefähr 20 Jahren, Abends, als es schon dunkel war, eine Mühlburger Frau, um Milch nach Karlsruhe zu bringen. Als sie an die steinerne Bank kam, welche, auf einer kleinen Erhöhung, am Saum des Hardtwaldes steht und die „hohe Ruhe" heißt, sah sie drei Männer darauf sitzen, die im Mondschein Karte spielten. Einer derselben rief ihr zu, sie möge ihm aus ihrer Tabakspfeife (?) Feuer geben, was sie auch that, und dann weiter ging, sich über die seltsame Spielgesellschaft verwundernd. Auf einmal merkte sie, daß sie von der geraden Straße, die sie schon unzähligemal bei Tag und Nacht gekommen, abgekommen, und tief in den Hardtwald gerathen war. Obgleich darin wohlbekannt, wußte sie doch diesmal weder aus noch ein, und mußte viele Stunden umherirren, bis sie, Nachts um zwei Uhr, am Waldeck auf dem großen Uebungsplatz heraus kam, wo sie endlich sich zurecht fand.

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." 1835. 3. Jahrg.)

Gottesaue.

Tief in des Hardtwalds Nachtgefild,
Von Schweigen rings umschlossen,
Stand einst ein Muttergottesbild
In jungen Blüthensprossen;
Weit floh des scheuen Wildes Spur
Von der geweihten Stelle,
Der Murmelquelle-Rauschen nur
Umflüstert die Kapelle.

Und weit vom frommen Volk verehrt
In seines Haines Stille,
Es leise waltend sich verklärt
In hoher Wunderfülle.
In seiner Tannen dichter Nacht
Wo jedes Tosen schwindet,

Verborgner Mächte heil'ge Macht
Sich siegender verkündet.

Nur Berthold, nur der stolze Graf
Von Henneberg verschmähte
Den frommen Wahn, und höhnend traf
Sein Spott, wen im Gebete
Er nahen sah dem Heiligthum,
Erhörung dort zu finden;
Verachtung für der Gottheit Ruhm
Sollt' seinen Ruhm begründen.

Oft donnert mit dem Jagdgewühl
Er durch des Waldes Mitte,
Der wilde Schwarm hat kein Gefühl
Für frommer Ehrfurcht Sitte.
Er stürmt dahin, der Mordsucht Gluth
Im Morde zu erfüllen,
In des ergrimmten Ebers Blut
Die eigne Wuth zu stillen.

Erwünscht ihm einst die Botschaft war,
Daß zu des Volkes Grausen
Auf's Neu' der rauhen Wölfe Schaar
Im Forste solle hausen;
Schon tönt von seiner Zinnen Rand
Sein Horn mit Schmetterschalle,
Bald vor der Veste Thoren fand
Er seine Mannen alle.

„Hinaus zum Wald, der Morgen ruft,
Die hellen Hörner klingen,
Es lebt im Haine, Thal und Kluft,
Die jungen Falken schwingen
Der Flügel prüfende Gewalt,
Dort naht der Felsenquelle
Das scheue Reh' vom dunklen Wald,
Es naht der Hirsch, der schnelle!"

Und in den tiefsten Forst hinein
Drang mit des Sturmes Flügeln
Die wilde Schaar der Jäger ein
Und donnert von den Hügeln;
Doch der Vernichtung blut'ge Spur
Ist Alles, was sie finden,
Der grause Anblick kann sie nur
Zu neuer Gier entzünden.

Dort schimmerte, vom Blute roth,
Der moos'ge Stamm der Eiche;
Hier welkten, wie berührt vom Tod
Die trauernden Gesträuche;
Hier flattert schaurig das Gewand
Von einem zarten Knaben,
Den Wölfe seiner Mutter Hand
Noch jüngst entrissen haben.

Und mit dem Durst der eignen Brust
Entflammt der Graf die Seinen;
Doch fruchtlos tobt die Jägerlust,
Noch will kein Feind erscheinen.
Am späten Abend wenden sie
Sich endlich zu der Rückkehr,
Ergrimmt, daß ihnen nicht verlieh'
Der Gott der Jagd ein Glück mehr.

Und langsam zog auf rauher Bahn
Mit schmerzlichem Gefühle
Der Graf den Reisigen voran,
Noch fern vom Heimathziele;
Schon rauscht im Dämmerflor erwacht
Der Eulen Grabgefieder;
Still leuchtete der Stern der Nacht
Vom hohen Schwarzwald nieder.

Sieh, da erglänzt so mild und bleich,
Mit zweifelhafter Helle,
Fernher durchs dichte Waldgesträuch
Das Licht aus der Kapelle.

So winkt im Sturm der Erdenwelt
Des Himmels Friedenshafen;
Doch wilder noch, vom Zorn geschwellt,
Erglüht die Brust des Grafen.

„Ha!“ — rief er — „Schmach dem eitlen Wahn!“
Und seine Augen blitzen —
„Ihr betet falsche Mächte an,
Seht jetzt, ob sie euch schützen!
Seht, ob das Bild, das ihr verehrt,
Wohl euer Leiden räche,
Wenn nicht mein gutes Heldenschwert
Ersetzt des Gottes Schwäche!“

Wild jagt er seiner Schaar voran,
Fliegt mit entflammtem Blicke
Den Hügel seiner Burg hinan,
Dumpf donnerte die Brücke.
Da naht Luitgarde todtenbleich
Kaum fähig sich zu regen:
„Bringt ihr das Kind?“ — ruft geisterbleich
Dem Gatten sie entgegen.

Und schaudernd jetzt der Vater hört
Aus ihrem blassen Munde,
Allmälich schrecklicher erklärt,
Die grauenvolle Kunde:
Daß heute früh sein Töchterlein,
Die liebliche Mechtilde,
Verloren habe sich hinein
Tief in des Forstes Wilde.

„„Schon haben Knechte weit und breit““ —
Spricht sie, — „„den Wald durchflogen,
Doch war das meiste Jagdgeleit
Mit dir schon ausgezogen.
O Gott der Gnade, Gott der Huld!
Du Vater voll Erbarmen!
Riß etwa meiner Sünden Schuld
Das Kind aus meinen Armen?

„„Ist doch zur Jungfrau, heiß und rein,
Stets mein Gebet erklungen.
Hab' ich doch nie der Gnaden Schrein
Entweiht durch Lästerungen;
Und wenn auch — straft der Höchste blind
Die Unschuld für Verbrechen?
Mein Kind, mein liebes armes Kind!
Was war an dir zu rächen?"" —

Tief traf sie Bertholds Herz; wie Brand
Fühlt Reue drin er toben:
„Ja, ich erkenne deine Hand,
Du Richtender dort oben!
Schmerzvolle Mutter, harre mein!
Beug dich am Throne nieder
Der ew'gen Gnade, denn allein
Kehr' ich dir nimmer wieder!"

Und wieder stürmt er alsobald
Mit seinen Jagdgenossen
Den Weg zurück, tief in den Wald,
Auf futterfrischen Rossen;
Ein Jeder sucht auf eigner Bahn
Des Kindes Spur zu finden,
Doch Jeder sieht als eitlen Wahn
Den Strahl der Hoffnung schwinden.

Und plötzlich sieht der Graf allein
Sich in des Forstes Raume,
Bleich glänzt herein der Sterne Schein
Vom dunklen Wolkensaume;
Nichts hört der Graf, als ahndungsvoll
Der Nachtgesang der Eulen,
Horch, und von ferne schaurig schwoll
Der gier'gen Wölfe Heulen!

Bald hier, bald dort, wie Grabgesang
Aus schwarzer Nebel Schleier,
Und näher, immer näher drang
Der Ruf der Ungeheuer.

Und neugestachelt von der Wuth
Und der Verzweiflung Grimme,
Folgt Berthold mit der Rache Gluth
Der grausen Würgerstimme.

Mit seinem Schwert haut er sich jach
Bahn durch's Gestrüpp, bis helle
Auf Einmal aus dem Dunkel brach,
Das Lichtlein der Kapelle;
Er eilt dahin, geschwind, geschwind,
Sein Herz voll Reu' und Buße,
Und sieh, da schläft sein theures Kind
An des Altares Fuße!

Still lag's wie in der Liebe Schooß,
In goldner Strahlenhelle,
Sanfthüllend schlang sich weiches Moos
Um seine Schlummerstelle.
Mit ihm schien des Erlösers Bild
Der Unschuld Ruh zu theilen,
Der Gnadenmutter Blick so mild
Auf seiner Stirn zu weilen.

Und Berthold faßt die Wonne kaum
Kaum traut er seinen Sinnen,
Ihm bangt, es möchte wie ein Traum
Das Bild vor ihm zerrinnen;
Er drückt das Kind an's Vaterherz;
Nein, 's ist kein leeres Wähnen!
Zum erstenmale schmilzt sein Herz
In heißer Andacht Thränen.

Zu dem Madonnabild empor
Hebt betend er die Kleine,
Und seiner Seele Nebelflor
Weicht vor dem Himmelsscheine:
„O Mutter Gottes, sieh mit Huld
Den Sünder vor dir knieen,
Ist's möglich noch, so sey die Schuld,
Die schwere, mir verziehen!

„Hier, wo in deinem Gnadenschrein
Mein theures Kind ich schaue,
Hier weht der Unschuld Friedenshain,
Ja, hier ist Gottes Aue!
Die späte Nachwelt noch soll hier
Ein Gnadendenkmal schauen,
Drum will ich einen Tempel dir
Auf dieser Stelle bauen.

„Hier, wo geschirmt die Unschuld schlief
Von Gottes Friedenhafen,
Hier will ich, wenn er mich berief,
Im stillen Grunde schlafen.
Der Namen Gottesaue soll
Den neuen Tempel krönen,
Und unerschöpfter Andacht Zoll
Daraus zum Himmel tönen!"

Friedrich von Maltiz.

Die Art, wie hier die Gründung des Klosters erzählt wird, entspricht einer mündlichen Ueberlieferung, und zwar in der Weise, daß man den Namen Gottesaue als Gottes Auge, das über dem Kinde wachte, erklärt wird; eine Auslegung, welche den Klang des lateinisirten Namens Godisaugia, Augia dei, nicht aber die richtige Ableitung für sich hat.

(Vergl. Ed. Brauer's „Sagen von Baden." S. 183.)

Die Geister zu Gottesau.

Zu Gottsau hört man oft in nächt'ger Stunde
Die Mönche klopfen in des Kellers Grunde.

Es pocht und schallt, als schafften ohne Ruh
Viel Küfer an den Fässern ab und zu.

Und oben in des Schlosses Hallengang,
Da rauscht und schlurft es dann so dumpf und bang;

Da geht umher ein kleines weißes Weibchen,
Den Schlüsselbund am schwarzgestreiften Leibchen.

Ihr folgt ein schwarzer Pudel immerdar,
Und rollt ein glühend Feueraugenpaar.

Wohin sie gehn hat Niemand noch gesehn,
Denn sie verwehn, sollen sie Rede stehn.

Und oben in dem kleinen Gartenzimmer,
Sitzt oft ein bleicher Mönch im Mondenschimmer.

Wehmüthig grüßt er Jeden, der ihm naht,
Fortweisend ihn mit stummer Winke Rath.

Weh dem, der sich erfrecht, die Spuckgestalten
Durch Zuruf oder Drohung aufzuhalten!

Dafür auch büßte der Nachtwächter scharf,
Der seinen Spieß nach jenem Pudel warf.

Ein Höllenschmerz durchfuhr ihm Mark und Bein,
In Ohnmacht fiel er auf den kalten Stein.

Da fand man ihn am Morgen halber todt,
Erst spät genas er noch mit knapper Noth.

A. Schnlr.

(Vergl. Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1834. S. 258.)

Die Kirche von Hagsfelden.

Außerhalb dem Dorfe Hagsfelden stand vor Zeiten eine Kapelle, welche zum Kloster Gottesau gehörte und mit demselben durch einen unterirdischen Gang zusammenhing. Als später, nach Aufhebung des Klosters, die Gemeinde eine größere Kirche bedurfte, riß man die Kapelle ab und schaffte das noch gute Holzwerk ins Dorf auf die Stelle, wo die neue Kirche gebaut werden sollte. In der folgenden Nacht aber wurde all dies Holz durch eine geheimnißvolle Macht wieder auf den Platz der Kapelle zurückgebracht, und eben dieß geschah in der zweiten Nacht, nachdem das Holz wieder an den Ort geführt worden war. Zum drittenmal schaffte man nun das Holz auf die für die Kirche bestimmte Stelle und ein Zimmermann hielt dabei in der nächsten Nacht Wache. Trotz dessen war am Morgen darauf das Holz

wieder auf der Stätte, wo die Kapelle gewesen; der Zimmermann aber lag todt neben daran. Hiedurch endlich belehrt, erbaute man die Kirche auf diesem Platze, wo sie noch heutigen Tages steht.

(Vergl. Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

Die beschirmten Kronen.

Im Frühjahr 1838 brachen Nachts in die Kapelle, die zwischen Bulach und Scheibenhard am Weg steht, Diebe ein. Sie nahmen alles, was Werth hatte, mit fort, ausgenommen die Kronen des Jesuskindleins und der Muttergottes, welche Kleinodien sie, durch ein Wunder, im Kirchlein zurücklassen mußten.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.

Rippur.

Liebes Kirchlein an der Straßen,
Wer dich einsam hier erbaut,
Hat in Sehnsucht ohne Maßen,
Hat, gleich mir, hinausgeschaut.

Nach den Bergen, nach dem düstern
Schauerlichen Waldesgrün;
Wo die hohen Bäume flüstern,
Wo die tiefen Schatten ziehn,

In die ahnungsvollen Weiten,
In ein unbekanntes Land,
Wo die Nebelgeister reiten,
Auf der alten Berge Rand.

Kommst so fröhlich hergezogen,
Bächlein, lieber Felsensohn!
Rinnet langsam fort, ihr Wogen,
Rauschet mit gedämpfterm Ton;

Denn der alte Riese breitet
Mächtig seine Arme aus,
Und ihr, eilet und ihr gleitet,
Um zu sterben, in sein Haus.

Schaust auch du herab vom Hügel,
Grauer, hoher Rittersmann?
Thurm, wer löst das Geistersiegel,
Wer den tausendjähr'gen Bann? —

Kirchlein! aus der Lieben Mitte,
Ohne Rast und ohne Ruh
Lenken täglich meine Schritte
Durch die Stoppeln dir sich zu.

Kirchlein, einsam an der Straßen!
Wer dich hier einst aufgebaut;
Liebend hat er ohne Maßen
Zu den Bergen aufgeschaut.

Max v. Schenkendorf.

Die Wallfahrtskirche von Bickesheim.

Diese Kirche ist uralt; davon zeugt ein Glöcklein auf dem Thurm; auf ihr ist in lombardischen Schriftzeichen die Jahrzahl 918 eingegraben. Demnach ist diese Glocke wahrscheinlich eine der ältesten in Teutschland und schon damals aus Wälschland gebracht worden, vielleicht auf Veranlassung der heiligen Mechtildis, Gemahlin Kaisers Heinrich I., die um diese Zeit lebte und viele Kirchen und Klöster gestiftet hat. Von nun an war die Umgebung dieses Kirchleins eine Freistätte, die sich weit hinaus erstreckte. Wie wohl mag es oft manchem Unglücklichen gewesen seyn, wenn er, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, den Klang des der Mutter Gottes geweihten Glöckleins vernahm, das ihm Sicherheit und Ruhe verhieß! Ist's doch auch schon lange her, daß es ins Brautbett läutete dem ritterlichen Markgrafen Rudolf und seiner geliebten Kunigunde! Denn noch sieht man die Badischen Wappen mit der Ebersteinischen Rose auf den alten Säulen und Fenstern der Kirche, und an

dem Marienbild hängt eine uralte Münze, worauf ein christliches Brautpaar abgebildet ist, mit einer gothischen Inschrift, die zu teutsch lautet:

„Es knüpfte der Jungfrau ersehnete Hand
Des heiligen Bündnißes freundliches Band."

Man deutet dies auf Markgraf Rudolf I., der mit Kunigunde von Eberstein sich vermählte, wodurch die nachbarlichen Häuser Baden und Eberstein sich aufs Innigste verbanden. — Auch das gegen den Rhein hin gelegene Dorf Forchheim, Filial von der Pfarrei Mörsch, war vor Alters ein berühmter Ort der Gegend, wo die alten Grafen des Albgau's ihre Malle oder Landgerichte hielten.

L. H. B.

Durlacher Sagen.

Durlachs Namensursprung.

(Mündliche Ueberlieferung.)

Auf dem Platze, wo jetzt Durlach steht, gieng es vor Zeiten durch eine Lache, und daher bekam der Ort, welchen man dort erbaute, den Namen „durch d' Lach," woraus mit der Zeit „Durlach" wurde.*)

*) Die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat die Ableitung vom römischen Wartthurm (turris ad lacum) welcher, als die Ebene größtentheils noch einen See bildete, auf dem Hügel oberhalb Durlach gestanden haben soll.

1. Zu Durlach im Garten am alten Brunnenhaus arbeitete eines Mittags ein Mann, wobei er gerade, als es Zwölf schlug, einen Haufen Kirschenkerne herausstach, die außerordentlich weiß und glatt waren. Er steckte drei derselben zu sich, und fand, als er sie zu Hause seiner Frau zeigen wollte, jeden in einen Kronenthaler verwandelt. Eilig begab er sich wieder in den Garten, fand aber nur noch Einen Kronenthaler, der als Kirschkern beim Herausstechen weit von den übrigen auf die Seite gesprungen war.

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." 1838. 3. Jahrg.)

---

2. Die Paulwirthin. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Durlach die sogenannte Paulwirthin, welche wegen ihrer Betrügerei, indem sie den Leuten schlechte Milch für gute zu verkaufen pflegte, nach ihrem Tode im Haus umgehen mußte. Man ließ sie deßhalb durch einen Schornsteinfeger beschwören und hinaus in die Nähe des Galgens tragen. Dort wurde sie an drei in die Erde geschlagene Pflöcke festgebunden und gieng nun stets im Kreise darum hin und her. Eine runde Stelle, worauf kein Gras wuchs, bezeichnete diesen Gang, auf den sie aber jetzt nicht mehr beschränkt ist, denn sie wandelt schon seit Jahren in der ganzen Tiefenthaler Klinge umher. Sie ruft dabei häufig: „Drei Schoppen Milch und ein Schoppen Wasser giebt auch eine Maaß!" und zeigt sich meistens in menschlicher Gestalt ohne Kopf, zuweilen aber auch als Schaaf oder Pudel. Leute, welche sie unterwegs neckten, sind theils von ihr irregeführt, oder auch mit tüchtigen Ohrfeigen regalirt worden.

Herzog Konrad von Schwaben in Durlach.

(1197.)

Merkt auf, ihr Frau'n und Mädchen,
Die ihr gen Durlach reist,

Vernehmt von diesem Städtchen
Ein Lied, das Treue preist.

Es war vor langen Jahren
Ein Herzog hochgeehrt,
Im Buhlen wohlerfahren,
In Durlach eingekehrt.

Und wie er auf der Straßen
Ein reizend Weib erblickt,
Da fühlt er über Maßen
Sein lockres Herz umstrickt.

„Gott grüß dich, Herzlein, holdes,
Willst du mein Liebchen seyn?
Sieh diesen Säckel Goldes,
Zum Lohne werd' er dein!"

— „„Herr Fürst von Hohenstaufen!
Ein ehrsam Eheweib
Ist nicht für Gold zu kaufen!
Sucht andern Zeitvertreib!"" —

„Schön Kind, sey nicht so blöde,
So viel du nur begehrst
Sey dein, du süße Spröde,
So du mir Huld gewährst."

„„Herr Fürst von Hohenstaufen,
Hebt euch hinweg von mir!
Die Ehr' ist nicht zu kaufen
Um aller Kronen Zier.

„„Verbannt den Schmachgedanken,
Ihm folgt nur Schmach und Reu,
Eh soll der Thurmberg wanken,
Als teutschen Weibes Treu!""

Und wie er nun verwegen
Sie um die Hüfte faßt,
Da reißt sie ihm den Degen
Vom Gurt mit kecker Hast:

„‚Herr Fürst von Hohenstaufen,
Ein Gott im Himmel lebt!
Mit Blut nur könnt ihr kaufen
Die Gunst, nach der Ihr strebt!‘“ —

„Was frommt die grimme Wehre
In schwachen Weibes Hand?
Gib mir, was ich begehre,
Eh' Kraft dich übermannt.“ —

„‚Ein hilflos Weib nur bin ich,
Verzagt und schwach fürwahr;
Doch heil'gen Kampf beginn ich,
Ist Ehre in Gefahr.‘“

Und wie sie dies gesprochen,
Schwingt sie den Flamberg gut;
Der Herzog sinkt erstochen
Zur Erde roth von Blut.

So hielt durch Weiberhände
Der Herr ein streng Gericht. —
Das Liedlein ist zu Ende,
Doch wahr ist dies Gedicht.

Wie alt sein Grundgedanken,
Der Sinn bleibt ewig neu:
Eh' soll der Thurmberg wanken,
Als teutschen Weibes Treu!

Eduard Brauer.

Daß Herzog Konrad von Schwaben, Kaiser Friedrich Rothbart's Sohn, von seinem Bruder Heinrich VI. gegen Herzog Berthold V. zu Feld geschickt, im Jahr 1196 wegen Angriffs auf die Keuschheit einer

Bürgersfrau zu Durlach ermordert wurde, ist geschichtlich; noch heißt der That zum Gedächtniß ein Gäßchen daselbst das Königsgäßchen.

Von den Schwäbischen Kaisern kam Durlach durch Tausch an den Markgrafen von Baden. Markgraf Karl II. erbaute 1562 das hiesige Schloß, die Karlsburg, und zahlte die dabei beschäftigten Arbeiter eigenhändig aus seiner Tasche, daher er den Beinamen „Karl mit der Tasche" bekam. Der Franzosengeneral und Mordbrenner Melak, dessen Namen man jetzt noch den Hunden gibt, plünderte und verbrannte Stadt und Schloß im Jahr 1689, als sie gerade in ihrer schönsten Blüthe stand. Ohne Plan und Geschmack wurde die Stadt aus ihren Trümmern wieder auferbaut. — In der Pfarrkirche soll ehedem, nemlich vor dem Franzosenbrand, sich eine Grabschrift folgenden Inhalts befunden haben: „Den 4. November 1564 ist hier selig im Herrn entschlafen Herr Ehrhard Franz von Ulm, der Fromme, redliche und großmächtige Stadtrichter, dessen Körperlein gar nahe sechs Zentner gewogen."

L. H. B.

Der Markgraf und die Mönche.

Der Markgraf hieß Rudolfus,*)
War zugenannt der Wecker,
Der hielt gern gute Tafel,
Er selbst war etwas lecker.

Einst saß der Herr zu Durlach
Im alten Rittersaale,
Mit vielen edeln Gästen,
Bei einem großen Mahle.

Sie aßen guten Braten
Und tranken guten Wein,
Und waren guter Dinge
Und schenkten fleißig ein.

Sie leerten große Humpen,
Wie's teutschen Männern ziemt,

*) Regierte von 1349—1361. Liegt begraben zu Lichtenthal vor dem Altar der heil. Katharina.

Und haben ihrer Minnen
Und Fehden sich gerühmt.

Da trat herein ein Pfäfflein,
Das sah gar traurig aus,
War abgezehrt und mager
Wie eine Kirchenmaus.

Trat hin zu Markgraf Rudolf
Und faßte seinen Arm:
„Mein Fürst ich bin von Gottsau,
Ach, daß sich Gott erbarm'!

„Wir sind im größten Elend:
Leer ist mein armer Magen,
Wir haben nichts zu beißen
Und haben nichts zu nagen.

„Wir haben keinen Schinken
Und keinen Wein im Keller,
Wir haben viele Schulden
Und keinen rothen Heller.

„Wir blöcken wie die Schafe
Nach etwas grünem Futter,
Wir haben keinen Käse mehr
Und haben keine Butter.

„Du sitzest da und freust dich
Des allerbesten Schmauses,
Gedenk' auch deiner Mönche
Und ihres Gotteshauses!

„Bist du nicht reich? Dir zollen
Die Schiffe auf dem Rhein,
Und an des Stromes Ufern
Wächst dir der beste Wein.

„Doch wir sind arm und haben
Nicht Einen guten Bissen,

Ist's recht, daß Gottes Diener
Aus Mangel fasten müssen?

„Wie lange hab' ich keinen
Rehbraten mehr gerochen!
Der Pater Küchenmeister
Hat ganz verlernt das Kochen.

„Ach, gnäd'ger Herr! erbarmt Euch
Der Hungrigen und Matten!
Wir gleichen nicht mehr Menschen,
Wir gleichen nur noch Schatten!" —

Und lachend sprach der Markgraf:
„„Hast sehr gut lamentirt!
Habt ihr, wie's Fasten schmecket,
Nun auch einmal gespürt?

„„Euch war's zu wohl, ihr waret
Zu feist und kugelrund,
Den ganzen lieben langen Tag
Stund euch nicht still der Mund.

„„Doch Spaß bei Seite, Brüderlein,
Ich will für euch doch sorgen;
Geh, sag' den lieben Mönchen mein,
Ich käme selber morgen."" —

Und Morgens kam der gnädge Herr
Mit Wildpret und mit Schinken,
Und nahm aus seinem Kellerschatz
Vom Besten mit zum Trinken.

Wie jauchzten da die Pfäffelein,
Wie ausgelaßne Ritter!
Wie sangen sie und sprangen sie
Und hüpften wie die Widder!

Wie schmausten sie und tranken sie,
Aller Kummer war nun fern;

Sie waren bis in die späte Nacht
Gar fröhlich vor dem Herrn.

G.

(Mitgetheilt im Mannheimer Stadt- und Landboten. 1834. Nr. 10.)

Geld sonnt sich.

An den Freitagen im März heben sich die vergrabenen Schätze aus dem Boden, um sich zu sonnen. Ein Mädchen aus Durlach, welches an einem solchen Tage auf den dortigen Wiesen graste, erblickte nicht weit von sich, auf einer Erhöhung einen funkelnden Haufen Geldes, etwa drei bis vier Sester groß. Eilig sprang sie darauf zu; ehe sie aber ganz dort war, rief ihr ein Knecht: „Wo willst du hin?“ — Da versank der Geldhaufen und sie konnte davon nur noch sieben Silbermünzen erhaschen, die von uraltem Gepräge waren.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. J. 1839.)

Sagen vom Thurmberg bei Durlach.

1. Auf diesem Berge haben sich vor Zeiten Riesen aufgehalten und der Kopf eines solchen, mit einer Reihe von ungeheueren Zähnen, ist vor noch nicht vielen Jahren im Boden gefunden worden.

---

2. Bei dem Heidenthurme, welcher auf dem Gipfel des Berges steht und so tief in den Grundboden hinabgeht, als er daraus emporragt, befand sich vordem eine stattliche Burg. Darin hausten zur Zeit als das untenliegende Rheinthal noch einen einzigen See bildete, Seeräuber *), welche ihre Gefangenen in das finstere feuchte Verließ des Thurmes an Stricken hinabzuversenken pflegten, um sie nie mehr wieder das Licht des Tages erblicken zu lassen. Einst erbot sich ein Gefangener, das

*) Siehe die Note 1 in Dr. J. Bader's Einleitung zu diesem Werke. 1. Bd. S. XII.

Thal vom Wasser zu befreien, wenn man ihm dafür die Freiheit schenkte. Nachdem dieser Vertrag eingegangen war, begab sich der Gefangene zu dem damals noch geschlossenen Binger-Loche und ließ die dortigen Felsen durchbrechen, wodurch der Rhein seinen Abfluß erhielt und das Thal zu einem urbaren gesegneten Landstrich wurde.

---

3. Von der Burg führten drei unterirdische Gänge, der eine in die Augustenburg, der zweite in das Schlößchen und der dritte in das Schloß zu Durlach. Durch den letzteren Gang konnte man sechsspännig fahren und eben so in dem Durchlacher Schloße, (welches vor seiner Niederbrennung eines der schönsten in der Welt war) bis zum Speisesaal im oberen Stockwerke.

---

4. In dem unterirdischen Burg-Gewölbe liegt ein großer Schatz, um dessentwillen sich schon mehrmals einzelne Männer hinuntergewagt haben, aber niemals wieder herausgekommen sind.

---

5. Diesen Schatz hütet eine weiße Jungfrau, welche häufig, zuweilen sogar unter Tags, sich auf dem Schloße zeigt und unter anderm schon mit Geisfüßen, wie auch mit langen spitzen Fingernägeln gesehen worden ist. Sie trägt ein Gebund Schlüssel, woraus sie, wie Einige behaupten, den Hauptschlüssel verloren hat und nun emsig nach ihm sucht.

---

6. Vor langer Zeit kam sie einst zu einem jungen Mann, der auf der Bank vor dem Thurme saß, und sagte ihm, er könne sie erlösen und den Schatz gewinnen, wenn er drei Tage hintereinander, zwischen Eilf und Zwölf Mittags, hieherkomme und sich durch die Gestalten, worin sie vor seinen Blicken erscheinen werde, nicht abschrecken lasse, sie jedesmal zu küßen. Der beherzte junge Mann erklärte sich zu Allem bereit, fand sich gleich am ersten Tage zur bestimmten Stunde ein, und küßte die Jungfrau, welche als Frosch sich zeigte. Ebenso that er am zweiten Tage, wo sie sich als Schlange vor ihm blicken ließ. Am dritten Tage jedoch, wo sie als feuerspeiender Drache ihm entgegen rauschte, überwältigte ihn der Schrecken und er

ergriff die Flucht. Jammernd eilte und rief sie ihm nach, er möge doch zurückkehren und sie erlösen, weil der Baum zur Wiege des nächsten Menschen, der sie wieder erlösen könne, noch nicht einmal gepflanzt sey; allein der junge Mann floh über Hals und Kopf, bis er drunten in der Stadt war.

---

7. Als der Durlacher Geishirt eines Tages seine Heerde auf dem Berge weidete, kam zwischen Eilf und Zwölf vom Thurme her eine vornehm gekleidete Frau zu ihm, die einen langen Stab von gediegenem Gold in der Hand trug, und bat ihn, sogleich nach Durlach zu gehen und dem Stadtrathe zu melden, daß die der Stadt längst fehlenden, verloren gegangenen Aktenstücke und Urkunden über ihre Gerechtsame hier oben sich befänden, weßhalb Jemand vom Rathe heraufkommen und sie von ihr in Empfang nehmen solle. Der Hirt, ein alberner Mensch, weigerte sich hartnäckig, seine Heerde zu verlassen, obgleich die Frau inständig flehte und ihm den goldenen Stab zur Belohnung dieses Dienstes versprach. Ueber diesem Hin- und Herreden schlug es drunten Zwölf Uhr; worauf die Frau in lautes Jammern ausbrach, daß sie nun abermals noch so lange unerlöst bleiben müsse, und nach dem Thurme zurückging. Als der Hirte bei seiner Heimkunft am Abend die Sache anzeigte, begaben sich sogleich mehrere Rathsglieder auf den Thurmberg, konnten aber weder Frau noch Urkunden auffinden.

---

8. In dem Burgbrunnen war ein schwarzer Mann eingemauert, den man einst aus Weingarten in einer Butte hinaufgebracht und hineingebannt hatte. Als später die Brunnenmauer verfiel, konnte das Gespenst heraus und es pflegte nun bei Nacht hinauf zum Thurm und zurück in den Brunnen zu gehen. Als es einmal wieder in demselben war, stellte man die Mauer schleunigst wieder her, so daß der schwarze Mann jetzt nimmer herauszukommen vermag.

---

9. Bei dem Burgbrunnen ist schon am Tage zuweilen eine Schlange mit einem Gebund Schlüssel um den Hals gesehen worden und um Mitternacht ein geharnischter Ritter, welcher starr und unbeweglich da stand. Ebendaselbst gehen manchmal

einige Tapezierer, die bei ihren Lebzeiten oft im Schloße zu Gast gewesen, und ein graues Männlein, als Geister um.

---

10. Auf dem Berge gaukelte in gewissen Nächten eine Menge Lichtlein umher und über ihnen, wie auch über Durlach ist schon Nachts das wilde Heer mit Geknall und Geschmetter dahingebraust. Wer sich unter freiem Himmel befindet, wenn dasselbe oben herangesprengt kommt, muß sich flüchten oder sogleich platt zu Boden werfen, sonst wird er vom Zuge in die Luft empor und mit fort gerissen.

---

11. Drei Durlacher Metzger, die bei einbrechender Dämmerung von Stupferich heim gingen, erblickten auf dem Thurmberg ein mächtiges Feuer. Sie stiegen hinauf und sahen bei dem Feuer einen vornehmen Mann in alter Tracht mit einem Spitzhute sitzen und in einem großen Buche lesen, das vor ihm auf einem steinernem Tische lag. Als er damit fertig war, brachte ihm ein Diener eine Menge anderer Bücher, die er alle nach einander rasch durchblätterte. Verwundert und, ihrer Meinung nach, unbemerkt, schauten ihm die Metzger zu; auf einmal aber wandte sich der vornehme Mann gegen sie um und rief: „Jetzt aber macht, daß ihr fortkommt; ihr habt die höchste Zeit!“ — Da rannten sie, so schnell ihre Füße sie trugen, den Berg hinab von dannen.

---

12. An einem Sonntage begaben sich mehrere noch unerwachsene Mädchen in den unbewohnten Bergthurm. Dort fanden sie die Stiege zierlich mit Sand bestreut und kamen in ein schönes Zimmer, das sie früher niemals gesehen hatten, worin ein Bett stand, dessen Vorhang oben von einer Krone festgehalten ward. Als sie denselben zurückschlugen, wimmelte das Bett von Goldkäfern und wiegte sich von selbst auf und nieder. Voll Erstaunen sahen die Mädchen eine Weile zu, plötzlich überfiel sie aber ein solcher Schrecken, daß sie aus der Stube und die Stiege hinab flohen, während ihnen ein schreckliches Geheul und Gepolter nachschallte.

---

13. Ein Mann, welcher nach der Betzeitglocke im Steinbruche des Thurmberges noch arbeitete, hörte, da er trotz aller

Anstrengung einen Stein nicht losbringen konnte, hinter sich auf einmal ein spöttisches Gelächter. Als er umschaute, stand ein langer schwarzer Mann da, vor dem er erschrocken davon lief.

---

14. Zwei Schwestern aus Durlach wollten eines Mittags den Taglöhnern, welche im Weinberge hinter dem Thurm arbeiteten, das Essen bringen. Als sie an die Bank vor dem Thurme kamen, sahen sie daselbst eine Menge der schönsten Citronen liegen, aber alle zur Hälfte auseinandergeschnitten. Eins der Mädchen nahm mehrere davon in seine Schürze, warf sie aber, von ihrer Schwester gewarnt, wieder weg und gieng mit dieser zu den Taglöhnern, denen sie gleich den Vorfall erzählten. Unverweilt liefen die Leute nun, auf einen Schatz hoffend, jener Bank zu, fanden aber daselbst keine einzige Citrone mehr.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1838.)

Sagen von Wolfartsweier.

1. Wolfartsweier hat seinen Namen daher, weil vor Zeiten zu der dortigen Kirche gewallfahrtet wurde. Damals stund auch auf den sogenannten „Heiligenäckern“ ein Heiligenkapellchen. Die Wallfahrt stund unter der Pflege von Kapuzinern, die zunächst der Kirche wohnten und einen großen Schatz von den frommen Gaben der Pilger zusammenbrachten. Denselben vergruben sie in das Gewölbe unter den jetzigen Pfarrgarten und deßhalb müssen Drei von ihnen Nachts im Garten und dessen Nachbarschaft umgehen. Sie waschen manchmal an dem vorbeifließenden Bache, oder binden im Stalle beim Garten das Vieh los, welches dann noch am Morgen ganz mit Angstschweiß bedeckt ist. Einer von ihnen trägt vor der Herzgrube ein hellscheinendes Licht und ein Anderer, den man einst um Mitternacht am hölzernen Stege sitzend erblickte, wuchs beim Aufstehen und Weggehen so hoch wie ein Baum und wurde von fürchterlichem Krachen begleitet. In dem Garten tänzeln zuweilen Nachts blaue Flämmchen um drei Kälber herum, welche die drei Kapuziner sind.

---

2. In früheren Jahren fuhr oft zur Herbstzeit, gleich nach der Abendglocke, das wüthende Heer über Wolfartsweier. Man sah keine Gestalten, hörte aber Schießen, Hundegebell, Hörnerklang und Jägerhalloh. Vor dem Zuge her rief eine Stimme: „Wenn du beschädigt wirst, so verbinde die Wunde mit rohem Garne.“

---

3. Wolfartsweier war in alten Tagen wohl dreimal so groß als jetzt und seine Gemarkung erstreckte sich bis Grötzingen, wohin seine Kinder in die Schule gingen. Durch den Schwedenkrieg kam aber der Ort so herunter, daß er nur noch sieben Bürger zählte, die, weil die damalige Gemarkung für sie zu groß war, es ruhig geschehen ließen, daß die Durlacher einen beträchtlichen Theil derselben an sich rißen. Als Letztere jedoch hiermit noch nicht zufrieden waren, und bis in die Nähe des Dorfes hervordrangen, widersetzten sich ihnen die sieben Bürger, indem sie waker den Mund aufthaten und über ihr Recht vollgültiges Zeugniß abgaben, wodurch sie auch die Durlacher von weiterem Umsichgreifen abhielten. Die Gegend, wo dies geschehen, heißt jetzt noch: „Im siebenten Mund“ und das dortige Gäßlein, welches den Wolfartsweier Wald vom Durlacher scheidet: „das siebente Mundgäßlein.

Von diesem an bis zum Tiefenthaler Bach muß derjenige Durlacher, welcher an der erwähnten Beraubung die meiste Schuld trägt, seit seinem Tode umhergehen. Er erscheint bald als schwarzer Mann ohne Kopf, bald als Fuchs, bald als Hase, oder fährt unsichtbar, wie mit einem rasselnden Schiebkarren, durch die Kronen der Bäume, daß die Aeste brechen. Als einst der Förster von Au nach einem Fuchse schoß, verschwand derselbe vor seinen Augen, dem Schützen aber wurden das Gewehr und einige Finger verdreht. *)

*) Sagen über Verluste der Gemarkung gibt es noch in vielen Gemeinden. Wie manchmal Gemarkungsnamen sagenhaft ausgedeutet werden, hier ein Beispiel: In der Gemarkung Kronau heißt ein grosses Wiesenstück die Reut, welches in die Gemarkung von Mingolsheim hineingreift. Nun erzählen die Bewohner, das Feldstück habe zu ihrer Gemarkung gehört, sie hätten es aber aus Gutmüthigkeit den Kronauern zur Benützung überlassen. Durch Zeit und Undank machten es Diese zu ihrem Eigenthum und deßwegen geben die

Mingolsheimer dem Feldstück den Namen Reut, weil ihre Gutmüthigkeit sie gereut hat.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1839.)

Glocke läutet von selbst.

Als die Grünwettersbacher vom katholischen zum lutherischen Glauben abgefallen waren, wollten sie das Geläute Mittags um 12 Uhr abstellen, allein die Kirchenglocke läutete, mehrere Tage nacheinander, um diese Stunde von selbst, worauf das Geläute wieder eingeführt wurde, welches auch noch heute fortbesteht. *)

*) Daß Glocken von selbst läuten, kommt in manchen Sagen und Legenden vor, nicht nur bei uns, sondern bei andern Völkern, z. B. in Spanien bei der Glocke von Velilla. Die Glocken wurden nämlich als Personen gedacht, wie ihre Taufen und Inschriften (z. B. die Glocke Susanne in St. Georgen auf dem Schwarzwalde, S. 445 des 1. Bandes) anzeigen, und darum unterlegte man ihrem Geläute auch einen Sinn. M.

Sagen vom Thurmberge bei Wolfartsweier.

1. Auf diesem Berge hat vor Zeiten eine Burg gestanden, von der jetzt nur noch der Graben und einiges Gemäuer übrig ist. Darin hausten, als die Thalgegend umher noch eine weite Wasserfläche war **) Seeräuber, deren Abkömmlinge Ritter wurden. — Von der Burg ging übers Gebirge eine gute Fahrstraße nach dem Durlacher Thurmberg; ihre Spur heißt heute noch der Rutschenweg.

2. In dem Gewölbe unter den Schloßruinen liegt ein großer Schatz verborgen, wegen dessen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühn, eine weiße Jungfrau dort erscheint. Ihre rabenschwarzen Locken sind gewöhnlich in zwei lange Zöpfe geflochten; das schneeweiße Gewand umschließt ein goldener Gürtel, an der Seite hängt ihr ein Gebund Schlüssel *) und in der Hand trägt sie einen Strauß Maiblumen. Gewöhnlich erscheint sie unschuldigen Kindern, und sie winkte einst deren einem vom Graben her, zu ihr herüberzukommen. Das Kind lief aber voll

**) Vergl. mit Nr. 2 der Sagen vom Durlacher Thurmberg.

Schrecken heim und erzählte dies, worauf es gleich seinen Vater hinführen mußte; allein die Jungfrau ließ sich nicht mehr blicken.

*) Wenn die weiße Frau in mehreren Sagen mit dem Monat Mai, mit Mai- oder anderen Blumen in Verbindung gebracht wird, so könnte sie wohl eine dunkle Erinnerung an die alte Göttin Wunna seyn, und der Schlüsselbund wäre von der Göttin Ostar entlehnt, da diese dem Monat April entspricht, welcher den Namen von aperire, scil. terram, (erschließen, nämlich die Erde) haben soll. (Mone).

3. Wie schon manche Andere, sahen eines Mittags auch die zwei kleinen Mädchen des Gänsehirten die weiße Jungfrau herunter an den Bach kommen, sich daselbst kämmen und die Zöpfe flechten, Hände und Gesicht waschen und dann wieder auf den Schloßberg gehen. Dasselbe bemerkten sie auch am folgenden Mittag, und obgleich ihnen zu Hause scharf eingeprägt worden war, die Jungfrau beim Wiedersehen anzureden, unterließen sie's aus Zaghaftigkeit dennoch. Am dritten Tag' erblickten sie die Jungfrau nicht mehr, fanden aber auf einem Steine mitten im Bach eine frischgebratene Leberwurst, die sie sich köstlich schmecken ließen.

4. Zwei Männer aus Grünwettersbach sahen eines Tages die Jungfrau einen Kübel voll Wasser, den sie am Bache gefüllt hatte, den Berg hinauftragen. An dem Kübel waren zwei breite Reife von lauterem Golde.

5. Nach Wolfartsweier kam einmal ein fahrender Schüler und sagte, daß in dem Gewölbe des Schloßberges sieben Kisten voll Gold lägen. Dieselben mit ihm herauszugraben, sprach er den Leuten dringend zu, indem er ihnen bemerkte, daß alle Knochen und Scherben, welche zum Vorschein kommen würden, lauter Geld seyen. Weil aber damals nur wenige und reiche Bauern im Orte waren, wollte sich keiner derselben mit dem Schüler einlassen, und der Schatz blieb ungehoben. Lange Zeit nachher wurde in einer Adventsnacht, man weiß nicht von Wem? eine der Kisten gewonnen. *)

*) In diesen Sagen, wie in ähnlichen, ist der fahrende Schüler zur Hebung des Schatzes bestimmt, muß aber menschliche Beihülfe haben.

6. Zwei Buben, welche bei Tag auf dem Berg ein Steinplättchen aufhoben, sahen darunter viele kleine weiße Perlen liegen. Ohne davon zu nehmen, eilten sie nach Haus und erzählten es ihrer Mutter, von der sie gleich wieder fortgeschickt wurden, um die Perlen zu holen. Sie fanden aber keine einzige mehr auf dem Platze.

---

6. Ebenfalls bei Tage sah ein kleines Mädchen auf dem Berg einen dreifüßigen Kupferhafen stehen, der funkelneu und voll wimmelnder Roßkäfer war. Sie berichtete dies alsbald ihren Aeltern, die wohl merkten, daß die Käfer einen Schatz vorstellten, und daher mit ihr auf den Berg eilten, allein weder Hafen nach Käfer mehr fanden.

---

7. Ein Mann, welcher da, wo das Schloß gestanden, sein Gabholz fällte, hörte mehrmals aus dem Boden rufen: „Hau' dich nicht!" und übertrug deßwegen am andern Tag die Arbeit einem Taglöhner. Hierüber verspottete ihn ein Dritter, der auch sein Looshol machte, hieb sich aber unversehens so tief in den Fuß, daß ihm das Lachen auf lange Zeit verging.

---

8. Auf demselben Platze sah ein anderer Mann im Boden einen Spalt entstehen, woraus ein so starker und köstlicher Weingeruch drang, daß der Mann, welcher ihn gierig einsog, davon ganz betäubt wurde und einschlief. Als er nach einiger Zeit erwachte, war der Spalt verschwunden. Gleich darunter am Graben sind schon von den Schweinen eiserne Faßreife herausgewühlt worden.

---

9. Um eilf Uhr in der Christnacht hörte einst der Waldhüter, als er das Gehölz des Berges durchstreifte, vom Gipfel her ein schweres Gerassel. Mit gespanntem Gewehr kauert' er nieder und erwartete das Getöse, welches immer näher und endlich hart über und an ihm vorbeikam, ohne daß er etwas zu sehen oder zu fühlen bekam. *)

---

10. Bei der Burg reitet zuweilen Mittags zwischen Eilf und Zwölf auf einem Schimmel ein weißer Mann, der seinen

*) Gehört auch zu den Sagen vom wilden Heere.

Kopf unterm Arme trägt; *) eine helle Flamme schwebt manchmal in der Nacht den Berg hinauf, auch wird öfters dort von unsichtbaren Händen mit Steinen nach den Vorübergehenden geworfen. **)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1839.)

*) Kommt an andern Orten auch vor, z. B. am Rückenlocher Wald bei Wimmersbach.

**) Das unsichtbare Steinwerfen scheint mit zu den Sagen vom Elfenwurf zu gehören. Siehe Mone's „Untersuchungen zur teutschen Heldensage." S. 148.

Das Dorfthier.

In den Gassen und Gärten des Dorfes Stupferich geht in manchen Nächten, besonders in jenen des Advents und der Fasten, ein Gespenst um, welches das Dorfthier genannt wird. Bald erscheint es als hagerer Mann mit einem alten Schatthute, bald als kohlschwarzer Hund, bald als Schafhammel mit langem Schwanze. In der ersteren Gestalt wirft es die Leute um, über die es Gewalt hat und zuweilen geht ein blaues Lichtlein vor ihm her. Erscheint es als Hammel, so nöthigt es einen Jeden, der ihm begegnet, auf ihm zu reiten; dann macht es in einem Gänglein, das nach den Reben führt, Halt, und der Reiter muß sogleich absteigen. Am öftersten hat der Nachtwächter diesen Ritt gethan, der immer vor dem Frühgeläute stattfindet, weil nur bis zu diesem das Dorfthier, in welcher Gestalt es auch ist, umherzuwandeln pflegt.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 305.)

Der verfahrne *) Schüler.

In dem verfallenen Schlosse zu Weingarten bei Durlach war vordem viel Geld vergraben, das zu gewissen Zeiten sich aus dem Boden heraushob, jedoch von Niemand gewonnen werden konnte. Nun kam in den Ort zu einem Schuhmacher ein verfahrener Schüler, das ist, ein Mensch, welcher, von seinen Eltern dem Teufel verkauft, 7 Jahre in der Hölle Teufelskünste

*) Volksausdruck für „fahrende."

gelernt hat, alsdann an demselben Platz, wo er hinunter gefahren, auf die Erde zurückgekommen ist, auf welcher er niemals Mangel an Geld hat, jedoch keines für die Zukunft aufheben darf, sondern jeden Tag alles rein ausgeben muß. *) Dieser Schüler begehrte von dem Schuhmacher eine Sauermilch mit dem Rahm, und fragte, da er sie gleich erhielt, ob nicht der Schuhmacher einen zuverlässigen Freund habe? Auf die Antwort, daß der Nachbarsmann ein solcher sei, sagte der Schüler: „So ist's recht, denn es darf keine Falschheit dabei seyn, wenn ich Euch das viele Geld verschaffen soll, welches im alten Schloß, in einer Kiste mit vier Handhaben, vergraben liegt. Geht also am Abend, wenn die Betglocke läutet, miteinander unbeschrieen in das Schloß, und holt dort stillschweigend einen Hafen voll Erde, aber mit dem Aufhören des Läutens muß eure Arbeit gethan seyn. An dem Schatz will und darf ich keinen Theil haben, wenn ihr mir aber andres Geld geben wollt, lass' ich mir's gefallen.“ Nachdem der Schuhmacher die Sache seinem Nachbarn eröffnet und dieser in alles gewilligt hatte, giengen beide am Abend, wie es der Schüler vorgeschrieben, die Erde zu holen, waren aber doch ängstlich, besonders da der Eine, als sie die Erde einfüllen wollten, an den Haaren in die Höhe gehoben wurde. Sie sahen jedoch nichts, sprachen auch nichts, und brachten die Erde glücklich in das Haus des Nachbars, wo dann der Schüler in einer obern Stube seine Künste anfing. Als er dieselben in der zweiten Nacht fortsetzte, brachten vier Männer, welche Scharlachröcke mit weißen Borten anhatten, hinter welchen zwei weißgekleidete Frauen gingen, die Kiste. Sie nahmen sie zwar wieder mit, jedoch in der dritten Nacht hätten sie dieselbe wiederbringen und da lassen müssen, wenn kein Hinderniß dazwischen gekommen wäre. Nun aber hatte der Nachbar seine alte Mutter bei sich, welche glaubte, sie bekäme nichts von dem Geld. Daher ließ sie am nächsten Tag ihren Mann, der als Schäfer in Bretten lebte, herbeiholen, und erzählte ihm Alles, was bisher geschehen war. Dieser war wie gewöhnlich betrun-

*) Diese Definition ist merkwürdig, und wohl von der gewöhnlichen Ansicht zu unterscheiden. Ein fahrender Schüler ist nur ein Landstreicher, ein verfahrener ist aber verflucht und verdammt, d. h. er hat eine üble Fahrt gemacht, nämlich zum Teufel und in die Hölle. Wir haben diese Vorstellung nur noch in der Redensart „Todes verfahren,“ denn das ist auch eine üble Fahrt, von der man nicht zurück kommt. (Mone).

ken, fing an zu toben und schrie: Der Schüler sei ein Betrüger, den er zum Haus hinaus werfen wolle. Kaum hatte der Schüler in der obern Stube dies gehört, so nahm er den Hafen voll Erde und gieng damit weg. Der Schuhmacher und der Nachbar liefen ihm zwar bis an den Rhein nach, allein er ging nach Speier in ein Kloster, dem er wahrscheinlich den Schatz verschafft hat: denn seitdem ist er im Schlosse zu Weingarten nicht wieder gesehen worden.

(Siehe Mone's „Anzeiger" 1837.)

Das freigebige Erdmännlein.

Zu einem Bauer, welcher in der Gegend von Weingarten pflügte, kamen plötzlich aus dem Boden ein Erdmännlein und ein Erdweiblein. Letzteres war seiner Entbindung nahe und das Männlein bat den Bauer, aus dem Orte die Hebamme herbeizuholen. Der weigerte sich dessen und arbeitete fort, ließ sich aber auf des Männleins immer dringendere Bitten doch endlich zu diesem Gange bewegen. Unterdessen kroch das schwangere Weiblein wieder in den Boden, das Männlein jedoch blieb da und wartete die Hebamme ab. Als diese nun in Begleitung des Bauers kam, führte er sie durch eine, vorher nicht sichtbar gewordene, Oeffnung in die Erde in eine Art von Kammer, wo sie dem Weiblein bei seiner Niederkunft aufs Geschickteste beistand. Als man ihrer nicht mehr bedurfte und sie sich zum Fortgehn anschickte, füllte das Männlein ihr zum Lohn ihre Schürze mit dürrem Laub und rief, als sie während des Gehens einige Blätter davon verzettelte, ihr nach: sie möge die Schürze doch fest zusammenhalten nnd das Laub wohl in Acht nehmen! — Verdrießlich erwiederte sie, daß sie Laubes genug zu Hause habe und nicht wisse, was sie noch mit diesem anfangen solle, und ging ihres Weges. Zu der Oeffnung kaum wieder herausgekommen, fand sie alles Laub, das sie noch in der Schürze hatte, in eitel Gold verwandelt. *)

*) Vergl. mit dieser Sage die verwandte: „Mummelsee's Geschenk." S. 101 dies. Bds. und unter den Sagen von der Klingelkapelle im Murgthal die auf Seite 289.

Erdmannskuchen.

Ein Mann von Weingarten hörte beim Pflügen, wie die Erdmännlein im Boden eine Backmulde ausscharrten. Da rief er: „Ich will auch Kuchen!“ und ackerte fort bis ans Ende des Feldes. Als er nach dem Umkehren wieder zu dem Platze kam, worunter es gescharrt hatte, fand er daselbst einen prächtigen halben Kuchen nebst einem Messer liegen, und ließ es sich trefflich munden.

(Beide obige Sagen aus Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1838.)

Sagen von der Barbarakirche bei Langensteinbach. *)

1. Auf einem Hügel bei Langensteinbach liegt im Walde die längst verfallene St. Barbarakirche. Vor etlichen Jahrhunderten begann ein Ritter ihren Bau, mußte aber während desselben auf längere Zeit fort und befahl seiner zurückbleibenden Tochter, den Bau genau nach seinem Willen und Plane fortzuführen. Diese achtete jedoch den Befehl nicht und ließ an der Kirche mehr Fenster anbringen, als ihr Vater gewollt hatte. Darum wurde sie von demselben, nach seiner Rückkehr, in die Kirche verwünscht, wo sie nun seit ihrem Tode bei den dort vergrabenen Schätzen umhergeht, und in der ganzen Gegend die „weiße Frau“ genannt wird.

---

2. Eine Bauersfrau von Spielberg, welche dem Gottesdienste zu Langensteinbach beigewohnt hatte, sah auf dem Heimwege an der Barbarakirche die weiße Frau; diese sagte zu ihr, sie solle mit ihr gehen, sie könne sie erlösen und dadurch reich werden. Da die Bauersfrau dem Geiste folgte, führte er sie in das Gewölbe unter der Kirche, worin zwei Kisten standen, auf deren einer eine Kröte, auf der andern ein weißer Hund lag. Hier gab ihr das Gespenst eine Gerte in die Hand und hieß sie dieselbe umherschwingen, aber kein Wort, selbst nicht den Namen Jesus, dabei sprechen; es wolle nun fortgehen, jedoch bald zurückkommen und ihr die Schlüssel zu den Kisten bringen. Als die Bauersfrau sich allein

*) Wallfahrtsort nebst Mineralbadanstalt 2 Stunden von Durlach.

befand, fuhr sie befohlenermaßen mit der Gerte im Kreis umher; da wurde der weiße Hund kohlschwarz, worüber entsetzt sie ausrief „Ach Gott!" Kaum war das Wort aus ihrem Munde, so fiel sie ohnmächtig nieder. Bei ihrem Erwachen fand sie sich oben in der Kirche unter dem Schwiebbogen liegend und vernahm in der Luft ein Aechzen und Wehklagen, darunter die Worte: „Wehe! nun muß ich noch lange leiden!" Dies Jammern folgte ihr ein paar Stunden lang nach, so daß sie vor Angst nicht wußte, was sie thun sollte, und endlich ganz erschöpft in das Bad in Langensteinbach kam, wo sie sich allmählig wieder erholte.

---

3. Im Frühling eines Schaltjahres ging ein unerwachsenes Mädchen in die St. Barbarakirche, während ihr Vater nebst einem andern Manne draußen beschäftigt waren. Da sah sie die weiße Frau aus dem Chore kommen. Diese blieb dort stehen und winkte dem Mädchen mit einem Bst! zu sich hin. Ihr Gesicht und ihre Hände waren schneeweiß, ihre Augen und zurückgeschlagenen Haare rabenschwarz; in der Hand, womit sie winkte, hielt sie ein Sträußlein blauer Blumen, an der andern hatte sie eine Menge goldener Ringe; sie trug ein weißes Ueberkleid und darunter ein Gewand von derselben Farbe, grüne Schuhe und an der Seite einen großen Bund Schlüssel. Von Todesschrecken ergriffen, lief das Mädchen aus der Kirche und holte die beiden Männer herein. Diese konnten aber die weiße Frau nicht sehen und als sie fragten, wo dieselbe sey, deutete das Mädchen hin, und sagte: „Dort!" Da wandte die Frau sich um, ihr Haar hing über den Rücken bis auf den Boden und sie schritt nach dem Chore zurück; das Mädchen aber fiel in Ohnmacht. Als es wieder zu sich kam, war die weiße Frau verschwunden und ließ sich, obwohl die Männer überall nachforschten, nirgends mehr blicken.

---

4. In und bei der Kirche lassen sich öfters bei Nacht viele Hunde, Katzen und Lichter von verschiedenen Farben, wie auch ein schwarzer Mann sehen; Schellen ertönen zuweilen darin, und im Wald, der zunächst der Kirche liegt, kann das Wild von den Kugeln der Jäger nicht getroffen werden. Schon manche

Leute haben, um Geld zu erhalten, die weiße Frau fleißig aufgesucht, jedoch vergebens, und als sie nach den vermutheten Schätzen gruben, rückten dieselben in der Erde fort. Von der Kirche soll sich ein unterirdischer Gang nach Ettlingen ziehen, und von da weiter bis in das ehmalige Kloster Gottesaue.

(Obige vier Sagen S. in Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1836.)

St. Barbara.

Als teutsches Land noch ganz und gar
Mit wilden Heiden bevölkert war,
Da wohnt' ein Fürst am Strom des Rheines,
Der hatt' ein Töchterlein, ein feines,
Um das mit heißem Herzverlangen
Viel wunderkühne Degen rangen;
Die Maid indeß, von Weltlust fern,
Diente dem Heiland, unserm Herrn,
Hielt aller Fürsten Glanz gering,
Seit sie ein himmlisches Licht empfing.
Das blieb dem Vater unverborgen,
Und also sprach er am Ostermorgen:
„Sag' ab dem Götzen Jesu Christ,
Mit Leib und Seele zu dieser Frist,
Sonst will ich selbst dich fluchbeladen
In's Elend stoßen sonder Gnaden!“
Die Maid sprach: „„Nein.““ — „Sag' ab, zur Stunde!
Sonst soll im tiefsten Kerkergrunde
Bei Kröt' und Molch' dein Wohnsitz seyn!“
Er sprach's voll Grimm, die Maid sprach: „„Nein!““ —
„Sag' ab, sonst soll am Hügel hier,
Beim Zürnen Odin's schwör' ich's dir,
Dein Blut vergießen dieser Stahl!“ —
„„Nein!““ sprach die Maid zum Drittenmal.
„So stirb!“ — Der Wüthrich hat inmitten
Den lilienweißen Hals durchschnitten,
Doch aus der Wunde fließt kein Blut;

Sie wallt, umstrahlt von Himmelsgluth,
Zum Kreuze, das im Thale steht,
Schwingt sich zu Gott in frommem Gebet,
Derweil in regungslosem Grauen
Die Heiden solches Wunder schauen.
Erst als sie hat das Amen gesprochen,
Ist hell das Blut hervorgebrochen;
Mit Lächeln starb sie seligen Tod.
Und sieh, des Blutstroms dunkel Roth
Ward plötzlich eine Wunderquelle,
Die silbern fleußt an jener Stelle.
Da ward des Volks ein großer Theil
Sofort bekehrt zum ewigen Heil,
Und Pilger wallten von fern und nah,
Zum Kirchlein der Sanct Barbara.
Wohl mancher Mann und manches Weib
Wusch sich am Born den siechen Leib,
Und haben sie Heilung dort empfahn,
Das hat Sanct Barbara gethan.

Eduard Brauer.

Der Stoff obiger Legende findet sich u. A. in des Karlsruher Rectors Malsch „Noctes vacivae lucerna," t. II. p. 104. Die Heilige soll sogar ihr abgehauenes Haupt, ohne den Kopf zu verlieren, ruhig den Berg herab zur Quelle getragen haben; ein Wunder, welches selbst für die Poesie etwas zu stark ist.

Die weiße Frau.

(Bei Langensteinbach).

„Ein flüchtig Liedchen auf den Lippen,
Das Herz belebt von treuem Sinn,
So fahr' ich zwischen starren Klippen
Keck durch des Lebens Brandung hin."

So singt er laut zum Saitenspiele
In der smaragdnen Waldesnacht,
Wo er im heimlichen Asyle
Allein mit tiefer Sehnsucht wacht.
Den Wonnemond will er begrüßen,
Den jetzt gebiert des Jahres Schoos;

So zieht er hin auf leichten Füßen
Und preist des Sängers selig Loos.

Die Sterne, so im Morgenscheine
Verbleichend schon herniedersehn,
Die Blätter, so im Buchenhaine
Voll Frühlingsfeier rauschend wehn,
Die Vöglein, deren muntre Kehle
Die heitre Einsamkeit belebt, —
Es grüßt sie all' aus voller Seele
Sein Lied, das durch die Saiten bebt.

Wie wohl ist ihm im Waldesschatten,
Der schaurig-süße Ahnung hegt!
Drum floh er von den offnen Matten,
Wo sich zu laut das Leben regt;
Und rüstig fördert er die Schritte,
Denkt an die ferne, treue Braut,
Als plötzlich in des Waldes Mitte
Er ein verfallnes Kirchlein schaut.

Und in den ernsten, grauen Trümmern,
Um die sein Netz der Epheu strickt,
Er in dem räthselhaften Schimmern
Ein seltsam Frauenbild erblickt:
Ein Wesen, wie aus Duft gewoben,
Schwebt durch das Thor im Gotteshaus,
Und in der Rechten, hoch erhoben,
Winkt es mit einem Blumenstrauß.

Und zaudernd bleibt er lauschend stehen,
Und starrt mit Grau'n ins offne Thor;
Da sieht er's wieder glänzend wehen,
Und Töne klingen in sein Ohr.
Wie träumend blickt er auf die Schwelle,
Wo, angethan mit weißem Kleid,
Ihm lockend ruft nach der Kapelle
Und mit dem Strauße winkt die Maid.

„Willkommen Knabe! holder Knabe!" —
Singt sie mit silberhellem Ton; —

„„Erlöse mich aus meinem Grabe,
Und dich erwartet reicher Lohn!
Die Blumen, wie vom Thau sie glänzen,
Den noch der Sonnenstrahl nicht traf,
Sie sollen deine Stirne kränzen,
Befreist du mich vom Zauberschlaf!““ —

„Mich lüstet's nicht nach deinem Kranze,
Nicht trüb' er meines Herzens Ruh!
Mir winkt mit einem höhren Glanze
Ein Kranz der reinsten Minne zu;
Behalte deiner Blumen Fülle,
Mir lacht ein dauernderes Glück;
Zieh' nur, entsagend, in die Hülle
Des Grabes wieder dich zurück!“

„„Ach, schöner Knabe!““ — sang sie wieder —
„„O wüßtest du, was du verschmähst!
Was trägt dir denn der Schatz der Lieder,
Den rings du in die Lüfte sä'st?
Arm ziehst du doch dahin auf Erden!
Doch nimmst die Blumen du von mir,
Wird jede zum Juwel dir werden,
Und Glanz und Ruhm sich häufen dir!““

„O laß mich!“ rief er — „Solche Gaben
Sind's nicht, wonach mein Herz begehrt!
Am Frühlingsgold will ich mich laben,
Vom Gold der Tiefen unbeschwert;
Der Thau in Augen und in Blüthen
Ist mir der köstlichste Demant,
Was willst du mir noch Schätze bieten,
Der längst sich überreich genannt?“ —

„„Trotzvoller Knabe, laß dir rathen!
Ein andres Kleinod dir noch blüht,
Um das in Liedern und in Thaten
Manch' edler Ritter sich bemüht.
Laß führen dich zu einer Blume,
Die manches Lebens Sonne war,

Komm, folge mir den Weg zum Ruhme,
Sonst quält dich Reue immerdar!'" —

„Laß ab, Verführerin! wo Treue
Im Herzen unverwelklich blüht,
Da nistet nie sich mehr die Reue,
Die leere Herzen nur durchglüht.
Fahr wohl! nicht deine bunten Steine
Begehr' ich, noch dein Gold so licht!
Frei laß mich ziehn durch meine Haine!
Reich ist, wem Treue Kränze flicht." —

Sie sieht ihn rasch von hinnen scheiden,
Und seufzt, verweh'nd in leisen Duft:
„'Auf's Neue muß ich wieder leiden
Auf sieben Jahr' in kühler Gruft!'" —
Er aber steigt hinab zu Thale,
Die Seele jauchzt, die Saite tönt,
Und laut erschallt im Morgenstrahle
Der Sang, der alle Schätze höhnt:

„Ein flüchtig Liedchen auf den Lippen,
Das Herz belebt von treuem Sinn,
So fahr ich unter Sturm und Klippen
Keck durch des Lebens Brandung hin!"

Wilh. v. Chézy.

Der Rothackergeist und der wilde Jäger.

Wo man von Hochstetten nach Liedolsheim geht, liegt rechts an der Straße der „rothe Acker" und eine Ziegelhütte darauf. Ein Fußpfad führt über den rothen Acker, und wo er an die Wiesen grenzt, da stehen zwei Rickel, *) die man überschreitet, und die das Vieh vom Acker abhalten. Auf dem rothen Acker geht ein Geist, der oft als ein schwarzer Mann auf dem Rickel sitzt. Dort hat er schon einem Mädchen einen Korb Wälschkorn aufgeholfen, sie hat ihn aber an den Pferdefüßen erkannt und ist ganz verstört nach Haus gekommen. Auch haben ihn Andere gesehen, wie er auf dem Rickel saß und Funken von

*) Eine Art Schranken aus Baumstämmen.

sich sprühte, und wieder Andere, wie er dort ganz lichterloh brannte. Einige Leute sahen ihn einst bei Nacht als einen schwarzen Mann am Wege und mußten ihm ausweichen, aber er ging ihnen immer zur Seite, so daß sie bis in den Wald, die lange Hecke, sich verirrten, und erst morgens wieder auf den Weg kamen. Niemand weiß, wo der Rothackergeist seinen Ursprung hat und was sein Wesen ist. In der langen Hecke, nicht weit vom rothen Acker, jagt manchmal der wilde Jäger; man hört die Jagdhörner und das Hundegebell oft ganze Nächte hindurch.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." 1834.)

Junker Marten und der wilde Jäger.

Vor dem Dorfe Singen geht die Schloßbrücke über die Pfinz auf die Wiesen; sie heißt so, weil dort im Thale das Schloß des Junkers Marten stand. Wo der Weg links hinein nach Königsbach geht, da war einst eine Gnadenkapelle zu unserer lieben Frauen zur Aich, die aber jetzt abgerissen ist. In dieser Kirche lag der Grabstein des Junkers Marten, worauf er in Lebensgröße ausgehauen ist.*) Diesen Stein ließ der Schulz von Wilferdingen in sein Dorf führen, als die Kapelle abgebrochen wurde. So wie Jener auf dem Steine steht, so erscheint er den Leuten Nachts im Bahnwald bei Singen mit Hunden auf der Jagd und macht einen großen Lärmen. Er hat Manchen schon erschreckt, und einen Mann, der ihn beleidigte, in die Pfinz geworfen.

*) Der Grabstein des Junkers Marten scheint nicht mehr vorhanden; man findet ihn zu Wilferdingen weder in der Kirche noch auf dem Kirchhofe. Als Zeugniß der Verbreitung der Sage vom wilden Jäger bemerke ich, daß er zum Geschlechtsnamen wurde. „Wolf Wildenjägers Erben" zu Sandhausen bei Heidelberg kommen in dem Schönauer Gefällbuch von 1670, Bl 117, vor.

Mone.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." 1834.



Pforzheim *)

und Umgegend.

Das von den Juden getödtete Mägdlein.

Im Jahr 1267 war zu Pforzheim eine alte Frau, die verkaufte den Juden aus Geldgier ein unschuldiges, siebenjähriges Mädchen. Die Juden stopften ihm den Mund, daß es nicht schreien konnte, schnitten ihm die Adern auf und umwanden es, um sein Blut aufzufangen, mit Tüchern. Das arme Kind starb bald unter der Marter und sie warfen es in die

*) M. Jakob Frischlin, ehmaliger Theologe zu Bahlingen, als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt, behauptet Folgendes:

Im Jahr 2900 nach Erschaffung der Welt haben sich Grunnius und Phorcis, vom Stamme des Aeneas Sylvius, in der Gegend des Schwarzwalds niedergelassen. Grunnius baute Gryningen, und Phorcis die Stadt Pforzheim an der Enz, welche Stadt durch Attila, der Hunnen König, (um's Jahr 450 nach Chr. G.) nebst anderen Städten geschleift wurde. Emmerich, (ein geborner Franke, Gouverneur in Allemanien und vormaliger Connétable des Fränkischen Königs Clodovicus, so wie auch der erste Herr zu Beutelsbach) habe die Stadt Pforzheim aber im Jahr 510 wieder aufgebaut."

(Siehe M. Jakob Frischlin's „Historische Beschreibung des Landes Würtemberg vom Jahr 1614. 2. Theil. Ferner: Gehres „kleine Chronik von Pforzheim." S. 10.)

Die wahrscheinlichste Ableitung des Namens Pforzheim ist die von Porta Hercyniae: „das Schlußthor des Schwarzwalds," wie die Gegend unter den Römern benannt wurde.

Enz, eine Last von Steinen obendrauf. Nach wenig Tagen reckte Margaretchen ihr Händlein über dem fließenden Wasser in die Höhe; das sahen die Fischer und entsetzten sich; bald lief das Volk zusammen und auch der Markgraf eilte herbei. Es gelang den Schiffern, das Kind heraus zu ziehen, das noch lebte, aber, nachdem es Rache über seine Mörder gerufen, den Geist aufgab. Der Argwohn traf die Juden; alle wurden zusammengefordert und wie sie dem Leichnam nahten, floß aus dessen offenen Wunden das Blut stromweise. Die Juden und auch das alte Weib bekannten die Unthat und wurden hingerichtet. Beim Eingang der Schloßkirche zu Pforzheim, da, wo man die Glockenseile zum Geläute zieht, steht der Sarg des Kindes mit einer Inschrift. *) Unter der Schifferzunft hat sich von Kind zu Kind einstimmig die Sage fortgepflanzt, daß damals der Markgraf ihren Vorfahren zur Belohnung die Wachtfreiheit, „so lang Sonne und Mond leuchten," in der Stadt Pforzheim und zugleich das Vorrecht verliehen habe, daß alle Jahre am Fastnachtsmarkte vierundzwanzig Schiffer mit Waffen und klingendem Spiel aufziehen und an diesem Tage Stadt und Markt allein bewachen sollten. Dies gilt noch heutigen Tags.

(Siehe Grimm's „teutsche Sagen." Berlin, 1816. Erster Band. S. 456. Vergl. auch Gehres: „Pforzheimer Chronik." S. 18—24.

*) In der Schloßkirche zu Pforzheim befindet sich links beim Eingange, da wo man die Glockenseile zum Gebete zieht, auf einer steinernen Grabplatte folgende Inschrift:

Margaretha A Judaeis Occisa
Ob. Feliciter Anno Dom.
MCCLXVII. Cal. Jul. Fer. VI.

auf teutsch: Margaretha, von den Juden ermordet, starb selig den 1. Juli 1267.

Die vierhundert Pforzheimer.

1622.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tilly's wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrscherstab, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit keckem Muth,
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sitz du auf meinem Throne!

„Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! Hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bevehren
In Luther's reinen Lehren.

„Doch ferne sey mirs, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land!
Ich will das Schwert erfassen
Und dir das Scepter lassen.

„Nimm's hin, mein Sohn, und trag' es weis'
Zu deines Volks und Gottes Preis:
Des heil'gen Rechts Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer!"

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß:
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!" —
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos gings von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten,
In offner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arm Gewalt!"
So rief er, — „Kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen!"

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind vor Wimpfen's Thor:
Viel Tausend' wohl gerüstet,
Die all des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und Mancher stürzt', und Mancher sank,
Und mancher Kämpe sterben:krank
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' im Waldesschatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllendampf
Steigt dort empor und stört den Kampf?
Horcht wie es kracht und wettert,
Und Alles rings zerschmettert!

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Herrn und Knechte fliehn vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver ist entzündet!

Umsonst war Bitte, Mahnung, Droh'n,
So Muth als Ordnung war entflohn;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgends ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie, und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert!

Ein Häuflein klein, doch edler Art,
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht,
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt' und Mancher sank,
Das Blut der treusten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften, bis der Letzte blieb —
O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit;
Denn Lieb' ist beßre Wehre,
Als Furcht und steh'nde Heere.

Und ihr, ihr Herren edlen Bluts,
Begebt euch eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert!

Eduard Brauer.

Viel gerühmt in gebundener und ungebundener Rede, neuerlich wohl auch bezweifelt und bekritlelt, wurde die glorreiche That der vierhundert Pforzheimer. Nicht Jeder mag in unserer nüchternen Zeit den hohen Geist begreifen, der diese That erzeugte. Daß nicht gerade vierhundert Bürger aus der Stadt Pforzheim die Heldenschaar bildeten, welche sich für ihren Fürsten aufopferten, vielmehr „das weiße Regiment" auch viele Angehörige der umliegenden anderen Baden-Durlachischen Orte in sich fassen mochte, läßt sich leicht denken, aber auch leicht erklären, da der Name der Stadt Pforzheim bei weitem der bekannteste war, und die Ernestinische Linie die Pforzheimer genannt wurde. Der Kern der Sage wird immerhin als eine wahre Begeben-

heit zu betrachten seyn, und diese Begebenheit ihre richtige Erklärung und Würdigung finden, wenn man den Geist der weisen, väterlichen Regierung, wodurch sich die Fürsten des Zähringer Stammes von Anfang so vortheilhaft auszeichneten, und die hiedurch begründete Gesinnung des Badischen Volkes, sowie auch insbesondere die Persönlichkeit Georg Friedrich's in's Auge faßt. Daß ganz gleichzeitige Schriften des Vorganges nicht erwähnen, ist in der That ein Gegengrund von sehr leichtem Gewicht. Wie viele der Aufzeichnung würdige Züge mögen im Getümmel des dreißigjährigen blutigen Glaubenskampfes übersehen worden seyn! Im Jahr 1622 fand die Schlacht bei Wimpfen statt; das Theatrum europaeum, Thl. I. Seite 627, (erschienen im Jahr 1662 die Vorrede und Dedication M. Merian's trägt die Jahreszahl 1634); erzählt das Wesentliche der Begebenheit, und ebenso das mehrerwähnte Werk: „Der durchl. Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung u. s. w." vom Jahr 1695.

Vergl. auch Bader, „Badische Landesgeschichte," S. 504.

In der interessanten Schloßkirche zu Pforzheim, unter welcher die Gruft der Baden-Durlachischen Fürsten sich befindet, hat der regierende Großherzog den vierhundert Pforzheimern ein würdiges Denkmal errichtet.

In dieser Kirche wird auch noch die Zelle des berühmten Pforzheimer Gelehrten Reuchlin gezeigt.

(Siehe Ed. Brauers „Sagen von Baden rc.")

Die Pforzheimer Bürger.

An des Neckarstroms Gestade
Zog gen Wimpfen seine Pfade
Baden-Durlach's kleines Heer;
Und es schwangen in der Rechten,
Für das Lutherthum zu fechten,
Hoch die Krieger ihre Wehr.
Plötzlich dringt es durch die Reihen:
„Tilly naht mit starker Macht!"
Und es ordnet jeder Führer
Seine Schaar zur heißen Schlacht.

Eine wetterschwangre Wolke,
Braußt mit seinem wilden Volke
Tilly fürchterlich heran;
Und so weit die Augen schauen,
Zeigen in des Landes Auen

Feuersäulen seine Bahn;
Markgraf Friedrich ruft im Grimme:
„Seht des Vaterlandes Schmach!
Tapfre, folgt mir, es zu retten,
In das Schlachtgetümmel nach!"

Und er jagt auf starkem Rosse
In den Hagel der Geschosse,
Den der Feind entgegen schickt.
Löwenmuthig sprengt zum Streite
Weimars Fürst an seiner Seite,*)
Hoch sein scharfes Schwert gezückt.
Und wer ist, in weißen Röcken,
Dort die auserwählte Schaar,
Die den beiden tapfern Fürsten
Folgt in jegliche Gefahr?

Wo der Nagold sanfte Wellen
Und die Würm den Enzfluß schwellen,
Liegt ein Städtchen wohlgebaut; **)
Dorther stammen jene Streiter,
Die, als Friederichs Begleiter,
Euer Blick verwundert schaut.
Da des Fürsten Ruf erschollen:
„Glauben gilts und Vaterland!"
Legten sie die Weberspule
Aus der kunstgeübten Hand.

Wie geprüfte Heldenschaaren
Trotzten sie der Schlacht Gefahren
Jetzt mit frommem teutschen Muth;
Unter ihres Schwertes Streichen
Thürmten Berge sich von Leichen,

**) Pforzheim.

*) Herzog Wilhelm, der sich mit seinem Bruder Johann Ernst in der Schlacht bei Prag (1620) tapfer hervorgethan und (1621) dem Grafen von Mansfeld 3000 Fußgänger und 600 Reiter (unter diesen seinen jüngsten Bruder Bernhard als Rittmeister) zugeführt hatte.

Und der Boden schwamm in Blut.
Schon verläßt des Kaisers Fahnen
Fliehend das Hispan'sche Heer,
Und zerstreuet auf der Fläche
Furchtbar heulend sich umher.

Aehnlich hochempörten Bächen
In der Feinde Linien brechen
Baden=Durlach's Schaaren ein,
Und die muthentseelten Glieder
Stürzen wild sie vor sich nieder
Mit der Waffen Wetterschein.
Wie auch Tilly's Stimme tobet,
„Halt!" den Fliehenden gebeut,
Seine ungezählten Rotten
Sind wie Spreu vom Sturm zerstreut.

Und wie mit des Sturmes Flügel,
Flogen über Berg und Hügel
Ihnen Durlach's Krieger nach.
Da ertönt in ihrem Rücken,
Als zerbörst' ein Berg in Stücken,
Tiefbetäubendes Gekrach;
Unvermerket sank im Kampfe
Einer Kugel Feuerball
In den Kreis der Pulverwagen,
Zündend dort in seinem Fall.

Und des Tages Licht verhüllet
Und den reinen Aether füllet,
Athem raubend, Pulvernacht,
Während rund von bangem Stöhnen
Fluren, Thal und Hügel dröhnen,
Und der Eichen Waldung kracht.
Tausend Tapfre sind zerschmettert,
Wälzen sich in ihrem Blut,
Wer es noch vermag, entfliehet
Schleunig mit gesunknem Muth.

Von den dampfumwogten Höhen
Sieht man Feindes Fahnen wehen,
Und Verderben Allen droh'n.
In das Schlachtgefilde nieder
Führet seine Rotten wieder
Der gewalt'ge Tilly schon,
Rufend mit Commandostimme:
„Jaget nach dem Ketzerheer!
Und wen ihr erreicht, dem stoßet
Durch den Körper Schwert und Speer!"

Also folgt im raschen Fluge
Mordend er dem flücht'gen Zuge,
Bis er Durlach selbst gewahrt;
Wähnend ihn in seinen Händen,
Denkt sein Leben er zu enden
Auf entsetzensvolle Art.
Aber unvermuthet stürzet
Wohlgeordnet Mann zu Mann,
Durlachs treuer weißer Haufen
Gegen Tilly's Schlachtheer an.

Tilly staunet. „Kommt zum Heere
Ferdinando's!" — ruft er — „Ehre
Schmückt euch hier im höchsten Grad,
Wenn zu eurem Ketzerfürsten,
Welchen wir zu fahen dürsten,
Ihr geöffnet uns den Pfad!" —
Doch vergebens! All' erwiedern:
„„Eher Tod durch Feindeshand,
Als Verrath dem theuern Fürsten
Und dem lieben Vaterland!""

Tilly drauf: „Ihr wollt Verderben?
Nun, so sollt ihr Alle sterben,
Eh' gelingt des Fürsten Flucht!"
Und mit seinem ganzen Heere,
Gleich dem hochempörten Meere,
Das den Fels zu stürzen sucht,

Stürmt er auf den kühnen Haufen,
Welcher unerschüttert steht,
Ob auch mancher seiner Helden
Offnem Tod entgegen geht.

Tief im Innersten beweget
Ruft von Neuem Tilly: „Leget
Eure Waffen vor mich hin!"
Aber Deimling: „‚Magst sie holen!'"
Mit ihm äußern, unbefohlen,
Alle Bürger gleichen Sinn,
Und erfechtend ihres Fürsten
Rettung mit der Väter Muth,
Fallen Mann für Mann, sie Alle,
Hochumströmt von Feindes Blut.

Adolf Bube.

Die Heldenthat der vierhundert Pforzheimer ist auch in einem größeren Gedichte gefeiert, betitelt: „Die Schlacht bei Wimpfen," ein vaterländisches Heldenlied von Karl Fernand, evangelisch-protest. Pfarrer in Egringen. (Karlsruhe, 1838. Verlag des artist. Instituts.) Einen Auszug daraus theilt Baader in seinen „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes" mit. (S. 194—220.)

Eine andere poetische Bearbeitung desselben Stoffes von Anton Dietrich findet sich im Stuttg. Morgenblatt Nr. 123. Mai 1822.

Triumphzug kindlicher Liebe.

Im dreißigjährigen Krieg, als unser armes Teutschland von der Nordsee bis an die Donau, vom Rhein bis an den Böhmerwald blutig zerfleischt und schrecklich verheert wurde, und der eine Theil für Luther und des Evangeliums Predigt, der andere für den Papst und die Messe, mit heißem Eifer kämpfte und Gut und Blut opferte, und die Kriegsschaaren, zu jeder Zeit schrecklich, aber damals ganz zügellos und verwildert, auf beiden Seiten unerhörte Greuel verübten, geschah es, daß nach der Nördlinger Schlacht Anno 1635, wo die Schweden und die Evangelischen geschlagen wurden, in Würtemberg und Baden-Durlach, zuerst die Fürsten, dann auch die Unterthanen die Flucht ergriffen, meistens nach Straßburg und auf die andere Rheinseite. Eine gut evangelische Stadt war Pforzheim, der Geburtsort Reuchlins, der zuerst ein helles Licht

in Teutschland angezündet hatte, und der Ort der Schule und Bildung Melanchton's von Bretten, des gelehrten und sanften Freundes Luther's, des Lehrers Teutschlands, der auch von den Katholischen hochgeachtet wird. Dort floh auch Alles, besonders als man hörte, wie in Schwaben und im Würtembergischen es manchen Städten gegangen war; wie dort die Kroaten und Panduren und Spanier gehaust, Alles geplündert, gebrannt und alle Greuel verübt hatten, auch in solchen Orten, die sich mit Accord übergeben. Da dachte auch Markgraf Ernst Friedrichs wohlbestallter Amtskeller zu Pforzheim, Herr Maler, sich mit einigen wichtigen Schriften seines Fürsten auf die Rheinseite zu retten. Seine alte Mutter aber frug er, ob sie nicht bleiben und das Haus bewahren wolle, so viel möglich; vor ihrem Alter, hoffte er, würden auch die rohen Soldaten Ehrfurcht haben. Sie aber erschrack ob dieser Zumuthung und flehte ihren Sohn dringend an, ihr hülflos Alter nicht der blinden Wuth erbitterter Feinde ihres Glaubens preis zu geben. Nun suchte der Amtskeller Pferde herbeizuschaffen, aber in der ganzen Stadt und Gegend war kein Zugvieh aufzutreiben. Da lud er seine wichtigsten Schriften auf ein kleines Wägelein, auf dem man auch sonst schon in der Stadt Akten und andere Sachen hin und her gefahren hatte, setzte seine alte Mutter auch darauf, und er und seine Geschwister spannten sich davor und zogen die gute Mutter fort an den Rhein, wo sie ein Schiff fanden, und drüben weiter zogen bis nach Landau. Wo sie durchkamen und noch Einwohner antrafen, betrachtete man den frommen Zug mit Bewunderung und Rührung, und so nahm man ihn auch in Landau auf; wer es sah, wer es hörte, Kathol sche wie Evangelische, prieß als vom Himmel gesegnet solche Kinder, prieß glücklich, wenn sie auch sonst Alles verloren, eine solche Mutter. Ihr Segen, der Segen der geretteten frommen Mutter, ruhte auf diesen edeln Kindern, und ruht auf ihrem noch in unserm Tagen blühenden Geschlecht.

L. H. B.

Diese rührende Sage hat Sach's in seiner „Geschichte der Markgrafschaft Baden“ (Bd. 4. S. 543) aufbewahrt. Siehe auch J. Ba-

der's „Badische Landesgeschichte" S. 518. — Kaspar Maler, Badischer Amtskeller und Landschaftsschreiber, lebte von 1580—1648.

Eduard Brauer, in seinen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und Umgegend ɾc." (Seite 148) hat diese Kindesliebe poetisch gefeiert.

Die Pest in Pforzheim.

Welch Lärmen, welch Gedränge
Stört Pforzheim's Morgenruh'?
Was treibt in bunter Menge
Das Volk dem Rathhaus zu?
O wär' es nie gesprochen
Das schauervolle Wort:
„Die Pest ist ausgebrochen!"
So tönts von Ort zu Ort.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

O Leid! in jedem Hause
Kehrt Klag' und Jammer ein;
Die Würgerin, die grause,
Verschont nicht Groß und Klein;
Das Kind, den kräft'gen Gatten,
Das Weib im Schönheitsglanz,
Den Greis, den altersmatten,
Die Braut im Myrthenkranz.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Verödet stehn die Straßen,
Es schweigt der Arbeit Schall,

Des Hirten muntres Blasen,
Gesang und Peitschenknall;
Die Sterbglock' hört man hallen,
Der Nonnen Klagepsalm,
Viel hundert Opfer fallen
Jach wie des Grases Halm.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Kirchhof wird zu enge,
Er sträubt sich mehr und mehr,
Der Todten schwere Menge
Zu fassen nach Begehr;
Am Wege, vor den Thüren
Häuft sich der Leichen Zahl;
Kein Mensch will sie berühren,
Es steigt die Angst und Qual.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Bruder flieht die Schwester,
Den Hausherrn das Gesind,
Den Freund der Freund, sein bester,
Die Mutter selbst ihr Kind.
Gesprengt sind alle Bande
Der Sitte, der Natur;
Wer übt noch Macht im Lande?
Die Pest ist Herrin nur!
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Derweil nun pestgepeinigt
Die Stadt voll Jammers war,
Hat Rathes sich vereinigt
Von Bürgern eine Schaar,
Und glaubensstark geschlossen
Den edlen Singerbund;
Viel wakre Gildgenossen
Gelobten sich's zur Stund':
„Was euch droht,
Qual und Tod,
Laßt uns lindern der Kranken Noth,
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Er üb' an dem Todten die Christenpflicht!"

So führten sie mit Singen
Ihr Amt der Stadt zum Heil,
So Hohen als Geringen
Ward Hülf' und Trost zu Theil;
Die Lieb' und Treue kehrte
Zurück ins Thal der Enz,
Und Gott im Himmel wehrte
Dem Grimm der Pestilenz.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf dem Nächsten nach Gottes Gebot!
Wer weiß, wann die Noth in's Haus dir bricht!
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Eduard Brauer.

Obiges Gedicht lehnt sich im Wesentlichen an die Geschichte an. Im Jahr 1501, als die Pest in Pforzheim Grauen und Jammer verbreitete, trat eine Anzahl hochherziger Männer als Todtengesellschaft (Singergesellschaft) zusammen, um Jedem in Noth und Tod beizustehen, dem Erkrankten unentgeldlich Hülfe, dem Entschlafenen Ruhe im Grabe zu verschaffen. Den Namen Singer erhielten die Theilnehmer wahrscheinlich deßhalb, weil sie die Todten mit Sang und Klang zu Grab geleiteten. Noch besteht die löbliche Singergesellschaft, freilich nach den Zeitumständen verändert. D. D.

Des Hirten muntres Blasen,
Gesang und Peitschenknall;
Die Sterbglock' hört man hallen,
Der Nonnen Klagepsalm,
Viel hundert Opfer fallen
Jach wie des Grases Halm.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Kirchhof wird zu enge,
Er sträubt sich mehr und mehr,
Der Todten schwere Menge
Zu fassen nach Begehr;
Am Wege, vor den Thüren
Häuft sich der Leichen Zahl;
Kein Mensch will sie berühren,
Es steigt die Angst und Qual.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Bruder flieht die Schwester,
Den Hausherrn das Gesind,
Den Freund der Freund, sein bester,
Die Mutter selbst ihr Kind.
Gesprengt sind alle Bande
Der Sitte, der Natur;
Wer übt noch Macht im Lande?
Die Pest ist Herrin nur!
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Derweil nun pestgepeinigt
Die Stadt voll Jammers war,
Hat Rathes sich vereinigt
Von Bürgern eine Schaar,
Und glaubensstark geschlossen
Den edlen Singerbund;
Viel wakre Gildgenossen
Gelobten sich's zur Stund':
„Was euch droht,
Qual und Tod,
Laßt uns lindern der Kranken Noth,
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Er üb' an dem Todten die Christenpflicht!"

So führten sie mit Singen
Ihr Amt der Stadt zum Heil,
So Hohen als Geringen
Ward Hülf' und Trost zu Theil;
Die Lieb' und Treue kehrte
Zurück ins Thal der Enz,
Und Gott im Himmel wehrte
Dem Grimm der Pestilenz.
Heute roth,
Morgen todt –
Hilf dem Nächsten nach Gottes Gebot!
Wer weiß, wann die Noth in's Haus dir bricht!
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Eduard Brauer.

Obiges Gedicht lehnt sich im Wesentlichen an die Geschichte an. Im Jahr 1501, als die Pest in Pforzheim Grauen und Jammer verbreitete, trat eine Anzahl hochherziger Männer als Todtengesellschaft (Singergesellschaft) zusammen, um Jedem in Noth und Tod beizustehen, dem Erkrankten unentgeldlich Hülfe, dem Entschlafenen Ruhe im Grabe zu verschaffen. Den Namen Singer erhielten die Theilnehmer wahrscheinlich deßhalb, weil sie die Todten mit Sang und Klang zu Grab geleiteten. Noch besteht die löbliche Singergesellschaft, freilich nach den Zeitumständen verändert. D. O.

Als er den Schulzen einst getraut
Vor Schöffen, Vettern, Muhmen, Basen:
War, wie zum Hohn, der jungen Braut
Das Kränzlein flugs hinweg geblasen.

Wie oft der Schabernack geschah,
Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen;
Die Zauberer kamen von fern und nah,
Das Blaserle hinweg zu jagen.

Es blies, es blies bei Tag und Nacht, —
Die Bauern wußten manches Späßchen, —
Bis sich der Pfarr in's Haus gebracht
Die flinkste Maid, sein muntres Bäschen.

Die nahm's mit allen Geistern auf,
Flog durch das Haus, treppauf, treppnieder —
Das Blaserle ward still hierauf
Und plagte nie den Pfarrer wieder.

A. Rodnagel.

(Vergl. Mone's „Anzeiger" 1834. (Bechstein) „Sagen," II. Bd. S. 100, erzählt, daß sich ein fleißiger Hausgeist vertreiben ließ, indem der Hausbesitzer ihm einen eigenthümlichen Ton nachäffte.

Die Nonnen zu Weißenstein.

Zu Weißenstein bei Pforzheim stand vor alter Zeit ein Nonnenkloster. Es ist aber längst verschwunden, und auf den Platz ist die Herrenscheuer gebaut worden, die auch nicht mehr steht. Die Klosterfrauen trugen weiße und schwarze Kleider und noch sieht man sie Nachts auf den Wiesen an der Nagold umgehen. Man sieht immer nur drei beisammen; im Ganzen sind es aber neune, die sonst aus der Herrenscheuer heraus und hinab ins Wiesenthal giengen. Wenn man sie nicht beleidigt, so thun sie Einem nichts; aber einmal ging ein Mann über die Brücke und rief ihnen zu, sie sollten ihn nach Dillstein begleiten, statt sonst spazieren zu gehen; da ward er von unsichtbaren Händen ins Wasser geworfen und an den Fingern und im Gesicht zerrissen. So kam auch einmal ein betrunkener Mann von Pforzheim an die Brücke, woselbst er seine Nothdurft ver-

richtete. Der rief ihnen auch aus Uebermuth, sie sollten ihn reinigen, worauf sogleich eine Nonne mit einem Dornwisch erschien und ihn so übel zurichtete, daß er lange Zeit nicht ohne die größten Schmerzen sitzen konnte.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1834.)

Der nächtliche Schlachtlärm.

Das alte Schloß Kräheneck bei Weißenstein ist ganz verfallen und abgetragen, von Gebüsch und Gras umwuchert. Wo der Weg von Huchenfeld nach Pforzheim geht, da hört man oft Nachts ein Getös in der Burg, wie von einer Schlacht.*) Auch haben die Leute dort manchmal den Burgherrn selbst auf seinem Schimmel reiten gesehn. Dieses Pferd weidet zuweilen auf den Wiesen an der Nagold, die dem Krähenecker gehörten.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1834.)

Der bestrafte Sakramentschänder.

In einer Spinnstube zu Göbrichen waren an einem Winterabende die Burschen und Mädchen so ausgelassen, daß sie auf den Einfall geriethen, eine s. g. Katzentaufe zu halten. Nachdem eines der Mädchen sich wie eine Wöchnerin ins Bett gelegt hatte, wurde die Hauskatze eingewickelt wie ein Kind, zu ihr gethan, alsdann von Zweien, welche die Pathen vorstellten, abgeholt, und von einem Burschen, der den Pfarrer machte, förmlich getauft. Darauf setzten sich Alle zu Tisch und hielten lustig das Taufmahl. Indem sie so zechten, hörten sie plötzlich draußen am Fensterladen klopfen und eine unbekannte Stimme rufen: „Derjenige, welcher die Katze getauft hat, soll herauskommen!" Den Burschen überfiel ein Grauen, und er wagte sich nicht aus der Stube, obgleich bald nachher die Thüre zweimal halb aufgemacht und das Nämliche hereingerufen wurde. Erst, nachdem dies zum Drittenmal geschehen, ging er auf das dringende Zureden seiner Kameraden hinaus, war aber kaum

*) Abermals das wilde Heer!

vor der Thüre, als er mit einem gräßlichen Schrei zusammenstürzte. Die Andern eilten ihm zu Hülfe, fanden ihn aber an der Schwelle todt, mit gebrochenem Genick liegen. Neben ihm auf dem Boden waren drei frische Blutstropfen. Von dem Wesen, welches ihn herausgerufen, konnte nirgends eine Spur entdeckt werden.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Der feurige Mann.

Auf dem Felde zwischen Elmendingen und Nöttingen geht in den heiligen Nächten ein feuriger Mann um, welcher manchmal auch als schwarzer Hund erscheint. Einst fuhr dort, tief in der Nacht, ein Bauer von Stupferich, der aus dem siebenten Buch Mosis sich gegen Geister zu schützen wußte, und als er den feurigen Mann erblickte, rief er ihm zu, er solle nur herbeikommen. Dieser folgte dem Geheiß und setzte sich auf den Leiterwagen zu dem Bauern, der ihn dann fragte, warum er hier umgehe und ob er zu erlösen sey? Hierauf antwortete das Gespenst: „Ich habe bei meinen Lebzeiten Waisenkinder dort um jene drei Viertel Morgen betrogen und deßhalb muß ich jetzt, ohne Hoffnung auf Erlösung, auf diesem Ackerstück umgehen und so lange Gott Gott heißt, so lange muß ich auf dem Platze Geist heißen."

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Kraichgau und Elsenzgau.

Die kleine Fürstengruft.

Als man in Bruchsal zum Bau der Peterskirche schreiten wollte, fragte der Baumeister den Fürstbischof Schönborn, wie groß die fürstliche Gruft gemacht werden solle? Der Fürst hieß ihn nach einigen Tagen die Antwort holen, und diese lautete dann: Die Gruft solle nur für drei Särge gebaut werden; für mehr sey nicht nöthig. Zu Jedermanns Erstaunen wurde sie demnach so klein gemacht; allein sie war, wie Schönborn richtig vorhergesagt, groß genug. Unter dem Dritten seiner Nachfolger ward nämlich das bischöfliche Fürstenthum aufgehoben und da der Zweite derselben in Passau gestorben und begraben ist, reichte die Gruft gerade für drei Fürstbischöfe aus und ist jetzt auf immer geschlossen. *)

Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag,
Die Festung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten sie, so kracht' es sehr!
Das mußte man gewohnen.

---

*) In der That ist jene Gruft nur für drei Särge gebaut.
(Siehe Mone's „Anzeiger" rc. Jahrg. 1838.)

Da stand beim Sturm einst ein Rekrut
Abseits auf einem Posten;
Er dacht in seinem dummen Muth:
„Hier wird's den Hals dir kosten;
Der d'Asfeld greift dort hinten an,
Hier kann ich ruhig Schildwacht stahn!"
Ist aber anders kommen.

Denn just ersahn den schwachen Fleck
Der Franzen sich ein Dutzend,
Und richteten die Leiter keck,
Auf ihre Menge trutzend;
Sie meinten sich schon oben drauf
Ha! klommen sacht den Wall herauf,
Der Eine hinterm Andern.

„Ei sieh, ein schwarzgeschnauzt Gesicht
Da drüben auf der Mauer!
Ha! galt mir diese Kugel nicht?
Willst du hinab, du Lauer!
Doch weil von selber Der nicht ging,
So wies er mit der Degenkling'
Ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht' er, wird wohl Fried' im Land!
Ging ruhig auf und nieder,
Doch plötzlich vor der Brüstung stand
Der schwarze Schnauzbart wieder.
„Bist du noch einmal da, du Fratz?
Und hast noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommst du nimmer!"

Da hat er doch zuviel gesagt,
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier (zweimal) verjagt,
Der leid'ge Schwarzgeschnauzte.
„Ei, du verwetterter Franzos!
Wann werd' ich dich wohl einmal los?
Da lieg' und komm' mir wieder!"

So ging es noch zum Viertenmal,
Zum Fünften und so weiter;
Er stieß die volle Dutzendzahl
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich als die Stunde schlug,
Löst' ihn der Waibel ab und frug:
„Ist nichts zu rapportiren?“

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
Ein schwarzer Bärenhäuter,
Ich hab' ihm oft den Kopf gebeizt,
Doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
Doch still im Graben liegt er jetzt.“
Da lagen aber Zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was soll er Stechgeld haben?
Nur Einen hat er abgethan,
Doch liegen Zwölf im Graben!“
Da lachte Der, das war ein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenstück
Für jedem Schnauzbart reichen.

K. Simrock.

Das Gnadenbild zu Waghäusel.

Vor etlichen hundert Jahren geschah es, daß ein Schäfer, der am Lußhardtwalde seine Heerde weidete, in demselben einen wunderschönen Gesang vernahm. Er gieng den Klängen nach nnd kam an einen Sumpf, in dessen Mitte ein abgeköpfter Baumstamm und darauf ein feines Muttergottes Bild stand, aus dessen Munde der herrlichste Gesang ertönte. Er bemühte sich, das Bild mit seinem Krumstabe zu erlangen, um es zu sich zu ziehen, war aber zu weit davon entfernt; auf einmal rief es ihm zu: „Wag' es nur!“ worauf ermuthigt, er durch den Sumpf wadete und dasselbe herabholte. Freudig trug er es in seine Hütte, aber am folgenden Morgen war es verschwunden und

wieder an seinem vorigen Platze. Abermals trug er es vom Sumpfe mit sich nach Hause, allein in der nächsten Frühe fand er es wieder auf dem Baumstumpen, und ebenso, nach nochmaligem Heimtragen, am dritten Morgen; worauf er es ruhig dort stehen ließ. In der Folge kamen auf einer ihrer Wanderungen einige Kapuziner an diesen Ort und bauten, nachdem ihnen der Schäfer sein Wunderbegebniß berichtet, eine Kapelle über den Stamm mit dem Bilde, und daneben für sich eine Wohnung. Diese Ansiedlung erhielt, nach dem Zuruf der Madonna „Wag' es!" den Namen „Waghäusel" und bald wurde von nah und fern zu dem Wunderbilde gewallfahrtet. *)

(S. Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

*) Häufig strebt die Volkssage, Namen zu erklären. Solche Sagen sind meistens jung, weil sie die Namen der Orte gewöhnlich mißverstehen und deren alte Bedeutung nicht mehr kennen, wie obiges Beispiel beweist. Waghäusel hieß ursprünglich Waaghus, d. h. das Haus bei dem stehenden Wasser, von dem noch das nahegelegene Torfmoor zurückgeblieben ist. M.

Die Kapelle zu Waghäusel.

Vor etlichen hundert Jahren geschah es, daß zwei Ritter im Lußhardtwalde sich ein Treffen lieferten. Schon wich die Mannschaft des Einen; er selbst lag erschöpft unter einem Baum und rief die seligste Jungfrau um Beistand an. Da vernahm er eine wunderbare Stimme, welche aus der Krone des Baumes ihm zurief: wage, wage! Hierdurch mächtig gestärkt, kehrt er in das Treffen zurück, und erlangt einen vollständigen Sieg. Zum Danke ließ er nachmals da, wo der Baum stand, eine Muttergotteskapelle bauen, die den Namen „Waghäusel" erhielt, und bald das Ziel vieler Pilgerfahrten wurde. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger" 1835.)

*) Diese Sage hat mit der Entstehungsgeschichte der Waghäusler Wallfahrt nur entfernte Aehnlichkeit, und scheint ihr Daseyn hauptsächlich einer Erklärung des Ortsnamens zu verdanken. Man vergleiche das „anmuthige Waghäusler Büchlein", Bruchsal bei A. G. Gottschalk, 1732", worin die erwähnte Geschichte, nach den Urkunden des Klosters Waghäusel, erzählt ist.

Der entheiligte Gürtel.

Zu der Kapuzinerwohnung auf dem Michelsberg bei Untergrombach pflegten häufig die Hirsche des benachbarten Waldes zu kommen. Einem derselben warf ein Kapuziner seinen Gürtel um's Geweih und schleppte den so Gefangenen daran nach Hause. Wegen dieser Entheiligung des Gürtels und Verletzung des frommen Gastrechts mußte der Kapuziner nach seinem Tode noch lange Zeit, den Gürtel um den Leib, als Geist umgehen. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839).

*) Die Sagen von zauberischen Gürteln scheinen in das Heidenthum zurückzugehen; der Gürtel Thors und Brunhilds und die Halsketten der Schwanenkinder gehören dazu. Siehe die Sage vom ledernen Riemen im Schloßarchive zu Wertheim.

Teufelskutschen.

1. Eines Abends um sieben Uhr ging eine Frau, welche nach Heidelsheim wollte, auf der Landstraße zwischen Ubstadt und Bruchsal. Am dortigen Galgen kam eine Kutsche hinter ihr her, hielt bei ihr an und ein darin sitzender Mann lud sie, während die Thür aufsprang, zum Einsteigen ein. Nach einigem Zögern stieg sie ein, worauf der Schlag von selbst wieder zuging. Der Mann sprach kein Wort, doch die Frau gewahrte mit Schrecken, daß er Bocksfüße habe. Als sie vergebens versucht hatte, die Kutschenthüre zu öffnen, um herauszuspringen, zog sie ein Gebetbüchlein aus der Tasche und betete in Einem fort, bis sie bei Untergrombach zu einem Kapellchen kamen. Da öffnete sich der Schlag wieder von selbst, die Frau sprang heraus, und unter fürchterlichem Knall verschwand die Kutsche mit Mann und Rossen.

---

2. Vor etlichen vierzig Jahren kamen ein Schneider aus Wössingen und sein Lehrjunge, als sie Nachts vom Traishof heimgingen, zu einer Kutsche, worin ein Mann und auf dem Bocke der Kutscher saß, und neben welcher ein anderer Mann in grünem Rock einherschritt. Derselbe lud die Beiden zum Ein=

steigen ein, was der Lehrjunge ablehnte, der Schneider aber annahm, worauf ihm der Grüngekleidete hineinhalf und dann selbst einstieg. Kaum war dies geschehen, so erhob sich die Kutsche in die Luft und fuhr schnell wie der Wind über Berg und Thal, so daß den Schneider die Besinnung verließ. Als er wieder zu sich kam, war es Morgen und er lag allein am öden Meeresufer, wo ein Schiff anhielt. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Schiffleute bat, ihn mitzunehmen, was sie auch thaten. Sie segelten nach Ostindien. Daselbst blieb der Schneider zwanzig Jahre lang, nach deren Verlauf er nach Wössingen, wo man ihn längst für todt gehalten, zurückkehrte. Weil er aber seine Frau an jenen Lehrjungen, der unterdessen Meister geworden war, verheirathet fand, nahm er seine beiden Söhne von ihr und begab sich mit ihnen an seinen vorigen Wohnort in Ostindien, von wo er nichts mehr von sich hat hören lassen.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

Das mildthätige Männlein.

Ein armes Mädchen aus Heidelsheim, welches im dortigen Wald einem Männlein begegnete, fragte dasselbe, wo sie Späne finden könnte. „Späne habe ich keine gesehen, wohl aber Kohlen!" erwiederte das Männlein, führte darauf das Mädchen zu einem Haufen Holzkohlen nnd sprach: „Mache deinen ganzen Korb voll; sie werden gewiß gut brennen." Nachdem das Mädchen solches gethan, schied sie von dem Männlein, um nach Hause zu gehn. Unterwegs ward ihr der Korb so schwer, daß sie ihn fast nicht mehr fortbrachte, weßhalb sie einen gerade vorbeifahrenden Mann aus Heidelsheim bat, ihre Last auf seinen Wagen zu nehmen. Da er ihr dies abschlug, warf sie den Korb unmuthsvoll auf die Erde. Kaum lagen die Kohlen da, so gewahrte sie, daß sie zu lauter Gold- und Silbermünzen geworden waren; mit Hülfe des Schulzen, der dazu kam, las sie nun all' das Geld sorgsam auf und trug es glücklich nach Hause.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc. Jahrg. 1838.)

Das Hündchen von Bretten.

Erste Sage.

Zu Bretten überm Stadtthor steht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über seinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer sich umsonst zu Tode zieht,
Vergnügt in schweren Ketten,
Dem sagt man: „Wahrlich, dir geschieht
Noch wie dem Hund von Bretten."

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue schlimm gelohnt,
Und sicher so ergeht es Dir,
Der sich im Dienst nicht schont.
Es war von seinem Herrn, wie Du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh',
Die Chronik hats berichtet.

Wohl mochte kein geplagt'rer Gaul
Im ganzen Städtchen seyn;
Gab er ihm einen Korb in's Maul,
So lief's und kauft' ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar,
Und Weißbrod bei dem Bäcker,
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus,
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bißen von dem Schmaus
Des Herren anzurühren,
Wenn es ihn treulich heimgebracht;
Doch war es schon zufrieden,
Ward ihm von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur beschieden.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisecommissar
An keinem Freitag rasten.
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seinen Weg bescheiden,
Nicht kann er, wie ein Klerikus
Den Festtag unterscheiden.

Da führt' ihn einst sein Mißgeschick
Zu einem Fleischer hin,
Der als ein echter Katholik
Streng hielt die Disciplin;
Wie Der den Zettel nimmt und liest
Von einer Wurst geschrieben,
Ihn das Gelüste baß verdrießt,
Hätt' es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit Einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt;
Das legt' er in den Korb dem Hund:
"Da hast du Fleisch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ich's ihm schenken wolle!"

Das Hündchen, bis zum Tode wund,
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn sogleich zur Stund'
Sein Schwänzlein zum Geschenk;
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und streckte sich daneben;
Das war sein letzter, stummer Gruß,
Dann haucht' es aus sein Leben. —

Hier steht das Bild des armen Wichts;
Den Lohn erwarb er doch,

Weil er sein Leben lang um Nichts
Im sauern Dienste kroch.
Du mühe dich, nach seinem Brauch,
Im Joch des Undankbaren,
So mag Dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre wiederfahren.

K. Simrock.

Zweite Sage.

Es ist ein Hündlein, wohl bekannt,
Aus rauhem Stein gehauen,
Zu Bretten auf der Kirchenwand
Am hohen Dach zu schauen.
Die Kirche St. Laurentii
Weiß selbst nicht mehr, warum und wie
Sie zu dem Hund gekommen;
Ich aber hab's vernommen.

Ihr Herrn, die ihr mit Heldenmuth
Euch kecker Thaten rühmet:
Vor diesem Hündlein zieht den Hut,
Als dem die Ehre ziemet!
Denn wißet: dieses Hündlein hat
Gerettet seine Vaterstadt
Vor vielen hundert Jahren
Aus Jammer und Gefahren.

Einst war von einer Kriegerschaar
Die fromme Stadt umgeben,
Da thät sie greulich in Gefahr
Und Todesängsten schweben;
Es dauerte wohl Wochen lang
Des Feindes mächt'ger Waffendrang,
Doch wollt's ihm nicht gelingen,
Die Tapfern zu bezwingen.

Gewalt vermochte nimmermehr
Das Städtlein zu besiegen,
Doch blieb das ganze Feindesheer
Rings um die Mauern liegen,

Daß Hunger es beinah bezwang;
Schon droht den Bürgern Untergang,
Bis sie, die Noth zu enden,
Zu einer List sich wenden.

Ein fettes Hündlein wird ersehn,
Das schwerbedrängte Bretten
Wo möglich vor dem Untergehn
Uud Hungertod zu retten.
Man mästet nun das Thier so sehr,
Daß es so feist ward, dick und schwer,
Dem Feinde nur zum Trug doch,
Als hätt' man Fleisch genug noch.

Als dieser bald darauf die Stadt
Mit stolzem Trotz so eben
Von Neuem aufgefordert hat,
Sich endlich zu ergeben;
Da kroch gemächlich aus dem Thor
Ein fett gemästet Thier hervor,
Als sollt' sein voller Magen
Dem Feind die Antwort sagen.

Obwohl ihn solcher Spott verdroß,
Vergaß er, sich zu rächen,
Und fand für gut, mit seinem Troß
Soforten aufzubrechen.
Er schickt mit zornentflammtem Blick
Schwanzlos den armen Hund zurück;
So hat für fette Bißen
Das Hündlein leiden müssen!

Doch um dem Hündlein für die That
Ein Denkmal zu erbauen,
Beschloß hierauf der Magistrat
Sein Bildniß auszuhauen.
So sieht man jetzo spat und früh
Am Dache St. Laurentii
Den Hund, den immer fetten;
Das ist der Hund von Bretten.

Maximilian Sachs.

Der wachsende Stein. *)

Am Ranft der Kraich im Thale
Tritt aus der Wand ein Stein
Und wächst mit seinem Leibe
Bald in die Kraich hinein.

Er wächst seit Mannsgedenken:
Mit jedem neuen Jahr
Stellt größer er und höher
Und mächtiger sich dar.

Man weiß nicht, was ihn wachsen
Und vorwärts rücken macht,
Auch wächst er nicht am Tage,
Er wächst nur in der Nacht.

Man glaubt drum auch vom Steine,
Er sei des Teufels Stein,
Der trage dort allnächtig
Manch frische Seel' hinein,

Und lade von den Seelen
Die Sünden allzusamm,
Der Pack von Sünden gebe
Stets einen größern Damm.

Den Sündendamm bedecke
Als Hülle nur den Stein,
Und nur der Teufel könne
Zum Steine aus und ein;

Und sei vom Stein durchwachsen
Die Kraich, so schwell' sie an,
Bis endlich ihre Wasser
Gebrochen sich die Bahn.

*) Dieser Stein, der mehrere Kubikklafter Mächtigkeit hat, liegt oder vielmehr steht als Ausläufer der niedrigen Thalwand am Wege zwischen Flehingen und Gochsheim, und soll (dicitur) wachsen &c.

Dann schwemmten Stein und Sünden
Die Wasser in den Rhein,
Und dort verschläng' ein Strudel
Den Nachts gewachsnen Stein.

Der Teufel woll' ihn halten,
Der Strudel geb' nicht nach,
Es sei der Macht des Rheines
Der Teufel selbst zu schwach. -- *)

Drum rieth' ich großen Sündern,
Sie wüschen sich im Rhein,
Wascht der sie nicht, so müssen
Sie wohl des Teufels seyn.

Ludwig Kieffer.

*) Das Wachsen des genannten Steines ist höchst wahrscheinlich dahin zu erklären, daß er aus einer luftbeständigern Felsmasse besteht, als die ihn unmittelbar berührende Thalwand. Je mehr diese durch Witterungseinflüsse sich auflockert und ablöst, um so mehr legt sie den Stein bloß, um so größer erscheint er, ohne deßhalb heraus- und in das Thal hinein zu wachsen; der schon vorher in seiner ganzen Größe vorhandene Stein wird nur sichtbarer und hat deßhalb bei dem Volke zu dieser Redensart, er wachse, Veranlassung gegeben.

Der Schwabe vor Bretten.

Eine tapfere That verübten einst die Brettener im Jahr 1504, als der Herzog Ulrich von Würtemberg mit 20,000 Mann die Pfalz kriegerisch heimsuchte und Bretten belagerte. Die Schwaben lagen Nachts im besten Schlaf, wurden aber sehr unhöflich geweckt; denn die Brettener machten einen Ausfall und kamen ihnen so derb über den Hals, daß sie Geschütz und Munition im Stiche ließen und schleunigst Reißaus nahmen. Bei dieser Gelegenheit hielt ein Schwabe seinen Finger just vor die Mündung einer Feldschlange, als man sie losbrannte. Der Finger flog mit der Kugel weg und der Schwabe schrie:

„Au wai, au wai!
Noh Bretta, glaubets nau, (nur)
Komm ih jo nimmi mai!“ (mehr)

Diese wahrhafte Geschichte war ehmals an dem alten Rathhaus abgemalt.

L. K.

Ein Gespenst pflügt.

Auf dem Bauerbacher Felde bei Bretten ging ein Gespenst um, welches die Buben, die am nahen Wald ihr Vieh weideten, stets Mittags zwischen 11 — 12 Uhr in den Fürchen hin und her wandeln sahen. Um zu erfahren, was es wolle, schickten sie Einen von ihnen zu ihm und ließen nach seinem Begehren fragen. Der Geist erwiederte blos: „Komm morgen Mittags um 12 Uhr mit deines Vaters Pflug und Ochsen hierher!“ — und verschwand. Auf Geheiß seiner Eltern, denen er dies erzählt hatte und die auf einen Schatz hofften, fand sich der Bube mit Pflug und Ochsen zur bestimmten Zeit wieder auf dem Feld ein. Das Gespenst winkte ihm und hieß ihn vorausgehen, es wolle hintennach zackern (Volkswort für a ckern). Nachdem es dies gethan und dadurch ein Stück Feldes an dem angrenzenden Acker gepflügt hatte, sprach es zu dem Knaben: „Jetzt bin ich erlöst! Nach sieben Jahren wirst du mir folgen und auch ein Engel im Himmel werden.“ — Hierauf verschwand der Geist. Der Bube starb richtig nach Verfluß der sieben Jahre.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1838.)

Gespenst ins Haus gebracht.

Ein Mann von Eppingen, der Nachts durch den dortigen Wald fuhr, hörte seitwerts vom Wege ein Blöcken und fand, als er nachforschte, ein Milchkalb allein dort liegen. Er lud es auf seinen Wagen und sperrt' es zu Hause in seinen Stall. Als er vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Kalbe sehen wollte, traf er statt desselben eine hochbejahrte Frau in alterthümlicher Tracht an. „Fürchte dich nicht,“— sprach sie zu ihm — ich thue dir nichts zu Leide. Schon über hundert

Jahre schwebe ich zwischen Himmel und Erde und kann nicht erlöst werden. Manchmal nehme ich die Gestalt eines Hundes, manchmal eines Schafes und manchmal eines Kalbes an. Weil ich in dein Haus gebracht worden bin, gehe ich nicht mehr heraus, will mich aber gerne mit jedem Winkelchen darin begnügen." — Darauf ließ der Mann für sie einen besonderen Kasten machen, worin der Geist noch heute sich befinden soll. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1838.)

Die übel belohnte Hexe.

Ein Bauer in der Gegend von Eppingen hatte eine Frau, welche im Ort als Hexe verschrieen war. Um dies zu ergründen, gab er genau Obacht auf Alles was sie that, da er aber trotzdem nichts heraus brachte, ließ er oft gegen sie den Wunsch fallen: „Wenn ich doch nur hexen könnte!" — Lange sagte sie nichts darauf; als er jedoch diesen Wunsch stets eifriger wiederholte, sprach sie endlich: „So komm heute Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit in den Hof; da will ich dir das Hexen lehren!" — Zu gleicher Zeit fanden sich Beide dort ein, der Mann mußte, gleich ihr, eine Mistgabel ergreifen und sie hieß ihn hinter ihr her um den Düngerhaufen gehen und nachsprechen, was sie sagen werde. Sie schritt nun voran und sprach:

„Ich verleugne Herrn Jesum Christ!"

Da fiel ihr der Bauer in die Rede:

„Und ich schlag todt, was teuflisch ist!"

zugleich gab er ihr mit seiner Mistgabel einen solchen Schlag auf den Kopf, daß sie augenblicklich todt niederfiel.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

*) Wer den Geist mit in sein Haus nimmt, dem bleibt er als Hausgeist; dies ist ein alter, oft wiederkehrender Zug; die Erlösung in obiger Sage ist eine neue und dadurch störende Zuthat, weil die Erlöste dennoch als Hausgeist an den Ort gebannt bleibt. M.

Arbeit in der andern Welt.

In alter Zeit starb in Flehingen eine Wöchnerin mit ihrem neugebornen Kinde und dies wurde ihr in den Arm gelegt und ins Grab mitgegeben. Die zwei folgenden Nächte schwebte ihr Geist vor das Bett der Großmutter und bat, sie möge ihr Faden, Nadel, Scheere, Fingerhut, Wachs und Seife ins Grab geben, weil sie jenseits für ihr Kind noch nähen und waschen müsse. Die Großmutter erfüllte dieses Begehren, worauf der Geist sich nicht mehr sehen ließ.

Seitdem ist es zu Flehingen hie und da Sitte, den Wöchnerinnen, die mit ihren neugebornen Kindern sterben und begraben werden, die Dinge, welche jene Frau verlangt hat, mit ins Grab zu geben.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838. S. 473).

Schatz in Flehingen.

In einem Hausgarten zu Flehingen spuckte Nachts ein weißer Mann. Einst frug ihn der Eigenthümer des Hauses nach seinem Begehren, worauf der Geist erwiederte: „Ich muß wegen eines Schatzes umgehen, den ich bei meinen Lebzeiten hier an diesem Platze vergraben habe. Du kannst ihn heben und mich dadurch erlösen, mußt aber dann nach zehn Jahren sterben!" — Weil der Hauseigenthümer schon ziemlich bejahrt war, trug er kein Bedenken, in einer bestimmten Nacht auf dem bezeichneten Platze zu graben. Er fand im Boden eine Backmulde voll Geld, die er mit Hülfe unsichtbarer Hände stillschweigend zu dem Fenster brachte, das aus der Stube in den Garten ging. Als er die Mulde zum Fenster hinein schob und seine Frau, welche drinnen harrte, das viele Geld erblickte, rief sie: „Gottlob! jetzt ist uns geholfen; nun können wir all' unsre Schulden bezahlen!" — Bei diesen Worten verschwand Mulde und Geld, und der Geist mußte nach wie vor im Garten umgehen.

(S. Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838.)

Sage vom alten See.

Im Elsenzgau, bei den Ruinen von Burg Steinberg, zieht sich eine Niederung hin, die man den „alten See" nennt. Schlanke Silberpappeln erheben sich auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Wasserbettes, dessen Gründe jetzt durch frisches Grün und bunte Blumen das Auge weiden.

Auf dem Steinberg soll einst ein greulicher Recke gehaust haben, welcher das Schrecken der ganzen Gegend war. Er beraubte die harmlosen Wanderer, trieb den Hirten ihre Herden weg, und, fiel zuweilen ein hübsches Mägdlein in seine Hände, so ward es auf seine fast unzugängliche Burg geschleppt. Eine Tages zog er an einer Kapelle vorüber, die, von Linden umgeben, am Ufer des See's stand, und gewahrte in derselben eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Vor dem Altare knieend verrichtete sie brünstig ihr Dankgebet zum Himmel, der ihre Mutter von einer schweren Krankheit genesen hatte lassen. Der Ritter entbrannte augenblicklich in schnöder Lust, riß die Betende vom Altare weg und wollte sie schon, ihres Flehens und ihrer Thränen ungeachtet, auf sein Pferd heben, um mit ihr davon zu jagen auf sein Felsennest, als sie die Bitte wagte, ihr nur noch ein kurzes Gebet in der Kapelle zu gestatten. Wiewohl ungern, willigte der Räuber doch endlich ein. Nun warf sich die Jungfrau vor dem Muttergottesbilde nieder und rief mit der Stimme der Verzweiflung: „O du Reine und Unbefleckte, nimm mich rein und fleckenlos zu dir!" — Nach diesen Worten raffte sie sich auf, eilte aus dem Kirchlein, husch an dem Recken vorüber, und stürzte sich in den See. Aber die Fluthen wurden ihr nicht zum Grabe; wie von unsichtbaren Händen getragen, schwebte sie darüber hin zum jenseitigen Gestade. Der Räuber, in blinder Wuth, will ihr nachstürmen, aber die Wasser schlagen über seinem Haupte zusammen und des Abgrunds Geister reißen ihn hinab in ihr finsteres Reich.

Noch jetzt hört der einsame Wanderer manchmal im Dunkel der Nacht dumpfe, wehstöhnende Laute aus dem See; geheimnißvoll rauschen und flüstern die Zitterpappeln und erfüllen das Herz mit Grauen.

(Siehe Al. Schreiber's Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.)

Tiefenau.

Nahe bei der Burg Tiefenau, eine halbe Stunde vom Rhein, lag einst ein dunkler tiefer See. Auf der Burg lebte ein Ritter, der hatte eine einzige Tochter von so wunderbarer Schönheit, daß weit und breit ihr Preiß erscholl und viele Herren kamen, um sie zu werben. Eines Tages kehrte sie nicht wieder von ihrem Lieblingsspaziergange unter den Bäumen am Seegestade zurück. Der besorgte Vater eilte, sie selbst dort aufzusuchen und rief mehrmals so laut er konnte ihren Namen; da klangen ihm endlich aus dem See die Worte in klagendem Ton entgegen:

„Ach, Vater, liebster Vater!
Im See bin ich versunken,
Weil ich von seinem Wasser
Aus Unbedacht getrunken.
Nie mehr darf ich mich heben
Zum goldnen Sonnenglanz,
Hier unten muß ich leben,
Bis er vertrocknet ganz.
Ach Vater liebster Vater,
Trink ja nicht aus dem See!

Kaum war die Stimme leise verhallt, als plötzlich ein engelholdes Knäblein vor den Ritter von Tiefenau hinhüpfte, ihm einen goldenen Becher darreichte und sang:

„Da trink' du alter Degen,
So wird dein Töchterlein,
Die sie gefangen hegen,
Bald wieder bei dir seyn!“

Der Ritter wollte rasch den Becher an die Lippen führen, als er seinen Arm von einer fremden Hand zurückgehalten fühlte. Er wandte sich um und erblickte einen Jüngling von edler Gestalt, wiewohl in sehr bescheidener Tracht. Dieser hatte die Tochter des Ritters längst im Stillen geliebt, doch seiner Armuth wegen es nie gewagt, ihr seine Minnegluth zu gestehen. Mit den Worten:

„Trinkt nicht, mein edler Ritter!
Das Wasser ist vom See;“

entwand er ihm den goldnen Becher und leerte ihn selbst auf einen Zug. Kaum war dies geschehen, als ihn das Knäblein bei der Hand faßte und mit ihm in den See hinuntersprang. Umsonst war der Jammer des trostlosen Vaters. Das Pärchen kam nimmer zum Vorschein, verzweifelnd stürzte auch er sich in die Fluthen. —

Der See ist längst ausgetrocknet, aber auf dem Moorboden, den er zurückgelassen, sieht man oft in stiller Nacht helle Flämmchen auf und nieder schweben und hört mit Geisterstimmen die Worte singen:

Das Wasser ist fast ganz alle,
Bald werden erlöst wir seyn,
Und gehn in die himmliche Halle
Zum lieben Vater ein.

Nach Aloys Schreiber.

Die See-Nonnen von Tiefenau.

Die tiefe Au, so weit ihr schaut,
War sonst ein See, draus kläglich laut
Oft Nonnensang erklungen;
Hier stand voll Lust und Ueppigkeit
Ein Frauenkloster in alter Zeit,
Längst hat es die Erde verschlungen.

Hell glitzerte die Winternacht,
Es blies der eisige Wind mit Macht,
Da pochts an der Klosterpforte:
Um Einlaß fleht und Nachtquartier
Ein alter Pilgersmann allhier
Mit fromm bescheidenem Worte.

Vergebens; weh! die Pförtnerin
Von dannen wies mit hartem Sinn
Den frosterstarrten Armen;
Die Frauen drinn bei leckerm Mahl,
Die dicke Priorin zumal,
Sie fühlten ja kein Erbarmen.

Ach, händeringend bat der Greis
Um einen Imbiß nur zur Reis',
Fast brechen ihm die Glieder; —
Umsonst: Erbarmen war hier karg,
Nur Eine, die Novizin, barg
Ein fühlendes Herz im Mieder.

Verstohlen reicht, was sie erhascht,
Ihm dar die Maid, doch überrascht
Verhöhnen sie die Nonnen.
In der Angel knarrt die Pfortenthür,
Gelächter schallt wie Spott herfür —
Weh euch, was habt ihr begonnen!

Des Fremden Auge blitzend rollt,
Sein Fluch wie dumpfer Donner grollt;
Und rasch mit seinem Stabe
Hat er berührt den Boden kaum,
Da lag der weite Klosterraum
Versunken im Erdengrabe.

Wehklage stöhnt aus tiefem Grund,
Rings zischen Flammen aus dem Schlund,
Drinn Wasser braußen und gischen.
An schwillt zum dunkeln See die Fluth,
Wie durch ein Wunder grünend ruht
Ein kleines Eiland dazwischen.

Hier, sichtbarlich in Gottes Hand,
Inmitten der Zerstörung stand
Die reine Klosterlilie;
Sie führt zum Uferstrand der Greis,
Indeß ertönt vom Wasser leis
Des Nonnenchors Vigilie.

„Kehr' zu den Deinen," — sprach er sanft, —
„Doch morgen an der Wogen Ranft,
Daß ich Dein Herz belohne,
Um Mittnacht mit dem Liebsten hier
Zum Brautgeschenk verehr' ich Dir
Den Schmuck der Myrtenkrone!"

Ob ihrer Herkunft Niedrigkeit
Gerissen von des Theuren Seit',
So nahm sie jüngst den Schleier; —
Wie schlägt ihr Herz in Wonne jetzt,
Wie hat die Hoffnung sie geletzt
Bei dieser Worte Feier!

Und als die Geisterstunde kam,
Wohl harrt sie mit dem Bräutigam
Erwartungsvoll der Kunde.
Vom nahen Dorfe zwölfmal scholl
Die Glocke — Horch! da rauscht' und schwoll
Die Fluth empor vom Grunde.

Auf tauchen stumm der Nonnen drei,
Den Brautschatz schleppen sie herbei,
Säcke voll Gold und Juwelen;
Und wie sie ächzend der See verschlingt,
Des Paars Gebet zum Himmel klingt
Zur Ruh' für ihre Seelen.

Ignaz Hub.

(Originalmittheilung.)

Das versunkene Kloster.

(Tiefenau.)

Ein Kloster ist versunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen sind ertrunken
Zusammt dem Pater, weh!
Der Nixen muntre Schaaren
Sie schwimmen stracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern sei.

Das plätschert und das rauschet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauschet
Der schäkernde Convent;

Man hört Gesang im Chore
Und lustig Orgelspiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore
Wann's ihnen just gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt sie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
In geistlichem Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die schwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie sie im Sprung sich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohen Felsenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen schreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei.

Ludwig Uhland.

Der Nixenquell.

(Epfenbach bei Sinzheim.)

Ein Ritter zieht mit hohem Muth,
Wenn sich der Schatten längt,
Wohl an des Brunnens kühle Fluth,
Wo Liebchen ihn umfängt.
Er fragt sie nicht: wo kommst du her?
Auch nicht: wo gehst du hin?
Das macht ihm wenig Herzbeschwer,
Küßt sie nur traulich ihn.

Doch wenn das Nachtgeläute schallt,
Beim ersten Glockenschlag,

Ist sie verschwunden in dem Wald,
Er blickt ihr trauernd nach,
Denn länger hält sie nicht sein Flehn,
Sein dringendes, zurück:
„Und blieb ich noch, so wär's geschehn
Um unsrer Liebe Glück!"

Der Ritter nimmt ihr Wort in Acht,
Geschreckt von ihrem Droh'n;
Doch ach! in jeder Liebesnacht
Ist sie zu früh entfloh'n.
Zum Glöckner eilt er drum und beut
Ihm Gold und grüne Flur,
Verschöb' er heut sein Nachtgeläut
Ein halbes Stündchen nur.

Nun er sein Lieb am Brunnen fand,
Nimmt er sie fest in Arm,
Daß nimmer sie sich ihm entwand,
Und herzt und küßt sie warm.
Die Arme, die von Liebe glüht,
Vergißt der Stunden Lauf;
Doch am Gebirge blutig zieht
Der Vollmond schon herauf.

Und wie sie den Betrug verstand:
„Was hast du, Thor, gethan?
Du hast zerrissen unser Band
In blinder Liebe Wahn!"
Umsonst, daß er die Hände ringt,
Wie er auch fleht und thut,
Sein trautes Liebchen stöhnend schwingt
Sich in die Nixenfluth.

Karl Simrock.

Die schöne Buche.

Nahe dem Dörfchen Steinsfurth führt, an dem Abhang eines Berges, ein Fußpfad durch ein freundliches Wäldchen bis nach Kirchardt. Ueberrascht fühlt sich hier der Wan-

derer beim Anblick eines wunderschönen Baumes. Seine Zweige sind so dicht, daß man von fern eine große dunkelgrüne Laube zu sehen vermeint, und in der That, wenn du die Zweige auseinander biegst und in das schattige Heiligthum eintrittst, da ergreift dich freudiges Erstaunen. Rings unter dem reichen Laubnetze wölbt sich die lieblichste kühle Halle, die kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermag.

Als ich das erste Mal hier ruhte, drängte sich mir unwillkürlich die sinnige Dichtung der Alten auf. Eine holde Dryade, dachte ich, wohnt in dieser schönen Buche, wartet ihrer mit sorgsamer Pflege und spricht zu mir in sanftbewegten Blättern. Ein altes Männchen mit eisgrauen Haaren, das ebenfalls hier Schatten suchte, erzählte mir Folgendes von diesem Baume:

„Schon von meiner Großmutter hörte ich, daß vor alten Zeiten ein gelber Zwerg hier auf diesem Platze gewohnt habe. Oft erschien er den Leuten, besonders den armen Holzlesern, denen er ihre Bürde aufladen half. Wenn diese nach Hause kamen, fanden sie meistens einiges Geld in dem Bündel versteckt. Dieser Zwerg soll zu seinen Lebzeiten ein stattlicher Ritter gewesen seyn. An der Stelle, wo die Buche steht, fand er eines Tages die Leiche seiner Geliebten, welche von wilden Thieren zerrissen worden war. Er begrub sie auf derselben Stätte, pflanzte die Buche auf ihr Grab und trauerte daselbst viele Jahre lang, bis auch ihn die stille Gruft mit der Theuern vereinte.

„Liebende Pärchen wallfahrteten seither oft zu der geheiligten Buche, schwuren sich darunter ewige Treue, und Segen folgte ihrer Verehelichung. Noch jetzt, erscheint gleich der Zwerg nicht mehr sichtbar, ist er Beschützer dieses Baumes. Niemand wagt es, ihn zu beschädigen und solch ein Frevel würde gewiß auch nicht ungerochen bleiben."

(Siehe „Badische Wochenschrift." 1807. Nr. 34. Der Name des Einsenders ist nicht angegeben.)

Der Metzger bei der Hexenversammlung.

Ein Metzger von Waibstadt, der spät in der Nacht heimging, sich aber verirrt hatte, sah Licht auf einem Hügel

und stieg hinauf. Oben fand er eine Menge Leute versammelt, bei welchen aufgespielt und getanzt wurde. Unter denselben ward er seine Gevatterin gewahr, die auch ihn erblickte und fragte, was er hier zu thun habe? Nachdem er ihr geantwortet, er habe sich verirrt und sey dem Lichtschimmer nachgegangen, sagte sie zu ihm, er könne da bleiben, was er auch that und dem Tanze zuschaute. Gegen Mitternacht erkundigte sich die Gevatterin, ob er sich noch nicht schläfrig fühle und führte ihn, als er es bejahte, in einen nahen Saal, worin ein seidenes Bett stand. Er legte sich auf ihr Geheiß darin nieder und schlief alsbald ein. Als er erwachte, war es Morgen und er sah sich unter dem Waibstadter Galgen liegen und ringsum war kein Mensch mehr zu erblicken. Er machte sich beschämt nun sogleich hinunter in den Ort, wo die erste Person, welche ihm unter dem Thore begegnete, die Gevatterin war und ihn bat, von dem, was er auf dem Berge gesehen, keiner Seele was zu verrathen. Dies versprach er ihr, konnte sich jedoch nicht enthalten, die Sache später seiner Frau zu entdecken. Bald darauf ward er von der Gevatterin ersucht, in ihrem Haus ein Schwein zu schlachten, wozu er, doch erst nach mehrmaligem Weigern, sich endlich verstand. Beim Ausnehmen des Schweines ward er, in den Eingeweiden desselben wühlend, von etwas Spitzem scharf in die Hand gestochen, in Folge dessen sie ganz schwarz wurde und er nach wenigen Tagen am Brand sterben mußte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Der dreifüßige Hase.

In der Hohlgasse zwischen Wiesloch und Baierthal sitzt allnächtlich auf dem Kreuzwege ein dreifüßiger Hase, der Denjenigen, welchem es gelingt, ihn zu fangen, glücklich zu machen bestimmt ist. Ein kleiner buckliger Schuhmacher, der einstmals auch den Hasen dortselbst erblickte, sprang, um ihn zu haschen, mit den Worten auf ihn zu: „Halt Häslein, du bist mein!" Da war im Nu der Hase verschwunden; auf dem

Buckel des Schusterleins aber hing ein Sack, den es, während er immer schwerer und schwerer wurde, eine halbe Stunde weit forttragen mußte. Alsdann fiel der Sack mit starkem Plump ab und aus der Erde rief eine Stimme: „Nun kannst du dich glücklich schätzen, daß du nur noch eine Last auf deinem Rücken trägst“! — welchen Worten ein gellendes Gelächter folgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1838. S. 309.)

Der Gänsberg,

an dessen Fuße der Wieslocher Schwefelbrunnen liegt, soll seinen Namen folgender Begebenheit zu verdanken haben: Als einst fremde Völker unversehens ins Land fielen, retirirte sich der Gänsehirt von Wiesloch mit seinem schnatterlustigen Heere in das Gebüsch oben am Berge. Der Feind rückte heran, um die Höhe zu besetzen; plötzlich rannten die aufgeschreckten Gänse mit donnerndem Geprassel durch das Gebüsch: der Feind, in der Meinung, aus einem Hinterhalte überfallen zu werden, floh, von panischer Angst ergriffen, jähling den Berg hinunter und, als ob ihm der Böse auf den Fersen wäre, ohne Ursache wieder über den Rhein zurück. — Ein neuer, wenn gleich kein Capitolinischer Edelstein in der Verdienstkrone dieser Thiere!

(Siehe „Badisches Magazin.“ Jahrg. 1811. Nr. 156.)

Der Teufelsbeschwörer.

Oberhalb Wiesloch geht der Pfad von Rauenberg nach Walldorf über die Landstraße und bildet somit einen Kreuzweg, an dem ein steinernes Cruzifix steht. Auf diesem Platze verrichteten einst Nachts etliche Leute das sogenannte Christophelsgebet, um dadurch zu erwirken, daß der Teufel ihnen Geld herbeibringe. Während des Betens entstand in der Luft ein großes Getöse; sie blickten empor und sahen dicht über ihren

Häuptern an einem dünnen Faden einen Mühlstein hängen, worauf sie voll Entsetzen die Flucht ergriffen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838. S. 309.)

Das behexte Kind in Nußloch.

Als eine Frau zu Nußloch Mittags ihrem sechswöchigen Kinde Brei gab, kam eine Krautschneiderin in die Stube und fragte sie, warum das Kind so wenig Brei erhalte? Die Frau versetzte, das gehe die Krautschneiderin nichts an; worauf dieselbe voll Zorn sich entfernte. Am Abend, als das Kind wieder Brei bekommen sollte, nahm es keinen an, sondern weinte heftig und den ganzen nächsten Tag über blieb sein Benehmen eben so. Bekümmert trug die Frau das Kind im Dorfe herum und fragte, ob ihm Niemand helfen könne? Ein alter Strumpfstricker erbot sich dazu und trug das Kind am folgenden Morgen um 5 Uhr nach Wiesloch zu den Kapuzinern. Nachdem dieselben lange über das Kind gebetet hatten, kam eine große Kapsel zur Thüre herein und klapperte die Worte hervor: „Mach mich auf! Mach mich auf!" — Man öffnete sie nun und sah darin eine Menge von Päckchen liegen, deren jedes mit einem Namen überschrieben war. Die Kapsel gestand nun, sie sey selbst die Krautschneiderin und habe das Kinde behext; es könne jedoch von dem Zauber befreit werden, wenn man ihm Pulver aus dem Päckchen eingebe, worauf sein Name stehe. Die Kapuziner fanden das Päckchen und gaben die eine Hälfte des Pulvers dem Kind ein, die andere dem Strumpfstricker mit nach Hause. Dort sagte derselbe der Mutter des Kindes, am Abend werde die Krautschneiderin wieder zu ihr kommen und sie solle derselben dann das Pulver, welches er ihr hier mitgebracht habe, in einem Stücke Brod zu essen geben. Die Frau that wie geheißen, worauf die Krautschneiderin ganz rasend wurde und oben aus dem Schornstein hinausfuhr. Das Kind aber war wieder ganz hergestellt und erreichte ein hohes Alter.

(Siehe Mone's Anzeiger rc. J. 1838.)

Mannheim

und nächste Umgegend.

Mannem.

Pfälzer Dialect.

Mannem! Ja, deß muß mer sage,
Wie ich mich besinn' un wähl':
Mannem bleibt halt immer Mannem,
S' gibt nor eens, bei meiner Seel'!

Do der Rhein un do der Necker —
S'is der der e Paradies!
Un die Stadt mit ihre Gasse,
Hol mich Gott! e klee Paris.

Will mer nor deß Schloß betrachte,
Werren eem die Aage scheu,
Wo mer hinkummt, is doch nergends
So e weltmillions Gebäu.

Doch wie werd mer's, wenn ich dran denk,
Wie der Karel Theodor
Noch gelebt hot, greine möcht' ich —
S' kummt mer jetz ganz anerscht vor.

Sellemol, do war e Lebe!
Freilich war ich noch e Bu,

Sechzehn Johr alt, awer denk' ich's,
Schnürt mer's fascht die Gorgel zu.

Bin emol mit meiner Schwester
Uf de Voxall *) gange, denk!
War maskirt; no, den Spektakel,
Hoscht gemeent, du kriescht die Krenk!

War der der e Menschetruppel
Do in dem Theatersaal,
Wann er noch emol so groß wär,
Wär' er doch zu korz un schmal.

Kummt e Paff zu meiner Schwester
Un e Nunn kummt zu mer hin,
Un der Paff, des war der Korferscht, **)
Un die Nunn die Korferschtin.

No, hab ich gedenkt, du kumscht mer
Recht, du bischt emal nit faul;
Un mein Dos vun ere Schwester
Die nimmt a keen Blatt vor's Maul.

Un do han mer dann die Herzer
Ausgeleert, recht dick un dinn,
Un getanzt, sie mit dem Korferscht,
Un ich mit der Korferschtin.

Regischtrater wär ich worre,
Odder so e Sekretär,
Wann nit e verfluchter Zufall
Uns derzwische kumme wär.

Rumpelt der e Pärche z'amme,
Un die Ann're driver naus,
Un ich fall mer dann zum Unglück
Gleich e fürchterliche Brauß.

*) Vauxhall. Großer Maskenball.
**) Kurfürst.

Jetz war's all! Was war ze mache?
S' Klotte's Bube have g'sagt:
„Die blo (blaue) Daub (Taube) is halt beim Deivel!“
Ham mich aus dem Staab gemacht.

Selli Zeite kumme nimmer,
Aber dessentwege is
Mannem halt noch immer Mannem,
Is e wahres Paradies.

S' gibt nor eens, ich kann's Euch sage,
Wie ich mich besinn un wähl':
Mannem bleibt halt immer Mannem,
S' gibt nor eens, bei meiner Seel!

(Dies characteristische Lied ist, ohne Namensangabe des Verfassers, mitgetheilt im Mannheimer „Stadt- und Landbothen.“ Jahrg. 1834. S. 1005.)

Mannheim's Ursprung.

Einige wollen behaupten, ein Mannus, König der Deutschen, habe vor Christi Geburt schon hier eine Stadt gegründet. Daß die Römer hier eine Niederlassung hatten, dafür spricht Vieles, besonders mehrere hier gefundene Müuzen, Scherben antiker Gefäße und ein Stein, der im alten Rathshause eingemauert war, auf dem man eine heidnische Sündenabwaschung mit dem Blute von Opferstieren unterscheiden konnte. Heller wird Mannheims Geschichte vom Jahr 764 an, wo es noch Mannenheim hieß; *) im dreizehnten Jahrhundert ward es Kurpfälzisch und blieb es bis ins neunzehnte Jahrhundert. Kurfürst Friedrich IV. der eifrige Reformationsfreund, baute

*) Der Boden, auf dem Mannheim gebaut ist, hieß in den altgermanischen Zeiten bald: „Mannheim,“ bald „Mann im Hain“ d. i. Schutzgeist des Waldes. Der Platz war also geheiligt als naturwüchsiger Nationaltempel, Götterhain. Früher gehörte diese Stätte zum alten Lob-den-Gau, nämlich zu der Zeit, als sie noch ein Dorf war; doch hat der Neckar seither seinen Lauf verändert, da er noch zur Zeit der Karolinger oberhalb Mannheim, gegen Neckarau zu, sich mit dem Rheine vereinigte.
(Siehe Hegewalds „Mannheim's romantische Vorzeit.“)

hier 1606 eine feste Burg, die Friedrichsburg; Wallonen, (d. i. Niederländer) von dem Tyrannen Alba vertrieben, siedelten sich an und vermehrten die Bevölkerung um ein Bedeutendes. Der dreißigjährige Krieg brachte auch Mannheim gänzliche Verwüstung; doch die von Natur begünstigte Lage der Stadt und diese große Freiheiten, deren sie genoß, lockten bald wieder viele Ansiedler; auch die Pest, welche im siebzehnten Jahrhundert hier wüthete, der schwarze Tod genannt, vermochte nicht, das Emporblühen dieser Stadt zu vernichten. Kurfürst Karl Ludwig baute hier die Concordien-Kirche, worin auch seine geliebte Degenfeld ihre Ruhestätte fand. Alle christlichen Confessionen sollten hier in inniger Eintracht Gott ihre Verehrung darbringen. — Neue Noth brachten die folgenden Kriege, bis endlich Kurfürst Karl Philipp, mit Heidelberg in Zerwürfniß gerathen, seine Residenz hieher verlegte.

Als der eigentliche Schöpfer von Mannheims jetziger Größe und Schönheit ist Karl Theodor zu betrachten.

D. H. W.

Die weiße Dame.

Um Mitternacht geht bei der Uhr im Schloß ein schwarzer Hund um und in den Gängen eine vornehme Hofdame, die ein weißes Seidenkleid mit schwarzen Blumen an hat. Um sich vor ihr zu schützen, kehrten ehedem die Schildwachen, wenn sie an ihnen vorüberging, die Gewehre um, so daß die geweihten Flintenkolben oben waren. Einem Soldaten, welcher dies einmal unterließ, gab diese weiße Dame eine tüchtige Ohrfeige.

Der Rheingeist.

Im Schloßgarten, der sich längs des Rheines hinzieht, ist in der Abenddämmerung schon manchmal der Rheingeist

als grauer Mann erschienen. Auch läßt sich daselbst das durchdringende Gewimmer eines Gespenstes halbe Nächte lang hören.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Bader in Mone's Anzeiger rc. Jahrg. 1838.)

Der Gast in der Rheinmühle.

Wohl war es um die Mitternacht,
Den Müller treibts zur Mühle;
Es gleitet durch die Wellen sacht
Sein Kahn im Mondschein kühle.

Tief ruht die Stadt; — das Mühlenrad
So schläfrig geht's im Kreise;
Die Wasser wallen ihren Pfad
Traumfeierlicher Weise.

Und aus dem Nachen leise leis
Der Müller tritt zur Mühle,
Da sieh! mit langem Bart ein Greis
Ruht hier auf schilf'gem Pfühle.

„He, fauler Knecht! wen herbergst du?"
Der Müller riefs im Zorne. —
„„Herr, gönnt dem müden Alten Ruh!
Er schadet nicht dem Korne.""

„Und wärs der müde Herrgott auch —
Die Schlote wollen rauchen!
Hinaus mit dir, du alter Gauch!
Kann nicht Faullenzer brauchen!"

Das Wasser schwoll, der Sturmwind schnob
Wild brausend um die Mühle;
Mit drohender Gebärde hob
Der Alte sich vom Pfühle:

„Gemahlen hab' ich dir die Frucht
Jahraus, jahrein mit Fleiße;
Ein Stündchen Schlaf, das ich gesucht,
Vereitelt dein Geheiße!

„Dein Herz ist wie ein Mühlenstein,
Voll Undank ist's, voll Wucher!
Ich geh', — doch wiss': der Alte vom Rhein,
War selber Dein Besucher.

„Dir aber, braver Müllerknecht!
Bleib' dankbar ich ergeben;
Besteig den Kahn und rudre recht!
Lang' freu' dich meiner Reben!'"

So sprach der Rheingeist und zerfloß
Im grauen Fluthgewühle,
Und wirbelnd sammt dem Müller schoß
Zum tiefsten Grund die Mühle.

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

Das Feuer und der Trappgaul.

Von dem Haupteingange des abgebrannten Schloßflügels in Mannheim sieht man das Thor des katholischen Kirchhofs, der am andern Ende der Stadt liegt. An beiden Thoren brennt in den heiligen Nächten eine helle Flamme; wer aber an dem einen oder dem andern steht, sieht nicht das dortige, sondern nur das entgegengesetzte Feuer.

Ferner spukt in den Straßen Mannheims ein großes Pferd, der „Trappgaul" genannt, welches schon viele Leute stundenlang irre geführt hat.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Die Teufelskarosse.

Zu Mannheim um die Mitternacht
Ein Wagen fährt mit seltner Fracht
Gaß' auf, Gaß' ab; nehmt euch in Acht!
Des Teufels Staatskarosse.

Einmal, — es war ein Pietist,
Kopfhängerisch, voll Trug und List, —
Vor's Fenster lugt der falsche Christ,
Der Thurmuhr Räder schnarrten.

Fünf — sieben — zwölf! Die Geisterstund'
Hallt dumpf aus vollem Glockenmund,
Aufschauert tief von Seelengrund
Gewissensbang der Heuchler.

Horch, Räderrasseln, Peitschenknall!
Vierspännig rollt heran mit Schall
Der Wagen, daß vom Widerhall
Die Häuser rings erbeben.

Von hohem Bock, reich gallonirt,
Der Kutscher das Gespann regiert,
Das Funken schlagend galoppirt
Und aus den Nüstern flammet.

Der Mann am Fenster schreckt zurück;
Zum Schlag heraus, den Blick voll Tück',
Mit feuriger Allongeperrück'
Gruß nickt ihm zu der Teufel!

Er will zurück, — zum Riesentopf
Schwillt ihm der Kopf, zum Thurmesknopf,
Und greulich starren ihm am Schopf
Wie Igelborsten die Haare.

Die Peitsche knallt von fern; es dröhnt
Das Pflaster hohl; Gekicher höhnt
Ihn allerwerts; er keucht und stöhnt,
Die Augen kreisen wie Teller.

Des Schädels zentnerschwere Last,
Sie droht ihn zu erdrücken fast,
Noch vor dem Fenster ohne Rast
Sein Haupt sich wölbt und weitet.

Um Hülfe schreit sein Jammerlaut,
Bis daß der Morgenhimmel graut
Und man das Ungeheuer schaut
Des Kopfs des Pietisten.

Man riß den Fensterkreuzstock ein,
Des Haupts Koloß auf schwankem Bein
Ward erst allmälig wieder klein, —
Doch war sein Verstand des Teufels.

Ignaz Hub.

(Originalmittheilung.)

(Vergl. „die feurige Kutsche" in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1836.)

Die Hexe und der Mühlknecht.

Eine Müllersfrau zu Mannheim, die eine Hexe war, begab sich jede Mittwochs- und Freitagsnacht zum Hexentanze, welcher im freien Feld unter einem großen Baum gehalten wurde. Wenn sie sich dahin aufmachen wollte, verwandelte sie einen Strohwisch oder ein Stück Holz in ihre eigene Gestalt, legte das Blendwerk zu ihrem Manne ins Bett, ging dann in die Kammer des Lehrjungen, über welchen sie Gewalt hatte, legte dem Schlafenden einen Zaum an, verzauberte den Knaben in ein Pferd und ritt darauf hinaus. Ebenso kehrte sie später wieder heim und der Junge wachte am Morgen ganz ermüdet in seinem Bette auf, ohne von dem Vorgange nur das Mindeste zu ahnen. Weil er darüber nach und nach außerordentlich abmagerte, schöpfte der Mühlknecht Verdacht, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Derselbe hatte früher bei einem Scharfrichter gedient und von ihm mancherlei geheime Künste gelernt. Nachdem er sich mit dem Jungen besprochen, mußte dieser in

der nächsten Freitagsnacht mit ihm die Schlafstätte wechseln. Zur gewöhnlichen Zeit kam die Müllersfrau an das Bett, worin jetzt der Knecht lag, zäumte denselben, in der Meinung es sey der Junge, auf, gab ihm Pferdsgestalt und ritt auf ihm davon, was er alles ruhig geschehen ließ. In der Nähe der Hexenversammlung band sie den so verwandelten Knecht an einen Baum, nahm ihm den Zaum ab und begab sich allein zu dem Fest. Als solches zu Ende war, kehrte sie zurück und wollte ihm den Zaum wieder anlegen, er aber packte denselben, warf ihn geschickt ihr selbst über, verwandelte sie damit in ein Pferd, schwang sich, nun wieder in seiner eigenen Gestalt, darauf, und sprengte nach der Stadt und gerade vor eine Schmiede. Dort ließ er das Pferd an allen vier Hufen beschlagen, ritt dann in die Mühle und ging, das Pferd sich selbst überlassend, zu Bette, um noch auszuruhen. Am Morgen gab sich die Müllerin für krank aus und hüllte sich sorgfältig in die Bettdecke, aber ihr Mann, welchem allein der Knecht die Sache mittheilte, nöthigte sie, ihm ihre Hände und Füße zu zeigen, woran die Hufeisen noch fest saßen. Diese nahm er ihr zwar unter Gebetsprüchen glücklich ab, jedoch mußte sie hoch und theuer ihm geloben, sich zu bekehren und vornehmlich auf immer der Hexerei zu entsagen, welches Versprechen sie auch, mit Gottes Beistand, treulich erfüllt hat.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1839. S. 182).

Der Rosengarten.

(Erzählung nach der Volkssage.)

Gleich außerhalb der Festung Mannheim, am diesseitigen Neckarufer, stand eine Hütte auf einer kleinen Anhöhe, die das Hochwasser nicht überfluthete. Um die Hütte zog sich ein freundliches Gärtchen. Hier wohnte der alte Fischer Hamm mit seinem Weib und seinem Sohne, einem starken gesunden Burschen von neunzehn Jahren, der seinem Vater im Geschäfte treulich beistand. Der Junge hieß Bastian, die Fischer aber nannten ihn nur den Singbastel, denn er johlte den ganzen Tag und war voll durchtriebener Einfälle, jedoch ein ehrlicher

Kauz, der wohl den Muth gehabt hätte, dem lieben Herrgott selber frei ins Antlitz zu schauen. Jetzt war er Bräutigam, oder stand im Begriffe, sich nach Ostern einen eigenen Haushalt zu gründen, das heißt, die Hütte seines Vaters etwas zu vergrößern und die stille Familie zum Anfang um ein Glied zu vermehren. Seine Braut Liesbeth war ein frisches braves Mädchen, deren ganze Ausstattung jedoch nur in ihrem guten Muthe und einem Paar fleißiger Hände bestand. Ihre Aeltern hatte sie früh verloren, daher sie dann im Dienste fremder Leute sich spärlich durchbrachte. Auch Bastian besaß nur wenige Gulden, die er sich mit rastlosem Fleiße zusammengespart hatte, um, was die Hochzeit und die Einrichtung etwa kosten möchten, damit zu bestreiten; deßungeachtet sah das Brautpaar den Himmel voller Geigen und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als wenn nur erst Ostern vorüber wäre. Das Vierteljahr, das noch dazwischen lag, glaubten sie kaum erleben zu können.

Es war ein kalter später Winterabend; der alte Hamm saß bei seiner Frau, die krankheitshalber darniederlag, am Bette und plauderte mit ihr vom künftigen Hausstande ihres Sohnes. Dieser war heute ungewöhnlich lange auf dem Fischfange ausgeblieben und eben wollte die Mutter ihre Besorgnisse darüber äußern, als dessen schon von fern ertönendes fröhliches Gejol dieselben auf einmal zerstreute. Gleich darauf trat Bastian in besonders lustiger Stimmung zur Kammer herein und erzählte lachend, welch ein Glück ihm heute begegnet sey. „Hört nur," — hnb er an — „in der Stadt ist ein Leben, so etwas hab' ich mein Lebtage nicht gesehn! Um die Friedrichsburg und am Sand hin ist Alles voll Buden und Ständen, und zwei Kegelbahnen nebeneinander, und Zelte zum Tanzen — das muß ja Morgen eine Lust geben, wie im Paradies; denkt nur! all' meine Fische hab' ich an den Durlacherhof-Wirth verkauft und ihm selbst ins Haus bringen müssen. So viel Geld sollten wir alle Tag lösen, da seht einmal her, Vater!" Mit diesen Worten schüttete Bastian seine Tasche voll blanker Münze auf den Tisch auf; der Vater strich schmunzelnd ein und überreichte das Geld der Mutter, die es auf dem Deckbette behaglich nachzählte. „Als ich die Fische hinbrachte" — fuhr Bastian

indessen fort," — sagte der Wirth zu mir: Da, Bastian, setz' dich her und iss und trink', so lang's dir gut schmeckt! — Ich ließ mir das natürlich nicht zweimal sagen. Da saß auch der Jäger des Grafen — den Namen hab' ich vergessen — der ist ein Tyroler, ein kreuzlustiger Kerl; wir haben miteinander gesungen und angestoßen, nun, da konnt' ich nicht so leicht fortkommen; die Gäste saßen um uns herum, horchten zu und schenkten uns immer die Gläser wieder voll; sonst wär' ich schon lange zu Hause! Ich weiß auch jetzt, was die Jubelmesse morgen bedeutet; es hat's mir Einer erzählt: der Churfürst hätte vor dreizehn Jahren die Gerechtigkeiten der Stadt bewilligt, und zum Andenken an diesen Freudentag wären eben diese Festlichkeiten zur alljährigen Feier festgesetzt worden."

„Ja, so verhält es sich wirklich!" — bemerkte der alte Hamm — „aber Bastian, Junge, du hast, scheint's mir, ein wenig zu tief in's Glas geguckt, ich denke, du thust nun am besten, du legst dich zu Bette und schläfst aus." — „Ja, aber der Tyroler" — begann Bastian wieder mit Lachen — „der kann's! Trinkt der doch den Wein hinab, wie wenn's Neckarwasser wäre; und der Wirth hat gesagt, ich sollte nur zutrinken, es koste nichts, und sollte morgen in sein Zelt kommen, da könnt' ich tanzen, so lang' ich wollte, — die Musikanten wären frei. Gelt, Vater, da darf ich hin mit meiner Liese? — und doch tanz' ich — und da tanzen wir — und —" Der Vater wurde jetzt etwas verdrießlich und sagte: „ja, ja! geh' nur jetzt und leg' dich schlafen!" was denn auch gleich geschah.

„Froh bin ich," — sprach der Vater, als er nun wieder mit seinem Weib allein war — „wenn der Junge einmal verheurathet ist; ich fürchte sonst, er wird mir noch lüderlich!" Das wollte die Mutter aber nicht aufkommen lassen. „O geh!" — versetzte sie — „was ist denn Arges daran, wenn er nun einmal ein Glas über den Durst getrunken! Er ist das nicht gewohnt — du weißt, wie ordentlich er sonst ist!" In solchen Fällen hat eine Mutter immer tausend Entschuldigungen für den einzigen Sohn.

Am andern Tage ging Bastian wirklich mit seiner Verlobten zum Tanze. Die Mutter drückte ihm verstohlen noch ein Geld-

stück in die Hand, machte ihm aber zur strengen Pflicht, ja nicht so spät heimzukommen, weil sie sonst in tausend Sorgen leben müsse. Bastian versprach Alles, was sie wollte, steckte noch all sein erspartes Geld in die Tasche und als Liese ihm darüber schüchtern Vorstellungen machte, warf er ihr hin: „Pah! wenn man's auch nicht ausgibt, so steht's dem Bräutigam doch wohl an, wenn ihm beim Tanz die blanken Thaler in der Tasche klingen!"

Jubelnder Frohsinn erfüllte die Straßen Mannheims; unter freiem Himmel wurde gesotten und gebraten, getrunken und geschmaußt; reihenweise saßen die lustigen Zecher, fröhliche Lieder schallten durch das Getümmel des Volks, dazwischen tönten nah' und fern die Pfeifen und Geigen der Musikanten, die allerlei schöne Tanzweisen aufspielten. Bastian und seine Liese wähnten sich im Himmel; beide tanzten heute zum Erstenmale, so gut es eben ging, aber die Neuheit dieses Vergnügens wirkte auf sie mit ihrem ganzen Reize. Minuten erst schienen vorübergeflogen, da war der Abend schon da, da war die Stunde gekommen, die Liesen nach Hause rief. Mit blutendem Herzen verließ sie das herrliche Zelt, doch wollte sie dem Gebot ihrer Dienstherrschaft nicht ungehorsam seyn und Bastian begleitete sie bis an ihre Wohnung, wo er ihr auf der Schwelle feierlich versprach, sich gleichfalls unverzüglich nach Hause zu begeben. In der That war dies auch Bastians fester Wille und Vorsatz. Der Rückweg nach seines Vaters Hütte führte ihn wieder über den „Sand." Ein neues Vergnügen wär' es ihm jetzt gewesen, das Fest als Zuschauer zu überblicken, doch, seines Versprechens eingedenk, ging er mit schnellen Schritten vorüber, nur zuweilen sich noch nach dem lockenden Schauplatze umsehend.

Um einen großen Tisch, auf dem mehrere Lichter brannten, drängten sich viele Menschen, meistens Soldaten; ihr oft wiederholtes Gejubel und Beifallsklatschen reizte Bastians Neugier, und als er näher trat, erkannte er den Tyroler, mit dem er Tags zuvor im Durlacher Hofe gesungen und gezecht hatte. Der Tyroler würfelte mit einem Juden um Geld und gewann fast immer. Nebenbei wetteten viele der Umstehenden, theils auf den Juden, theils auf den Tyroler, und das Alles ging

ungemein lebhaft zu. Der Tyroler hatte alle Taschen voll Geld. Indessen war Bastian bis zum Tische vorgedrungen. Kaum erblickte ihn der Tyroler, so rief er ihm freudig zu: „Grüß dich Gott, Bruderherz, komm her, versuche dein Glück ebenfalls! Da, der Wurf soll für dich gelten!“ — „Gilts?“ — fragte der Jude. — „Meinetwegen!“ — rief Bastian, selbst nicht wissend, wie ihm geschah. Die Würfel rollten, Bastian hatte gewonnen; der Jude zahlte mit verbissenem Grimme und warf von Neuem. Zum zweitenmale gewann Bastian und spielte nun weiter. Der Tyroler war verschwunden. Bastian gewann noch einigemale, dann aber wendete sich das Glück, das Spiel schwankte herüber, hinüber, und auf einmal verlor Bastian hintereinander nicht nur sein bereits gewonnenes, sondern auch den größten Theil seines mitgebrachten Geldes. Da zitterte seine Hand; er wollte den Würfelbecher niederlegen, doch ein alter bärtiger Wachtmeister, mit ernstem grämlichem Gesichte, der hinter ihm stand, brummte ihm in die Ohren: „Nicht nachgelassen! Das Glück dreht sich wieder; doppelt gesetzt!“ Bastian wagte, verlor, und stand wie vernichtet. — „Da hast du Geld!“ — raunte ihm der Wachtmeister wieder zu, ihm einen Beutel in die Hand schiebend — „setz' nur frisch zu, das Glück dreht sich doch noch!“ Bastian war in der größten Beklommenheit; er wollte wegen des Geldes seine Besorgniß äußern, er möchte unvermögend seyn, es je wieder zurückzuerstatten, allein der Wachtmeister ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte immerfort: „Spiel nur, spiel'!“ Bastian griff abermals nach dem verhängnißvollen Becher. Aber auch nicht ein einzigesmal mehr gewannen seine Würfel und nicht lange, so war auch der geliehene Beutel in des Juden Händen. „Jetzt bist du mir fünfzehn Gulden schuldig!“ — flüsterte ihm der Wachtmeister zu und folgte dem vor Entsetzen Wankenden aus dem Gedränge, führte ihn in ein abgelegenes Zelt, ließ Wein kommen und sprach dem betäubten unglücklichen Bastian so lange zu, bis dieser aus lauter Verzweiflung mehrere Gläser rasch nacheinander leerte. Sein ohnehin aufgeregtes Blut gerieth durch das Feuer des Weines in noch heftigere Bewegung. Sein letztes klares Bewußtseyn schwand, noch zwei Soldaten setzten sich an den Tisch; Bastian trank mit

Allen, wurde vertrauter, nannte sie Kameraden, Freunde und Brüder, versprach, bei ihnen zu bleiben, nahm Handgeld und ward die Beute der Werber. Er wußte nichts mehr von sich und sank in einen tiefen Schlaf.

Als er am andern Tage spät erwachte, fand er sich auf einem Wagen liegend, mit einem alten Mantel bedeckt; vor ihm saßen ein Offizier und zwei Soldaten, hinter dem Wagen her kam noch ein ganzer Trupp Angeworbener, in den verschiedensten Trachten. Den Zug schloß eine Anzahl Bewaffneter und so gings langsam fort der Heerstraße nach, dem schwäbischen Kreise zu. Bastian war in stummer Verzweiflung und biß sich in die Lippen, um sie nicht laut werden zu lassen; ihm bot sich keine Aussicht auf Hülfe, auf Rettung. Heiße Thränen strömten über seine Wangen bei dem Gedanken an seine Braut, seine Aeltern. Der Zug wälzte sich ohne Aufenthalt langsam fort. Bald mußte auch Bastian den Wagen verlassen, um sich den übrigen Gefährten hinten anzuschließen. Welchen Trost hätte ihm jetzt der Anblick eines Freundes gewährt! Aber unter Allen sah er keinen einzigen Bekannten.

Bastian's Mutter hatte jene unglückliche Nacht qualvoll durchwacht, der Vater kein Auge geschlossen, nur Liesbeth ahnte nichts Schlimmes. Fröhlich hatte sie sich zu Bette gelegt, das Fest im Traume noch einmal durchlebt und ihr erster Gedanke beim Erwachen war der Wunsch, den Geliebten heute recht bald wiederzusehn. So trat sie munter ihre Tagwerk an. Statt Bastians kam aber dessen Vater mit sorgenvoller Miene zu ihr und als auch Liesbeth ihm keine weitere Auskunft über seinen Sohn geben konnte, als daß er sie gestern Abends heimbegleitet und ihr versprochen habe, sich ebenfalls gleich nach Hause zu begeben, da stieg seine Angst noch weit höher. Er ging von Straße zu Straße und forschte bei all seinen Bekannten nach, auch Liesbeth gab sich alle Mühe, doch vergebens. Erst nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, Bastian habe sich, vom Weine bethört, anwerben lassen, die näheren Umstände aber wußte Niemand anzugeben.

Für Bastians kranke Mutter war diese Nachricht ein Todesstoß, den sie nicht lange überlebte; noch vor Ostern ward sie zu Grabe getragen.

Der alte Hamm sah sich nun allein, verlassen von aller Welt, ein hülfloser Greis, und wünschte gleichfalls zu sterben. Da kam Liesbeth in der Tiefe ihres eigenen Schmerzes zu ihm, versuchte ihn zu trösten, entschloß sich bei ihm zu wohnen, ihm bei seiner Arbeit zu helfen und nach ihren Kräften die verlorene Stütze zu ersetzen. Ihre fleißigen Hände schafften bald eine bessere Ordnung in die Hütte und in den kleinen Haushalt; sie pflegte den alten Hamm mit der kindlichsten Sorgfalt, nannte ihn Vater, verkaufte die Fische, die er fing, spann nebenher zierliches Garn, flocht Netze zum Verkaufe und den Sommer über prangten im Gärtchen die herrlichsten Rosen auf weit und breit, aus welchen sie manchen schönen Batzen auf dem Markte löste. Ueberhaupt schien Gottes Segen ihren Fleiß zu lohnen; die Dürftigkeit schwand immer mehr aus der Hütte, Zufriedenheit wohnte unter dem stillen Dache, nur dem Andenken des verschollenen Bastians floßen zuweilen stille Thränen. Ob er noch lebe oder den Tod gefunden, darüber kam nirgendsher Kunde; nur so viel verlautete, daß er mit nach Böhmen habe ziehen müssen. Die Nachrichten aus diesem Lande klangen für die Pfälzer nichts weniger als erfreulich; die Schlacht am weißen Berge war bereits verloren, Friedrichs Heer zerstreut, der Kurfürst ein Flüchtling geworden. Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit stunden in drohender Aussicht. So verstrich ein trübseliger Winter. Mit dem ersten Frühlingshauch aber grünte Hamms Gärtchen wieder, die Rosen trieben hoffnungsvolle Knospen, Liesbeth wartete der zarten Erstlinge mit emsiger Sorgfalt und dankbar lohnte ihr diese mit dem reichsten Blüthenflore.

Eines Morgens weckte den alten Hamm verworrenes Getümmel aus der Ferne. Erschrocken stund er auf und trat vor die Hüttenthüre: die ganze Gegend wimmelte von Soldaten. Die Bayern hatten in jener Nacht unter Tilly's Anführung die Festung Mannheim eingeschlossen und die Landstraße war bedeckt mit Geschützen und Fouragewagen, die noch nachkamen. Da stand der Greis wie vor einem unvermeidlichen Abgrunde und dachte: nun ist Alles verloren; es ist zu spät, noch in die Stadt zu flüchten; die wilden Kriegsschaaren werden auch diese Stelle nicht verschonen und mir Alles zerstören — ach! und

was wird aus meiner guten Liese werden! — In diesem Augenblick kam ihm die treue Pflegerin, die er eben wecken und auf das Aergste vorbereiten wollte, gefaßt und ruhigen Antlitzes entgegen. „Wir stehen ja in der Hand des lieben Gottes;" — sagte sie, bereits unterrichtet von der drohenden Gefahr — „Fürchtet Euch nicht, Väterchen! Das Schlimmste, was uns etwa treffen mag, ist der Tod, und all' unsre Lieben sind uns bereits vorausgegangen in den Himmel!" — Nach diesen Worten kleidete sie sich sorgfältig an und verrichtete mit dem Vater ein herzliches Gebet. Kaum aber war dies zu Ende, als an der Hüttenthüre ein heftiges Pochen erscholl. Der Alte öffnete mit bangem Zagen. Ein Hauptmann trat herein, gefolgt von zwei Soldaten und viele andere blieben zur Bewachung draußen zurück. Der Hauptmann fragte nach des Fischers Namen, sprach ihm Muth ein und versicherte ihm, daß ihm kein Leid widerfahren solle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich ruhig verhalte und keinen Schritt außerhalb der Hütte thue. Denselben Befehl gab er auch dem Mädchen, stellte hierauf zwei Mann als Wache vor die Thüre, entfernte sich wieder und ließ nahe bei der Hütte sein Zelt aufschlagen. Rings herum lagerte seine Mannschaft.

Fortwährend mehrte sich das Kriegsgetümmel. So weit das Auge reichte, blinkten Rüstungen und Waffen; Wagengerassel, Trommetengeschmetter lärmten durcheinander und in der Ferne rauschte die Feldmusik. Nicht minder lebhaft ging es in der Stadt zu; die Wachen wurden vermehrt; die Thore verrammelt, beim Geschütze standen die Kanoniere mit brennenden Lunten; mit allen Glocken wurde geläutet. Hamm und Liese konnten von ihrem Fenster aus Alles übersehen. Ihre Herzen pochten allmälig ruhiger, je mehr sich ihre Augen an den betrübenden Anblick gewöhnten; als aber plötzlich, an der Spitze seines Gefolges, der Städteverwüster Tilly vorbeiritt, da fühlte sich Liese von einer solchen Angst überfallen, daß sie mit dem Schrei „Gott sey uns gnädig!" in die Arme des nicht minder bebenden Greises sank.

Bald darauf begann der Donner des Geschützes, die Trommeln wirbelten zum Sturme, dazwischen hallte das Geschrei der Krieger und der erste Angriff auf die Stadt erfolgte. Ver-

zweifelte Gegenwehr vermehrte die Wuth der Feinde. Jeder Tag gebar neues Entsetzen. Der mörderische Kampf dauerte drei volle Wochen — endlich fiel die unglückliche Festung in die Hände der Bayern, und Tylli's Augenweide, der rothe Hahn, schwang seine Flügel über die Dächer Mannheims.

Liesbeth stand wieder am Fenster, die Züge mit Leichenblässe übergossen. Eben brachten die Soldaten einen Verwundeten in das Zelt, das nächst der Hütte aufgeschlagen war. Auf dem Angesichte der Krieger lag Trauer um den geliebten Hauptmann; eine Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Wenige Stunden nachher wurden Hamm und Liese in das Zelt gerufen. Der Hauptmann lag noch angekleidet auf einem Schragen, um ihn standen einige Freunde, sein Diener saß am Untertheil des Bettes und barg das verweinte Antlitz in die faltigen Decken.

„Tretet näher, gute Leute!" — sprach der Hauptmann mit matter Stimme, — „der Unfall, der mich heute betroffen hat, ruft mir die alte Lehre in's Gedächtniß, daß man nichts zu lang aufschieben solle, denn ungewiß ist uns die nächste Stunde. Hört, was ich euch erzählen will.

„Die nächste Woche wird's gerad' zwei Jahre, daß wir bei Prag den weißen Berg erstürmten, auf dem sich die Böhmen mit den Pfälzern gelagert hatten. Die Schlacht war kurz, doch sank ich im Gedränge, von einem Kolbenschlag auf's Haupt getroffen. Dicht an meiner Seite fiel ein Pfälzer, von meiner Hand verwundet. Wir wurden Beide, als die Schlacht gewonnen war, in's Hospital getragen und kamen durch ein Spiel des Zufalls nebeneinander zu liegen. Der Pfälzer genaß in wenigen Wochen, auch meine Wunde war bald geheilt, aber nun überfielen mich plötzlich die fürchterlichsten Kopfschmerzen. Mein Zustand glich dem eines Wahnsinnigen. In einem Anfall solcher Raserei sprang ich an's Fenster, mich hinauszustürzen. Schon hatte ich mich auf das Gesims geschwungen und war des Todes sicher, hätte nicht der Pfälzer, der mir nachgeschlichen, mich gepackt und zurückgerissen. Von diesem Augenblick an hielt er an meinem Krankenlager beständig Wache, er pflegte mich wie der wackerste Kamerad; bald war ich genesen, und weil ich ihm das Leben dankte, behielt ich ihn als treuen

Gefährten bei mir. Er diente mir mit seltener Anhänglichkeit, begleitete mich auf diesem Zuge hieher und als wir nun erfuhren, daß seine Braut noch lebe und sein Vater, da wünschte ich das freudige Wiedersehen als Zeuge mitzugenießen. Damit mir diese Wonne ganz ungestört zu Theil werde, wollte ich warten, bis es mit der Stadt in's Reine gekommen seyn würde. Jetzt darf ich aber nicht länger säumen. Komm, Mädchen, komm!"

Mit diesen Worten ergriff er Liesbeths Hand, — sein am Bette knieender Diener richtete sich auf -- „Bastian!" schrie Liese — die Liebenden flogen sich in die Arme, der alte Hamm weinte laut vor Freude, die Hand des Hauptmanns mit Küssen bedeckend, und selbst in den Augen der umstehenden bärtigen Krieger perlten Thränen der Rührung.

Bastian und Liesbeth wichen von nun an nicht mehr vom Krankenlager des edeln Hauptmanns, aber ihrer Pflege gelang die erwünschte Rettung nicht, der Brand kam an die Wunde und der großherzige Mann starb wenige Tage darauf, nachdem er noch das Brautpaar zu Erben seiner bedeutenden Baarschaft eingesetzt hatte.

Hinter der Hütte in dem Gärtchen, in einem üppigwuchernden Rosenbeete, ward er begraben, uud zwar mit allen Feierlichkeiten, womit man tapfere Krieger ehrt. Das ganze Regiment betrauerte den Verlust eines milden Führers, eines väterlichen Freundes.

Aber die heißesten Thränen um ihren Beschützer vergoßen Bastian und Liese. Das dankbare Pärchen, das kurz darauf seine Hochzeit feierte, unterhielt die Rosen auf seinem Grabhügel mit sorgsamster Pflege noch viele Jahre eines glücklichen Ehestandes hindurch.

Noch heißt jene Stelle bei Mannheim der Rosengarten. Den Lustwandelnden umspielen dort süße Wehmuthsgefühle und verstohlene Liebespärchen lenken gerne dahin auf dem einsamen Fußpfade.

Das Teufelsloch.

Ohngefähr auf dem halben Wege zwischen Mannheim und Feudenheim führte von der Heidelberger Heerstraße

rechtsabwerts ein einsamer Feldweg, an dem Schützenhäuschen vorüber, durch die menschenleere Flur. Schwermüthige Stille umgibt den Wanderer; nur zuweilen noch tönt der Knall einer Peitsche von der Straße herüber, bald aber verliert sich auch diese Spur des Lebens in der schauerlichen Einöde. Der Wanderer überläßt sich ernster Betrachtung. Plötzlich weckt ihn ein Geräusch; er wendet die Augen rechts, ein Schwarm aufgescheuchter Staare schwirrt kreischend aus rauschendem Schilfe und hier ist das Teufelsloch, eine grauenvolle, sumpfige Tiefe, von Unken bewohnt und scheußlichen Molchen. Durch den Nebel der Vorzeit lispelt die geheimnißvolle Sage.

In dem Dorfe Dornheim, welches mit dem benachbarten Mannheim zur Burg Rheinhausen gehörte, wohnten einst drei wohlhabende Brüder, die sich theils vom Fischfang, theils vom Ackerbau nährten. Sie besaßen, fast am Ende der Gemarkung, ein großes Stück Ackerland, auf das sie, seiner Fruchtbarkeit wegen, besonderen Fleiß verwendeten. Sie wünschten, da es ihnen an Wasser fehlte, dort einen Brunnen zu haben und begannen auch einen solchen zu graben. Durch vereinte Anstrengung gelangten sie bald in bedeutende Tiefe, doch fanden sie, seltsamer Weise, keine Spur von Wasser. Ueberdies begegneten ihnen bei dieser Arbeit allerlei Unfälle. Oefters rollte die aufgegrabene Erde wieder hinunter und verschüttete die Tiefe; zuweilen zerbrachen ihre Schaufeln in lockerem Sande; ja einmal setzten sich zahllose Raben rings um die Grube und krächzten aufs Wildeste; ein andermal als die Brüder gerade zur Arbeit kamen, sahen sie eine weiße Frau in der Grube schweben, u. s. w. doch ließen sie sich durch Alles das nicht abhalten, weiter zu graben. Endlich stießen sie mit ihren Spaten auf eine große, eiserne Platte; die Schläge darauf mit der Hacke widerhallen dumpf; nur um so emsiger schürften die Brüder, aber die Erde wurde so schwer und dicht, daß die Geschirre fast bei jeder Anstrengung brachen. Angstschweis rollte von den Stirnen der Brüder; sie konnten die Arbeit unmöglich weiter fördern. Der Jüngste von ihnen eilte in das Dorf, um Hülfe zu holen, indessen die beiden Andern sich wieder an's Werk machten. Da war's ihnen plötzlich, als hörten sie dumpfes Donnerrollen tief im Innern der Erde. Erschrocken hielten sie eine geraume

Weile ein, aber Alles war wieder stille geworden. Der jüngste Bruder kehrte nun mit Helfershelfern und allerlei Werkzeugen zurück und die Arbeit begann aufs Neue. Den vielen Händen gelang es endlich, nach unsäglicher Mühe, die eiserne Platte zu heben; wie staunten sie aber, als sie darunter einen großen Sarg von blankem Silber erblickten, der eine prächtige Inschrift trug. Es drängten sich Alle herbei, um ihre Lesung zu versuchen, da hörte man plötzlich wieder den unterirdischen Donner, der Sarg wankte, ein gewaltiger Wasserstrom brach aus der Tiefe hervor und füllte die ganze Grube aus. Nur Wenige konnten sich retten, die Meisten wurden die Beute des Todes, die Erde sank ringsum in die Tiefe hinab und begrub auch die Brüder auf ewig.

Die Wenigen, die sich zu retten vermocht, flohen nach Dornheim zurück und erzählten die gräßliche Geschichte. Alt und Jung eilte hinaus an die Stelle: ein tiefer Teich war daraus entstanden, dessen finsteres Wasser alle Hoffnung und Neugier und Habsucht für immer verschlang.

Das Dorf Dornheim ist spurlos untergegangen im Strom der Zeit, auch die Burg Rheinhausen besteht nicht mehr; jenen Teich aber sehen wir heute noch und sein Namen allein schon füllt die Seele mit Schauer.

(Siehe Mannheimer Stadt- und Landbote v. J. 1834. Nr. 40.)
(Ohne Namen des Verfassers.)

Das Geläute von Ladenburg. *)

Im Schwabenheimer Wäldchen bei Ladenburg hatte sich ein Fräulein aus dem in diesem Städtchen blühenden Geschlechte von Sickingen verirrt und nur der Ton einer Ladenburger Glocke führte sie wieder zurecht. Seit jener Zeit wird nun jede Nacht um 11 Uhr ein Zeichen mit einer Glocke gegeben und einmal jede Woche das aus einem Malter Korn gebackene Brod vom Güterschaffner an die Armen von Ladenburg vertheilt.

(Aus L. Hegewald's: „Mannheim's romantische Vorzeit, in seiner Umgebung dargestellt.")

---

*) Das altrömische Lopodunum. Später Hauptort des ehmaligen Bobbengau's.

Pfälzer-Bergstraße.

Der Edle von Handschuchsheim.

Ein Ritter fromm, von edlem Muth,
An Sitten hochgeehrt und gut,
Ging täglich in die Kirch zur Zeit,
Von seiner Burg nicht sonder weit.
Und einmal trug es sich da zu,
Daß er sich niedersetzt in Ruh,
Und einschläft betend vor'm Altar,
Der Sanct Kathrina heilig war.
Ein' Jungfrau sah er vor sich stehn,
Mit einer Krone blinkend schön,
Wie Spinngeweb' voll Himmelsthau,
Wenn Morgenlicht auf Rosen schaut,
Von Diemant schien es eine Laube,
Voll Strahlen schien hindurch der Glaube.
An ihrer Seite konnt' er schauen
Zwei schöne schwebende Jungfrauen,
Doch wie viel schöner die Gekrönte!
Aus tausend bunten Vögeln tönte.

Der Jüngling fürcht' sich vor dem Wunder,
Er neigt sich, schlägt die Augen unter;
Sie sprach: „Da du doch edel bist,
Wie zeigst du dich unadelich,
Wir kommen darum, wie wir sollen,

Daß wir dich jetzt ansehen wollen,
So deckst du deine Augen zu,
In dieser deiner müden Ruh;
Willst du dir ein Gemahl gern freien
Hier unter uns erwähl von dreien!"

Da er nun diese Wort' gehört,
Aus seinem Schlaf geschwind auffährt,
Erwacht mit himmlischer Lieb durchgossen,
Seine Augen rannen von ihm erschlossen.
Ein' Jungfrau sprach zu ihm da gnädig:
„Nimm Die, so jetzt mit dir geredet,
Denn, wie sie schöner ist als wir,
Kann ich jetzund versprechen dir,
Also ist sie vor Gott auch höher,
Und deiner Bitt Gewährung näher;
Ihr Namen ist dir wohlbekannt,
Sanct Katharina ist sie genannt."

Darauf der Jüngling sie thät grüßen
Und fiel der Jungfrau still zu Füßen,
Hub an zu weinen inniglich,
Und bat die Heilige demüthiglich,
Sie wolle seiner sich, des Armen,
Allzeiten über ihn erbarmen.
Sie setzt' ihm auf einen Rosenkranz,
Der gab von sich ein'n Sonnenglanz,
Und sprach: „Nimm diesen Kranz der Liebe
Von mir, die sollst du stetig üben!"
Verschwand also vor seinen Augen,
Mit ihren zweien Beijungfrauen.

Da nun der Ritter jetzt erwacht,
Hat er des Rosenkranz gedacht;
Auf seinem Haupt thät er den finden,
Thät ihn mit Wohlgeruch umwinden.

Nachdem es aber sich begab,
Daß man dem Ritter sehr oblag,

Und wider Willen muß er freien,
Das ihm doch übel thät gereuen! —
Ihm ward in seinem jungen Leben
Ein' schöne, edle Jungfrau geben;
Ließ doch von der Gewohnheit nit,
All Tag er Katharinen bitt',
Daß sie darum ihn nicht woll' hassen,
In seinen Nöthen nicht verlassen.

Da nun sein' Hausfrau schwanger ging,
Sie einen Argwohn auch empfing,
Wenn er ging nach Kath'rinen Kirche,
Thät sie in ihrem Herzen fürchten,
Er möcht' vielleicht in diesen Tagen
Ein' Andre lieber, dann sie, haben.

Einsmals bestellt sie eine Magd,
Zu der sie diese Worte sagt:
„Wo geht mein Herr allmorgen hin?" —
Die Magd sagt ihr aus bösem Sinn:
„„Ich weiß wohl, wo er hingegangen;
Hat nach des Pfaffen Schwester Verlangen.""

Die Frau ward ob dem Wort betrübt,
Weil sie der Ritter allein nicht liebt.
Da nun der Herr zurücke kam,
Der Frauen Traurigkeit vernahm,
Fragt er, warum sie traurig wär?
Sie sagt, sie hörte böse Mähr,
Wie er ging täglich umher buhlen,
Zu des Pfarr's Schwester in die Schulen.
Er sagt: „Du hast nicht recht gehört,
Oder bist sonst worden bethört,
Die ich lieb hab in meiner Pflicht,
Die ist des Pfarres Schwester nicht,
Es ist ein' Andere zur Frist,
Die tausendmal viel schöner ist." —
Stand also auf von seinem Bett,

Als wenn er noch zu buhlen hätt,
Ging doch nur wieder von ihr hin,
Wie vor auch zu Sanct Katharin.

Ob dieser Antwort das Gemüth
Der edlen Frau war tief betrübt,
Sie sprang im Zorn vom Bett herab,
Und stach sich selbst die Kehle ab.

Der Ritter vom Gebet heim kam,
Die Trauerbotschaft nun vernahm,
Sah sein Gemahl des Tods verschieden,
Und dort im Blut umwälzet liegen,
Erschrack er sehr, sein Herz ward kühl,
Daß er in ein Ohnmacht hinfiel.

Da er nun wieder zu sich kam,
Hub bitterlich zu weinen an,
Klopft an sein Herz, rauft aus sein Haar,
Und sprach zu sich in der Gefahr:
„O heilge, heilge Katharin,
Sieh an, in welcher Noth ich bin!
Ach, ich hab' meine Treu verloren,
Und bin meineidig an dir worden!"

Mit diesen Worten lief er hin
Zur Kirche der Sanct Katharin,
Mit Seufzen er sein' Bitt vorbracht,
Bis um ihn her war dunkle Nacht,
Und traurig prächtig Stern bei Stern
Durch's Kirchenfenster sah von fern.

Mit ihren Jungfrau'n da erschien
Die heilge Jungfrau Katharin,
Dem Ritter, der vor dem Altar
Da lag und halb entschlafen war;
Ging zu ihm hin, wischt seine Augen,
Mit ihren beiden Beijungfrauen.

Sie sprach zu ihm: „Hast Unrecht than,
Daß du mich so verlassen, Mann!
Auf dich genommen andre Last,
Dein' Treu an mir gebrochen hast;
Doch hast du mich zierlichermaßen
Geliebt und doch nicht ganz verlassen.
Steh' auf und geh mit Freuden heim,
Dir soll diesmal geholfen seyn.
Dein' Hausfrau ist lebendig worden,
Hat eine Tochter dir geboren.
Die wird dir lange Zeit nachleben,
Der sollst du meinen Namen geben.
In ihrem Gebet wird sie sich üben,
Daß Gott der Herr sie sehr wird lieben:
Also, daß sie in einem Jahr
Den Großvater aus großer Gefahr
Des Fegfeuers erlösen wird,
Der immer noch im Feuer irrt." —

Sie neigt sich ihm, wischt seine Augen,
Die Thränen ihre Händ' einsaugen.
Doch wie der Birken weiße Rinde,
So wächst ein Handschuh davon geschwinde
Auf ihren Händen weiß wie Schnee,
Den streift sie ab und schwebt zur Höh;
Der fällt und weckt ihn am Altar,
Da er vor Kummer schlafen war.
Da findet er den Handschuh weiß,
Wie Niemand ihn zu weben weiß.

Ein Bote kam: „Herr, kommt herüber,
Denn Euer Gemahl, die lebet wieder,
Und hat in diese Welt geboren,
Ein' schöne Tochter auserkoren."
Ob dieser fröhlichen Botschaft
Erhielt er schnell zurück die Kraft,
Stand auf und dankte Katharin,
Den Handschuh steckt zum Helme kühn,

Zog wiederum zu seiner Frauen,
Die er mit Freuden an thut schauen,
Und küßt das Kind, umfängt das Weib,
Drückt sie zu sich an seinen Leib,
Fing an zu weinen gleich dem Kind,
Bat um Verzeihung seiner Sünd.

Drauf sprach die Frau: „Wir sollen loben
Sanct Katharin im Himmel droben,
Denn da ich mich vor Leid getödtet,
Und lag in allen meinen Nöthen
Zu mir schon kamen höll'sche Knaben,
Mein' Seel sie wollten genommen haben,
Da hat die heilge Katharin
Für mich gebeten; Gott verziehn,
Daß er den Leib der Seel noch ließe,
Daß sie in ihm noch konnte büßen."

Die Frau ließ drum ein Kloster bauen,
Die Heilge im Gebet zu schauen; 1)
Der Ritter zog in's heilge Land,
Vom Handschuh große Kraft empfand;
Den Rosenkranz, den Handschuh weiß
In's Kloster gab nach seiner Reis';
Ein Dorf thät sich um's Kloster bauen,
Dort ist der Handschuh noch zu schauen, 2)
Und manch ein Lied und manch ein Reim
Preißt noch die Herrn von Handschuchsheim. 3)

1) An der Westseite der Kirche im „Nonnengarten" trifft man Fundamente und Gewölbe des Frauenklosters, welches einst hier bestand und unter dem Namen der „Jungfrauen in der Klause," so wie der „Mutter und Schwestern in der Klause" in alten Weißthümern des sechszehnten Jahrhunderts und im Lorscher Judicialbuche vorkommt.

(Leonhards „Frembenbuch für Heidelberg rc." S. 189).

2) In der Kirche zu Handschuchsheim befinden sich viele Grabsteine, Monumente, Wappen rc. welche sich auf die Edlen von Handschuchsheim beziehen und durch das Familienwappen, einen silbernen Handschuh im blauen Felde, kenntlich sind.

3) Ueber 500 Jahre hindurch stand das uralte Geschlecht der Handschuchsheimer in Blüthe und großem Ansehen, bis der Letzte des Stammes, Johann von Handschuchsheim, im Jahr 1600 von Friederich von Hirschhorn in einem Zweikampfe auf dem Marktplatze zu Heidelberg erstochen wurde. Ein Denkmal in der Handschuchsheimer Kirche, den letzten Herrn von Handschuchsheim in voller Kriegsrüstung darstellend, mit einem Löwen zu Füßen, hat folgende, auf jene That bezügliche Inschrift:

„Als man zählt 1583 Jahr,
In der Nacht den 25. Juni zwar,
Ward geboren Hanns von Hantschuchsheim.
Auf Einen stunde der Adeliche stamm allein.
Von Kurfürst Friedrichen Pfalzgraven bei Rhein
Ward beschrieben gen hoffe zu reiten ein.
Zu dienen stellt er sich gehorsamlich dar,
Sein's Alters fünfzehn und ein halbes Jahr.
Zu Heidelberg auf dem Markt bei Nacht
Friedrich von Hirschhorn in hardt stach
Den 14. Decembris im sechzehnhundertsten Jahr.
Ueber siebenzehn Tag hernach sein Leben endet gahr.
Alles ist gegeben in des Herrn handt.
Er lößt keine Uebelthat ohnbelandt.
Ob ich schon zeitlich werde gerücket hin,
Sterben ist meines lebens gewinn."

Obige alte Legende nebst den Anmerkungen ist mitgetheilt in J. Baader's „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwalds." (Mannheim, Verlag von Bassermann, S. 307. u. f.)

Gertraut von Gemmingen zu Handschuchsheim.

Von dieser Frau, der Gattin Diethers von Handschuchsheim, erzählt Pistorius in seiner „Gemmingen'schen Geschichte:" Die aufrühriſche Bauern zogen für das Schloß zu Handschuchsheim, solches einzunehmen, da fasset die Frau Gertraut ein Herz, zoge die Brücken auf, und, nachdem sie Niemand in dem Schloß hatte, als den Thorwart und ihre Magd, lude sie mit Hülfe derselben die Stücklein in dem Schloß, schosse unter die Bauern, und trieb sie hinweg. Das Geschrey kam bald nach Heidelberg, da eilte Einer von

Adel, welcher nur Geschwistert Kind mit dieser Gertraut von Gemmingen war (es kann ein Dahlburger, Münchinger oder Erlacher gewesen seyn), vor Handschuchsheim, wollte ihr sammt seinen Gesellen helfen und sie entschütten (entsetzen), aber weil sie ihn nicht kannte unter dem Tumult, und vielmehr vor ihren Feind hielte, ward er bald erschossen, und soll sie, zum Unglück, solches Geschoß mit eigener Hand geladen und losgebrannt haben; da sie es erfuhr, ward sie hochbekümmert, aber geschehen war geschehen."

(Obiger Auszug findet sich abgedruckt in Julius Lampadius (Leichtlin) „Beiträge zur Vaterlandsgeschichte" S. 78.)

Die Todten wollen begraben seyn.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschah es in einem alten Hause zu Weinheim, daß, wenn in der Schlafkammer des unteren Stockes das Licht ausgelöscht war, jedesmal eine weiße Taube an der nämlichen Wand hin und her flatterte. Die Leute suchten Hülfe bei den Karmelitern, allein denselben gelang es nicht, den Spuck zu vertreiben. Endlich wurde die Wand genau untersucht und in einem verborgenen Raume das Gerippe eines neugeborenen Kindes gefunden. Man begrub solches auf dem Kirchhofe, und seitdem hat die Taube sich niemals wieder sehen lassen.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Wein aus den Brunnen.

Zu Weinheim stritten einmal zwei Bürger darüber, ob in der Christnacht aus den Brunnen Wein laufe. Um zu erfahren, wer Recht habe, stellte der Eine in der Christnacht seinen Knecht an einen Röhrbrunnen, seinem Hause gegenüber; er aber und der andere Bürger paßten mit einander am Fenster auf. Schon einige Mal hatte der Knecht am Brunnen verkostet, aber es war nur Wasser, als es aber zwölf schlug, trank er wieder, und rief:

„Ach, jetzt lauft Wein!“ —
„„Und Du bist mein!““

sprach eine schwarze Gestalt, die plötzlich hinter ihm stand und ihn ergriff, und auf immer mit ihm verschwand.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrgang 1839.)

Sage vom Schloß Windeck.*)

Der Graf Walther, Vogt von Weinheim, war ein reicher, hochgeehrter Mann. Am Marktplatze, der Kirche gerade gegenüber, lag sein stattliches Wohnhaus, freundlich von Außen, doch im Innern zehnmal freundlicher, denn sein fröhlicher Muth schien alle Wände zu beseelen. Ernst, pünktlich und unverdrossen trug der Graf die Sorge für die Stadt, keine Mühe war ihm zu viel, keine Arbeit zu schwer, wenn er nur Abends ein Stündchen erübrigte, das er ganz sein nennen und mit einem verständigen Manne verplaudern konnte, wobei denn das Kelchglas mit süßem Behagen öfters geleert zu werden pflegte. Aber außer der guten Laune des alten Herrn, außer dem perlenden Rebensafte, gab es im Hause noch eine weit köstlichere Würze:

---

*) Der Name der Stadt Weinheim, ursprünglich Winenheim, wie auch der der Burg Windeck (Win-deck, eine Decke des Weins), soll daher rühren, daß im Innern des Berges eine große Menge von Wein verschlossen ist. In den Rhein. Provinzialblättern, Jahrg. 1838, März- und Aprilheft, wird diese von Chamisso so schön bearbeitete Sage etwas verändert und ziemlich breitgetreten erzählt; dem ungenannten Verfasser schwebte gewiß Al. Schreibers Sage von Neu-Windeck „die todte Braut“ (s. den Sagencyklus von Bühl und Umgegend) vor, während Chamisso's Sage eine Variante der Sage von Aug. Stöbers „Kellermeister auf Arnsburg“ ist. (S. Stöbers „Elsässisches Sagenbuch, S. 384).

Dem Volksglauben nach geht auch auf Windeck ein Koch oder Kellermeister herum, vorzüglich am Gründonnerstage. „Da wird man geworfen oder sonst geneckt.“ Zum Belege dieser Sage wird erzählt, ein Pfälzischer Kammerherr sei auf diesen Tag einmal mit großen Schmerzen an den Füßen von da zurückgekommen. (Grimm, Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße rc. S. 168.)

(Siehe J. Baaders Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes rc. S. 318.)

des Grafen Tochter, Adelheid, schön und lieblich wie die erste Rose des Frühlings. Sie pflegte an ihres Vaters Seite zu sitzen, pflegte mitzureden im verständigen Gespräche, und der Gast, dem sie den Becher kredenzte, hatte wohl Mühe, das holde Fräulein wieder zu vergessen, denn ihre Liebenswürdigkeit fand ihres Gleichen in der weiten Runde nimmer.

Zu jener Zeit war die zerstörte Burg Windeck gegen Vertauschung wieder an das Kloster Lorsch zurückgefallen. Der Abt Heinrich, um sich hier einen kräftigen Schirmvogt niederzusetzen, ließ sie wieder aufbauen, schöner und fester als zuvor. Die Oberaufsicht dieses Werkes leitete der Dombaumeister Pilgram von Worms, ein sehr erfahrener Meister, der demnach in dieser Angelegenheit häufig nach Weinheim kam, wo er seine Abendstunden gewöhnlich bei dem Grafen Walther zubrachte. Pilgram war ein seltener Mann, schlicht und einfach in seinem Benehmen, aber geistreich und voll gründlichen Wissens. Durch eine lange Reihe von Jahren hatten viele widrige Schicksale seinen Nacken gebeugt; unter seinen grauen, buschigen Augenbrauen wohnte ein tiefer, ernster, wehmüthiger Blick, der die Schattenseite des Lebens gesehen hatte, jedoch sich alsbald freundlich verklärte, wenn er sich Jemanden näherte und die milde Rede leicht von seinen Lippen floß. Er hatte in Ungarn sich ein Weib genommen, glückliche Jahre verlebt, den Wechsel des Schicksals mit ihr geduldig ertragen und sie viel zu früh verloren. An dem Ufer der Themse war es, wo er unter einer schattigen Eiche ihren Grabeshügel wölbte. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, der jetzt, zum Jünglinge herangereift, des Vaters Trost und Freude war. Er widmete sich ebenfalls der Baukunst und arbeitete oben an der Wiederherstellung der Burg Windeck mit.

Der Graf Walther hielt in einem Schrein einen silbernen Becher verschlossen, auf dem die Sonne, zwei Säulen und allerlei Maurergeräthe abgebildet waren. Wenn Meister Pilgram seinen Abend bei dem Grafen zubrachte, tranken Beide aus demselben Becher, nannten sich Brüder und führten viel geheimnißvolle Reden. Zuweilen war auch Albrecht, Pilgrams Sohn, in der Gesellschaft, da kam jener Becher aber nicht auf den Tisch und das Gespräch auf keine geheimen Gegenstände.

Albrecht war ein schöner Jüngling von stattlichem Wuchs und blühendem Antlitz. Um seinen Nacken spielten dunkle Locken, die braunen Augen blitzten helle Funken und um die milden Züge seines Mundes begann ein weicher Bart hervorzusprossen. Gebildet durch den Umgang seines Vaters, war er gewandt im Reden, scherzte gern und fühlte sich im Innersten beglückt, wenn er bei Tische, dem Grafen und dem Vater gegenüber, an der Seite des lieblichen Fräuleins saß. So war ihm manch wonniger Abend dahingeflogen; kein Wunder, wenn in dem Busen des Jünglings Ahnungen dämmerten und Träume von der höchsten Erdenseligkeit.

Einst saß das Fräulein Adelheid im Garten in einer blühenden Hollunderlaube, wo die Bergstraße vorüberzog und das Auge frei hinüberschaute nach der Burg, die bereits hochgethürmt auf der Spitze des Berges stand. Der Tag neigte sich zu Ende, fern über dem Rheine sank die Sonne hinter das blaue Gebirge und im sanften Rosenschimmer des Himmels weideten tausend luftige Lämmer.

Ein Geräusch weckte das Fräulein aus den sehnenden Träumen, in die sie der liebliche Abend gewiegt hatte; sie blickte um sich und Albrecht trat in die Laube mit ehrfurchtsvollem Gruße. „Fräulein," — sprach er — „mich führt ein Gesuch zu Euch, das Ihr mir nicht abschlagen dürft, weil Euch die Gewährung wenig kostet und mich unendlich glücklich machen wird. Morgen halte ich den Bauspruch droben auf der Burg. Ein bunter Kranz soll mir das Fest verschönen, und an dem Kranze soll ein Band, von Euch geschenkt, als höchstes Kleinod prangen; nicht wahr, Ihr schenkt mir ein solches Band?

Des Jünglings Wangen strahlten hohe Röthe, als er dieß sprach, das Fräulein aber nahm ohne Ziererei ein blaues Band aus ihren Lockenflechten und gab es ihm holdlächelnd mit den Worten: „Ist das gut genug?" Voll Entzücken erhaschte Albrecht gleich mit dem Geschenk auch die Hand Adelheids und preßte sie voll Inbrunst an die Lippen, worauf er ohne Worte davon eilte.

Noch lange saß das Fräulein in der Laube tief beklommen und ohne zu wissen, was ihr den Busen so bewegte; tausend Gedanken durchkreuzten ihre Stirne, tausend Bilder umgaukelten

ihre Seele, doch im Hintergrunde stand immer das Bild Albrechts mit seinem wonneverklärten Blicke. Das Fräulein freute sich auf den kommenden Festtag, sie konnte fast die ganze Nacht nicht ruhen vor Erwartung, sich aber auch unerklärlicher Weise einer bangen Ahnung nicht erwehren, die wie eine finstere Wolke durch den Himmel ihrer Seele glitt.

Der Morgen kam, es wurde Nachmittag, doch die Sonne wollte sich nicht blicken lassen und blieb in einem trüben Schleier verhüllt, während ein rauher Wind durch das Thal strich. Dessenungeachtet sammelten sich eine Menge Gäste und Zuschauer zu dem festlichen Schauspiel; auch der Graf Walther fand sich ein, und an seiner Seite schritt in stattlichem Putze die schöne Adelheid. Heller Jubel erfüllte die Mauern der Burg. heller Jubel wiederhallte draußen unter dem versammelten Volke. Da schien selbst der Himmel freundlicher zu werden, die Wolken theilten sich und ein heiterer Sonnenblick überstrahlte die ganze lachende Landschaft. Jetzt trat Albrecht, schön geziert mit festlichem Gewande, auf die hohe Zinne der neuverjüngten Burg. Neben ihm, an einem dort aufgepflanzten grünen Lerchenstamme, hing der Kranz, mit Adelheids daran flatterndem Bande. Kühn und frei um sich blickend stand Albrecht auf dem erhabenen Mauergipfel, der Lärm des Volkes verstummte, Alles lauschte nur dem Bauspruche und der Jüngling begann:

„Wir haben fest auf Gott vertraut
Und diese Mauern aufgebaut;
Gott schützte Alle die da waren,
Kein Unglück ist uns widerfahren.

„Drum blickt mit dankerfülltem Sinn
Zum treuen Himmelsvater hin,
Das Herz zu ihm emporgehoben,
Laßt uns sein göttlich Walten loben!“

Hier ward ihm ein Becher voll Wein gereicht; hoch schwang er ihn empor und sprach fort:

„Jetzund auch auf des Burghern Wohl
Schenkt' mir der Knab' den Becher voll:
Nie soll die Burg vor'm Feinde beben;
Der edle Herr soll friedlich leben!"

Er leerte den Becher und schleuderte ihn weit hinaus unter das Volk, das ihn mit donnerndem Jubelrufen auffing. Ein zweiter Pokal ward ihm nun dargereicht, worauf er fortfuhr;

„Dem Meister, so den Plan entwarf,
Den Riß gezogen fein und scharf,
Die Bogen wölbte und die Hallen,
Ihm soll das zweite Hoch erschallen!"

Er leerte den Becher; der Volksjubel wiederholte sich, er aber redete weiter:

„Zum Dritten ist der Becher voll;
Den leer ich auf der Herrin Wohl,
Um die ich ringen will und werben,
Für die ich leben will und sterben.

„Und wenn sie mich nicht minnen will,
So duld' und leid' ich ewig still;
Hoch stehen auch des Himmels Sterne,
Doch labt ihr Blick in weiter Ferne."

Plötzlich riß der Wind das blaue Band, Adelheids Geschenk, vom Kranze; der Jüngling will es noch erhaschen, aber zu weit sich vorbeugend, stürzt er herab von der schwindelnden Höhe. Entsetzen betäubt die Zuschauer, zerschmettert liegt der Jüngling unten auf den Felsenplatten, Adelheid, gleich einer starren Leiche, in den Armen ihres Vaters. Unbeschreiblich jammervoll war der Zustand des alten Baumeisters Pilgram, der nun das letzte Glück seines Lebens vernichtet sah; sein namenloser Schmerz ließ ihm keine lindernde Thräne. Unter den allgemeinen Wehklagen der Menge verklang das Fest.

Albrecht ward an der Stelle begraben, wo er den Tod gefunden. Ueber seiner Gruft baute sich Pilgram eine Hütte,

worin er den Rest seiner Tage in frommer Betrachtung und stiller Trauer verbrachte. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn dort die nun allen Lebensfreuden erstorbene Adelheid, netzte seine weißen Locken mit ihren Thränen und schmückte das Grabmal des geliebten Jünglings mit vielen Blumen, deren sorgsame Pflege jetzt noch ihr einziger Trost war. —

Die Zeit ist alt geworden, Epheu rankt sich längst um die Reste der Burg, auf jener Stelle ruht aber noch immer eine heilige Weihe und der Freund der Natur findet dort schöne seltene Pflanzen, wie deren gleichen der ganze Umkreis des Gebirges ihm keine mehr bietet.

(Ohne Namen des Verfassers mitgetheilt im Mannheimer Stadt- und Landboten Jahrg. 1831, S. Nr. 78 und 79.)

Der Spruch auf der Burg Windeck.

Das Mauerwerk schon fertig stand;
Es rührt der Zimmermann die Hand,
Und aufgeschlagen steht der Bau;
Das Thurmdach ragt ins Himmelsblau,
Und wo die Sparren sich verbinden,
Da steckt der Strauß, ein Spiel den Winden.

Die Bänder wehn von Tannenstrauß
So lustig lockend weit hinaus;
Den Burgweg strömt das Volk hinan,
Es hörte gern den Spruch mit an.
Der Bauherr kommt von Lorsch geritten,
Abt Diemo in der Brüder Mitten.

Es ist ein Fest für Jung und Alt,
Und Alles nach Burg Windeck wallt;
Die Ritter nah'n und Edelfrau'n,
Des Festes Lust mit anzuschau'n;
Und was der Hof vermag zu fassen,
Wird freundlich auch hereingelasseu.

Der Knabe steigt zum Thurm hinaus;
Jetzt steht er bei dem Tannenstrauß,
Und als das Volk erwartend schweigt,
Er dreimal sich bescheiden neigt,
Beginnet laut und ohne Zagen
Den frommen Zimmerspruch zu sagen.

Und drauf er mit dem Becher winkt,
Den er auf's Wohl des Bauherrn trinkt.
Man schenkt den Becher wieder voll:
„Dem Ritter, der hier wohnen soll,
„Dem Kloster sei er Schutz und Wehre,
„Dem Ritterstande Ruhm und Ehre!"

Die Bänder flattern um den Strauß;
Der Wind reißt manches mit hinaus.
Der Knabe sieht's und bei sich spricht:
„Nimm alle, nur das eine nicht,
„Das blaue Band, das Sie gegeben,
„Ich lass' es nur mit meinem Leben."

„Zum dritten Male schenkt mir ein!
„Der Becher gilt der Liebsten mein!
„Und wenn sie mich nicht minnen will,
„Bleib' ich doch treu, und minne still.
„Stehn auch zu hoch des Himmels Sterne,
„Labt doch ihr Blick in tiefer Ferne."

Der Knabe spricht bewegt das Wort;
Da reißt der Sturm das Band ihm fort,
Es fliegt vorbei, — er hascht darnach, —
Er beugt sich vor, — er stürzt ihm nach,
Im Sturze will er's noch erfassen —
Er kann es nur im Tode lassen.

(Aus Grimm's Werke: „Die Bergstraße rc)."

Der Hexenthurm in Weinheim.

Dieser Thurm, den der Grundelbach von dem Schloßberge trennt, steht ganz nahe bei dem Müllheimer Thorthurme. In jener umwölkten Zeit, wo so mancher Unschuldige, als der Zauberei verdächtigt, gefoltert und dem Scheiterhaufen übergeben wurde, hat man auch diejenigen Personen Weinheims und der Umgegend, welche der Hexerei beschuldigt wurden, in diesen Thurm gesperrt. Da jedoch damals der Glaube herrschte, daß solche Teufelsgenossen ihre Zaubermacht augenblicklich wieder bekämen, sobald sie mit bloßer Haut die Erde berührten, so hat man sie auf luftigen Bahren und Stiegen in das obere Verhörzimmer des Müllheimer Thorthurmes gebracht.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Lehrer Zimmermann.)

Der Geist des Burgkochs auf Windeck.

Kaum lebt noch in weniger Leute Munde die Sage von dem geisterhaften Burgkoch von Windeck. Wo solcherlei alte Kunden noch den Stoff zur Unterhaltung liefern, da wird gewöhnlich auch die Ursache der Strafe des betreffenden Geistes mit Nachdruck und als Eingang der Erzählung beigefügt; aber gerade hier tritt der Fall nicht ein.

Worin nun das Verbrechen des Windecker Küchenmeisters bestanden, -- ob er durch Giftmischerei, Mord, oder durch Entwendung großer Geldsummen sich seine Buße zugezogen? — darüber erzählt man sich nichts Gewisses. Daß er aber eine frevelhafte That an einem grünen Donnerstage verübte, das findet die Erzählung schon in dem Umstand als wahr begründet, weil der Geist blos am genannten Tage sein Wesen in der Burg treibt. Kurzum, es spuckte, — denn gegenwärtig spuckt es nicht mehr — jedesmal am grünen Donnerstage auf der Burg. Mancher Waghals erdreistete sich, an diesem Tage die Burg zu betreten. Mit Steinwürfen aber empfangen, ward er auch mit Steinwürfen wieder entlassen, und doch war keine menschliche Seele allda zu sehen, noch zu hören.

Einst besuchte auch ein verwegener Kammerherr am grünen Donnerstage diese Burg. Da sausten ihm plötzlich rechts und

links Steine hart am Ohre vorbei, ohne daß trotz seines freundlichen Zurufs darin Einhalt geschah. Als er nun aber zu schimpfen und zu fluchen begann, schmetterte ein ganzer Hagel von Steinen auf ihn los. Noch obendrein durch unsichtbare Prügelfaust von Kopf bis Fuß durchgewalkt, gelang es ihm nur mühsam, von der Burg sich zu schleppen und bluttriefend die Stadt zu erreichen, wo er mehrere Wochen zu seiner Heilung verwenden mußte. Die Sage fügt noch bei, der Geist des Burgkochs habe auch solches Alles verübt.

(Nach mündl. Ueberlief. mitgetheilt von Lehrer Zimmermann.)

Die zwei letzten Burgherren.

Die letzten Sprossen der Familie von Windeck waren zwei Brüder, die sich aus Geiz nie verheiratheten, und überhaupt auf Alles, woran ein gewöhnliches Menschenkind Lust und Freude findet, verzichtet hatten. Eine einzige Gesellschafterin war im Schlosse, welche ihnen dessen leere Hallen etwas beleben half, nämlich eine Meise, die sie täglich, trotz ihres Geizes, mit einer ganzen Nuß regalirten. Eines Tages jedoch erwogen sie, welcher entsetzlichen Anzahl von Nüssen sie das Jahr hindurch zum Unterhalte des kleinen Lieblings bedürften, und der Schrecken über diese arge Verschwendung wirkte so stark auf ihr Gemüth, daß sie nicht allein das halbverhungerte Thierlein sofort zum Fenster hinaus fliegen ließen, sondern am folgenden Tage, zur Freude der Stadt Weinheim, aus Gram über die verschwendeten Nüsse, des Todes verblichen.

(Siehe J. Baader's „Sagen der Bergstraße, des Odenwalds 2c)."

Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der luftige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußern verfallenen Thor,
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor,

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Ach, würde des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll!“

Kaum waren die Worte beflügelt
Von seinen Lippen geflohn,
So bog um die Epheumauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,

Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmern gebannt,
Nicht Ruh noch Rast gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen: sie sey ihm noch einmal
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen,
Und so ihn vom Leben befreit.

Adalbert von Chamisso.

Die Stiftung von Heiligkreuz.

Drei Stunden von Heidelberg, und eine Stunde von Weinheim, an der herrlichen Bergstraße, liegt das Dorf Großsachsen, welches sich bis in das liebliche Thälchen „Heiligkreuzerthal" genannt, erstrecket. Ein sehr angenehmer Weg, links dichtes Gebüsch, in welchem sich hunderte von Nachtigallen hören lassen, rechts der „Apfelbach" mit mehreren schönen Mühlen und grünenden Wiesen, führet in das, eine halbe Stunde entfernte, von Bergen eingeschlossene Dörflein „Heiligkreuz." Am Eingange des Dörfleins, rechts, vom Bache bespült und vom Friedhofe umgeben, stehet die Kirche, wovon das Chor und der Thurm aus alten Zeiten herstammen.

Von der Entstehung dieser Kirche, geht folgende Sage:

Zur Zeit, als Deutschlands Grenze durch Ludwig XIV. noch nicht geschmälert worden und das starke Straßburg noch von Deutschen besetzt war, lebte in dem oben beschrie-

benen Thale, wo jetzt die Kirche steht, lein Bauer, welcher einen einzigen Sohn hatte. Wie es heute dort noch gebräuchlich ist, so hatte auch dieser schon, in einem Nebenbau, seine Taglöhnerfamilie wohnen. Trotz dem Unterschiede des Reichen und Armen, des Herrn und Taglöhners, lebten sie miteinander in gutmüthiger, altdeutscher Redlichkeit. Des Bauern Sohn „Hansjörg" entzweite sich mit seinem Vater, lief fort, und wurde Reichssoldat. Nach zwei Jahren erfuhr der Vater, daß sein verlorener Sohn in Straßburg diene und freute sich, daß sein Einziger noch bei Leben sey.

Auch die Familie des Taglöhners nahm herzlichen Antheil an der Nachricht; besonders aber des Taglöhners einziger „Jörgnickel," der treue Jugendgefährte des „Hansjörgs."

Um diese Zeit träumte nun dem „Jörgnickel," daf er zu Straßburg auf der Brücke einen großen Schatz gefunden hätte. Morgens erzählte er diesen Traum seinem Vater, welcher aber, da er den großen Schatz nicht sah, nichts aus dem Traume machte. Allein der Vater wurde aufmerksamer, als ihm der Sohn denselben Traum, am andern Morgen, abermals mittheilte. Bedenklicher wurde dem Vater die Sache, als er am dritten Morgen hörte, daß sein „Jörgnickel" zum drittenmale dasselbe geträumt hatte.

Endlich besprach er sich mit seinem Sohne und agte: „Höre! unsers Bauern Sohn, dein Kamerad „Hansjörg' ist in Straßburg; wenn du dem Bauern sagtest, du wolltest seinen Sohn besuchen, so wird er dir gerne Geld und Flisch, Brod und Käse mit auf den Weg geben. Findest du den Schatz, so werden wir glücklich, und findest du ihn nicht, so hast du doch Straßburg gesehen!"

Der Bauer horchte hoch auf und war über die Freundschaft zu seinem Sohn voller Freude. — Es wurde sogleich ein ganzer Zwergsack voll Dürrfleisch, Handkäse, Brod und auch Geld zusammengepackt. „Jörgnickel" machte sich, von vielen Segenswünschen begleitet, auf den Weg und kam am dritten Tage bei Straßburg an. Anstatt des oft fürchterlichen: „Wer da?" erscholl eine bekannte Stimme von dem Wachtposten: „Jörgnickel! grüß dich Gott!" — Der Erstaunte sah richtig seinen Freund „Hansjörg" mit der Hellebarte vor sich stehen.

Zuerst wurden die vielen Grüße, unter Hinweisung auf den Zwergsack, ausgerichtet und dann bemerkt, daß die Wache bald abgelöst würde. Als der Posten abgelöst war und die beiden Freunde sich in der großen Stadt, in einem Wirthshause, unter Zuzug des väterlichen Mundvorraths, gütlich thaten, sprach Hansjörg: „Sage Jörgnickel, wie kamst du auf den Einfall, hierher zu gehen?“ Dieser sagte nun offen und ehrlich, daß sein dreifacher Traum die Veranlassung gewesen wäre, jedoch, daß er auf der Brücke keinen Schatz, trotz aller Aufmerksamkeit, gefunden habe. Unser Reichssoldat war schon aufgeklärt und lachte über den Traum und sprach: „Gerade so habe ich dreimal nach einander geträumt, in dem Garten meines Vaters, unter dem großen Holderstock, hätte ich einen herrlichen Schatz gefunden, und darum gehe ich doch nicht heim. Doch es ist recht, daß du hier bist. Wir wollen recht lustig seyn und dann gehest du wieder in den Odenwald, grüßest Vater, Mutter und die Deinen herzlich und sagst, daß ich nach einem Jahre komme!“ Nach zwei Tagen ging „Jörgnickel“ wieder fort, kam zur Freude der Seinigen gesund an und richtete Alles pünklich aus. — Als er mit dem Vater allein war, erzählte er, daß er keinen Schatz gefunden, aber auch von „Hansjörg“ einen ähnlichen Traum erzählt bekommen habe. — Dem Vater war die Sache nicht gleichgültig. In der Nacht nahm er sein Grabscheit, ging zu dem bekannten Holderbusche und fand einen großen, eisernen Hafen voll Geld. Dieses Geld hielt er verborgen, kaufte sich nur langsam nach und nach eigenes Gut und wurde ein vermögender Mann. Da aber sein ehemaliger Bauer und dessen Sohn gestorben waren, kaufte er auch noch dessen Gut und übergab es seinem Sohne.

Als er aber auf das Todesbett kam, ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe und er entdeckte seinem Beichtvater, daß er ehemals in seines Bauern Garten einen großen Schatz gefunden und behalten habe. Der Beichtvater gab ihm den Trost, weil man doch nicht bestimmt wüßte, wem das Geld gehört hätte, er solle für die Ruhe seiner Seele, zu Ehren des heiligen Kreuzes, eine Kirche stiften.

Dieses geschah und somit starb der Mann beruhigt. Heuti-

gen Tages aber steht noch die Kirche und von ihr erhielt das dabei entstandene Dörflein „Heiligkreuz" seinen Namen.

Mit dieser Sage steht aber eng in Verbindung die Sage von den „Teufelstrappen."

Es ist bekannt, daß dem Teufel nichts widerwärtiger ist, als das Kreuz. Da er aber vernahm, wie ein Bauer eine Kirche zu Ehren des heiligen Kreuzes gestiftet habe, entwarf er Pläne, wie er dieses Vorhaben hintertreiben könnte.

Was kann ein Teufel nicht? — Er merkte bald, daß der Schulze des Thälchens über das Vermächtniß des ehemaligen Taglöhners erbost war, weil er sah, wie diese Familie täglich reicher, er aber sogar ärmer wurde. Der Teufel spornte die Gläubiger des Schulzen mächtig an und als der bald ganz verarmte Schulze in die Enge getrieben war, erschien ihm Satan, als Jäger gekleidet, und brachte ihn bald dahin, einen Vertrag mit ihm einzugehen.

Der Vertrag wurde folgendermaßen abgeschlossen: Der Teufel mußte auf jedes Verlangen dem Schulzen eine jede beliebige Summe Geldes bringen, dagegen mußte der Schulze die Erbauung einer Kirche zum heiligen Kreuz verhindern. Würde aber die Kirche gebaut, ehe der Schulz stürbe, so verfiele derselbe dem Teufel lebendig. Lange Zeit verhinderte der reich und übermüthig gewordene Schulze den Bau der neuen Kirche, aber endlich bestund der Bischof auf den Bau, und gegen alle Einwendungen des Schulzen wurde derselbe nun angefangen.

Kaum war der erste Stein gemauert, als Herr Satan erschien und den Schulzen abholen wollte. Doch durch vernünftige Vorstellungen, daß doch nicht ausgemacht wäre, der Bau dürfte nicht beginnen, und daß er jedenfalls, ehe die Einrichtung der Kirche statt finde, deren Abbruch wieder bewirken würde, ließ der Teufel sich beruhigen.

Alle aufgewandte Mühe des Schulzen war vergebens. Der Tag der Einweihung erschien. Das Volk aus dem Odenwalde und der Bergstraße strömte herbei, nur der Schulze hoffte noch voll Angst jeden Augenblick auf einen hochbezahlten Einhaltsbefehl. Jedoch, sobald die Einweihung begonnen hatte, entstund ein fürchterliches Gebrüll und Geheul in der Luft, die From=

men erschracken sehr und drangen aus der Kirche. O Schrecken! der Teufel kam in höllischer Freude, beladen mit dem verzweifelten Schulzen im Galopp daher.

Bis vor zehn Jahren konnte der aufmerksame Wanderer, nur einige hundert Schritte von der Kirche, in einem Granitfelsen die Geisentrappen unter dem Namen „Teufelstrappen" sehen, über welchen der Teufel mit seinem Schulzen davon sprengte.

Jetzt ist der schaurige Felsen herausgebrochen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Lehrer Zimmermann.)

Heidelberg *)

und nächste Umgebung.

An Heidelberg.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte,
Ländlich schönste, so viel' ich sah!

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien;

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

---

*) Siehe die Note nach dem Gedichte.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt; und die Gestade sah'n
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab;

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

J. Ch. Hölderlin.

---

*) Heidelbergs Ursprung.

Ueber den Ursprung der Stadt und ihres Namens sind die Meinungen sehr getheilt. Einige wollen ihre Benennung von dem jenseits des Neckars sich erhebenden Heiligenberg herleiten, der, wie sie behaupten, entweder in Bezug auf die einst dort angesiedelten Römer, oder auf altgermanische Wohnplätze, nach Einführung des Christenthums Heidenberg genannt worden und sodann den jetzigen Namen erhielt. Andere dachten an eitel Berge, weil der Ort mit so viel Höhen umgeben ist, und noch Andere an Edelberg. Die gründlichsten Gelehrten aber nehmen an, daß die Stadt ihren Namen von der Menge der in den Waldungen des Gaisbergs und hinter dem Schloße wachsenden Heidelbeeren erhielt. Sie begründen ihre Meinung, die unstreitig viel Wahrscheinliches hat, durch den Umstand, daß sich auf einem alten Wappenstein eine Abbildung des Berges mit Heidelbeerstauden und zugleich eine Jungfrau befindet, welche einen Strauß von dieser Frucht in der Hand trägt, und daß ferner der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranze geschmückt ist. — Was die Geschichte des Ortes betrifft, so weiß man darüber nichts Genaues aus der altgermanischen Zeit. Ohne Zweifel saß damals hier ein teutscher Volks-

stamm, der zu dem großen Suevischen Bunde gehörte. Die Römer, welche unter Kaiser Augustus das Land in Besitz nahmen, legten wahrscheinlich Castelle auf den Bergen umher, so wie eine Fuhrt am Neckar, bei dem jetzigen Heidelberg, an. Mehrere auf dem Heiligenberg und andern Punkten der Gegend gefundene Alterthümer zeugen hinlänglich von römischer Niederlassung. So mögen denn am Eingange des Thales mehr und mehr Wohnungen, und endlich ein, wenn auch noch unbeträchtlicher Ort entstanden seyn. Erst im zwölften Jahrhundert ward derselbe bedeutender, als Konrad von Hohenstaufen im Jahr 1156 den bisher in Bacharach gewesenen Sitz der Pfalzgrafen nach Heidelberg verlegte.

(Vergl. Karl Geib's „Malerisch historische Schilderung der Neckargegenden" Frankfurt 1843 S. 12 und ff.)

Mit Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, des Kaisers Friedrich Barbarossa's Halbbruder, (starb 1195), welcher Heidelberg zur Residenz der Pfalzgrafen erhob und in der obern Burg des Gaisberges residirte, gewinnt die Geschichte dieser Stadt mehr Licht. Pfalzgraf Otto der Erlauchte suchte seine Herrschaft durch eine Heirath mit des vertriebenen Pfalzgrafen Heinrich Tochter, Agnese, zu befestigen; worauf jene Verse im alten Speisesaale deuten:

„Otto der Erst, Pfalzgraf bei Rhein
Hätt Pfalzgrafs Heinrichs Töchterlein,
Mit Mannheit er's also erfecht,
Daß die Chur blieb seinem Geschlecht."

Sein Sohn Ludwig sah die Thalstadt durch schreckliche Ueberschwemmung verwüstet; später, 1278, seine ganze Residenz in Flammen aufgehen, selbst die alte Burg auf dem Jettenbühl ward eine Beute derselben; die abgelegene Kapelle „zur heiligen Jungfrau" in der Einöde, blieb allein verschont.

L. H. B.

Ludwig V. sah Luther hier, der zu Fuße von Wittenberg herkam, und hier den schönen Bund mit dem sanften Jüngling Philipp Melanchton schloß.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich weht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Rauscht der Wehmuth leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude leben,
Hat in froher Kraft geblüht

Ist zur Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' mit Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann ein Grollen nicht verhüten;
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn,
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den frohen Zug,
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl,
Fremd ist weiches Mitgefühl;
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braußt der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet,
Fest die Freude hält im Arm,
Auf den Trüben, der in Harm
Welckt, und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter
Winkt hinab voll Bitterkeit

Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter. —

Doch hier wacht noch eine Seele:
Sey gegrüßt in deinem Strauch,
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all' die Blüthen schaut
Eine strenge Todesmiene.

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen,
Treu zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte leises Rauschen.

Die der Tod dahin genommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schaar —
Nachtigall, du hörst sie kommen.

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer hingeschwundnen Freuden.

An den blüthenvollen Zweigen
Sammelt sich der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stummen Reigen.

Und sie streifen und sie drängen,
Sänger, dir allein bewußt,

Deine weiche, warme Brust
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh ich niederschauern;
Die mein Kummer roh und kalt
Gegen ihre Schwestern schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr schwellend Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
Ob dem Geisterzug erschrocken?

Nikolaus Lenau.

Neckarsage.

(Heidelberger Mundart.)

Wann d'se in der Ghannsnacht *) fische fährscht
Uf de Neckar, in der dunkle Nacht, —
Wann d'im Schtrom um Hülf was rufe hörscht,
Junger, merk der's un nemm dich in Acht!
Un wann's laut, wie wann Eener vertrinke will, —
Bleib schtill, um Goddes Wille! bleib schtill,

---

*) Johannisnacht.

Der Neckar is helwer, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht.

Wann in der Ghannsdagsnacht Eener bad't
Im Neckarschtrom, in der warme Nacht,
Befehl er sich Goddes allmächdiger Gnad,
Er is hin, wann en die nib bewacht.
Wann's Wasser reißt, do hebt sich e Hand,
Die zieht 'n in Schtrom, — er meent an's Land!
Der Neckar-Geischt is es, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht.

Drei Dag lang findt mar de Dodte nit,
Drei Dag lang un drei Nacht;
Am virde erscht bringt' n's Gewässer mit
Aus 'm Grund ruf, un rauscht mit Macht; —
Do seht 'r jo, — 's is keenn nadürliches Ding, —
Er hot um de Hals rum en blooe Ring!
Der Neckar-Geischt war 's, — er hot die Macht,
Er holt sich e Seel in der Ghannsdagsnacht.

K. G. Nadler.

(Originalausgabe.)

Der Pfalzgraf am Rhein. *)

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,
Da kam der Küchenjung zu ihm:
„Willkommen, willkommen, Pfalzgraf am Rhein!

*) Diese Ballade, offenbar eine der tragischsten, welche im Munde des Volkes erhalten ist, läßt sich den schönsten altenglischen, schottischen und dänischen Balladen an die Seite stellen. Sie ist weit verbreitet und in mehreren Versionen auf uns gekommen. Die im Wunderhorn, II. Band Seite 272 abgedruckte, ist wohl von Brentano selbst gedichtet. Am neuesten ist offenbar die Bearbeitung desselben Stoffes in Baader's und L. Moris' Sagen der bayrischen Pfalz. (Stuttgart bei Göpel. Seite 251.) Ihr gar zu romantisches Gewand verräth ihre Unächtheit.

(Siehe J. Baader's „Sagen der Pfalz und des Neckarthals ɪc."

Wo ist dein schönes Schwesterlein?" —
„Mein Schwesterlein, die krigst du nicht,
Sie ist dir viel zu adelich,
Und du gehörst zur Küch' hinein."'

„Warum sollt ich sie krigen nicht?
Sie hat von mir ein Kindelein!" —
„Hat sie von dir ein Kindelein,
Soll sie nicht mehr mein Schwester seyn!"'

Er ließ sie geißeln drei ganze Tag,
Bis man ihr Lung' und Leber sah:
„Hör' auf, hör' auf, es ist genung,
Es gehört dem König aus Engelland!"

„Gehört es dem König von Engelland,
So kostet's mich mein ganzes Land,
Mein ganzes Land ist nicht genug,
Mein Leben muß auch noch dazu."'

Es stund nicht länger als drei Tag an,
Da kam der König aus Engelland:
„Willkommen, willkommen Pfalzgraf am Rhein,
Wo ist, wo ist dein Schwesterlein?"

„Mein Schwesterlein, die ist schon todt,
Sie liegt begraben röslinroth!"'
„Liegt sie begraben röslinroth,
So mußt du leiden den bittern Tod!"

Selbst zog er sein schweres goldnes Schwert
Und stach es dem Pfalzgrafen durch sein Herz;
„Hat sie müßen leiden den bittern Tod,
So mußt du leiden den Schmerz."

Altes Volkslied.

Eberhard der Heilige.

1147.

Zimbeln ertönen und Pauken erschallen,
Jubel durchrauschet die gastlichen Hallen,
Freundlich bewirthet auf Heidelbergs Veste
Drängen sich wacker die stattlichen Gäste;
Konrad der Pfälzer gibt jeglichen Tag
Köstliche Mahlzeit und fürstlich Gelag.

Edele Ritter und züchtige Frauen,
Zierliche Mädchen, gar minnig zu schauen,
Lieben und scherzen im Pfälzischen Hause,
Lachen und jauchzen bei reichlichem Schmause,
Spotten der Zeiten ermahnenden Drang
Jubelnd von dannen mit Spiel und Gesang.

Eberhard einzig, er schleichet sich leise
Fort aus der Freuden berauschendem Kreise;
Hin, wo die waldigen Berge sich senken,
Suchet der Jüngling, die Schritte zu lenken;
Dort, wo ihn Einsamkeit friedlich umweht,
Liegt er oft Stunden im frommen Gebet.

Konrad, der Gründer der Pfälzischen Staaten,
Ehrte des Christenthums heilige Saaten;
Tapfer in Schlachten und bieder im Leben,
Wußte dem Glauben er Früchte zu geben;
Darum erwählt er zum Lehrer fortan
Klüglich den Söhnen den heiligen Mann.

Aber des Lebens urkräftiges Walten
Sollte kein heuchlerisch Wesen erkalten;
Darum verbot er mit ernstlichen Worten,
Frömmelndes Treiben an jeglichen Orten:
„Saget ihr tausend Gebete auch her,
Recht thun,“—so rief er—„gilt dorten noch mehr!“

Aber nicht gleich sind des Lebens Gestalten,
Wie sich die Herzen verschieden entfalten:
So auch dem Ritter war kräftiges Streben —
Diesem nur heilige Sehnsucht gegeben;
Göttliche Liebe, so innig und heiß,
War ihm des Lebens entzückender Preis.

Darum erbauet in einsamer Stille,
Daß er das Sehnen des Herzens erfülle,
Einen Altar sich der Jüngling behende,
Zieret mit Laub ihm die steinernen Wände,
Zündet der Kerzen hellflammendes Licht,
Knieet dann nieder und betet und spricht:

„Ewige Liebe, du Lieb' sonder Gleichen,
Habe Erbarmen und gib mir ein Zeichen,
Ob ich den Machtspruch des Herrschers soll ehren,
Oder soll brünstig hieher wiederkehren?
Liegt doch mein Herz nun im Kampf mit der Pflicht."
Und er erhebt sich und löschet das Licht.

Siehe, der Gott, zu dem fromm er sich wendet,
Hat ihm auch schnell seine Botschaft gesendet:
Denn so oft er zum Altare noch schreitet,
Findet er immer die Kerzen bereitet
Leuchtend in wunderbar strahlender Pracht,
Hell durch des Waldes grün dämmernde Nacht.*)

Heribert Rau.

---

*) Pfalzgraf Konrad übertrug, der Sage nach, die Erziehung seiner Söhne Konrad und Friedrich dem heiligen Eberhard von Stalecke, der sich eine Kapelle in der Nähe des Königsstuhls erbaut haben soll und so fromm war, daß die Engel ihn mehrmals von Heidelberg nach Stalecke, (der früheren Residenz der Pfalzgrafen) und von Stalecke nach Heidelberg zurücktrugen. Ein zweites Wunder erzählt obige Legende von H. Rau.

(Siehe J. Baaders „Sagen der Pfalz und des Odenwaldes.")

Herzog Otto der Erlauchte und die schöne Welfentochter.

(Vier Romanzen von Eduard Duller.)

1.

Des Welfischen Pfalzgrafen Heinrich Abendruhe.

Auf hohem luftigem Söller — sein Thron im Neckarthal, —
Da saß der Welfen Pfalzgraf, Herr Heinrich, [1]) froh beim Mahl
Und hob den goldnen Becher und sah hinab mit Lust,
Wie sich der Pfalz mit Inbrunst der Rhein schmiegt an die Brust. [2])

Und sah dann gegen Himmel und wieder auf das Land,
Das Alles ist sein eigen, was rings sein Auge fand!
Doch plötzlich denkt er trüber des Welfenruhms zurück,
Er denkt des alten Löwen und bangt für's alte Glück.

Jetzt schaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite steht,
Von holder Scham geröthet, von süßem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umringet des Gürtels goldner Glanz,
Ihr blondes Haar durchschlinget ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Auge so klar und freundlich, so mild und ernst zugleich,
So anspruchslos bescheiden — und doch wie überreich!
Sie schenkt dem alten Manne vom besten teutschen Wein
Aus feingetriebner Kanne zum silbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt sie der Vater lächelnd an:
„Hätt' ich auch keine Grafschaft, — ich wär ein reicher Mann!
's ist doch die Lieb' auf Erden ein unschätzbares Wort; —
Mein Bruder, Kaiser Otto, hat keinen bessern Hort!"

„Wie lächelt uns rings im Frieden das Land so lieblich an,
Wie zieht der Strom danieden so klar die blaue Bahn,
Wo goldne Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten sie der Sonne für Vollkraft und Erquicken!"

„Die Sonne scheint ja wärmer und leuchtet doppelt schön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn sie Haß bescheinen auf blutgedüngter Flur!"

„Wie hell zu meinen Füßen, im goldnen Abendschein,
Die Städte friedlich grüßen bis fernhinab am Rhein!
's ist großer Feierabend! — Das Leben geht zur Rast,
Der Schlaf sucht still die Herberg, ein süß gebetner Gast!"

„Ihr Burgen und ihr Städte! Ihr Felder und ihr Au'n,
So weit euch kann der Herrscher mit Vaterblick erschau'n,
Mög' Friede nie euch lassen, mögt ihr ihn immer hegen,
Dann will ich gern erblassen! — Das ist mein Abendsegen! —"

Kaum hat's der Fürst gesprochen, wird's unten laut im Schloß,
Es schallt wie Hufgeklapper von manchem tüchtigen Roß. —
Wer kommt so spat?" — ruft Heinrich. — „Sieh zu mein Töchterlein,
Und ist's ein Gast, nach teutschem Brauch soll er willkommen seyn!"

Die Tochter eilt geschäftig hinab die Wendelstieg';
Da hört sie plötzlich rufen von hundert Stimmen: „Krieg!" —
Ein Herold hält zu Rosse, mit Reichsfarb' angethan,
Stolz, königlich zu schauen, der schönste teutsche Mann!

Vom Haupt in reichster Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, siegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt;
Hochfürstlich, wie ein Gebieter, steht er im Schlosse da
Und spricht, wie er am Söller den Welfengrafen sah:

„Aus ist's mit Eurem Herrschen, Pfalzgraf, in diesem Land!
Das spricht zu Euch der Kaiser! Ihr seyd vom Reich verbannt!" —
„„Wie? sendet dies der Kaiser? Ihr seyd bei frohem Muth! —
Der Kaiser ist mein Bruder, und meint es stets mir gut!"" [3])

„Ihr sprecht, so wie's gewesen;" — versetzt der Herold drauf, —
„Herr Otto liegt im Banne; — mich schickt ein Hohenstauf!
Es ist der zweite Friedrich, der Euch entbeut dies Wort,
Die Pfalz ist Ludwig von Wittelsbach verlieh'n auf immerfort! —"

„„Mein ist die Pfalz nach Rechten!"" — grollt nun der alte Graf —
„„Laßt uns im Krieg drum würfeln, [4]) und sehn, wer minder traf;

Zwar lieb' ich Frieden wahrhaft, doch führ' ich auch das Schwert;
Pfalz! Pfalz! beim ewigen Himmel! Du bist des Kampfes
werth!''' —

„So rüstet!" — donnert der Herold — „Wir zwingen das
Geschick!
Kampf sey's auf Tod und Leben! —" Da trifft ihn der Jungfrau
Blick,
Da sinkt, im Zorne gehoben, der Arm ihm wie gebannt —
Fort trägt ihn der schäumende Rappe. — Sie sinnt ganz unverwandt.

2.

Der Besuch.

Es braust herauf vom Thale, es saust durch den Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schlosse schallt;
Bang sorgend um den Vater, dort in des Treffens Reih'n,
Sitzt Agnes, die schöne Welfin, im Garten bleich allein.

Sie stützt das Haupt aufs Händchen; das Herz ist ihr so schwer,
Sie sieht im Geist nur Einen, sonst ist die Welt ihr leer;
Sein Aug', sein Gang, seine Rede, sein edler Fürstenglanz,
Das nahm die armen Sinne der Maid gefangen ganz.

Und wie sie sieht und denket, steht's plötzlich jetzt vor ihr,
So sonnenhell und leuchtend! — kein Sinn betrügt sie hier —
Ein Mann in voller Rüstung, dem jungen Kriegsgott gleich
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller Hoheit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend an,
Das Herz, es will nicht schweigen, wenn's auch die Lippe kann;
Sie sieht, kann's doch nicht glauben, und sieht's doch wieder klar:
Was ihre Träume sprachen, der Morgen macht es wahr.

Der Ritter aber neiget sich ihr mit Bescheidenheit:
„Ob Ihr, o süße Herrin! dem Kühnen wohl verzeiht? —
Als ich zuerst Euch schaute, da sprach es laut in mir:
Die Eine vor allen Andern ist teutscher Frauen Zier!"

„Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann die Kraft;
Euch zu verdienen schwor ich den Eid der Ritterschaft.
Was gilt Gefahr und Streben, darf ich dich wiederschauen,
Um deine Huld zu werben, Du Schönste aller Frauen!“

Die Jungfrau, stumm erröthend, den Blick zur Erde kehrt. —
„Senk' nicht die edle Stirne, du, aller Kronen werth!
Jungfräulich holde Rose, wie deine Wangen glühn!
Als Königin der Blumen erheb' dein Antlitz kühn!“

Die Jungfrau lächelt milde, sie reicht ihm still die Hand,
Als ihrer Gegenliebe geweihtes Unterpfand. —
„Nun, so vernimm, du Holde, was noch mein Mund nicht sprach:
Ich, jener Waffenherold, bin Sohn des Wittelsbach!“ —

„„Ein Wittelsbacher bist du? — Weh mir, ein schlimmes Wort!
So sind wir streng geschieden, so mußt du schleunig fort!
Gott, wenn sie hier dich finden, sie schonen deiner nicht,
Ob auch darob mir Armen das Herz vor Sorgen bricht!““ —

„O weine nicht, Geliebte! Und ob mir auch zum Krieg
Die Welt entgegenzöge — Dein Lieben gibt mir Sieg!
Noch immer Thränen, Agnes? O welch ein kostbar Gut!
Wer möchte nicht vergießen um sie das Herzensblut?

„Zwar gegen Deinen Vater ist nun gelähmt mein Arm —
Horch! die Drommete schmettert! Auf, in der Feinde Schwarm!
Dein Nam' ist meine Losung! Er feiet meinen Stahl;
Leb' wohl du süße Herrin! — Leb' wohl viel tausendmal!“

3.

Der Abschied.

Am Brunnen dort im Schloßhof, voll kühler Labefluth,
Ein Pilger jung von Jahren, wie wandermüde ruht;
Zu manchem Fenster schaut er mit Sehnsuchtsblick empor,
Nach mancher Pforte lauscht er mit aufmerksamem Ohr.

Da wandelt bleich, beklommen, vom stolzen Grafenhaus,
Die schöne Welfentochter zur Gotteslust heraus,
Setzt sich auf's Marmorbänklein, nah bei dem kühlen Quell'
Und singt ein altes Liedchen, drein stimmen die Wellen hell.

Aus ihrem Busen ringt sich dann mancher Seufzer schwer,
Ihr Auge schweift, wie suchend, mit feuchtem Blick umher,
Aus ihren Locken nimmt sie das Kränzlein frisch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerstückt.

Dann senkt sie still das Köpfchen und legt die Händ' in Schoos,
Das Herz ist ihr beklommen, das Leid ist ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's — von Schmerzen überschwillt
Ihr liebend Herz, ihr Auge von Thränen überquillt.

Da tritt der Pilger näher und rührt sie leis am Arm,
Und wie nach ihm sie wendet das Angesicht voll Harm,
Bebt sie zurück erschrocken — doch gleich, mit banger Lust
Erkennt sie den Geliebten und sinkt ihm an die Brust:

„So müssen wir uns also, mein Otto, wiedersehn,
Wenn unsrer Hoffnung Sterne in Sturmesnacht vergehn!" —
„„Nur einen Kuß begehr' ich — rasch muß ich wieder fort,
Verrath und Mord umzingelt mich hier an jedem Ort!

„„Wohl ist die Schlacht geschlagen, doch unser Sieg dahin,
Das sind der Bayern Schaaren, die dort im Thale fliehn,
Mein Vater Ludwig selber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes, in strenger Hut bewacht. —""

„Und mußt du eilig flüchten, so denk' an mich manchmal,
Gedenk' an meine Liebe und namenlose Qual —
Denk', daß ich Dir nur lebe — kann's ja nicht ohne Dich!
Und wenn mein Herz gebrochen — denk' manchmal noch an mich!" —

„„O Agnes, süße Herrin! Laß noch der Hoffnung Raum,
Auch dieses Leid wird schwinden, gleich einem bangen Traum!
Wir scheiden nicht auf ewig, ein Wiedersehn giebts noch,
Das Leben ist nicht das Höchste, die Lieb' ist drüber hoch!

„„Doch, hilft mir Gott, so schwör' ich, so wahr die Sterne sich
drehn,
Daß ich Dich will noch einmal und herrlich wiedersehn;
Was noch im Bayernlande von kühnen Männern lebt,
Die biet' ich auf zum Kampfe — was noch die Klinge hebt!

„„Und beim dreieinigen Gotte und meiner Ritterschaft!
Den Vater will ich lösen aus seiner düstern Haft,
Und an demselben Tage, der seine Freiheit schaut,
Führ' ich Dich heim nach Bayern als herzogliche Braut!"" —

Doch kaum hat er's geschworen, faßt ihn der Pfalzgraf an,
Der leis herbeigeschlichen: „Halt ein, du stolzer Hahn!
Nimm Deinen Eid zurücke, denn der wird nie vollbracht;
Folg' mir, Du kecker Freier! — Du bist in meiner Macht!"

4.

Der Gefangene.

In hoher, enger Kammer, von Welfen streng bewacht,
Steht Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er sieht durchs Gitterfenster hinaus ins freie Land,
Wie fühlt er sich gezogen von seiner Sehnsucht Band!:

„Wie frei die Lüfte sich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeste schwanken in reifend rüstiger Kraft!
Das Vögelein schlägt an's Fenster, als neck' es mich ob dem Bann,
Drinn ich hier muß verkümmern als ein geschlagener Mann!

„O Freiheit, süße Freiheit! Des Lebens bester Theil!
Du aller Wesen Sonne, Du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen schaffst du zum Riesen, den Sterbenden gesund,
Und ich darf dein nicht genießen auf eignem Land und Grund!"

Inmitten seiner Klagen tritt stolz der Pfalzgraf ein
Und ruft: „Verwegner Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt sein?
Du wolltest Alles mir rauben, was Gott mir zugetheilt;
O Ludwig, Bayernherzog, das war doch übereilt!

„Der Fürsten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
Drum wollt' ich nicht verzagen, drum stritt ich um mein Land;
Doch als dein Spiel verloren, warst du selbst noch so blind,
Mein Liebstes mir zu verlocken durch deinen Sohn: — mein Kind!

„Ich hab' auf Erden wahrlich kein köstlicheres Gut,
Als meine Tochter Agnes, die Letzte vom Welfenblut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben Dein kühner Sohn gewillt;

„Und als ich dies vernommen und als ich dies erkannt,
Gelobt' ich zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt;
Er schwor, dich zu befreien und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich alter Weißbart mich ja zu Tode grämen!

„Drum, was er auch geschworen — fürwahr, er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn, ich geb' ihm sie!
Er schwor, Dich zu befreien — ich selber geb' Dich frei!
Und willst Du Freund mir werden — schlag ein, ich bin dabei!

„Denn sieh! im Treffen mitten, da sann ich dies bei mir:
Ich sterb' des Stammes Letzter, und laß' als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutsches Blut?
Eint sich die Pfalz mit Bayern, — dann hat sie's, denk' ich, gut! —"

Da sinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Busen recht männertreu und warm,
Da tritt die Jungfrau schüchtern und kühn ihr Freier ein, —
„Macht Hochzeit" — ruft der Pfalzgraf — „zu Straubing soll sie seyn!" [5])

Und als sie Hochzeit hielten bei Saitenspiel und Tanz,
Bei goldnen Weines Perlen in goldner Kannen Glanz,
Der Herzog hob den Becher: „Hoch Pfalz und Bayerland,
Kein Feind mehr sey der Brecher von solchem edlen Band!"

Eduard Duller.

1) Dieser Welfische Pfalzgraf vom Rhein war der erstgeborene Sohn des ehemals sogewaltigen Welfen, Heinrichs des Löwen, Bruder des im Jahr 1197, neben Philipp von Schwaben erwählten teutschen Königs Otto IV.

2) Zu diesen Pfalzlanden beim Rhein gehörten ein großer Theil des fruchtbaren Kraichgau's, Heidelberg mit ihren beiden Vesten, die Residenz des Pfalzgrafen, ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rheine, mit der Burg Stahleck und vielen Wein- und Getraidebauenden Dorfschaften. — Kein Pfalzgraf stand in andern Ländern so hoch, mächtig und hochangesehen, als der Pfalzgraf bei Rhein; denn er war daselbst eigenherrlicher Gebieter, von keinen Landständen beschränkt; er vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, und verwahrte dessen Kleinodien für den künftigen Herrscher, den er selbst krönen half. ꝛc.

(Siehe Zschokke's Bayrische Geschichte II. Band, II. Buch, V. Abschnitt.)

3) Kaiser war damals Otto VI., des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum leichteren Ueberblick und durch dichterische Form bedingt auf Einen Moment zusammengedrängt erscheint, ergab sich, der Geschichte nach, im Verlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich, hatte bereits Past Innocenz IV. König Otto IV., nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiser gekrönt, in den Bann gethan. Erst im Jahr 1212 am 6. Dezember ward Friedrich II. von Hohenstaufen, auf den schon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz gesalbt. 1214 geschah die Schlacht bei Bowines in Flandern, die Otto's letzte Hoffnung stürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbischof Siegfried zum Kaiser gekrönt, der Welfische Pfalzgraf Heinrich in die Acht erklärt, und dessen herrliche Rheinpfalz dem Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto's I. gegeben.

4) Der Krieg deßhalben, zwischen dem Bayernherzog und dem Pfalzgrafen, begann bald darauf, und währte länger, als in obigen Romanzen angedeutet ist. Herzog Ludwig verlor im Jahr 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern, bis die Ehe zwischen seinem Sohne und des Pfalzgrafen Tochter, Agnes, die beiden Gegner versöhnte.

5) Zu Straubing ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. Das dritte Wandgemälde in den Arkaden des Münchner Hofgartens stellt die Verlobung des liebenden Paares und die Versöhnung der feindlichen Geschlechter dar.

(Obige drei letzte Notizen sind aus Dullers „Wittelsbacher“ gezogen.)

Ludwig der Strenge.

Von den Hohenstaufen ging die Rheinpfalz, unter Kaiser Friedrich II., auf das ihm durch Heirath verwandte Geschlecht der Wittelsbacher, und zwar auf Ludwig I. über, dem für seine treuen Dienste bei der Kaiserwahl Rudolf von Habsburg nicht allein die Hand einer seiner Töchter gab, sondern die durch den Tod Konradin's erledigten Hohenstaufischen Güter in dieser Gegend überließ. Dies ist Ludwig, der Strenge genannt, und zwar wegen der grausamen Strafe, die er seiner ersten Gemahlin, Maria, des Herzogs von Brabant Tochter, widerfahren ließ. Diese wohnte nämlich seit ihrer Vermählung in Donauwörth und hatte von hier aus dem Pfalzgrafen geschrieben; dieser Brief aber wurde aus Versehen mit einem andern verwechselt, den sie an einen Raugrafen gerichtet, und in welchem einige Ausdrücke vorkamen, welche die Eifersucht Ludwigs entflammten. Er eilte sogleich nach Donauwörth, erdolchte mit eigener Hand Maria's Gespielin, ein Fräulein von Bremberg, stürzte die Hofmarschallin von den Zinnen des Schlosses, und ließ seine Gemahlin durch Henkers Hand sterben. Zu spät erkannte der Markgraf den Irrwahn seiner Leidenschaft; er wandte sich reuig an die Kirche, und der Papst legte ihm zur Sühne die Gründung der Cisterzienser-Abtei Fürstenfeld auf, in welcher er auch begraben liegt. Er starb 1294 zu Heidelberg, welche Stadt er mit der Burg von dem Bischof von Worms zu Lehen trug.

(Siehe Max von Rings „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands" II. Abtheilung, Seite 65.)

Friedrichs I. Rettung aus Weiber- und Pfaffenlist.

Ludwig dem III., dem Pfalzgrafen, folgten seine beiden Söhne, Ludwig IV. und Friedrich I., einander sehr ungleich an geistiger Kraft, in der Regierung; die eigene Schwäche fühlend, theilte der Aeltere dieselbe gern mit dem Bruder. Die

Besitzungen des Pfalzgrafen dehnten sich in dieser Zeit schon bis an die Voghesen; unter andern hatten sie einen Antheil an den Vesten der Grafen von Lützelburg (la petite Pierre), die jedoch diese Rechte streitig machten. Die Feindschaft vermehrte wohl die von Friedrich I. verlassene Schwester des Grafen, Eleonore, seitdem Klara Dettin von Augsburg, das schöne Hoffräulein, ihn an den Münchner Hof gefesselt. Die Lützelsteiner suchten zuletzt den Pfalzgrafen Ludwig gegen seinen Bruder mit Mißtrauen zu erfüllen und zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. Kemnat, Friedrichs Erzieher und Biograph, hat uns die Geschichte der schwarzen Hinterlist erzählt, welche das Verderben seines Zöglings herbeiführen sollte.

Schon hatten die feilen westphälischen Gerichte, durch den Einfluß der Grafen von Lützelstein gewonnen, das Todesurtheil über den der Ketzerei angeklagten Friedrich gesprochen, und zur Vollziehung desselben waren zwei fremde Ritter an des Pfalzgrafen Hof nach Heidelberg gekommen, die binnen kurzer Zeit sich des Zutrauens Ludwigs bemächtigten, ohne jedoch ihn zur Mitwirkung an ihrem Vorhaben bestimmen zu können. Da nahmen sie zu nächtlichem Trug und Blendwerk ihre Zuflucht; mit ihnen traten Eleonore und der Beichtvater des Pfalzgrafen in den Bund. In der Mitternachtstunde erschien die heilige Jungfrau in dem Schlafgemache Ludwigs, und rief ihn zur Bestrafung seines Bruders Friedrich, der die alleinig wahre Kirche verschmähe und, durch Ehrgeiz verleitet, im Begriff sey, an ihm selbst zum Verbrecher zu werden; sie selbst (die heil. Jungfrau) habe den Fürsten der Hölle in der Burg angetroffen, mit dem der ruchlose Verräther in enger Verbindung stehe. Durch ihre himmlische Macht bezwungen, läge nun aber der böse Feind gefesselt draußen in dem Vorsaale. Noch zweifelte Ludwig, als plötzlich das Ungeheuer brüllend in das Schlafgemach drang, und, sich vor die Heilige hinwälzend, sich von ihr demüthig ihren Fuß auf den Nacken setzen ließ. Der Schrecken brachte den Pfalzgrafen um die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, fand er sich in den Armen jener beiden Ritter, welche in düster glänzender Rüstung an seinem Lager standen. Ihrem Zureden folgte er endlich in des Bruders Schlafgemach. Hier war in-

dessen der Betrug schon zur Hälfte gelöst. Kemnat hatte die Entwürfe der Lützelsteiner ausgekundschaftet, die nächtlichen Zusammenkünfte Eleonorens mit dem Mönch und den fremden Rittern in dem Augustinerkloster hatten seinen Verdacht aufgeregt und ihn bewogen, seinen Zögling zu bitten, Vorsichtsmaßregen zu treffen. Zwei seiner Hofjunker, ein Gemmingen und ein Geispitzheim, hielten abwechselnd bei ihm die Nachtwache. Als die Unthat verübt werden sollte, war die Reihe der Wache an dem Erstern. Der muthige Ritter blieb unerschrocken, als der Mönsch, nachdem er seine Rolle als Satan ausgespielt hatte, noch in der ganzen Hülle desselben in Friedrichs Zimmer trat, vermuthlich um die Ausführung des Unternommenen zu sichern. Gemmingen, verwundert über diese Teufelserscheinung, zieht das Schwert, dringt auf das Ungeheuer ein, erkennt sogleich an dem gezückten Dolche den gedungenen Mörder und stößt ihn nieder. In diesem Augenblick erscheinen auch die beiden Ritter, den bebenden Ludwig mit sich führend. Kaum aber sehen sie, was indessen vorgefallen, und daß ihr Plan gescheitert ist, so ergreifen sie die Flucht. Am Morgen nach dieser Nacht war auch Eleonore verschwunden.

So war Friedrich I. gerettet; Ludwig IV. aber, auf den diese Begebenheit geisteszerrüttend gewirkt hatte, starb bald darauf, nachdem er seinem Bruder die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Sohn übertragen. Friedrich, später der teutsche Achilles, oder der Siegreiche genannt, herrschte nun allein über die Pfalz, und die Zeit seiner Regierung (1450—1476) bildet die glänzendste Periode jenes Landes.

(Siehe Max v. Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands.“ II. Abtheilung, Seite 67).

Derbe Warnung.

Als Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, der Siegreiche genannt, einst auf der Jagd eine steile Bergklippe hinaneilte, fing ein altes Weiblein, so nicht weit davon Holz las, heftig an zu schelten, und rief ihm zu: „Hast du nun keinen andern Weg finden können? Hat dich der Teufel da hinaufgeführt, so

führe dich Gott wieder herab!“ — Der Kurfürst, nicht wenig erstaunt über diesen Verweis, ritt auf die Frau zu und fragte sie, ob sie auch wisse, mit wem sie so gröblich rede? — „Wohl weiß ich es“ -- erwiederte die Alte — „Bist du nicht der Kurfürst, und fängst du nicht mit Jedermann Händel und Krieg an? Wenn du dich nun durch deine gottsträfliche Verwegenheit selbst in solche Gefahr begibst, mit dem Pferd von der Klippe herabstürzest und das Genick brächst, wer geriethe dann wohl in größere Noth, als wir, deine armen Unterthanen? Wenn du deiner nicht schonen willst, so solltest du doch wenigstens auf diese Rücksicht nehmen!“ — Der Kurfürst lachte herzlich über diese Worte, reichte der Frau ein Geldstück und sagte: „Mütterchen, du hast recht, ich soll das hinfort mir nicht mehr zu Schulden kommen lassen!“

(S. Weidner's „Apophthegmata“ III. Theil. Seite 18.)

Das Lied der Markgrafen.

Wollt Ihr hören ein neues Geschicht?
Zu dem Pfalzgrafen hat sich verpflicht,
Nu merket, wie ich sag':
Ein Niederlag geschehen ist
Uff Mittewoch für unser Frauen Tag.

Der da ging vornen an der Ehrn,
Vierhundert uns das bewehrn;
Da drei Fürsten kamen in das Land,
Markgrafe Karle und Markgrafe Jörge,
Der Grafe von Würtemberg sind euch benannt.

Markgrafe Karle hätt' auch ein böses Fürnehmen,
Wein und Frucht wollt' er umb Heidelberg schlemmen,
Das Uebel mocht ihnen Gott nit übersehen;
Gegen Heidelberg er inne gführt ward,
Ueber sein Backen liefen ihm abe seine Threhen.

Das Neckarthale wollten sie gar han verbrannt
Mit den Namen sie Euch vor hin benannt.
Der Pfalzgrafe wollt das nit von ihne leiden,
Er folget ihne nach mit seinem Gezüge
Bei Neckargemünd in dem Feld mußt er sie bestreiten.

Herr Dietrich von Isenburg was dabei,
Daß (als) die Herrn gefangen wurden alle drei.
Lob sollen wir unserm Herrn allezeit sagen.
Zween Grafen und ein Bannerherr in dem Feld blieben.
Zu Hauf vierzig wurden der Feind' erschlagen.

Herr Dietrich von Isenburg Bischof zu Mainz.
In der dreien Herren Land ist ein groß Geweins
Von Kindern, Frauen und auch Mannen.
Das Recht sie Euch dick abgeschlagen haben,
Das kummt ihne jetzund zu großen Schanden.

Der Pfalzgrafe hat das dick mit Euch begehrt,
Zum Rechten zu kommen wurd er nie gewährt.
Sie unterstunden Euch ganz zu vertreiben.
Daß ihr allwegen das Recht geboten habt,
Darumb so will der Pfalzgraf bei Euch bleiben.

Dem Pfalzgrafen haben sie dick Schmachheit erbotten,
Mit dem Leuen sie sin Ahne wollten spotten;
Sie sprachen: er schlief und kunnte nimme kratzen,
Und wo die Buben bei dem Wein saßen,
Sie kunnten nit anders dann von dem Leuen schwatzen.

Sie sprachen, der Leue wäre entschlafen,
Darumb der Maler sehre ist zu strafen,
Der Klaen (Klauen) hat er an ihme vergessen,
Als er ihne zu Durlach gemalet hat,
Nach Liedmaß hat Ihne nit ußgemessen.

Der Jäger hat den Leuen auch uffgeweckt,
Der Leue hat den Markgrafen und sein Bruder erschreckt,

Er hat auch so grimmiglichen geschrüwen,
Daß sie alle in den Krieg ze kommen sind,
Das hat sie und ihre Ritterschaft sehr berüwen.

Der Leue hat sein Hals ußgestreckt,
Und hat sein guten Fründe uffgeweckt;
Der Ritterschaft hat er sein Noth geklagt,
Bei dem Leuen der Pfalzgrafe bedütet ist,
In dem Feld sahe man Ihne nie verzagt.

Dem Leuen traten sie uff seinen Schwanz,
Mit den Feinden hatt' er einen wilden Tanz,
Ihr Springen währet nit gar langen,
Nach dem als ich verstanden han,
Ueber vierhundert sind Ihr worden gefangen.

Dem Leuen sein Klaen wohl geschliffen,
Durch Küraß und Harnisch hat er gegriffen,
Daß sie worden sind von Blut roth.
Welcher da bei dem Leben blieben ist,
Spricht wohle: er kumme nie in größer Noth.

Mit dreihundert Pferden sind etlich abgestiegen,
Von ihren Herren sind sie in den Nöthen gewichen;
Etlich Ritterbüblein sie auch haben erschlagen,
Da sie die Flucht also genommen haben;
Nu merkend was Ehre mochten sie da bejagen.

Uff beiden Seiten stritten die Herren ritterlich,
Das mag ich Euch fürwahre sagen sicherlich,
Als Ritter und Knecht das wohle erkennen.
Welche aber also von ihnen geflohen sind,
Der kann ich Euch nit mit Namen genennen.

Etlich waren auch also sehr erschrocken,
Die Schwerdt die klingen ihnen als die Glocken;
Die da also von ihnen abe waren gewichen,
Wo man sie auch in den Wälden fand,
Ihr Antlitze waren an Farben gar erblichen.

Der Leue gewann uff denselben Tag den Preiß,
Alle sein Ritterschaft thet mit ihme auch ganzen Fleiß,
Das Feld haben sie auch mit Ehre behalten,
Der heilig Sankt Peter ihr Geleitsmann war,
Der Ritter Sankt Jörg des Stritts sollt walten.

Ich han von den Gefangen auch etlich vernommen,
Da sie mit ihren Herren in das Feld sind kommen,
Was über sieben Jahr wär, sollten sie erstechen.
Der Pfalzgrafe sich daran nit hat gekehret,
Er wollt' auch Args mit Argem nit rächen.

O Leue! du thatst wohle alle die Gelangen,
Den Jäger hast du für (vor) deiner Thüre gefangen.
Von Stuck (ttg) arten ist er herabe geritten,
Zwen Markgrafen hat er mit ihme bracht,
In eime weiten Feld hast du ihr gebitten.

Markgrafe Karle, Fürst und Herr zu Baden!
Den Bischof von Metz hast du in das Feld geladen,
Mit dem von Wirtenberg wollt er beissen,
Dem Leuen in seinem Land reiten,
Zu Zorn und Grimmigkeit wollt' er ihn reissen.

Markgrafe Jörg, Herr und Bischof zu Metze!
Zu Heidelberg hat ihr gern gehöret die Letze,
Der Meister ist Euch zu rechten Zeit kommen,
Wäret ihr daheim in eurem Bisthum blieben,
Eines geistlichen Herren hätt das wohl angezommen.

Des Pfalzgrafen Diener kunnen das wohl bewehren,
Wie man einem Bischof die Platt solle scheren;
Das Handwerk haben sie lang getrieben,
Und hätt die Ritterschaft nit so gewehrt,
Für den Buwern (Bauern) wär' er nit lebendig blieben.

O Leue, laß jedermann sagen was er will,
Die Pfalz gewann bei ihren Tagen nie besser Federspiel.

Mit deinem Waidwerk hast du sie betrogen.
Ritter und Knecht der hast du viel,
Mit den hast du sie lustiglichen umbzogen.

Dein Garn hast du so weit uffgespreit,
Mit noßbaumen Laub wärst du wohl gekleit.
Die Buwern kunnten das eben gemerken,
Eilfhundert Pferde du in dem Felde hätt;
Mit sechstausend Buwern möchtest du dich wohl stärken.

Der Leue hat sich lange Zeit sehr gewehrt,
Bis ihme Gott nu drei Falken hat beschert'
Die lange Federn solle er ihne usrupfen,
Daß sie ihme in kein Schloß kunnen gefliegen,
Neben seins Lande laß er sie hinhupfen.

Redelich Schellen, die hafte ihnen an!
Nimm Guts genug und heiß sie werden Mann,
Daß sie dich mit der Absolution nit betriegen.
Burgen, Siegel und Brief die heiß dir geben,
Ehe du die Falken wieder lässest fliegen:

O ihr Hauptstädte alle uff dem Rhein!
Den Leuen lasset Euch mit Fleiß befohlen seyn,
Denselben sollt Ihr allwegen weiden,
Wann ihr gen Frankfurt in die Messe wollt:
So kann er Euch geben das recht Geleide.

Der dies Gedicht hat gemacht,
Zwar er hat es wohle betracht.
Nachdem es auch ist geschehen,
Gott gebe ihm hie auch lange Frist,
Der Wahrheit mußt' er sich verjehen. *)

---

*) Der von dem Pfalzgrafen Friedrich gegen den Markgrafen Karl von Baden, seinen Bruder, den Bischof von Metz, und den Grafen Ulrich von Würtemberg, welche in das Amt Heidelberg eingefallen waren, erfochtene Sieg fand statt im Jahr

1462. Die genannten drei Fürsten wurden gefangen und mit ihnen ein Graf von Werdenberg und einer von Leiningen, so wie mehrere andere Ritter und Knechte. Ein Herr von Brandis, ein Graf von Helfenstein und sonst noch etliche von der Ritterschaft blieben auf der Wahlstatt. Von Seiten des Pfalzgrafen hat Niemand, denn ein Ritter, Herr Wiprecht von Helmstadt, sein Leben dabei verloren.

Das Lied ist aus einer alten Handschrift auf der Heidelberger Bibliothek. Siehe auch die Volkslieder der Deutschen, herausgegeben von Frhr. v. Erlach. Band II. Seite 254 und fg. Siehe ferner Wolff's histor. Volkslieder, Seite 240.

Man vergleiche mit diesem Liede G. Schwab's Romanze: „Das Mahl zu Heidelberg.“ Siehe dieselben weiter unten, Seite 509.

Kurfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Balladen von Eduard Duller.

1.

Widmung.

In diesen neuen Zeiten blüht manch ein alter Stamm,
Geschmückt statt goldner Früchte mit Ehren wundersam,
Und jedes frische Zweiglein grünt wie ein neuer Ruhm,
Und aus der Krone schallet gar lauter Preis ringsum.

Sanft ruht es sich im Schatten vor'm schwülen Sonnenbrand,
Dabei wird nicht ermatten das Volk und auch das Land.
Drum steigt man zu den Wurzeln tief in die Erd' entlang,
Und gräbt ans dunkeln Schachten die Kraft und den Gesang.

Einst wuchs im Bayerlande ein Baum von seltner Art,
In zwei gewalt'gen Aesten durch Doppelkraft gepaart;
Zwei Ströme rauschten drunter, die Donau und der Rhein,
Zwei Völker saßen drunter in traulichem Verein.

Die Rheinpfalz hieß das Eine, das trug ein edles Reis,
Herr Friedrich war sein Name; ihn schmückte mancher Preis,
Es mochten Feinde drohen, so weit man Teutsche nennt,
Die Sonne riß doch Keiner herab vom Firmament.

So viel auch Männer stritten mit Waffen aller Art,
Nie hat er Schmach gelitten; die Pfalz war treu bewahrt;
Sieghaft muß man ihn nennen bis an die fernste Zeit,
Der Sieg war ja sein Panner, die Ehre sein Geleit.

Auch zeugt' er ein Geschlechte, stark bis zum jüngsten Glied,
Davon soll manche Kunde euch bringen dieses Lied';
Wer nicht vom Besten singet, verliert die Kraft zum Sang,
In diesen neuen Zeiten thut noth ein alter Klang.

2.

Die Feinde in der Pfalz.

1462.

O Markgraf Karl von Baden! O Graf von Würtemberg!
Was schließt ihr feste Bünde zu einem kühnen Werk! [1]
Viel Räthe sehn beisammen und sprechen manchen Rath, —
Was nützt der Rede Warnung, wenn man nicht scheut die That?

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die sprachen: „Hü' dich, Pfälzlein, eh dich der Hirsch noch traf,
Der Hirsch hat scharf Geweihe, [2] und wie nach frischem Quell,
So dürstet er, zu baden im Pfälzer Blute hell.

„Du auf dem grünen Hügel, du Heidelberger Schloß!
Bald soll dein Weingeländ zerstampfen unser Roß, [3]
In deine Friedenshallen zieh ein der rauhe Krieg,
Dann grüßest du wohl Andre, als Friedrich, mit dem Sieg!"

Herr Ulrich sprach hinwieder: „Das ist besondrer Brauch,
Daß Friedrich sieghaft heiße und Würtemberg nicht auch;
Der Pfälzer mag es büßen, wer geizt so mit dem Ruhm?
Dies Schwert in Schwabenfäusten bringt wohl den Pfälzer
drum.

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine spricht
Vom Pfälzer nur in Ehren und von dem Schwaben nicht;
Mag sich's sein kühner Vetter in Landshut wohl versehn,
Viel klüger ist's, alleine den Waghals zu bestehn!"

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war sein
Nam',
Der sprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen, Herr, ist lahm!
Mich deucht, es geht auf Krücken, sobald's die Pfalz betritt,
Indeß das Glück und Friedrich stets halten gleichen Schritt.

„Ich sag' dies unmaßgeblich; 's ist eines Mann's Gedanke,
Der niemals daran dachte, daß er im Kampfe wanke;
Ich mein', auf jene Hügel trat noch kein Schwabenroß,
Es hat gar feste Mauern das Heidelberger Schloß!" —

Da sprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg, laß das
seyn!
Wir ziehn in diesem Monde zu Heidelberg noch ein;
Wir wollen dich dran mahnen, wenn wir beim Siegesmahl
Dort in dem Schlosse sitzen im stolzen Rittersaal!" —

Und es geschah im Sommer, da ritt mit Saus und Braus,
Von Stuttgart hochgemuthet der Graf, Herr Ulrich, aus;
Bei Pforzheim aber harrte, geborgen im Gebirg
Mit Speyr's und Badens Knechten von Metz der Bischof Jürg.

So ging verstärkt nun weiter die kühne Pilgerfahrt,
Bis man vom hohen Markstein die reiche Pfalz gewahrt.
Das ist der Zaubergarten, worin mit stolzer Pracht
Der Himmel seinen Segen aufschüttet und bewacht.

Von Rebengold und Aehren trägt die Natur den Kranz,
Goldfrüchte rings verklären die Flur mit buntem Glanz,
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes Wonnebild,
Mit jungfräulichem Kosen umspielt die Luft es mild.

Graf Ulrich und der Bischof ersehn die reiche Zier,
Da wird ihr Herz ergriffen von Neid und von Begier;
Zu größrer Eile spornet die Habsucht noch ihr Roß,
Und Staubgewölke wirbeln sich dicht um ihren Troß.

So gehts im Sturmesfluge voran von Ort zu Ort,
Wer schirmt vor Rosseshufen der Saaten goldnen Hort?
Zur höchsten Frechheit steigert ihr Uebermuth sich bald,
Und haufenweise brechen sie Aeste aus dem Wald;

Und binden sie den Schweifen von ihren Rossen an,
So ward zerstampft, zermalmet die Saat auf ihrer Bahn; [5]
Wie Hagelwolken schmettern sie Alles vor sich hin
Es fleht das Volk nach Rettern vom völligen Ruin.

Der Bischof und die Grafen sind taub für jeden Fluch,
„O mög' der Himmel strafen so höllischen Besuch!"
So ziehn die wilden Horden von Dorf zu Dorf durchs Land
Mit Sengen und mit Morden bis an des Rheines Strand. [6]

1) Anno praenotato dominicae incarnationis MCCCCLXII Carolus Marchio de Baden, Georgius Episcopus Metensis frater ejus, Johannes Nix Episcopus Spirensis et Udalricus Comes Wirtembergensis simul coadunati congregaverunt exercitum et contra Fridericum Comitem Palatinum procedentes, (quem putabant procul absentem) *omnem terram ejus una cum oppido mansionis ejus Heidelberg in praedam sibi promiserunt.* (Trithem. Chron. Sponh. ad a. 1462. pag. 375).

2) Der Hirsch im Würtemberger Wappen.

3) „Und hatten sich vermessen, Sy woulden die Wyngarden vur Heydelberg, dan des Pfalzraven Wonunge is, affhauen und ym ander vill smaheit (Schmach) andoin. (anthun.)

(Chronika van der hilligen stadt Cölln. Fol. 314.)

4) Als in Stuttgart über diesen Feldzug berathen wurde, gerieth der verständige Hans von Rechberg zuletzt so in Eifer, daß er seinem Herrn, dem Grafen Ulrich, in's Gesicht sagte: „Gnädiger Herr, Ir wöllent dem allermännlichsten und mächtigsten Fürsten, der in Teutschland

wohnt, in sein Land ziehen: Und Fürwar, so werden Ir Ja vor sehen, und mit Im fechten müssen, als wahr ich die Wand vor mir sehe, oder Ir muesset Im flüchtig entrinnen.“

5) Graf **Ulrich** von Würtemberg schrieb dieses aus dem Feldlager vor Heidelsheim (dat. d. 27. Juni) an Markgraf Albrecht von Brandenburg, und: „Daß er den 26. am Herabziehen vor Bretheim (Bretten) das Korn gewüstet, welches sie auch uf Dato (27. Juni) vor Heidelsheim in steter Uebung und vorhabens seyen, den 28. fortzuziehen, und die Feind zu schedigen.“

(S. Steinhofer's „Würtembergische Chronik“ Tom. III. p. 59. und Kremer's „Geschichte Friedrichs“ d. S. Tom. I. pag. 292.)

6) Darnach umb sant Johans Baptisten Tag des obgenannten jars (1462) da hauft sich Markgrave Carle von Baden, grav Ulrich von Wirtemberg, der Bischof von Metz, der Bischof von Speyer und ander ire guten Freund und Herren; machten ein wagenburg und hatten darin zu roß und Fuß bei 8000 mannen guts volks wol bereit mit aller zugehörung, und zogen naher Heidelberg zu. Und da sie kamen bei Sanct Leon, da liessen sie die wagenburg mit dem volk im Felt, und trabten die Herren, der markgrave von Baden, der von Wirtemberg und mit inen der Bischof von Metz; hetten bei die 700 Pferden, als man sagt, ritten zwuschen Heydelberg und Mannheim bei eine Dorf, heißt Seckenheim, und liessen die wagenburg und alles volk hinter ine me dan zwo meilen wegs; ritten also da mutwillen in hochmut.

„Diß wart der pfalzgrave gewar und het nach dem alten bischof von Maintz geschickt, daß er fürderlichen zu im kam, Der kam mit 500 pferden und uf 2000 oder me zu fuße. Das wißten die herren alles nit, vermeinten, der pfalzgrav hett nit über 500 pfert, also hett ine ihr botschaft gesagt.“

(S. Filhart's Arztes Geschichte sr. Zeit, mitgetheilt in Mone's Archiv. Bd. II. pag. 262 u. ff.)

3.

Die Schlacht bei Seckenheim.

(Den 29. Juni 1462.)

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewaltiger Leu,
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er scharf und treu;
Er hat von Gold die Mähnen, und Krallen gut zum Fang,
Es ist der Pfälzer Löwe! Noch wird der Pfalz nicht bang!

Ein andrer Löwe schreitet umher bei Jung und Alt,
Als echter Landeshüter in fürstlicher Gestalt;

Reich unterm goldnen Helme drängt sich das goldne Haar,
Die Kraft hat er vom Leuen, das Auge von dem Aar.

Es war im hohen Sommer, ein heißer Schnittertag,
Als zwischen Rhein und Neckar des Pfälzers Heerbann lag;
Da schritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der junge Pfälzer Kurfürst und sprach den Ritter an:

„O vielversuchter Ritter, Ihr tragt ein herrlich Schwert,
Das manchem stolzen Degen der Scharten viel bescheert;
Hört eines Manns Begehren, der gern umarmt den Ruhm,
Weiht Uns zu hohen Ehren, zum edlen Ritterthum!“

Da spricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt;
Kein Herz schlägt allerwegen so stolz im teutschen Land,
Als wie das meine, da ich von Euch dies Wort vernahm,
Nie flog aus meiner Scheide dies Schwert so wonnesam!“

Vor ihm kniet Kurfürst Friedrich; der alte Degen spricht:
„„Heil mir, daß ich's noch schaute, bevor mein Auge bricht!
So schlag' ich Euch zum Ritter und setz' mein Leben ein:
Wird man Sieghafte nennen, man nennt nur Euch allein!

„„Jetzt will ich freudig sterben, und bet' aus voller Seel':
Du Gott im Himmel, löse mich rein von allem Fehl!
Nach dieser letzten Ehre taugt nur mein Schwert allein
Zum letzten frohen Siege, fall' ich, senkt's mit mir ein!““ — [1])

Jetzt aber, wie ein Sturmwind sich durch zwei Wetter drängt,
Zerbricht der Kampf die Fesseln, in die er war gezwängt.
Nun Baden, bad' im Blute, und Metz, wetz' dein Geschoß!
Ihr Hirschgeweihe zittert! — Der Leu scheut nicht den Stoß!

Das nennt man doch ein Treffen, weil viel getroffen wird:
Der Hirsch und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt.
Um Gott! wer stürzt den Leuen dort in den dichtsten Kampf?
Er sinkt. — Nicht mehr zu kennen ist er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht sieht's von ferne, und blutig spornt er's Roß:
„Mein Seel! des Friedrichs Rappen traf eben das Geschoß! [2])
Da stürzt sein edler Renner! schon sind die Feinde nah!
O Friedrich! wackrer Pfälzer! vertrau nur, ich bin da!"

So ruft der alte Degen und eilt zu seinem Herrn,
Herr Wipprecht sinkt getroffen, und spricht: „Das leid' ich gern!" [3])
Der Kurfürst aber schwingt sich rasch auf ein andres Pferd,
Getrennt zwar von den Seinen, doch siegreich blitzt sein Schwert.

Er streckt mit eignen Händen wohl Manchen in den Sand,
Da schallt's von allen Enden: „Sieg! Sieg! du Pfälzerland!"
Nun bad' im Blute Baden! Es ist dein eigens Blut!
Der Hirsch wirft sein Geweihe! Der Leu traf ihn zu gut!

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Würtemberg und Baden sind's ihrer wackre zwei, [4])
Der junge Pfälzer Kurfürst erblickt den edlen Fang,
„Ein seltnes Jagen!" — ruft er — „Euch Füchse sucht' ich lang!"

Da regt sich's ihm zur Seite — es war ein sterbender Mann,
Der schaut mit freudigen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmstätt: „Gott schütze meinen Herrn!
„Denn sieghaft wird er heißen! jetzt sterb' ich, wahrlich, gern!

„Denn ich schlug ihn zum Ritter, ich alter Degen, ja!
Man wird von Friedrich sprechen mit Ruhme fern und nah,
Mit mir soll man begraben dies Schwert, das stets ich trug,
Das war es ja, mit dem ich ihn heut zum Ritter schlug!" [5])

1) In Kremer's Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, T. I. pag. 299 finden sich in der Note * die Namen aller Derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit zu Rittern geschlagen wurden.

2) „Der Streit wurde hartnäckig und allgemein. Die Verzweiflung that bei dem Feind ihre natürliche Wirkung so stark, daß ein gewisser Geschichtschreiber versichert, daß unsre Reiterei sich beinahe nach der Flucht

umgesehen hätte, und daß dem Kurfürsten das Pferd unterm Leib erstochen worden, so daß er eine Zeitlang zu Fuß fechten müssen." (Kremer, Cap. I. p. 301).

3) ..... vnd Her Wiprecht von Helmstat Ritter, der den Pfalzgraffen Ritter hatte geslagen, wart off des Pfalzgraffen sitten erschlagen. (Altes Manuscript.)

4) Und also gewan der pfalzgrave den krieg und fieng die obgenanten drei fursten mit 350 pferden oder me als man sagt; der markgrave von Baden wart gefangen mit 41 graven, herren, ritter und knechten, on arme knecht'; der von Wirtemberg wart gefangen mit 40 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; der bischof von Metz wart gefangen mit 31 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht; und wurden uf 40 manne erstochen, unter denen waren drei graven, einer von Helfenstein in Schwaben, item ein herr von Prandis und rawgrave, das andere waren edel und arme knechte."

(Fil. Artzt's Gesch. s. Zeit. Erstes Kap.)

5) Zum Gedächtniß dieses Sieges ließ Friedrich auf der Wahlstatt ein steinernes Crucifix errichten mit der Inschrift:

„Als man zalte nach Gottes Geburte MCCCCLXII jar vff sant Paulus Gedechtnuß Tag sint uff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich Pfalzgrave by Ryne ꝛc. vnd Kurfürsten nyder geworffen worden Her Jörg Bischoff zu Metz, Markgrave Karle, von Baden vnd Graue Ulrich von Wirtemberg mit eyner mergklichen Zale Ir Diener, Grafen, Ritter vnd Knecht; und derselben die in solichem Geschaffte tod bliben sind wolle Gott barmherzig sin vnd vff denselben Tag sint viel zu Ritter geschlagen."

(Obige Noten sind aus F. Baaders „Sagen der Pfalz ꝛc." gezogen.)

4.

Das Mahl auf dem Heidelberger Schlosse.

Zu Heidelberg im Schlosse sitzt froh im schönsten Saal
Der Pfälzer Kurfürst Friedrich beim stolzen Siegesmahl;
Auch die gefangnen Grafen sie sitzen mit am Tisch,
Da setzt man, köstlich duftend, vor Beide Braten und Fisch.

Es schäumt in goldnen Kannen der goldne Rebentrank:
„Den Becher" — rief der Kurfürst — „bring' ich dem Sieg zum Dank!
Sieg, sey mir treu vor allen, wie meine Pfalz so treu!
Wie meint ihr, gute Grafen, ob ich verlassen sey?"

Stumm blicken beide Grafen auf's goldene Geschirr;
Gar üppig schmeckt der Braten. — „Was denkt ihr Herrn von mir?“ —
So ruft der Kurfürst freundlich — „Bin ich ein schlechter Wirth?
Ich hab' euch eingeladen und sicher hergeführt.“ —

„Mit Nichten!“ — spricht Herr Ulrich — „Ihr haltet guten Tisch;
Gar würzig schmeckt der Braten, gar köstlich lockt der Fisch;
Nur Brod allein vermiss' ich; das Brod würzt Speis' und Trank ...“
Da spricht im Zorn der Kurfürst: „„Das nenn' ich schlechten Dank!““

Und von dem Mahle geht er an's offne Fenster hin,
Die Gäste folgen staunend; er spricht: „„Seht den Gewinn!
„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemäht;
Jetzt faßt euch selbst die Sichel, die ihren Herrn verräth!

„Speist doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerstört!
Ei, werdet satt vom Segen, den euer Schwert verheert! —
Euch duften zwar andre Speisen, das Brot fehlt euch allein;
Doch Mancher seufzt und betet: wär' nur ein Krümchen sein!

„„Ihr stolzen Herrn und Grafen! Was gilt Euch Volk und Land? —
Wär Gott nicht da, zu strafen, ihr legtet wohl die Hand
Nicht blos an Brot und Saaten, nein, an des Volkes Mark!
Doch Gott im Himmel richtet und meine Faust ist stark.

„„Ihr Gäst' an meiner Tafel, laßt euch nicht stören mehr!
Füllt an die goldnen Becher; der meine, seht! ist leer.
Und vollgeschenkt auf's Neue, bring' ich's dem Volke aus;
Das Volk hat Lieb' und Treue, der Leu bewacht sein Haus!“

Eduard Duller.

Die gefangenen Fürsten blieben an die ¾ Jahr in strengem Gewahrsam und wurden nur gegen ein bedeutendes Lösegeld frei gegeben. Fil. Artzt (Gesch. fr. 3. Cap. I sagt hierüber:

„Nachvolgends umb unser fraven tag lichtmeß A. D. 1463 da wart der bischof von Metz ausgeleidingt mit seiner ritterschaft wol umb 70,000 Gulden, als man sagt; und leidingt da furter sinen Bruder den markgraven aus der gefengniß, desglichen den von Wirtemberg mit aller irer ritterschaft, also: der markgrave von Baden solt geben 100,000 Gulden, und dafur solt er dem pfalzgraven ingeben die gravschaft von Spanheim zu Cruzenach mit seiner zugehörde, darzu Besickheim vor 25,000 und Beinheim vor 10,000 Gulden, auch sonst eine große Summa in barem gelt oder uf ziel. Und sollen alle obgenannten Herren mit iren dienern dem pfalzgraven ewiglich verbunden seyn. Doch so wart dem markgraven ufgesetzt ein gelt 30,000 Gulden, wer' es, das er den pfalzgraven aussern Banne schufe, dieweil er gar wol mit dem papst daran wer'. Doch wollt' es der papst nit thun. Diese leiding als der markgrav aus kam, beschach nechst mitwoch vor Georgis (20. April) A. D. 1463. Darnach uf mitwoch nach sant Gorgentag (27. April) des itztgenannten jars kam der von Wirtemberg auch aus umb 100,000 Gulden und gab dem widdem (Witthum), den sin hausfrav hette von der Pfalz, wider, wan sie des jungen pfalzgraven Mutter was, darzu alle die cleinoter, die ir der pfalzgrave vormals geben hette, als man dazumal sagte."

(Außer dieser und Gust. Schwab's Bearbeitung*) der Geschichte der Seckenheimer Schlacht hat sie auch Simrock in seinen Rheinsagen poetisch gefeiert.)

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus:
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein; [1])
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:

*) Wir würden es uns als Vergehen anrechnen, wenn wir diese treffliche Romanze hier nicht einschalteten.

Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse,
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald. [2])

Sie wollen seiner spotten:
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß:
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest:
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest.
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz;
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.

Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben seyn:
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt:
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag:
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es satzten sich die Fürsten.
Da mocht' es seltsam seyn:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts;
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?

„Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den edlen Trank der Rhein.

Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert:
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„,Herr, fürstlich ist dein Bissen;
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brot?'"

„Wo ich das Brot gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal:
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land:
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf' und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besät mein Feld,

Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

„Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt:
Sie wartet nur auf euch.
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz: [3])
So findet bei der Schüssel
Das Brot den rechten Platz!"

Gustav Schwab.

1) „Wohl in die Pfalz am Rhein" ꝛc.

Graf Ulrich von Würtemberg, Karl I., Markgraf von Baden, Schwager des Kaisers Friedrich III., und sein Bruder Georg, Bischof von Metz, zogen als Bundesgenossen Adolf's von Nassau aus, um Diesem das dem Grafen Diether von Isenburg durch den Papst abgesprochene Kurfürstenthum Mainz zu erobern. Diether fand aber an Friedrich dem Sieghaften, Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein, eine kräftige Hülfe.

2) „Zum Wetterhimmel bald" ꝛc.

Friedrich hatte 800 Mann zu Pferd und 200 zu Fuß. Vor dem Schwezinger Wald stieß noch Diether und der Graf von Katzenellenbogen mit 300 Reitern zu ihm.

3) „Und öffnet euren Schatz."

Georg mußte sich mit 50,000, Ulrich und Karl, nach dreizehnmonatlicher Gefangenschaft, Jeder mit 100,000 Gulden lösen; bis zur völligen Abzahlung wurden ihre Ländereien verpfändet. Die Walstatt Seckenheim bezeichnet ein steinernes Crucifix mit einer Inschrift. Diether blieb Kurfürst, und verpfändete (1463) die Bergstraße an Friedrich für 100,000 fl. Der unternehmende Friedrich mag somit der Pfalzgraf seyn, der, nach der Sage, vergebliche Anstalten machte, die Riesensäule vom Felsberg wegzuschaffen.

5.
Trutzkaiser.
(1474.)

„In diesen schlimmen Zeiten wer baut mir einen Thurm,
Darin mein Haupt kann ruhen bei Hagel und bei Sturm?
Der Hagel schlägt die Saaten; die meinen sind der Ruhm,
Die schlägt so leicht kein Hagel, kein Sturmwind wirft sie um!

„Wo ist der kundige Meister, der solchen Thurm mir bau'?
Der starr und unbezwinglich aufs Land herniederschau'?
So wie im Sonnenlichte aufs Volk der Herrscher blickt,
So sey der Thurm ein König, der sich vor Niemand bückt!"

So sprach der Pfälzer Kurfürst, da trat ein Both' herein,
Der brachte Plän' und Risse, ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Both' in Eile, der trug ein Pergamen,
Blaß waren seine Wangen vom schnellen Ritt zu sehn.

Der Kurfürst nahm die Rollen und las mit raschem Blick,
Und rief: „Hier mag man schauen, wie launig das Geschick!
Ich prüfe Plän und Risse zum Thurm und zum Verließ,
Mein Feind, der Kaiser aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn' ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
Kurfürst soll mich nun nimmer benennen Land und Stadt,
Ein Brief besiegt den Degen, den nie bezwang die Schlacht;
Dies Blättchen, schwarzbeschrieben, legt mich in Reiches-
Acht!"

Er wiegt das leichte Blättchen, der Degen unverzagt,
„Ei!" — ruft er dann mit Lächeln, — „Das hab' ich stets ge-
sagt:
Es sind gar schlimme Zeiten, wenn solch ein Wetter droht,
Da sucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Noth.

„Mag mich der Kaiser schelten! Er schilt im sichern Haus,
Bei Sanct Georg! Gemächlich spricht er die Acht hier aus.
Drum, wenn's behagt dem Kaiser, in Wien so zu geruh'n,
Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, nach gleichem Sinn zu
thun!

„Schafft mir kunstfert'ge Meister von allen Enden her!
Manch Werk hab' ich vollendet, das stürzt so leicht nicht mehr!
Die Lust am Bauen hab ich von meinem Stamm geerbt,
Doch sehn' ich mich nach Ruhe, von Narben tief gekerbt.

„Langweil'ger alter Kaiser! nicht acht' ich deiner Acht!
Mir hat mehr Lorbeerreißer, als dir, die Zeit gebracht!
Drum will ich keck es wagen und bau mir einen Thurm,
Dran sich umsonst zerschlagen die Flügel mag dein Sturm!" —

So kam's zu langem Kampfe und Mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem langen Tage die längste düstre Nacht.
Weit scholl im teutschen Lande des starken Friedrichs Lob;
Der Kaiser, gleiches Namens, kein Wort davon erhob.

Die Acht ward weit verkündet seit jenem Tag im Maj,
So oft man sprach das Wörtlein, der Pfälzer lacht dabei;
Wie sollt' er auch sie scheuen? Kein Mann im ganzen Land
Hätt' zu der Acht Vollstreckung geliehen seine Hand.

Nach wenig Wochen aber stand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge ins Land herniederschaut.
„Wie tauf' ich doch mein Thürmlein?" — Der Kurfürst fragt
und lacht, —
„Nichts bleibe ohne Namen was meine Kraft vollbracht!

„Nun denn, zu Schutz und Trutze brauch' ich Gevattern
auch,
Es kommt mir nur zu Nutze der alte gute Brauch;
Mein Schutz ist Schwerteseisen, mein Trutz sey dieser Thurm!
Trutzkaiser soll er heißen und trotzen jedem Sturm! *)

Eduard Duller.

*) „Es hat selbigen (den Thurm Trutz-Kaiser) der Kurfürst Friederich I. im Jahr 1461 oder 1462 erbaut, als er sich des Erzbischofs und Kurfürsten Diether von Maynz annahm, ihn wider seine Feinde beschützen half und deßwegen von dem Papst in den Bann, vom Kayser aber in die Acht erklärt, und von verschiedenen Armeen zugleich angegriffen wurde. Um aber zu zeigen, daß er weder nach dem päpstlichen Banne, noch der Kayserlichen Achts-Erklärung etwas fragte, ließ er diese Veste gegen das Ende der Speyerer Vorstadt in der Mitte des Geißbergs aufwerfen und selbige Trutz-Kaiser nennen. Weil aber dieses Schloß oder Schanz in dem dreißigjährigen Krieg sehr verfallen und verdorben worden, ließ Kurfürst Karl Ludwig solches wiederum ausbessern und auf's Neue befestigen; schaffte den verhaßten und dem Ansehen Kayserlicher Majestät zuwiderlaufenden Namen ab, und ließ es nach der Figur, die sie hatte, den Stern oder Sternschanz nennen; zu dem Ende gab er im J. 1666 im September einen scharfen Befehl heraus, des Inhalts, daß künftighin bei hoher Straf sich Niemand mehr sollte gelüsten lassen, die neue Sternschanz Trutz-Kaiser zu heißen, und sollten diejenigen, so sie einmahl also nennten, um einen Ducat, zum zweitenmahl um zwo, zum Drittenmahl um drey Ducaten, zum viertenmahl aber gar am Leib gestraft werden Im letzten Französischen Krieg ist sie völlig zerstört und zu einem Steinhaufen gemacht worden, so daß man anjetzo nichts als die bloßen Rudera davon siehet."

(S. Kaysérs „Histor. Schauplatz." Seite 168 — 69.)

Pritschen-Peter.

Dieser Mann lebte als lustiger Rath bei Friedrich IV., Kurfürsten von der Pfalz, und war ein witziger Kopf.

Der Kurfürst war einst unwillig auf ihn und befahl ihm, den Hof zu räumen. „Ich bins zufrieden," — antwortete der Narr — „aber laßt mich mit der Silberkammer den Anfang machen!"

In einem Wirthshause zu Heidelberg stand der Vers angeschrieben:

„Wer vor zwanzig Jahren nicht schön,
Vor dreißig Jahren nicht stark,
Vor vierzig Jahren nicht witzig,
Vor fünfzig Jahren nicht reich,
An dem ist alle Hoffnung verloren."

Dies las einst Jemand Petern vor, welcher darauf antwortete: „Nun, so ist Alles an mir verloren! Schön bin ich nicht, das seht ihr wohl; stark bin ich nicht, das weiß ich wohl. Klug bin ich nicht, sonst wär' ich nicht Pritschen-Peter. Reich bin ich auch nicht, sonst borgte mir jeder Wirth gleich eine Kanne Weins, was aber nie der Fall ist. Drum möge mir Gott und mein gnädiger Herr helfen!"

Einmal hieß ihn Jemand einen Narrenfresser, dem gab er zur Antwort: „Da ist's ein Wunder, daß du noch am Leben bist; oder du mußt noch nicht lange zu Hofe oder hier in der Stadt seyn!"

Ein Anderer sagte zu ihm: „Ich wollte, du wärst entweder ein ganzer, oder gar kein Narr, so könnte man besser mit dir zu recht kommen!" — worauf er versetzte: „Gib mir deinen Sparren zu dem meinigen, so bin ich ein ganzer Narr!"

Als ihn Einer fragte, warum die meisten Narren keine Weiber hätten, oder warum, wenn sie auch welche hätten, sie doch keine Kinder bekämen? entgegnete Peter: „Mein! weißt du den Spruch nicht: „„Die Welt ist so voll Narren, daß keine mehr nöthig sind!""

(S. Weidne'rs „Apophthegmata." S. 326.)

Konrad Pocher.

Konrad Pocher oder Bocher hütete als armer Junge in einem Dorfe der Pfalz die Kühe um den Taglohn. Einst gab man ihm zur Beihülfe einen andern Knaben mit; da dieser aber mit der Krätze behaftet wurde, konnte er ihm keine Dienste leisten. Pocher, der erst kürzlich gesehen hatte, wie ein Jäger einen räudigen Hund aufhing, henkte, in der Meinung, dies sey ein probates Mittel gegen diese Krankheit, seinen Genossen bei den Füßen an einem Baum auf. Abends darauf trieb er seine Kühe allein nach Hause und erzählte den Leuten ganz arglos das Geschehene. Man warf ihn alsbald ins Gefängniß und stellte ihn auf allerlei Weise auf die Probe, um sich zu überzeugen, ob er wirklich blödsinnig sey; in der That war

Am Ende der alten Pfalz ragt eine Warte hervor, das weite Land zu überschauen. Hier lag eine unermeßliche Menge Pulvers verwahrt. Ein Donnerschlag, — das Gebirg rings umher zittert zusammen, die Mauern des Thurms spalten sich, der zündende Strahl fällt in die Tonnen — die Erde bebt, der Hügel wanket — das Schloß liegt am Boden, Balken und Steine fliegen in die Stadt herab, Thüren und Fenster springen aus ihren Angeln, Häuser stürzen ein und begraben ihre Bewohner; betrübt flieht, wer sich noch flüchten kann, doch weiß er nicht wohin. Einige bergen sich in Kellern, Andere rennen ins Freie, stumm vor Entsetzen schmiegen sich die Kinder in den Schoos ihrer Mütter; ganze Familien flüchten aus ihren Behausungen und geben ihr Eigenthum preis; Viele stehen wie an den Boden geheftet, starr und besinnungslos.

Aber auch Viele fanden ihren Tod in der Zerstörung und erst das wiederkehrende Licht machte die Verwüstung recht sichtbar."

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

1573.

„Staubwolken fliegen auf — Ha, Reiter ohne Zahl!
Sie sprengen lustig her durchs grüne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt ihr Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen!" —
„„Es sind Franzosen, Herr! — doch sicher nicht zum Streit
Erschienen sie vor Euch; sie führen Festgeleit!""

Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig spricht
Zum frommen Friederich; der sagt: „Ich bin bereit
Sie freundlich zu empfah'n; dem Gast reich ich die Hand.
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht;
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,

Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der Teutschen Gunst im Voraus schon bewahre.
Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein!
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner seyn,
Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenken im Schlafe hinzumorden."
Der Kurfürst sprichts mit Ernst, ertheilet die Befehle,
Und zieht sich dann zurück in seines Schlosses Säle.

Indessen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch zierlich prächt'ger Trupp! Wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelstein! Was selbst die fernsten Lande
An auserlesnem Schmuck, an einzig schönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies Alles sieht man hier in seltenem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderschein,
Des Tigers scheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Die Perlenmutter auch in lichtem Farbenschmelz,
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federnpracht,
Von Helm und Harnisch dir mit Lust entgegenlacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf seinem Berberroß;
Hoch sieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen,
Stolz wieget sich sein Haupt, bestimmt die Kron' zu tragen.

Jetzt ist das Thor erreicht; weit öffnet es die Flügel;
Der Herzog sprengt herein, schwingt rasch sich aus dem Bügel,
Wirft Peitsch' und Zügel ab — Doch wie? Was soll das seyn? —
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein!
Kein Diener ist zu sehn von Nahe noch von Fern;
Welch' schmählicher Willkomm so königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen,
Wird endlich an der Thür' der stolze Gast empfangen.
Zwei teutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da plötzlich öffnet sich die zwiegespalt'ne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt — ihm fehlen alle Worte;

Er blickt entsetzt umher — welch eine Schreckensstunde?
Denn dicht gedrängt um sich gewahrt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entflohn,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Kurfürst Friedrichs Thron;
Und ihm entgegenblickt, hoch an des Saales Wand
Coligny, wie er stirbt, gemalt von Meisterhand;
Wie von Begeisterung das Antlitz übergossen,
Der greise Held erblaßt durch Valois's Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen Bild,
Da grüßt der Kurfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.
Drauf muß der Frankenfürst auch strenge Worte hören
Von jenem schändlichen blutdürstigen Verschwören
Der unglückseligen Bartholomäusnacht,
Die blinder wilder Haß unchristlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterlist und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof sich nicht der frechsten Laster scheue. —

So spricht der teutsche Fürst mit würdevoller Ruh,
Dem stolzen fränk'schen Gast an seinem Hofe zu.
Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundet's Valois nicht, er sehnt sich, fortzuziehn.
Von Heidelberg herab, dem schönen Felsenschloß,
Eilt schweigend und beschämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzen Gold und Stein von Harnischen, den blanken,
Es weht der Federnschmuck im Wind mit stolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou schwören:
Von nun an soll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbst in der größten Noth, bei solchen deutschen Bären,
— Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren.

Heribert Rau.

Als zu Ende des Jahres 1573 und zu Anfang des folgenden, Heinrich, Bruder des Französischen Königs Karl IX. und dessen Nachfolger, als erwählter König von Polen, dahin durch Deutschland reiste, wurde ihm Ludwig, Graf von Löwenstein und Herr von

Scharfeneck als Kaiserlicher oberster Begleitungscommissär beigegeben. Ein ungenannter Sekretär desselben hielt hierüber ein umständliches Tagebuch, welches auf sieben Bogen in Quart gedruckt erschienen ist. Hierin kommt unter andern interessanten Zügen, auch folgende Anekdote vor:

„Auf wiederholte Einladung Kurfürstens Friedrich III. zu Pfalz, durch seinen zum Empfang und Geleit entgegengesandten Prinzen Christoph, daß, weil er Leibesschwachheit halber nach Oppenheim nicht kommen könne, der König ihn zu Heidelberg besuchen möchte, begab sich dieser am 11. Dezember dahin. Der Kurfürst lag unwohl zu Bette und konnte deßwegen keiner Freude mit dem König pflegen oder sich viel mit ihm besprechen. Auf dessen Anregung aber las ihm, als er ein wenig erwarmt war, Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, im Kurfürstlichen Gemache bei genommener Gelegenheit eine ernstliche Collecte (Text), wegen des vor einem Jahre in Paris und andern Orten Frankreichs, wider alle Treue und Glauben an dem Admiral von Coligny und seinen Glaubensgenossen unmenschlicher Weise verübten Mords, (Pariser Bluthochzeit), welches Gott nicht ungestraft lassen würde. Der König suchte denselben damit zu entschuldigen, der Admiral habe auf der Hochzeit eine heimliche Meuterei anrichten, und den König, seinen Bruder, überfallen wollen. Der Kurfürst aber fragte ihn flugs: „Lieber! Wie stark ist der Admiral mit allen seinen Hugenotten auf die Hochzeit kommen?„ Und da der König (Valois) geantwortet: „„Auf tausend Pferde stark;'" fragte der Kurfürst weiter: „Ist gut, Lieber! Wie stark ist aber der König wohl da gewest?" -- Auf Valois Antwort: „„Auf Dreitausend,"' — sagte der Kurfürst: „Da liegt's. Wie hätten Tausend wider Dreitausend etwas anfangen dürfen, in einer solchen großen Stadt, wo männiglich gern die Hände in der Hugenotten Blut gewaschen hätte? Sehet selbst, wie es so gar nicht klappte, und Eure Reden wider Euch selbst zeugen!" — Diese verdrüßliche Vorhaltung soll in die fünf Stunden lang gewährt haben, worüber sich auch des Königs Kanzler in Oppenheim hernach sehr beschwert hat."

(Aus Freihr. von Hormayr's Taschenbuch von 1833. Seite 43—44.)

Andere Chronisten erzählen diese Scene mit verschiedenen Varianten, deren eine H. Rau zu seinem Gedichte benützt hat. Man vergleiche hierüber die Worte des Historikers de Thou, des P. Daniel und Kayser's Schauplatz, Seite 305. Ferner A. Schreiber's „Vaterl. Blätter" 1812. Nr. 18. &c.

Mäßigkeitsvereine.

Schon Anno 1524 wurde zu Heidelberg bei einem fröhlichen Armbrustschießen eine solche Verbrüderung von 15 Fürsten und Bischöfen, sammt einer großen Zahl Grafen und Edelleuten geschlossen, wobei sie erklärten, sie selbst wollten sich des vollen und halben Zutrinkens enthalten und ihre Diener verabschieden, die sich dessen nicht enthalten wollten, also, daß diese bei allen verbrüderten Herrn keinen Dienst mehr finden sollten.

Einige Jahre darauf findet sich ebenfalls ein Orden gegen das Saufen zu Heidelberg, vielleicht aus dem ersten entstanden. Die Mitglieder waren theils Ritter, theils nicht ritterbürtig, und trugen zum Wahrzeichen einen goldenen Ring. Wer gegen das Verbot Andern zutrank, mußte den Armen einen Goldgulden geben, und den Ring zurückliefern. Ein Mitglied, Leodius, wurde von seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich II., in einer Angelegenheit zu dem englischen König, Heinrich VIII., gesendet. Der redliche Mann gefiel dem wunderlichen König so sehr, daß er ihn einer besondern Vertraulichkeit würdigte. Einstmals rief Heinrich nach einem langen Spaziergang: Mich dürstet, man bringe mir zwei der Riesenbecher, einen voll Wein, den andern voll Bier. Hierauf ließ er dem Leodius die Wahl: Einen aber, setzte er hinzu, mußt du mir zubringen, damit du siehst, daß die Engländer und der König selbst auf gut teutsch trinken, und Deinem Fürsten melden kannst, es werde ihm, wenn er nach England kommen wolle, an Zechbrüdern nicht fehlen. Leodius sträubte sich gegen die Anmuthung, und berief sich auf sein Ordensgelübde. Heinrich aber setzte ihm so heftig zu, daß Leodius endlich in Verzweiflung den ungeheuren Pokal ergriff und in vier schweren Zügen leerte, indessen der König sein Bier in einem Schluck hinabgejagt hatte. Bei seiner Abreise verehrte ihm Heinrich unter andern Geschenken 60 goldene Ringe, welche wider den Krampf gut seyn sollten, und gab ihm für seinen Pfalzgrafen einen goldenen Becher. Sobald Leodius heimgekommen war, erzählte er den Vorfall seinem Herrn, als Ordensmeister, im Vertrauen. Dieser versammelte auf den Abend die Brüderschaft, und trug die Sache

vor. Die Mitglieder erklärten ihn einstimmig für schuldlos und leerten, der Ordnung nach, den mitgebrachten Becher. Leodius war für solche Nachsicht dankbar, und schenkte jedem Anwesenden einen Krampfring.

Im Jahr 1600 wurde ebenfalls zu Heidelberg der Hessische Orden der Mäßigkeit gestiftet, jedoch, wohl aus Rücksicht auf die teutsche Trinknatur, nur auf zwei Jahre. Kein Mitglied durfte täglich mehr als 14 Ordensbecher voll Wein trinken. Der kleinere Sünder gegen dieses Gebot wurde ein Jahr von allem Ritterspiel, der schwerere Verbrecher auf zwei Jahr von allem Wein ausgeschlossen, und der Hauptfrevler zahlte zur Strafe 300 Thaler, oder gab zwei seiner besten Rosse. Diesen Strafen unterwarf sich auch Kurfürst Friedrich V.

Alle diese Gegenanstalten halfen wenig und diese Gegensauforden waren von kurzer Dauer. Es wurden fernerhin Trinkgefechte geliefert, und mit lauter Gesundheitstrinken brachte man sich um die Gesundheit.

L. H. W.

Des Pfalzgrafen hölzerner Dom.

(1591.)

(Pfälzer Mundart.)

Zu Köln, in der heilig Schtadt Köllen am Rheinn,
Do wachse die Kerchedhörn*) wild;
Do schteht en groſsmächdiger schteenerner Dum,**)
Un Prozessione gehn rings drum erum;
Viel schöne Aldär un manch gnadereich Bild
Is dort zu Köllen am Rheinn.

Am Rheinn, vun de Felseberg hoch üwwerm Rheinn,
Do gucke die Burge ins Dhal,
Viel Burge mit runde un eckige Dhörn
Die sage zum Schtrom als gebiedende Herrn:
Rheinn, nemm dich hübsch zsamme un schnür dich feinn schmal,
„Mir wolle's, gehorch uns, o Rheinn!"

*) Kirchenthürme.
**) Dom.

Der Palzgraf bei Rheinn is e fröhlicher Mann,
Der baut an de Berg hinn sein Weinn,
Der baut sich e Burg, un die Burg is seinn Schtolz,
Der baut sich en Dum, un der Dum is vun Holz,
Un sächt als e gnädiger Herr zu seim Rheinn:
„Mach Er sich so breet als Er kann!“

Zu Haydelberg in der Palzgrafeburg
Do sicht mar den holzerne Dum;*)
Un is er nit eckig, so is er doch rund,
Un Wallfahrer kumme noch heut uf die Schtund
Aus aller Herrn Länder noch Haydelberg frumm
Zum Palzgraf seim Dum uf der Burg.

Gott grüß dich, du runder dickbauchiger Dum,
Gebaut vum Palzgrafe bei Rheinn!
Dem Herrn zu Lieb wähl ich de geischtliche Schtand
Un meld mich als holzerner Dumdechant,
Un bet for de Palzgraf, un trink'm sein Weinn,
Un sing vor seim holzerne Dum.

O weh! der fröhliche Herr is lang dodt
Un seinn holzerner Dum e Ruin!
Doch fließt durch seinn Land noch der goldene Rheinn,
Doch wachst uf de Berg noch der feurige Weinn; —
E Hoch uf sein Weinn, uf der Rheinn un uf Ihn,
'M Palzgraf e Hoch noch im Dodt!

K. G. Nadler.
(Originalmittheilung.)

*) Das Heidelberger Faß.

Nachdem zur Zeit des 30jährigen Krieges das alte, schon 1591 auf Befehl des Pfalzgrafen Johann Casimir verfertigte große Faß morsch und dem Verfalle nahe war, ließ an dessen Statt der Kurfürst Karl Ludwig i. J. 1664 ein neues und weit größeres erbauen. Dieses konnte man mittelst einer Treppe von 50 Staffeln ersteigen. Oben auf dem Fasse befand sich ein 20 Schuh langer Altan mit einem Seitengang, worauf ehedem 6 Personen ganz bequem tanzen konnten. Vorn an dem Fasse prangte das Kurfürstliche Wappen; oben darauf saß ein Bacchus mit einem großen Kelch in der Hand; links und rechts neben ihm waren viele Satyrs und Bilder von „versoffenen Brüdern“ ange-

bracht; ferner war das, wie das ältere, mit 24 eisernen Reifen umschlossene Faß, welches 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel Wein in sich faßte, auch so hoch, daß ein Mann mit einem Spieße aufrecht darin stehn konnte. Da nun in der Folge, und zwar gelegentlich des französischen Einfalls in die Pfalz, durch die Zerstörung der Stadt und des Schlosses Heidelberg, auch dieses Faß verdorben und ganz unbrauchbar geworden und dann vierzig Jahre hindurch leer gelegen war, so ließ der nachherige Kurfürst Karl Philipp solches wieder ausbessern und herstellen, und, nachdem dies i. J. 1728 völlig zu Stande gekommen, am 1. Maj selbigen Jahres, gerade auf seinen Namenstag, mit Kurpfälzischem Landweine vollfüllen. Zuvor war es mit einer doppelten Treppe versehen, mit des Kurfürsten vergoldetem Wappen, sowie mit allerhand Sinnbildern und neuen Versen geschmückt worden. Ein Strophe lautete:

„Karl Philipps Jahr und Leben
Nach der Zahl soll messen wohl,
So viel Tropfen uns thut geben,
Wann das Faß gefüllet voll."

Unten daran steht noch ein lateinischer Vers, der die Jahrzahl der Renovation dieses Fasses folgendermaßen für die Nachwelt aufbehielt:

„Stat BaCChi renoVata DoMVs VInoqVe sVperbIt."

Vier und zwanzig eiserne Reife hielten es zusammen, und es faßte dasselbe 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel Wein in sich. An demselben las man auch viele Reime, z. B.

Wir können vieler Ding' entbehren,
Und dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Ferner auch:

Man braut Bier im Lande Meißen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen,
Gottlob! die liebe Pfalz am Rhein,
Gibt uns und ihnen guten Wein.

Als dieses Faß auch wieder zu alt wurde, ließ der Kurfürst Karl Theodor ein neues, größeres Faß machen, welches 14 Fuder Wein mehr als das alte enthält.

Hans von Handschuchsheim Tod *).

1.

Herausforderung.

Zu Heidelberg am Schlosse, das jugendlich noch stand,
Versehrt nicht von der Menschen und nicht von Gottes Hand,
Da lachten alle Zinnen mit abendlichem Roth,
Als könnt' es nimmer trauern, als ob kein Sturm ihm droht'.

Und drinnen in den Hallen ging eine laute Lust,
Die Becher strömten über, die Herzen aus der Brust;
Jed' Auge sah zum Himmel und fand ein golden Schloß,
Drin bei der schönsten Jungfrau ein ewger Frühling floß.

Der Pfälzer Kurfürst Friedrich mit seiner Liebsten hold
Saß oben an der Tafel bei Bechern voller Gold;
Von Lüneburg der Herzog, Johann von Brandenburg,
Von Hessen Landgraf Moriz und Philipp von der Murg.

Die saßen zwischen Frauen, wie zwischen Blumenlicht
Sich's Dunkelgrün der Blätter mit goldnem Thau verflicht;
Bei einem süßen Fräulein, die schönste Blum' im Kranz,
Saß mild Friedrich von Hirschhorn und stolz der Junker Hans

Von Handschuchsheim; der Junker fast noch ein Knabe war,
Drum trug er auch so trutzig um's Kinn das krause Haar;
Er drohte ferne Thaten, die er einmal noch thät',
Ging aus geträumten Schlachten, wie man als Sieger geht.

*) Der Zweikampf — welcher unserm Dichter den Stoff zu vorstehender Romanze gab, fiel zu Heidelberg vor, am Hoflager des Kurfürsten Friedrich IV., den 11. December 1600. Johann von Handschuchsheim starb an seiner Wunde den 31. December 1600, als der Letzte seines Geschlechts. Seine Mutter war Ammel Beusserin von und zu Ingelheim.

Drum fordert er auch Ehre von jedem Frauenbild,
Als hätt' schon tausend Wunden sein träumerischer Schild;
Drum flammt auch eifersüchtig sein Blick aus finstern Brau'n,
Daß seiner künftigen Thaten nicht achteten die Frau'n.

Der Erbtruchseß*) von Hirschhorn, der frommen Mutter Sohn,
Pflegt' im bescheidnen Herzen getreu der Religion;
Doch wie des Thales Fruchthain zum dunklen Forste wild,
So stieg zum wilden Muthe des Jünglings mildes Bild.

Denn auf der Heimath Bergen bezähmt' er manches Roß,
In Forsten sank manch Wildschwein von seinem Jagdgeschoß;
Er schlug mit Neckars Stürmen, mit Blitzen manche Schlacht;
Ihn mochte nur bezwingen der Schöpfung stille Pracht.

So wuchs er wie die Eiche in lachender Natur,
Das weiche Haar umwallte sein kräftig Antlitz nur;
Drum liebte manche Jungfrau ihn sehnsuchtsvollen Traums,
Möcht' ihre Locken schmücken mit Blättern dieses Baums.

Drum wandte Hildegarde zu ihm ihr Angesicht;
Drum aus des Junkers Seele der Zorngedanke bricht:
„Mein gnädig Fräulein, dreht Euch doch ganz zum Hirschhorn um,
Das Hälslein, fürcht' ich, wächst Euch sonst häßlich gar und krumm!"

Blaß bebet Hildegarde, wie an der Gluth die Ros',
Und kehrt die schönen Augen hernieder in den Schooß;

*) Das Erbtruchseßamt (Truchseß, dapifer), von Trug (Essen) und setzen (auftragen), das des Seneschals, der die Oberaufsicht über Küche und Oekonomie der Kaiserl. Hofhaltung führte und bei dem feierlichen Gastmahle, welches der Krönung des teutschen Kaisers folgte, viel silberne Schüsseln mit Rindfleisch auf die Tafel zu setzen hatte, war am teutschen Kaiserhofe eine der höchsten erblichen Würden des Reichs, gehörte seit frühester Zeit zu Bayern; von 1356 — 1623 den Kurfürsten von der Pfalz und von da, bis zur Auflösung des teutschen Reichs, noch zu Bayerns Privilegien.

Doch Friederich der Truchseß, ein flammend Augenpaar,
Wie wenn der Blitz in Söller herabgefahren war:

„„Herr Junker! ... feiger Knabe, was schimpfest du so kühn?
Die Jungfrau macht die Galle dir im Gesicht erglühn?
Bei Gott! hör' ich, und räche nicht Unglimpf teutscher Frau'n,
So werd' aus deinem Schlunde die Zunge nicht gehau'n!""

„Sieh da, der sanfte Koser, wie wird er ritterlich!
So süße bei den Frauen, den Männern bitterlich!
Wie seinen Rindern will er die Zunge aus mir hau'n,
Versteht wohl umzugehen mit Rind, doch nicht mit Frau'n." —

„„Herr Kurfürst! weiset gnädig den frechen Hohn zu Recht,
Erlaubet meinem Degen, jetzt trifft er mir nicht schlecht!""
Noch wehte sanft die Freude in der Versammlung Kreis,
Wie sanfte Lüfte wehen im Blüthenwald des Mai's:

Da aus der Zwietracht Wolke fuhr lichter Blitze Loh',
Daß aus dem Kreis die Freude mit allem Witze floh;
Da ward es plötzlich stille, wie vor Gewittern still,
Und horchte man zum Donner, was seine Stimme will.

Doch Jene stürmen eilig selbander aus dem Saal,
Die Mitternacht erwartend im schönen Neckarthal;
Denn ernst verwies der Kurfürst des Zornes frevlen Streit,
Und dieses Streites Schlichtung zur eignen Tapferkeit.

Wie glänzt im tiefen Dunkel der weite Markt so licht,
Das sind der Schwerter Funken, wie stieben die so dicht;
Weh dir, o Handschuchsheimer, dein Gegner sticht dich aus,
Weh dir, bald ist erloschen mit dir dein altes Haus!

2.

Der Mutter Fluch.

Um Mittnacht auf dem Markte liegt Hans von Handschuchsheim,
Er liegt in seinem Blute; die Mutter schläft daheim;
Er liegt so still, so friedlich, es ist sein letzter Schlaf —
Der Truchseß mit dem Degen tief in das Herz ihn traf.

Jetzt ist aus seinem Busen der laute Haß geflohn;
Die Mutter schläft zu Hause; im Blut der einz'ge Sohn,
Er lächelt wie ein Kindlein, als hätt' er nie gegrollt,
Als hätte nichts als Liebe sein Blut von je gerollt.

Sie tragen über'n Neckar ihn stumm nach Handschuchsheim,
Den einz'gen Sohn der Wittwe; die Mutter schläft daheim;
Sie tragen ihn zum Schlosse, sie pochen an der Thür,
Da tritt mit einer Lampe die Mutter bang herfür.

Da zucket um die Leiche der Fackeln rother Schein,
Ihr Angesicht, das bleiche, wird selbst wie todter Stein,
Auf blutbefleckter Bahre sieht sie den theuren Sohn,
Ergraut sind ihre Haare — ihr Athem ist entflohn.

Und wie sie wieder aufwacht und wieder kennt den Sohn,
Sie hell zum Himmel auflacht wie aller Welt zum Hohn.
„So hüllt man dich in Rosen, mein gutes armes Kind!
O sagt, durch wen sie sproßen? O sagt's mir an geschwind."

„Durch Friederich von Hirschhorn," — tönts aus der Träger Mund.
„Ha, Friederich von Hirschhorn! so möge mir zur Stund,
Der Herr des Himmels leihen solch einen Rachestrahl,
Daß ich den Mörder zeichne für Ein und alle Mal!

„Mein Fluch soll dieser Blitz seyn, sein Name soll verflucht,
Verflucht sein Stamm und Sitz seyn, und wenn er Ruhe sucht,

Soll immerfort ihn hetzen der Hölle wildes Heer,
Und selbst im Grabe letzen soll keine Rast ihn mehr!

„Gott mög' ihm nie verzeihen, ihm nie barmherzig seyn!
Mein Sohn, um Rache schreien soll selbst dein Leichenstein,
Und wie mit dir, mein Leben, des Vaters Stamm erlischt,
Sey auch der Name Hirschhorn im Lebensbuch verwischt!"—

Sie hören All' erbleichend der Mutter grausen Fluch,
Als müßte selbst die Leiche aufschrecken aus dem Tuch;
Doch lächelt sie voll Frieden, aus ihren Zügen spricht:
Vom Haß bin ich geschieden, dort oben zürnt man nicht."

C. Schuler.

Die Ahnung.

(1655.)

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth,
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth,
Mir deucht's ein See von Blut;
Mir deucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Gluth.

„Und seht nur, wie es gierig sich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenstern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen schlägt!" —
Herr Pfalzgraf, ei! was fehlt Euch denn?
So sah ich Euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Fantasie! —

„Nicht Fantasie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,

Zur Wahrheit wird das Unglückswort
Das jene Stimme rief!" —
Mein edler Herr, Gott schütze Euch!
Ich kann Euch nicht verstehn;
Sprecht Ihr von böser Ahnung denn,
Habt Geister Ihr gesehn?

„Ich saß in meinem Speisesaal
Und aß, wie stets, allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durchs Fenster dumpf herein.
Und wie der letzte Schall erstirbt,
Da wird so bang es mir,
Und eine Stimme, hohl und tief,
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh' dir!""*)

„Ich hab in mancher heißen Schlacht
Den Tod schon angeschaut,
Es hat mir nie vor seiner Macht,
Vor seinem Ruf gegraut.
Doch dieser Stimme Grabeston
Die dreimal ich gehört,
Hat meinen Muth, hat meine Kraft,
Mein ganzes Mark verzehrt.

---

*) „Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren seyn! Was vor eine Menge von Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!" — Mit diesen Worten fuhr der kranke Kurfürst Karl eines Tages plötzlich aus dem Schlafe auf! Der bei ihm wachende Arzt erschrak darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch traurige Weissagung sie enthielten? — Sichtbar schwanden von nun mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürsten, und nach fünf Wochen um die Mittagszeit des 16. Mai 1685 erlosch sein abgezehrtes Leben."
(S. J. Baader's „Badenia," I. Jahrg. S. 277.

Karls Tod — mit ihm endigte die Simmern'sche Linie des Pfälzischen Hauses — führte den Orleans'schen Krieg wegen der Pfälzischen Erbfolge herbei, der so verderblich für die Pfalz ward.

„Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein —
Bald wird die schöne stolze Burg
Ein Scheiterhaufen seyn!“
Der Pfalzgraf sprachs und schleicht davon,
Das Herz ward ihm zu schwer;
Das Leben war ihm öd' und kalt,
Er lächelte nie mehr!

Heribert Rau.

Der Pfalzgraf. *)

Es reitet die Gräfin weit über das Feld,
Mit ihrem gelbhaarigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt,
Und wollen fein fröhlich und lustig seyn.

Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus?
O reitet mit Eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kommt selber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter ins Grab:

Es hat ihn eine Kugel so tödtlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll seiner beim Scheiden noch eingedenk seyn.

„Hat dich o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär' ich viel lieber im Neckar ersoffen;
Trägt man den Liebsten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm in's Brautbett hinein.

„Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz,
Will sterben und scheiden von Güter und Glanz;

*) Wahrscheinlich des Kurfürsten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, erschossen vor Mainz, 1689 den 30. Juli.

Lieb Mutter, setz Du mir den Kranz in das Haar
Auf daß ich schön ruhen kann auf der Bahr.

„Steck mir an den Finger das Ringlein fein,
Er mit mir soll liegen ins Grab hinein,
Ein schneeweißes Hemdelein zieh du mir an,
Auf daß ich kann schlafen bei meinem Mann.

„Auf Töchterleins Grab sollst legen ein Stein,
Drauf sollen die Worte geschrieben seyn:
Hier ruhet der Pfalzgraf und seine Braut;
Da hat man den beiden das Brautbett gebaut."

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn ꝛc." II. Band).

Der Blitz.

(1764.)

Geendet ist der Streit;
Des Krieges Furie schweiget,
Aus Schutt und Asche steiget
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbarenwuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth,
In Teutschlands schönsten Gauen
Der Teutsche aufzubauen.

So aus dem Schutt empor
Ist in den Pfälzer Landen
Auch Heidelberg erstanden.
Es will Karl Theodor
Dort allen Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag ist drückend schwül;
Kein Lüftchen will sich regen,
Kein Blättchen sich bewegen.
Ein ängstliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen
Hält Mensch und Thier umfangen.

Da kommt in finstrer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren schwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düster liegt das Schloß —
Gleich einem ries'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen —
Der Finsterniß im Schooß.
Wie ragen seine hohen
Thürme mit stolzem Drohen! —

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus!

Doch wehe! welch ein Schlag!
Welch Feuermeer! — Es zischet
Rasch Blitz auf Blitz und mischet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr! es wimmert Sturm!
Es steht das Schloß in Flammen!
Schon stürzt es dort zusammen
Nah bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind schnaubt,
Und aller Hülf' zum Hohne

Drückt er die Flammenkrone
Der stolzen Burg auf's Haupt. *)

Es ist um sie geschehen —
Die Zinnen sind gefallen,
Verödet stehn die Hallen,
Gepeitscht von Windesweh'n.

Du trotztest kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer,
Zerstört die Herrlichkeit.

Träum' sanft! — In Todesnacht,
Bist selbst du noch erhaben,
Wirst noch die Nachwelt laben
Mit deiner alten Pracht!

Heribert Rau.

---

*) Die Feigheit des Stadtcommandanten, General Heidersdorf hatte im Orleans'schen Erbfolgekriege Stadt und Schloß Heidelberg den Franzosen in die Hände gespielt. Festungswerke, Thürme und die Neckarbrücke wurden gesprengt und Stadt und Schloß in Brand gesteckt. Das Glück war für Heidelberg dahin. Zwar ließen die Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp, Stadt, Schloß und Brücke wieder herstellen, da jedoch Letzterer wegen der Kirche zum heiligen Geist mit den Bürgern in Streit gerieth, verlegte er sofort seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim, wo er das neue Schloß und die Jesuitenkirche bauen ließ. Sein Nachfolger Karl Theodor besuchte an einem heitern Frühlingstage die verödeten Hallen des Sitzes seiner Vorgänger. Das Geläute der Glocken, eine über den Schloßberg wallende Procession, die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit und der Zauber der malerischen Umgebungen machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, den Kurfürstlichen Sitz hier wieder aufzuschlagen. Schon war Alles zu seinem Empfange festlich bereit, als am 24. Juni 1764 der Blitz alle vom Kriege noch verschont gebliebenen wohnlichen Reste zertrümmerte und verbrannte. Karl Theodor, der sehr abergläubisch war, hielt dies für einen warnenden Fingerzeig Gottes, und wagte nicht, das Schloß wieder aus seinem Schutte zu erheben.

(Siehe Baader's „Sagen der Pfalz ꝛc." Seite 102).

Auf dem Schlosse zu Heidelberg.

(Im Julius 1814.)

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand;
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben teutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geistersehnsucht aus:
Die theuern Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht;
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch stehn aus Karl's Palast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen Rast.
Und wo zwei Engel kosen, [1])
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken
All der Stolz, die Herrlichkeit!
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht ersterb' in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Unsre Vorzeit zu erneu'n
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

Vor Allen, die gesessen
Auf Ruprechts hohem Thron,
War Einem zugemessen [2])
Der Erde höchster Lohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind befreit.

Viel der keckſten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weih'n.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite grüne Thal;
Nach dem Fernen soll sie greifen
In des Herrschens falscher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt wie Kirchenglocken,
Teutschland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Wälschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die gepriesne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;

Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Rein ist sie abgewaschen
In warmem Friedesblut,
Und herrlich aus der Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm, [3])
Ob nicht käm' der Tag der Rache,
Ob nicht brauße Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem hohen Freiheitslicht,
Daß die Brust von hartem Steine
Schier vor Wonn' und Liebe bricht.

So stieg nach dreißig Jahren
Elisabeth, dein Sohn, [4])
Der manches Land durchfahren,
Auf seines Vaters Thron.
Er that wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit kühnem Degen
Dem Wälschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn jetzt auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Teutschland, wieder deinen Platz!
Alles will für dich erglühen
Alte Tugend ziehet ein,
Und die teutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein!

Max von Schenkendorf.

1) Ruprecht III., Römischer König, erbaute 1400 den Theil des Schlosses, der jetzt noch seinen Namen trägt, und dessen vordere Wand sich noch bis heut erhalten hat; mehrere historische Merkwürdigkeiten befinden sich an derselben, als: der einfache Reichsadler, das

alte pfälzische Wappen, und vor allem die Verzierung über dem Haupteingang dieses Bau's: Zwei Engel halten einen Kranz von sieben Rosen, in dessen Mitte sich ein aufrecht stehender Zirkel befindet.

2) Friedrich V., der Gemahl der Prinzessin Elisabeth von England, einer der schönsten, aber auch ehrgeizigsten und unglücklichsten Fürstinnen. Die edelsten Ritter bewarben sich um ihren Dienst; Christian von Braunschweig trug ihren Handschuh am Hut und ließ in seine Fahnen setzen: „Für Gott und Sie." Friedrich V. erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von dem nur noch wenige Trümmer erhalten sind.

3) Im sogenannten Stückgarten steht ein viereckiger Eingangsthurm, in dessen Trümmern sich die Bilder dieser zwei Ritter befinden; es sind eigentlich etwas unförmliche Schildwappen, die trotz ihres kolossalen Gliederbaues sich ihre dicken Spieße mit sammt dem silbernen Pfälzischen Wappen, welches sie zu bewachen hatten, von den Franzosen entwenden ließen.

4) Karl Ludwig, der Sohn Friedrichs und Elisabeths, war 33 Jahre alt, als er nach dreißigjähriger Verbannung in sein Vaterland zurückkehrte. Die Pfalz war unterdeß eine Wüste und das Heidelberger Schloß unbewohnbar worden. Dieser edle Fürst that Alles, was in seinen Kräften stand, um den äußern Wohlstand, die bürgerliche Ordnung und die Sicherheit seiner Länder wieder herzustellen. Vor seinem Ende mußte er aber noch die von Frankreich einbrechende neue Verwüstung derselben erleben. Da zeigte sich seine Gesinnung auf eine echt fürstliche und ritterliche Weise. Als Ludwig XIV. die Republik Holland anfiel, hielt der Kurfürst zur rechten, entgegengesetzten Partei. Mehrere feindliche Heerhaufen verwüsteten die Pfalz und die gesammten Rheinischen Lande. Der Kurfürst, der sich von Heidelberg nach der von ihm wieder erbauten Friedrichsburg begeben hatte, sah den Brand längs der Bergstraße und wankte nicht. „So lange ich nur dieses habe" — sprach er, ein Stück Schwarzbrod essend, — „soll mich keine Gewalt schrecken!" — Es ist hier der Ort, zu erwähnen, daß der sogar von den Teutschen hochgefeierte Türenne damals ein eben so arger Mordbrenner und Räuber war, als Rochefort und Vaubrün, als späterhin Melac und Düras, als in unsern Tagen Davoust und Vandamme. Der gutmüthige Teutsche hat aber von jeher diejenigen seiner Feinde, welche die ärgsten sind, weil sie durch einen Schein von Großherzigkeit gleißen, hochgepriesen und dagegen seiner eigenen Helden vergessen. Als der Kurfürst das Elend der Pfalz nicht länger mit ansehen konnte, forderte er den französischen General zum Zweikampf. „Was Sie an meinem Lande verüben," — schrieb er ihm — „kann unmöglich auf Befehl des allerchristlichsten Königs geschehn; ich muß es als Wirkung eines persönlichen Grolls gegen mich betrachten. Es ist aber unbillig, daß meine armen Unterthanen büßen,

was Sie vielleicht gegen **mich** auf dem Herzen haben, darum mögen Sie Zeit, Ort und Waffen bestimmen, unsern Zwist abzuthun." — Der große Türenne stellte sich aber nicht.

Das Leben **Karl Ludwigs** böte einen schönen Stoff zu einer teutschen Odyssee. Seine Geburt von so herrlichen Eltern, der Fall seines Hauses, seine Flucht als Kind, seine Wanderschaft zum Großvater nach England, die Wiedereinsetzung in seine Länder, die neue Verwüstung derselben, und gleich nach seinem Tode der Ausbruch des Krieges wegen der Orleans'schen Erbfolge, der durch die unglückliche Vermählung seiner Tochter veranlaßt war, verflochten mit den Geschichten der Reformationen und des dreißigjährigen Krieges; sein frommer Traum von der Vereinigung aller christlichen Confessionen, welchen er einen **Tempel der Eintracht** in Friedrichsburg erbaute, worin er neben seiner geliebten Raugräfin, **Luise von Degenfeld**, bestattet wurde, u. s. w., ein so vielfältig bewegtes Leben gäbe eine Fülle von Stoff für ein großes Gedicht.

(Obige Noten von **Max von Schenkendorf** selbst, befinden sich in der Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte. Berlin 1837. Seite 390 und ff.)

Der Hexenbiß.

Am Heidelberger Schloß, am großen Thor,
Da hängt ein dicker Ring von Eisen vor.

Wer ihn durchbeißt, erhält das Schloß zu eigen?
Hat Niemand Lust, der Zähne Kraft zu zeigen.

Ihr, die so viele Haar' ihr trägt darauf,
Ihr Herrn Studenten, beißt doch an, wohlauf!

An jenem Ringe sieht man noch den Riß,
Den eine Hex' einst in sein Eisen biß;

Beißt nach in's Loch, das sie vorausgeschafft!
Und zeigt, daß Eure Kraft noch unerschlafft!

(Vergl. **Mone's** „Anzeiger rc." 1835. S. 306.)

A. Schulz.

Der Riesenstein.

Wo lockend das edele Heidelberg liegt,
Sich gastlich am grünlichen Neckar hinschmiegt;

Da lagern viel stattliche Berge gethürmt,
Von brausenden Winden und Wettern umstürmt.

Noch prangete nicht auf dem Berge das Schloß,
Nur's Städtlein sich thalwärts zum Neckar ergoß.

Die milderen Lüfte, das üppige Grün,
Das Rauschen der Wasser, im Thale das Blühn,

Das hatte den Riesen gelockt und verführt,
Der einen der Berge zur Wohnung erkührt.

Und als er zum erstenmal hält seine Rast,
Sieht's Städtlein mit Graun den unheimlichen Gast;

Er steht auf der Kuppe des Berges dort,
Den Sohn auf dem Rücken an sicherem Ort.

Gewanderrt seyn mußt' er aus fremdem Land,
Gar seltsame Pflanzen trug seine Hand;

Mit Nägeln gar scharf gräbt er ihnen ein Grab,
Und senket die Wurzeln der Reben hinab.

Es wandert der Alte oft einsam aus,
Und läßt den blühenden Knaben zu Haus;

Der thut dann zum lustigen Zeitvertreib
Den Schiffern im Neckar viel arges Leid.

So oft sich ein Segel den Bergen naht,
Da sinnt schon der Erzschelm auf bösen Verrath;

Reißt kichernd den mächtigsten Felsblock los,
Und schleudert ihn leicht in der Wasser Schooß.

Wenn hoch sich die Woge dann kräuselt und schäumt,
Empor gleich dem Rosse der Kahn sich bäumt;

Dann fühlet der Knabe die fröhlichste Lust,
Er wird sich der eigenen Kraft bewußt;

Vergnüget sich so manch einsamen Tag,
Treibt's Spielwerk den Schiffern zur Noth und Plag.

Er stauet mit Steinen den Neckar so voll,
Daß öfters aus seinen Ufern er quoll;

Er schleudert die Felsen so kunstreich und klug,
Als ob eine Brück' er den Städtern schlug. —

Einst kehrt von der Wandrung der Alte nach Haus,
Er hatte bestanden den rühmlichsten Strauß.

Es jauchzt ihm das Herze, als hoch auf den Höhn,
Er sieht seinen Jungen so stattlich und schön:

„Ihr ziehet die Stirne stets finster und kraus,
Herr Vater, so oft Ihr nur wandert hinaus;

„Doch kehret Ihr wieder zur Heimath zurück,
Dann strahlet so freudenverklärt Euer Blick.

„Mich dürstet's nach Thaten, es treibt mich zum Kampf,
Aufwirbeln nur seh' ich vom Städtlein den Dampf.

„Herr Vater versucht es und nehmet mich mit,
Zufrieden seyn sollt Ihr mit meinem Ritt!" —

„„Was kommt dir zu Sinnen, du winziger Daus?
Du willst in die Welt mir vor Zeiten hinaus!""

„Herr Vater, so prüfet nur einmal die Kraft,
Die weichlich durch Müßiggang endlich erschlafft!" —

„„Und willst du denn opfern den Frieden zu Haus
Dem Kampf mit dem Zwergen, dem nächtlichen Graus:

„So will ich zur Probe dir setzen ein Ziel,
Das selbst deinem Vater nicht dünket ein Spiel;

„Und lösest vielleicht du's in Jahresfrist,
Dann mögest du wandern nach eignem Gelüst!"'

Los reißt nun der Alte den riesigsten Stein
Und wieget ihn erst in den Händen fein;

Er schleudert ihn hoch und es brauset die Luft,
Wild braust es das Echo durch Thäler und Kluft;

Erst jenseits des Neckar's der Urgranit
Mit Donnergepolter herniederglitt.

Als das der Junge vollendet sieht,
Vor Freude sein ganzes Wesen erglüht;

Er reißt einen Felsblock sich lachend los,
Noch einmal so schwer, noch einmal so groß,

Und schleudert ihn hoch — daß die Gegend erbebt —
Auf den ersten, den er im Falle begräbt.

Als nun dieses Wunder der Vater erschaut,
Vor'm eignen Sohne dem Alten es graut.

Nachdem er noch einmal gemessen den Sohn,
Dreht stumm er den Rücken und schreitet davon.

Und fröhlichen Sinnes, ein mächtiger Held,
Zieht jubelnd der Sohn in die weite Welt,

Wohin die beiden Riesen gewallt,
Die Kunde davon wohl nirgends erschallt.

Nur beide Felsen im kühlen Grund
Nennt Riesenstein noch des Volkes Mund.

Heinrich Künzel.

(Aus der Gedichtsammlung: „Fliegende Blätter" von H. Künzel. Frankfurt 1839.)

Der Wolfsbrunnen.

Als der bei Heidelberg liegende, nun Jettenbühl genannte Hügel noch dichter Wald war, wohnte in seinen Schatten eine Seherin, Namens Jetta. Hoch und würdevoll war ihre Gestalt und in Schönheit und Anmuth der einer Unsterblichen gleich. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke, zu dem der Ruf von dieser Seherin gedrungen war, faßte den Entschluß, sie aufzusuchen und sie über sein künftiges Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht; als er aber nun in ihrem Haine vor ihr stand und eine Jungfrau aus Walhalla zu erblicken wähnte, gerieth er in Verwirrung und konnte vor einer Weile seine Anrede nicht vorbringen. Endlich sprach er in schüchternem Tone: „Hohe Jungfrau! Dir ist, wie mir der Ruf verkündet, die göttliche Gabe verliehen, klar in die Zukunft zu sehen; wolltest du mir nicht auch weissagen, welch ein Loos meiner wartet?" — Jetta warf einen forschenden Blick, der aber bald in ein wohlgefälliges Lächeln überging, auf den jungen Helden und erwiederte:

„Morgen Abend, sobald sich die Sonne zum Untergange neigt, stelle dich wieder hier bei mir ein; ich will indessen die Runen über deine Zukunft befragen!"

Der Jüngling verfehlte nicht, des andern Tages pünktlich um die bestimmte Zeit im geweihten Haine zu erscheinen. Er traf die Seherin in trübe Gedanken versunken. „Was haben die Runen geantwortet?" frug er leise. Jetta schüttelte wehmüthig das lockigte Haupt und erwiederte mit einem Seufzer: „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden; allein ich fürchte, unsre Lebenssterne berühren sich."

„Dann wär' ich ja überglücklich!" — rief der Jüngling, ihr zu Füßen stürzend und ihre Hand ergreifend, die er mit glühenden Küssen bedeckte. — „Willst du denn dein Loos an das meinige knüpfen?" — fragte die Jungfrau. Der Jüngling schwur ihr bei allen Göttern, fortan nur ihr allein anzugehören.

„Dann muß unser Glück vor den Augen der Menschen verborgen bleiben!" — flüsterte mit bebenden Lippen die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die nahe bei jenem Haine spru-

delte, zum Ort ihrer ferneren Zusammenkünfte, wozu jedoch nur die Nacht gewählt werden dürfe. Aber schon in der ersten Nacht, als der liebeglühende Jüngling zur Quelle kam, bot sich ihm ein entsetzliches Schauspiel dar: Jetta lag, bereits leblos, unter den Klauen eines mächtigen Wolfes, der ihre zarten Glieder zerfleischte, zu Boden. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling stürzte augenblicklich mit gezücktem Schwert auf das Unthier los, welches ihm nach kurzer Gegenwehr, von seiner Klinge durch den dampfenden Schlund gebohrt, erlag.

Dann begrub er seine geliebte Jetta unter heißen Thränen an der Quelle und sich selbst in die Waldeseinsamkeit einer Klause nahe dabei, wo er wenige Monde darauf aus Schmerz auch sein Leben verhauchte.

Seit jener Zeit führt die Quelle den Namen **Wolfsbrunnen**.

(S. Al. Schreiber's „Sagen ꝛc.")

(Ferner: „Die Sage vom Wolfsbrunnen." Von Amalie von Helwig, geb. v. Imhof. Hdlbg. Engelmann. In verschiedenen Ausgaben.)

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

(Metrische Version.)

Schon spiegelt auf des Neckars Fluth
Der Mond sein wachsend Horn;
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein ist's, vom Jettenbühl
Die schöne Seherin;
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,

Ein Recke kühn und minnesam,
Den Jetta liebgewann.

Oft bei des Mondes Dämmerstrahl
Hat sie der Quell belauscht,
Da ward gekos't so manches Mal
Und Kuß um Kuß getauscht.

Auch heute wagt sie ihm zur Huld
Den späten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Deucht ihr der Pfad so lang.

Sie hat nicht Ruh, sie hat nicht Rast,
Es drängt sie mehr und mehr,
Waldvöglein sang vom Tannenast:
„O eile nicht so sehr!“

Bald naht dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie sieht, von Busch umzweigt,
Den Buhlen schon: „Mein Schatz, bist du's?“
Er regt sich nicht und schweigt.

Da flog das Mägdlein sehnsuchtsschnell
Ihm zu — mit Ungestüm
Umfängt sie, weh! nicht ihr Gesell, —
Ein lechzend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt,
Hält gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrem Leib entquillt,
Wird Busch und Moos bethaut.

Hört in der Runde denn kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Waidmann! Waidmann, komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!“

Horch auf! er ist's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft sein Streich,
Das Unthier stürzt, die Maid ist frei,
Doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr wohl, herzlieber Jägersmann!
Mein Brautkranz fällt in's Grab."

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend sie gehaust;
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarfluth umbraust.

Bei Heidelberg im Pfälzerland
Begab sich dieses Leid;
Wolfsbrunnen ward der Quell genannt
Sofort von jener Zeit.

Dies Lied findet sich, ohne Angabe des Verfassers, in J. Baader's „Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwalds 2c." (Mannheim. Bassermann. S. 127 und ff.) nebst folgenden Noten:

Die älteste Kunde berichtet: Einst habe die Zauberin Jetta, die auf dem Schloßhügel bei Heidelberg hauste, an einem sonnigen Tage ihre Wohnung, eine alte Kapelle, verlassen, um ihren müden Geist durch einen Spaziergang auf den Bergen zu erquicken. Das Schicksal habe ihre Schritte über die Hügel in ein Thälchen geleitet, wo die dichteste Waldung den moosigen Boden bedeckte. Entzückt von dem rauschenden Gewässer und dem kühlen Schattengrunde, sey sie an der Quelle daselbst niedergekniet, um die glühenden Lippen in den klaren Wellen zu erfrischen. Da habe eine hungernde Wölfin sie erblickt, und plötzlich mit ihren Jungen aus dem Gebüsche hervorstürzend, die Weissagerin, die flehend ihre Hände um Rettung zum Himmel erhob, auf der Stelle in Stücke zerrissen 2c.

Nach mehreren Schriftstellern soll diese Jetta Niemand anders als die Velleda der Bructerer gewesen seyn, was jedoch gewiß eine grundlose Behauptung ist. Aus römischen Historikern ersehen wir blos, daß Velleda gefangen nach Rom geführt wurde; daß sie aber jemals zurückgekehrt, darüber mangeln uns alle Nachrichten. Sehr anmuthig erzählt hat Amalie von Helwig, geb. v. Imhoff, die „Sage vom Wolfsbrunnen."

Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

(Andere Version.)

Sinnend unter Buchenbäumen
Jetta saß, die Seherin,
Saß vertieft in ihren Träumen,
Blickte traurig vor sich hin.
Und zu ihren Füßen spielte
Kieselklar ein frischer Quell;
Jetta, warum du so düster,
Und die Quelle doch so hell?

Fraget nicht, sie hat gelesen
In den Runen ihr Geschick.
Heiter war sie einst gewesen;
Ach, zerstört nun ist ihr Glück!
Fluch dem Blick in künft'ge Tage!
Unglücksel'ge Seherin!
Hast dein Todesloos erspähet!
Deine Ruhe ist dahin!

So, in Träume hingesunken,
Hörte sie den Jüngling nicht,
Der, die Aeste vor sich theilend,
Aus dem Buchendunkel bricht;
Sah nicht, wie er, tief erschüttert,
Stille steht vor ihrem Bild,
Wie vom Götterstrahl getroffen,
Wie von Himmelslust erfüllt!

Und so stand der Jüngling lange,
Bis sie, aus dem tiefen Traum
Aufgewacht, nach Oben schaute
Zu dem blauen Himmelsraum.
Da, geheimnißvoll durchschauert,
Fiel auf ihn ihr Seherblick,
Und von höh'rer Lust ergriffen
Fuhr er gluthentbrannt zurück:

„Seherin, ich bin gekommen
Aus dem fernen Frankenland,
Mein Geschick von dir zu hören,
Wie sich's in den Runen fand."
Und er wollte weiter reden,
Doch im Herzen blieb das Wort,
Nur die Röthe seiner Wangen
Sprach es leise für sich fort.

Und, wie von der Abendröthe
Rosenscheine überstrahlt,
Glühend roth die Wolken glänzen,
Feurig sich der Himmel malt,
Also saß, von Gluth umflossen,
Jetta hier am Quellenrand:
„Morgen sollst du Alles hören,
Wie ich's in den Runen fand!"

Als der Morgen war gekommen,
Stand der Jüngling wieder da,
Und die Seherin verkündet,
Was sie in den Runen sah:
„Fremdling, deines Lebens Loose
Knüpfen sich an meine an;
Denn mit Jetta sollst du gehen
Zu Walhalla's Burg hinan!"

Da, im Uebermaß der Wonne,
Daß nicht Wahnsinn sey sein Traum,
Wirft er sich zu ihren Füßen
Freudetrunken, glaubt es kaum;
Und wie einem Heil'genbilde
Küßt er zagend ihre Hand;
Und die Herzen sind vereinet,
Und geschlungen ist das Band.

Von der Heimath weit getrennet,
Ferne von des Vaters Haus,

Hat er Jetta sich verschworen,
Bis ihm lösch' das Auge aus.
Hier, beim Schein der stillen Sterne,
Soll er ruhn an ihrer Brust,
In dem heil'gen Buchenhaine
Trinken süße Liebeslust.

So von Sehnsucht heiß erglühet,
Bis die Sonne wieder sinkt,
Und zum sel'gen Wiedersehen
Abendstern ihm freundlich winkt,
Irrt er auf den grünen Hügeln,
Auf den Schlössern rings umher;
Denket nur der Sternenstunden,
Denkt nicht seiner Heimath mehr!

Aber, ach! als er so glühend
Bei dem nächsten Sternenschein
Zu der Quelle wieder eilet,
Hin zu Jetta's heil'gem Hain;
Ach! die Seele muß vergehen
Vor dem schrecklichen Gesicht,
Das sich gräßlich ihm enthüllet,
Als er durch die Zweige bricht.

Die er wähnte zu begrüßen,
Zu umfassen liebentbrannt, —
Jetta liegt im Todesblute
An der kühlen Felsenwand!
Wo ihr himmelblaues Auge
Lächelte ihn freundlich an,
Grinst ein Wolf und streckt die Zunge
Blutgefärbt zu ihm heran!

Von Verzweifelung ergriffen
Streckt er schnell das Unthier hin,
Wirft sich auf die schöne Leiche —
Eine Sonne im Verglühn! —

Und, von wilden Zahn zerfleischet,
Liegen Glieder rings herum!
Eine freche Mördergrube
Ist das stille Heiligthum!

Viele Jahre sind verflossen,
Doch die Quelle rieselt fort;
Und die Buchenbäume flüstern
Immer noch von Jetta's Mord;
Selbst die Goldforellen unten
In des Brunnens tiefem Grund,
Lauschend auf der Blätter Säuseln,
Tragen ihn von Mund zu Mund!

Fliegendes Blatt.

Am Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

Du edler Brunnen du, mit Ruh und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und dort als einer Burg umringt,
Du herrlichster der Quell'n, aus welchem Wasser dringt,
Anmuthiger denn Milch und köstlicher denn Reben.

Du unsers Landes Kron' und Haupt, in seinem Leben
Die werthe Nymph' oft selbst die lange Zeit verbringt,
Du, deß' Geflügel ihr zu Ehren lieblich singt,
Wo nur Ergötzlichkeit und keusche Wollust schweben.

Vergeblich bist du nicht in dieses grüne Thal
Beschlossen von Gebirg und Klippen überall;
Die künstliche Natur hat darum dich umfangen

Mit Klippen und Gebüsch, auf daß man wissen soll,
Daß alle Fröhlichkeit sey müh- und arbeitsvoll,
Und daß auch nichts so schön, es sey schwer zu erlangen.

Martin Opitz.

Der Jettabühl.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms sein Nest gebaut,
Als in den Wäldern unsrer Ahnen
Des Christenthumes Morgen graut',
Und unter tausendjähr'gen Eichen
Der Barde seine Lieder sang,
Da war es, als aus diesen Zweigen
Prophetisch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläste,
Von wildem Leben laut durchbraust,
Noch wehte Frieden durch die Aeste,
In deren Schatten Jetta haust.
Von Gottes Geist hinweggerissen
Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Sog aus des Waldes Finsternissen
Sie hier nur Trost und Frieden ein.

Von der Begeistrung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen,
Das Fernste sah sie vor sich stehn.
Von nah und weit, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen dort dem Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin. [1])

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem, düstern Licht!
Ein höh'res Sein scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!" —
So ruft sie hochbegeistert aus —
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das, wechselnd in der Zeiten Drange,
Erglänzen wird in stolzer Pracht,
Und dessen Ruhm Jahrhundert lange
Durchleuchten wird des Reiches Nacht.

„Doch Frühlingsluft weicht Sommersgluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit!

„Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit auferstehn,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe wehn.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie löst sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust." —

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht, in tiefer Trauer,
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heilgen Sorgen,
Wohl tiefer in den düstern Wald,
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

Heribert Rau.

1) Nach den alten Chroniken und der allgemeinen Volkssage wohnte zur Zeit der Brukterischen Seherin Velleda eine Jungfrau, Namens Jetta, auf dem Hügel, worauf jetzt das Heidelberger Schloß steht

und welcher noch der Jettabühl genannt wird. Sie hielt sich in einer uralten Kapelle auf, deren Trümmer noch zur Zeit, als der Pfalzgraf Friederich (um's Jahr 1544) einen schönen Palast baute, welchen man den „neuen Hof" nennt, zu sehen waren. Dieses Weib war wegen ihrer Wahrsagekunst weit und breit berühmt, verließ aber nur selten ihre Kapelle, wahrscheinlich um sich ein geheimnißvolleres Ansehen zu geben. Ward sie um Rath gefragt, so gab sie Antwort durch ein kleines Fenster, ohne sich selbst sehen zu lassen. Unter Anderm verkündigte sie in Reimsprüchen: „Es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in künftigen Zeiten von hochfürstlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, bewehrt und geziert, und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden."

(J. Baader's „Sagen der Pfalz, des Neckarthals ꝛc.")

Der Königsstuhl. *)

Gar treuherzig erzählen Joh. Sabellicus und Johann Agrikola, auf der Spitze dieses Berges habe ein alter teutscher König, Estermann mit Namen, sich um 2250 vor der christlichen Zeitrechnung einen Stuhl oder Sitz gebaut, und dieser sey von Caroceus im Jahr 442 nach Chr. G. zerstört worden.

Noch in später Zeit stand auf der Spitze des Berges eine mächtige Eiche mit Sitzen, welche man den Königsstuhl nannte. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß einer der fränkischen oder teutschen Könige diesen Berg bestiegen, sich unter der Eiche ausgeruht, und die Stelle davon den Namen erhalten. Oder sollte der gepflasterte Hinweg auf ein höheres Alter deuten und auf dieser Höhe ein Kastell gestanden haben?

(S. „Heidelberg und seine Umgebungen," von Al. Schreiber. Heidbg. 1811.)

*) Seit Kaiser Franz i. J. 1815 diesen Ort besuchte, wurde der Name zum Kaiserstuhl erhoben. Auf der Spitze des Berges ward 1832, aus freiwilligen Beiträgen, um der herrlichen Aussicht willen, ein Thurm erbaut.

Der Heiligenberg.

Vom schöngelegenen Dorfe Neuenheim *) aus führt der am wenigsten mühsame Weg auf diesen Berg, der sich 1320 Pariser Fuß über den Spiegel des Mittelmeers erheben soll. Ein Pfad windet sich durch reiche Pflanzungen von Reben, Obst- und Kastanienbäumen zu seinem Gipfel empor, den anmuthige Laubwaldung umkränzt. Wahrscheinlich ist dieser Berg der Mons Pyrus, welchen Ammianus Marcellinus erwähnt. Die Römer weihten ihn dem Merkur. Zwei hier befindliche Höhlen, die Heidenlöcher genannt, und mancherlei daselbst gefundene Alterthümer erinnern sowohl an römische Niederlassungen, als an die urteutsche Zeit; auch hat man noch Reste eines römischen Kastells entdeckt, das ohne Zweifel von den Franken oder Alemannen zerstört wurde. In der christlichen Zeit erhielt diese Höhe den Namen Abrahamsberg, und die Abtei Lorsch ließ hier ein Benedictinerkloster bauen, von dem man nur noch einige Trümmer sieht. Die Benennung Heiligenberg soll im eilften Jahrhundert entstanden seyn, weil damals der von seinen Mönchen vertriebene Abt des Klosters Hirschau bei diesen Benedictinern eine Zufluchtsstätte gefunden, und später unter die Heiligen versetzt wurde. Nach der Volkssage war auch in der Vorzeit eins der Heidenlöcher durch einen unterirdischen Gang, der einen Tunnel unter dem Neckar bildete, mit den Gewölben des Heidelberger Schlosses verbunden. **) Auf dem Gipfel des Berges entzückt uns eine herrliche Aussicht.

(Vergleiche K. Geib's „Malerisch historische Schilderung der Neckargegenden ꝛc." Seite 37).

---

*) Im letzten Hause dieses Dorfes soll Luther auf seiner Reise zum Wormser Reichstag übernachtet haben.

**) Vom Schlosse geht ein unterirdischer Gang, unter dem Neckar hinweg, auf den Heiligenberg, in dessen Tiefe reiche Schätze, und auch die zwölf Apostel von gediegenem Silber, verborgen liegen.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Puncker von Rohrbach.

(Seitenstück zur Wilhelm Tell's-Sage.)

Der Pfalzgraf zu Rhein, Ludwig der Bärtige genannt, weil er seinen Bart mit besonderer Sorgfalt pflegte, hielt im Jahr 1426, nachdem seinem Gebiete Kaiserliche Ländereien zugefallen waren, das feste Schloß Lindenbrunnen um deßhalb belagert, weil die Burgbewohner mehrmals räuberische Streifzüge in die Umgegend unternommen hatten. In seinem Gefolge befand sich ein Scharfschütze, Namens Puncker von Rohrbach,*) welcher im Geruche der Zauberei stand und ein solcher Künstler auf der Armbrust war, daß er auch das kleinste und fernste Ziel niemals verfehlte. In kurzer Zeit war die ganze Besatzung des belagerten Schlosses, auf ihren jeweiligen Ausfällen, den Bolzen des furchtbaren Scharfschützen erlegen.

Ein solcher Mann konnte nicht anders als dem Pfalzgrafen gefährlich erscheinen und mußte ihn für sich selbst fürchten lassen, so treffliche Dienste im Feld und auf der Jagd er ihm leistete. Um ihm nun eine Falle zu stellen und ihn zum eigenen Geständniß seiner Zaubereien zu bringen, befahl er ihm eines Tages, seinen Knaben sich zum Ziele zu nehmen, demselben einen Pfennig aufs Barett zu legen und diesen, ohne das Barett zu verletzen, mit einem Pfeile vom Kopfe seines Söhnchens herunterzuschießen. Erfüll' er diese Bedingung nicht, so sey er des Todes. Lange weigerte sich Puncker, mit der Entschuldigung, der Teufel könne ihm möglicherweise die sonst so sichere Hand fehllenken, und dann sey er ihm und dem ewigen Untergang verfallen. Doch alle Bitten und Beschwörungen scheiterten an dem harten Herzen des Pfalzgrafen: Der Knabe, mit dem Barett und dem Pfennig auf dem Kopfe, mußte sich in einer gewissen Entfernung als Ziel stellen. Da zog der unglückliche Vater, nachdem er einen Bolzen der Armbrust aufgelegt hatte, einen zweiten Pfeil hervor und steckte ihn in seinen Koller, worauf er losdrückte und den Pfennig, ohne das Barett nur zu streifen, glücklich vom Haupte des Knaben herunterschoß.

*) Dorf, 1 Stunde südwestlich von Heidelberg.

Auf die Frage des Pfalzgrafen, zu welchem Zweck er einen zweiten Pfeil in sein Koller gesteckt habe, gab ihm Puncker zur Antwort: „Wenn ich, von dem Teufel, ob solcher Versuchung mißlenkt, meinen Knaben erschossen hätte, dann Herr, würde ich augenblicklich, da ich doch in diesem Falle dem Tod wäre geweiht gewesen, Euch selbst mit diesem andern Pfeile durchbohrt, und so meinen Sohn gerochen haben!"

Ueber das Weitere schweigt die Sage, welche lateinisch im berüchtigten Buche: „Malleus Maleficarum," („Hexen-Hammer"), lib. II. cap. XVI. und als Auszug auch im II. Bande der „Schriften des Badischen Alterthumsvereins," Seite 250, zu finden ist. Im letzterem fügt Mone folgende Anmerkung bei:

„Die Heimath dieses Mannes ist in dieser Sage auch genannt, nämlich Rohrbach (bei Heidelberg) Wormatiensis dioecesis. (Im Wormser Kirchensprengel). Die Uebereinstimmung mit der Sage vom Tell ist augenfällig, nur ist der Schuß noch künstlicher, nämlich nach einem Pfennig (denarium) statt nach einem Apfel; deßhalb erklärt aber auch die Sage den Puncker für einen Hexenmeister (Maleficus). Der Malleus maleficarum wurde um 1386 geschrieben, und da der Verfasser in dieser Sage um 60 Jahre zurückweist, so würde der Scharfschütze Puncker in das Jahr 1426 fallen und der bärtige (dort ungenannte) Fürst war demnach kein anderer, als der Pfalzgraf Ludwig der Bärtige, welcher 1436 starb."

A. Schzlr.

Neckarthal und Odenwald.

Der Ritter von Angeloch. *)

Als der heil. Bernhard im Dome zu Speyer das Kreuz predigte, ließen sich viele Edle am Rhein damit bezeichnen und unter ihnen auch der Ritter von Angeloch, dessen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge schöne Gattin und zwei hoffnungsvolle Knaben; aber so sehr auch sein Herz an Weib und Kindern hing, so siegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über seine zärtlichen Gefühle, und er schloß sich den Zügen der Kreuzfahrer an, nachdem er seine Lieben dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach empfohlen, der am Neckar wohnte und zwar ein tapferer, aber auch äußerst habsüchtiger, überdies schnöden Lüsten ergebener Mann war, welche Fehler der Ritter von Angeloch freilich nicht in ihm vermuthete.

Ein Jahr war seit des Letzteren Abreise verflossen, als ein Knecht desselben mit der Trauerbotschaft aus Palästina heimkehrte, sein Herr sey in einem Gefechte mit den Ungläubigen an seiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen übergab er der Frau Irma den Ring, welchen er ihrem sterbenden Gatten vom Finger gezogen.

Die unglückliche Wittwe versank in trostlosen Schmerz. Sie hüllte sich in Trauerkleider und ließ viele Messen lesen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

So gingen sechs Monate vorüber, während welcher Zeit

*) Schloß und Pfarrdorf, von Neckargemünd anderthalb Stunden südöstlich entfernt.

Frau Irma eingezogener als eine Wittwe lebte und sich außer ihren gottesdienstlichen Uebungen blos noch der Erziehung ihrer beiden Knaben widmete. Da besuchte sie eines Tages der Ritter von Asbach auf ihrer Burg und warb um ihre Hand, was sie aber auf glimpfliche Weise ablehnte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seine Bewerbungen, und zwar immer zudringlicher, zu wiederholen, bis Frau Irma rund und bestimmt erklärte, sie werde niemals zu einer zweiten Ehe schreiten. Nun warf der ungestüme Dränger die heuchlerische Maske ab, die er als Schutzherr der Wittwe angenommen und ließ dieselbe wissen, sie habe nun keine andere Wahl mehr, als seine Hand oder seine Feindschaft, die auch ihre Söhne nicht verschonen werde.

Frau Irma wurde von Todesangst ergriffen. Gerne hätte sie das Leben für ihre Kinder hingegeben, allein das Opfer, welches sie bringen sollte, war größer. Nichts aber ist zu schwer für ein Mutterherz. Sie entschloß sich endlich, die Gattin des von ihr verabscheuten Mannes zu werden, nur bat sie, das Trauerjahr als Wittwe ganz vollenden zu dürfen, welche Bewilligung sie nur mit Mühe vom Ritter von Asbach erhielt.

Wieder gingen sechs Monate vorüber und der Tag rückte heran, an welchem Irma ihren Wittwenschleier mit dem Brautgewande vertauschen sollte. Je näher aber der gefürchtete Zeitpunkt kam, desto unsäglicher ward ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen und verließ am letzten Tage vor der Vermählung kaum für Augenblicke die Schloßkapelle. Ihr Beichtvater sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menschen nicht mehr aufzulegen pflege, als er zu tragen im Stande. Da ihr Leiden ein unverschuldetes sey, bleibe ihr ja der Trost eines reinen Gewissens. — Die Worte des frommen Priesters übten eine wunderbare Wirkung auf die gebeugte Frau, sie fühlte sich im Innersten erleichtert und verließ die Kapelle weit gefaßter, als sie dieselbe betreten hatte.

Noch am Abend des nämlichen Tages kam ein Pilger in das Dorf, welches in geringer Entfernung von Burg Angeloch lag. Der Mann war in einen langen, dunklen Mantel gehüllt; aus der zurückgeschlagenen Kapuze blitzten ein paar kühne Augen; das Haar schien frühzeitig ergraut; die Züge des Antlitzes waren fein, die Wangen von Wind und Wetter

gebräunt; um die schön geformten Lippen lag aber ein Ausdruck von Bitterkeit, der nur zuweilen einem freundlichen, vertraueneinflößenden Lächeln wich.

Auf seinem Gange durch das Dorf schien der Fremde noch unentschlossen, wo er einkehren sollte, bis er endlich den Weg zu der Schenke einschlug, die das äußerste Haus des Dorfes war. Hier zog er seine Kapuze über den Kopf und trat in die Stube.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben?“ — frug er den Wirth.

„„Recht gerne, warum denn nicht?““ — erwiederte dieser freundlich und wies dem neuen Gaste einen Platz an dem Tische an, woran bereits der Schmied, der Wagner und der Fleischer des Dorfes bei einigen Kannen Bier saßen. Der Pilgrim zog es jedoch vor, sich an einem Nebentische niederzulassen und schien wenig Lust zu haben, an der Unterhaltung der Anderen Theil zu nehmen. Bald aber lenkte ihr Gespräch, welches sich über die morgen stattfindende Vermählung der Edelfrau von Angeloch verbreitete, seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Wer ihn in diesem Augenblicke beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, daß eine Leichenblässe sein Antlitz überzog und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfroste gerüttelt. — „Die arme gnädige Frau!“ — rief der Wirth — „man raunt sich schreckliche Dinge ins Ohr über das Verhältniß des Ritters von Asbach zu ihr.“ — „„Nein, man sagt's ja laut und öffentlich““ — fiel der Schmied ein; „„der schlimme Ritter hat ihr gedroht, ihre Kinder umbringen zu lassen, wenn sie nicht morgen freiwillig ihm ihre Hand vor dem Altare reiche.““

„Weiß man denn so gewiß, daß ihr Gemahl in Palästina den Tod gefunden?“ fragte jetzt der Pilger mit bebender Stimme.

Der Wirth erzählte den Bericht des Knechtes, welcher den Ring des Ritters von Angeloch als Wahrzeichen heimgebracht hatte.

„Der Knecht hat nicht gelogen;“ — versetzte der Pilger — „dessenungeachtet befindet sich aber der Ritter von Angeloch noch unter den Lebenden.“

„Wär's möglich!“ — riefen Wirth und Gäste wie aus einem Munde.

„So ist es;“ — erwiederte der Pilger, — „denn ich habe die Rückreise aus Palästina nach Teutschland an seiner Seite gemacht.“

„Seine Wunde war also nicht tödtlich?“ fragte der Wirth.

„Er lag schwer getroffen von einem Kolbenschlage wie ein Todter unter dem Haufen der Gefallenen; aber glücklicher Weise blieben die Christen zuletzt Herren des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angeloch mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, ward man noch einige Zeichen des Lebens an ihm gewahr und brachte ihn in ein benachbartes Hospital, wo er, obwohl äußerst langsam, doch endlich ganz von seinen Wunden genaß. Ohne Zweifel wird er noch zeitig genug hier eintreffen, um dem Hochzeitfest auf seiner Burg zuvorzukommen.“

„Wollte Gott, dem geschähe so!“ riefen die Anwesenden einhällig.

„Kann er wohl noch auf seine Unterthanen rechnen?“ — fragte der Pilger.

„Das will ich meinen!“—schrieen der Schmied und der Fleischer, ihre stämmigen Fäuste auf den Tisch schlagend, daß die Flaschen klirrten — „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern gnädigen Herrn!“

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück: „Seht ihn hier vor Euch stehn!“ rief er und bot ihnen die Hand, die sie mit Küssen überdeckten.

Nach dem ersten Erguß ihrer Freude über diese unerwartete Heimkehr wurde verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angeloch und in der ganzen Umgegend soviel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten als möglich, und sie noch im Laufe derselben Nacht heimlich auf die Burg führen; der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erscheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraschung nicht lebensgefährlich werden möge.

So geschah es auch. Am andern Morgen um die neunte Stunde nahte sich ein großer Zug von Reitern der Burg Angeloch; ihnen voran sprengte der Ritter von Asbach in prächtigem Schmucke, von drei anderen Edelleuten begleitet, die er

als Zeugen zu der Trauung eingeladen hatte. In einiger Entfernung folgte ein großer Haufe anderer Bewaffneter. Kaum war aber der rohe Bräutigam mit seinen drei Genossen über die Zugbrücke in den Schloßhof geritten, als jene plötzlich aufgezogen und er somit von seinem übrigen Gefolge abgeschnitten wurde. Wüthend schwang er sich vom Pferde und befahl, die Brücke sogleich wieder aufzuziehen, da trat unversehens ein ganz in Stahl gewappneter Ritter mit geschlossenem Visier aus der Burgpforte auf ihn zu, grüßte dessen Begleiter auf sittige Weise und sprach dann mit ernstem Tone:

„Edle Männer, was verdient wohl Derjenige, welcher das Vertrauen eines Biedermannes, der seinem Schutze sein theuerstes Gut empfohlen, auf das Schändlichste mißbrauchte?"

„Daß man ihm sein Wappenschild und Schwert zerbreche und vor die Füße werfe!" — antwortete der Aelteste der Edelleute.

„Wohlan, so soll dir auch geschehen, ehrloser Ritter von Asbach!" — donnerte jetzt der Gewappnete und öffnete sein Visier.

„Ha! der Ritter von Angeloch!" — scholl es aus Aller Kehlen, indessen Ritter Konrad zusammenbebte wie ein Verbrecher, dem sein Schuldbrief vorgelesen wird, und außer Stande war, ein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen.

Der Ritter von Angeloch gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Elenden niederzulassen, der sich auch eiligst, von den Spottrufen der Burgleute verfolgt, unter vielen Flüchen entfernte. Die Edelleute, welche denselben hieher begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Herrn von Angeloch an, statt einer Hochzeit das Fest seiner glücklichen Heimkehr mit ihm zu feiern, das auch unter überströmendem Jubel seiner Gattin und Kinder begangen wurde.

Der entehrte Ritter von Asbach befehdete zwar kurze Zeit darauf den von Angeloch und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als dessen Lehnsherr, zwang jenen nicht nur zum völligen Schadenersatze, sondern ließ auch später die Burg Asbach zerstören, weil deren unverbesserlicher Eigenthümer es wiederholt wagte, den Landfrieden zu brechen.

(S. Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde." 1829.)

Dilsberg.

Von dieser oberhalb Neckargemünd liegenden ehemaligen Bergveste geht ohngefähr dieselbe Sage, wie die von Muggensturm. Auch von dieser Burg aus soll nämlich einst ein feindlicher Sturm bloß durch herabgeschleuderte Bienenstöcke, deren Bewohner über die Belagerer herfielen, zurückgeschlagen worden seyn. — Im Jahr 1799 suchten die Franzosen die Veste zu nehmen, wurden aber von den dort garnisonirenden Invaliden und einem Haufen Odenwälder Bauern mit einem Verlust von mehr als 70 Todten zurückgeworfen. Noch zeigt man den s. g. Franzosenhügel, wo diese Leichen ruhen.

Die Hochzeitfeier.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blaßes Mägdelein
Mit langem blondem Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hatt' ihr die Treu versprochen
Und doch dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen;
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;

Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und arg,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl im schnellsten Lauf
Dem Herzog Kunde brächte?
Der möge, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen
Mein blaßes Mädchen Hochzeit macht,
Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
Er mög' es nicht verschmähen,
Mit mir und meinem Töchterlein
Die Hochzeit zu begehen.
Der sag' ihm auch, man warte sein
In Liebe und in Freude,
Geschmückt sey schon das Bräutchen fein
Mit ihrem Hochzeitkleide."

So spricht der Greis und schnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten
Den Herzog, der zu Hofe weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann,
Und bringt mit keckem Munde,
Sieht gleich der Fürst ihn finster an,
Die aufgetragne Kunde.

Der Herzog staunt den Bothen an,
Und spricht: „Ich werde kommen!
Daß sie des Leids sich abgethan,
Mag Eurer Herrin frommen!" —

Der Diener sieht den Herzog an,
Und spricht: „So ist's geschehen,
Daß sie des Leids sich abgethan,
Ihr werdet selbst es sehen!" —

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunkelm Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kommt der Herzog hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der alte Graf läßt schnell ihn ein,
Und heißt ihn ernst willkommen,
Daß er zu seinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In feierlichem Schritte
Die Trepp' hinauf die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall,
Erstorben scheint die Runde,
Der hohen Mauern Wiederhall
Giebt keines Festes Kunde;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang
Der an die Hochzeit mahne,
Der Wind nur saust die Burg entlang,
Am Thurme knarrt die Fahne.

Scheu bleibt der Herzog stehn und spricht:
„Wie soll ich Dieses deuten?
So stumm und traurig pflegt man nicht
Die Hochzeit zu bereiten! —"

Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn,
Es darf Euch nicht erschrecken;
Noch schläft mein süßes Töchterlein
Und Niemand will es wecken!“

Und weiter gehn sie Beide stumm
Und treten in die Halle,
Da stehn der Männer viel' ringsum
In schwarzer Kleidung alle;
Sie stehen da und sprechen nicht,
Und schauen vor sich nieder,
Bleich ist und starr ihr Angesicht,
Und regungslos die Glieder.

Scheu bleibt der Herzog stehn und spricht:
„Wie soll ich Dieses deuten?
So feiert man die Hochzeit nicht
Mit stillen schwarzen Leuten!“
Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn,
Es sind die Hochzeitgäste,
So wünschte sie mein Töchterlein
Bei ihrem Hochzeitfeste!“

Und wieder still wird's in der Hall',
Stumm steht die bleiche Runde,
Da tönt herab mit dumpfem Schall
Der Schlag der Mittnachtstunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird's dem Herzog weh und bang,
Er frägt: „Was soll das heißen?
Das ist kein hochzeitlicher Klang,
Das sind ja Grabesweisen!“

Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn!
Gleich wird die Braut erscheinen,
Gar gerne sieht's mein Töchterlein,
Wenn ihre Gäste weinen.“

Und plötzlich öffnet sich die Thür',
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür,
Mit einer schwarzen Bahre;
Drauf liegt ein schneebleich Mägdelein,
Mit langem blonden Haare,
Und Frau'n und Männer wechselnd streu'n
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog bebt, sein Haar es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er wirr und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem blaßen Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da packt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun Herzog, auf zum Tanze!
Siehst du die Braut im Festgewand,
In ihrem Hochzeitkranze?
Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
Der frohste Hochzeitreigen:
Der Bräut'gam wird mit meinem Kind
In's kühle Brautbett steigen!“

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm
Und alle Wände wanken;

Er flieht hinweg mit wirrem Lauf,
Er hört nur „Weh dir!“ heulen;
Rings flattern bang geschrecket auf
Die Käuzlein und die Eulen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
Am jähen Abgrunds-Rande,
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört beim Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder. *)

H. Wenzel.

*) Ueber die Zeit, in welcher diese tragische Geschichte vorgefallen, weichen die Sagen bedeutend von einander ab. Einige verlegen sie in die Zeiten Dagoberts, der längere Zeit in Mosbach am Neckar wohnte, Andere in viel spätere Jahrhunderte. Nach einer mündlichen Erzählung soll es ein Graf Bruno von Laufen gewesen seyn, der ihm Jahr 1100 dem Kraich-, Enz- und Elsenzgaue vorstand und seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Dilsberg bei Neckargemünd hatte. Er war der Sohn des Grafen Arnold von Laufen. Aus Schmerz über den Verlust seiner einzigen Tochter trat er in den geistlichen Stand, übergab die Grafschaft seinem Bruder Poppo und stiftete zum ewigen Gedächtniß, und zum Seelenheil seines Kindes, im Jahr 1182 das Kloster Odenheim bei Bruchsal.

(Siehe J. Baader's „Sagen der Pfalz und des Neckarthals.“ S. 139.)

Ritter Landschaden.

Zwei Stunden oberhalb Heidelberg, wo das Neckarthal einen offenen Halbkreis bildet, spiegelt sich das Städtchen Neckarsteinach am Fuße mächtiger grauer Felsen im Strome, und auf bedeutenden Höhen liegen vier zerfallene Ritterburgen, die Sitze der Landschaden von Steinach, in geringer Entfernung von einander. Die älteste, mit ihrem Taufnamen Schadeck genannt, heißt im Munde des Volkes das Schwalbennest.

Die Kirche von Neckarsteinach bewahrt viele Grabsteine der Ritter von Landschaden. Der älteste und schönste trägt die einfache Umschrift: 1369 in die Sancti Michael' ob. Ulricus Landschad. Miles. Es ist eine alte Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwert. Zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt; zu seinen Füßen schmiegt sich ein Hund; zur Rechten hat er eine Harfe, zur Linken einen gekrönten Heidenkopf. An diesen Ulrich knüpft sich die Volkssage von der Entstehung der Landschaden. Sein Vater, Bligger von Steinach, war wild wie die Gegend, die er bewohnte, sein Herz so hart, wie das Felsgestein, auf dem er horstete. Kaiser Rudolf von Habsburg hatte verordnet, „daß Niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden." Bligger aber, von Raub und Morde lebend, war der Schrecken der ganzen Gegend, ein wirklicher Landschaden. Vom Kaiser vor Gericht berufen, blieb er auf seiner unzugänglichen Burg, bis Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward und er keinen Weg mehr sicher betreten konnte. Die Ruhe war dem wilden Raubritter unerträglich, und eines Morgens ward er entseelt im Burghofe liegend gefunden. — Sein Sohn Ulrich Landschade von Steinach hatte den schlimmen Namen seines Vaters, aber nicht sein böses Gemüth geerbt. Dessen Missethaten zu büßen und sich mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm er das Kreuz und zog gegen die Sarazenen. Er half Smyrna belagern und erobern, vernichtete mit seinem Häuflein eine dreimal stärkere Schaar von Feinden, hieb endlich dem Sultan, in dessen Hoflager er sich als Harfner verkleidet, eingeschlichen und in dessen Gunst er sich durch sein Saitenspiel eingeschmeichelt hatte, den Kopf ab, und brachte die reiche Beute zu seinem jubelnden Heere. Jetzt bestätigte ihm der Kaiser feierlich seine Ritterwürde, verlieh ihm den bisherigen Schimpfnamen, „Landschaden" als ritterlichen und ehrlichen Geschlechtsnamen, und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde im Wappen zu führen.

Gustav Schwab.

(S. dessen „Wanderungen durch Schwaben." 2. Section des „malerischen und romantischen Teutschlands." Leipzig Wigand. S. 64 und 65).

Die heilige Hildegunde zu Schönau. *)

In der Nähe der Stadt Köln lebten zwei fromme Eheleute in Wohlstand und Ansehen. Eines fehlte aber zu ihrem vollkommenen Glücke: ihre Ehe war nämlich seither kinderlos geblieben. Alle Gebete und Gelübde, die sie gen Himmel schickten, schienen lange nicht Erhörung zu finden. Als eine besondere Gunst desselben sahen sie daher die endlich erfolgte glückliche Geburt zweier Zwillingsschwestern an. Eine derselben war Hildegunde. Kaum waren die beiden Schwestern den Jahren der hülfsbedürftigen Kindheit entwachsen, so brachten sie die Eltern, um ihr Dankgelöbniß zu erfüllen, in ein Frauenkloster zu Neuß, damit sie dort erzogen würden und begaben sich auf die weite Pilgerreise nach dem gelobten Lande.

Kein Unfall störte die Reise des frommen Paares und es kehrte glücklich in die Heimath zurück. Allein bald darauf starb die Mutter. Da entschloß sich der Vater, vom Drange seines gotterfüllten Herzens getrieben, noch einmal die heiligen Stellen zu besuchen, wo der Heiland gelebt und gelitten. Als er Hildegunden sein Vorhaben mittheilte, lag sie ihm mit Bitten und Thränen so lange an, bis er ihr erlaubte, ihn zu begleiten. Schnell waren ihre Zurüstungen gemacht, und um jedem Anstoße vorzubeugen, den ihr Geschlecht auf der weiten Reise hervorrufen möchte, zog sie, als junger Pilgersmann verkleidet, mit ihrem Vater aus der Heimath auf die Wallfahrt, indem sie sich den Namen Joseph beilegte. Ein einziger Knecht folgte ihnen.

Allein auf der langen Seereise überfiel ihren Vater eine Krankheit, welche rasch seinem Leben ein Ende machte. Dennoch setzte sie unerschrocken ihre Reise fort, gelangte glücklich nach Palästina und besuchte schon die heiligen Stellen, wo der Herr einst gewandelt, gelehrt und gewirkt hatte.

Noch war sie aber nicht bis Jerusalem gekommen, als eines Tages ihr treuloser Knecht mit all' ihrer Habe sich aus dem Staube machte und sie hülflos und arm in dem fremden Lande zurückließ.

Ein frommer Mann sah ihre Noth und mitleidig nahm er

---

*) Städtchen, von Heidelberg 2 Stunden nordöstlich, liegt in einem von der Steinach gebildeten Seitenthale.

den jungen Pilgerknaben mit sich nach Jerusalem, wo er ihn bei den Tempelherren unterbrachte. Diese behielten ihn ein ganzes Jahr bei sich, bis sie endlich in einem Landsmann einen Begleiter für ihn fanden, der ihn nach Köln zurückbrachte. Obwohl nun der Heimath so nahe, war Hildegunde doch in Köln ganz fremd. Sie behielt ihre Kleidung und den Namen Joseph bei, und trat, hülflos wie sie war, bei einem Kanonikus in Dienste. Geschäfte riefen diesen bald darauf nach Rom. Er machte die Reise zu Pferde, und Hildegunde-Joseph, als sein Diener, mußte ihm zu Fuße folgen. Da gesellte sich auf freiem Felde einst ein Mann zu ihm, der einen Sack auf seinem Rücken trug. Sie waren schon eine gute Strecke miteinander gegangen, als ihnen einige Männer eilig nachfolgten: „Willst du nicht so gut seyn," — sprach da sein Gefährte zu ihm — „meinen Sack eine Strecke zu tragen? Dort im Walde will ich mir nur einen Reisestecken schneiden. Geh indessen nur langsam voran, ich hole dich bald wieder ein."

Nichts Arges ahnend, nahm ihm der gutmüthige Joseph den Sack ab, hängte ihn auf seinen Rücken und schritt damit langsam weiter, während sein Gefährte schnell nach dem nahen Walde seitwärts eilte und in dem Dickicht desselben verschwand.

Die nacheilenden Männer waren inzwischen näher und näher gekommen und Joseph hörte sie nun deutlich rufen: „Haltet den Dieb!" — Bei diesem Rufe sah er sich um, den Dieb mit den Augen suchend, der da gehalten werden sollte. Da er aber Niemanden erblickte, hielt er das Ganze für einen Scherz und schritt unbesorgt weiter. Jetzt hatten ihn aber die Männer eingeholt und fielen mit Ungestüm über ihn her, entrissen ihm den Sack und führten den Armen unter Schlägen und wilden Drohreden in das nächste Städtchen.

„Warum mißhandelt ihr mich also?" — fragte Joseph. — „„Wie? du fragst noch?"" — versetzten die Männer — „„Hast du doch deinen Ankläger, den Sack mit dem gestohlenen Gute, selbst auf dem Rücken getragen! Du mußt hängen!"" — Unter diesen und ähnlichen Vorwürfen ward der Knabe vor den Ortsrichter gebracht. Hier sprach er: „Ich bin unschuldig! Ich erkenne nun aber, daß man mich für schuldig halten muß. Denn der Schuldige hat sich indessen gerettet und dafür mich mit diesem

Sacke in den Verdacht gebracht. Ich bin bereit, meine Unschuld durch ein Gottesurtheil zu beweisen."

„Es sey," — sprach der Richter. Darauf brachte man eine glühende Pflugschar und unversehrt wandelte der Beklagte langsamen Schrittes mit bloßen Füßen darüber hin. Richter und Kläger sahens mit Staunen und riefen: „Unschuldig!" Und nun erzählte Joseph den Hergang, wie er zu dem Sacke gekommen. Dabei beschrieb er den Dieb so genau, daß man in ihm einen Einwohner derselben Stadt erkannte. Der Richter läßt ihn sogleich herbeiholen. Er war inzwischen auf Nebenwegen nach Hause gekommen. Man ergreift ihn; bei Josephs Anblick gesteht er sogleich im Verhör seine Schuld und muß sie noch am selbigen Tage mit dem Leben büßen.

Als Joseph aber darauf wieder von dannen zog, umringten ihn auf einer einsamen Stelle in dem Walde, durch welchen sein Weg führte, die Verwandten und Diebsgenossen des Gehängten: „Du bist der Urheber seines Todes! du hast unsern Meister verrathen! dein Tod soll ihn rächen!" Mit diesem Geschrei stürzten sie auf ihn los, hingen ihn am nächsten Baume auf, und eilten davon.

Da kamen einige Hirten zufällig in die Nähe. Den hängenden Körper sehen und vom Stricke losschneiden, war das Werk eines Augenblicks. Da jedoch der Jüngling kein Lebenszeichen mehr von sich gab, schickten sie sich an, ihn zu begraben. Indem sie aber noch beschäftigt waren, sein Grab aufzuwerfen — siehe, da sprengt vom nahen Hügel daher ein Ritter in weißem Gewande auf schneeweißem Rosse, von strahlendem Lichtglanz umflossen. Die Hirten werfen sich demüthig zur Erde nieder und beten: „Herr, Herr! erbarme dich unser!" Der lichtglänzende Reiter schwingt sich vom Pferde, faßt die Leiche in seine Arme, besteigt mit ihr seinen Schimmel wieder und ist im Fluge den Blicken der staunenden Hirten entschwunden.

Es war ein Engel des Herrn gewesen. In seinen Armen belebte sich die Leiche wieder und als Joseph zu sich selbst kam, fand er sich bei dem Amphitheater in Verona liegen und sah seinen Herrn, der ihm voraus gereist war, gerade auf sich zukommen. Nachdem er ihm sein wundervolles Abenteuer erzählt, gleitete ihn der Knabe nach Rom und kehrte später mit ihm nach Teutschland zurück.

In Speyer hörte Joseph von dem frommen Wandel der Mönche im Kloster Schönau und sogleich entschloß er sich, zu ihnen zu gehen, um sich durch fromme Uebungen des ewigen Heiles würdig zu machen.

Die Brüder nahmen den neuen Zögling bereitwillig auf und unterrichteten ihn in den Regeln ihres Ordens; er aber kam als Novize seinen Pflichten aufs Pünktlichste und Getreueste nach.

Noch war aber das Probejahr nicht ganz vorüber, als Joseph erkrankte. Die Anstrengungen seiner weiten Reise, die ausgestandenen Gefahren und Kasteiungen hatten die Kräfte seines Körpers aufgerieben.

Am 20. April 1188 entschlief er selig in dem Herrn.

Sein Geschlecht war bis zu seinem Tode unerkannt geblieben; erst jetzt entdeckte man, bei Einkleidung des Leichnams, daß der vermeinte Knabe Joseph die Jungfrau Hildegunde war. Sie ward im Kloster Schönau begraben, ist aber später als Verklärte vielen Frommen erschienen und hat manche Wunder gewirkt. Wo aber jetzt ihre Reliquien aufbewahrt werden, ist unbekannt.

A. L. Grimm.

(Aus dessen: „Die malerischen und romantischen Stellen des Odenwaldes in ihrer Vorzeit und Gegenwart.“ Darmstadt 1843. Leske.)

Der falsche Eid.

Zu Schönau steht der Bauer vor Gericht:
„Ist deinen Mündeln dieser Acker nicht?“
Sein Schwur ist falsch!

„Laß ab die Hand von fremdem Gut,
Denn fremdes Gut gedeiht nicht gut!“
Sein Schwur ist falsch!

„Dich rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein?
Der Acker ist ihnen, er ist nicht dein!“
Sein Schwur ist falsch!

„O heb' nicht zum Schwur empor die Hand,
O schwöre nicht falsch um ein klein Stück Land!“
Sein Schwur ist falsch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er schwöret zu Gott: „Der Acker ist mein!"
Sein Schwur ist falsch!

„Zu Füßen öffnet sich dir der Grund,
Und du versinkst in den klaffenden Schlund!"
Sein Schwur ist falsch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er schwöret zu Gott: „Der Acker ist mein!"
Sein Schwur ist falsch!

Da klafft die Erde und schlingt ihn hinab,
Nur oben bleiben die Schuh und der Stab. —
Sein Schwur war falsch!

*) Obige Ballade ist ohne Quellenangabe in J. Baader's „Sagen der Pfalz und des Odenwalds 2c." mitgetheilt.

Grimm sagt: „Im Odenwald beim Kloster Schönau liegt ein Ort, genannt „zum falschen Eid." Da hat auf eine Zeit ein Bauer gegeschworen, der Acker gehöre sein; alsbald öffnete sich der Erdboden unter seinen Füßen und er versank, so daß nichts übrig blieb, als sein Stab und seine Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonst weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichteten Finger erstarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß sie kohlschwarz werden; auch daß sie nach dem Tode solchen Leuten zum Grabe herauswachsen."

(Vergl. Grimm's „teutsche Sagen." 1. Bd. S. 160.)

Reiter ohne Kopf.

Am Anfang des Mückenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen auf einem Schimmel einen Mann reiten, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie gern irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe liegt; daher sie jenseits desselben vor ihm sicher sind. Auch aus dem Wald heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten, und verschwindet an dem großen Markstein, wo sie endet.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser, der in dieser Gegend solche Betrügereien verübte, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Die weiße Frau.

Zwischen Waldwimmersbach und der Mühle läuft über die Wiesen ein schmaler Fußpfad, welcher zu einer Quelle führt. Auf diesem Wege zeigt sich täglich um Mittag und Mitternacht eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel in der Hand. Zu ihren Lebzeiten war sie Kammerfrau bei einer Herrschaft gewesen, von der ihr, als jene sich im Krieg flüchtete, deren Vermögen zur Aufbewahrung anvertraut wurde. Dieses vergrub sie, starb aber bald darauf eines plötzlichen Todes. Da Niemand den Ort des Schatzes wußte, so kam die Herrschaft darum und mußte nach ihrer Rückkehr von Allmosen leben. Sie verfluchte deßhalb die Kammerfrau, welche seitdem in der Gegend, wo sie den Reichthum vergraben, umgehen muß. Ihre Erlösung ist nur alle sieben Jahre möglich; sie pflegt alsdann dreimal zu nießen und auf jedes Nießen soll man ihr „Helf Gott!" zurufen. Thut man dieses, so zeigt sie Einem, wo der Schatz verborgen liegt und wie er gehoben werden kann. Da man aber bald darauf sterben muß, so hat es noch Niemand gewagt, zum Drittenmal „Gott helfs" zu rufen und die weiße Frau ist dann stets mit einem tiefen Seufzer verschwunden.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Gespenstiger Hund.

Wo am Wege von Waldwimmersbach nach Dilsberg im Walde der erste Markstein steht, kömmt öfters ein schwarzer Pudel zu den Vorübergehenden und läuft dann schweigend neben ihnen her. Er wird allmälig heller und schon beim zweiten Grenzstein ist er vollkommen weiß. Von hier an ver-

dunkelt sich aber seine Farbe wieder und immer mehr, bis er am Saume des Waldes beim dritten Markstein wieder ganz schwarz aussieht. Läßt man ihn ruhig, so thut er Einem kein Leid; frägt man ihn aber, was er wolle, so verwandelt er sich in einen fürchterlichen Riesen, gibt dem Neugierigen eine gewaltige Ohrfeige und verschwindet. Wie dieser Geist zu erlösen, ist eben so unbekannt, wie die Ursache, warum er umgehen muß.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Burg Stolzeneck.

Unterhalb Zwingenberg, bei dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, enger zusammen und bilden ein schmales, düsteres Thor, durch welches der Strom wie träumend dahingleitet. Links ragen aus den Gebüschen die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche sich manche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts war diese Burg ein weitgefürchtetes Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Unwesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Jüngling mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen und nur die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in der sie aufgewachsen war und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht daran, daß irgend eine Gefahr sie hier bedrohen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie auf all ihren Spaziergängen durch Garten und Wald, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbei und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwei Monate waren bereits verflossen seit der Abreise ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heereshaufen, bei welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so durfte man nicht so leicht an eine baldige Rückkehr denken. Wohl hegte Williswinde Besorgnisse um ihren geliebter Bru=

der, aber in ihrer Seele wohnte doch ein festes Vertrauen, daß ihn der gute Gott ihr erhalten werde. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, setzte sie ihm selbst den Abendimbiß vor und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches, aber das Fräulein suchte diesen Eindruck zu bemeistern, wußte ja doch der fremde Mann so viel zu erzählen von den Drangsalen, so ihm widerfahren auf der langen Reise, daß ihr inniges Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied reichen und sah ihm lange sinnend nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke dahin schritt. Als sie wieder aufblickte, stand der alte Eberhard, der Kastellan ihres Vaters, ein getreuer, wohlerprobter Diener, neben ihr. „Fräulein," — sprach er zu ihr, nach dem schon fernen Pilger deutend, — „in jener Kutte steckt ein arger Schalk!" — „„Warum gleich so lieblos über einen Fremdling absprechen, weil sein Aeußeres etwas Unangenehmes hat?"" entgegnete Williswinde.

„Was die Augen sehen, glaubt das Herz." — versetzte der Kastellan. — „Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der im Pilgerrocke nach Rom wallfahren wollte und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?"

„„Was bringt Euch auf solche Gedanken?""

„Daß es mir nicht entgangen ist, wie der Fuchs, der in jener Kutte steckte, mit sammt Kürbißflasche und Muschelhut, alle Mauern und Thürme, Thore und Gänge unserer Burg ausspähte. Wir müssen uns wahrlich auf einen demnächstigen Ueberfall gefaßt machen."

Williswinde konnte nicht an solche tückische Hinterlist glauben. „„Wo hätten wir den Feinde?"" — sagte sie — „„rings in der ganzen Gegend lebt ja Jedermann ruhig und friedlich auf seinem Besitzthume.""

Eberhard schüttelte den Kopf, beschloß aber fest bei sich, jedenfalls auf der Hut zu seyn und mehr Wachen auszustellen.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck und verlangte Williswinde zu sprechen. Beim ersten Blick

erkannte der Kastellan in ihm jenen verdächtigen Pilger und beschwor seine Gebieterin, alle mögliche Vorsicht aufzubieten. „Gut," — erwiederte sie — „so will ich ihn nur in Eurer Gegenwart anhören."

Der Ritter trat mit sittigem Gruß ein und erklärte ohne weitere Umschweife, daß er gekommen sey, um die Hand der reizenden Herrin von Stolzeneck zu werben. Williswinde schrack ob diesem überraschenden und seltsamen Antrage sichtlich zusammen, faßte sich aber schnell und erwiederte: „Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der aber schon seit langer Zeit abwesend ist. Sobald er jedoch wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bei ihm anbringen!"

„Ist das Euer erstes und letztes Wort, Fräulein?" — fragte der Ritter mit verfinstertem Angesichte.

Williswinde flüsterte ein bebendes Ja, denn die düster rollenden Blicke des Unbekannten weißsagten ihr Unheil.

„Ich weiß recht gut," — höhnte der abenteuerliche Freier — „daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen, sondern einem fremden folgen müssen." — Mit diesen Worten und einer kalten Verbeugung zog er sich zurück, schwang sich auf sein Roß, das sein Knappe im Schloßhofe bereit hielt und sprengte davon.

Dieser Vorfall hinterließ die schlimmsten Ahnungen in Williswinde und ihren Leuten. Sie berieth sich mit dem Kastellan und beschloß endlich auf sein Zureden, ihre Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu nehmen. Tags darauf trat sie wirklich den Weg dahin an, nur von einem Knecht und einer Dienerin begleitet, um kein Aufsehen zu erregen. Der Pfad führte in einen einsamen waldigen Thalgrund. Plötzlich stürzte der gefürchtete Ritter mit einigen seiner Buben aus einem Hinterhalte hervor, schlug den Knecht, der seine Herrin vertheidigen wollte, zu Boden und schleppte sie gebunden in einen uralten Thurm dicht neben an, dessen Eingang ein eisernes Gitter verschloß.

„Nach zwei Tagen will ich wieder Antwort holen, sprödes Fräulein!" lachte der Wilde grimmig, den knarrenden Schlüssel drehend, und jagte mit seinem Trosse und der gefangenen Dienerin, die Einer davon vor sich aufs Pferd genommen hatte, von dannen.

Williswinde warf sich in dem dunkeln feuchten Raume auf

die Kniee und sandte ein brünstiges Gebet zum Himmel empor. Da erblickte sie plötzlich ihren getreuen Raben, der ihr bis hieher nachgefolgt war und nun vergebens an dem rostigen Thorgitter mit dem Schnabel herumhackte, um zu ihr hineinzugelangen. Da es all seine Mühe fruchtlos sah, hüpfte das arme Thier in's nächste Gebüsch und kehrte bald mit einigen Sträuchen Erd- und Brombeeren zurück, die er seiner Herrin durch die Eisenstäbe hineinreichte, um ihr wenigsten Erquickung zu verschaffen.

Das Erscheinen ihres Raben hatte Williswinde wieder einigermaßen Ruhe eingeflößt; sie sah ihn als einen Trostboten des Himmels an.

Zwei lange lange Tage schlichen ihr vorüber; doch wich der treue Vogel nicht von dem Gitter, außer wenn er in den nahen Wald flog, um ihr nahrhafte Wurzeln und erfrischende Beeren zu holen. Wie freudig schlug er jedesmal die blaulichschimmernden Flügel, wenn er sah, wie seine Herrin die kleine Beute, die er ihr brachte, mit dankbaren Blicken auf ihren Freund in der Noth verzehrte!

Am Morgen des dritten Tages erschien unser Ritter vor dem Thore des Thurmes. Er wiederholte seinen Antrag mit noch schneidenderem Hohne und schwur, da Williswinde statt aller Antwort nur verächtlich ihr Gesicht abwandte, sie nun dem Hungertode preis zu geben, worauf er wüthend davonjagte.

Nach einem ruhigen Schlummer, die Frucht ihres innigen Abendgebetes, stand Williswinde in der Frühe des nächsten Tages an dem Gitter ihres Kerkers, das im Morgenroth erglühte. Mit kindlich vertrauenden Augen schaute sie zum reinen blauen Himmel hinauf, horch, — da erklingen auf einmal die Töne eines fröhlichen Liedchens, vom Walde her. Das ist nicht die rauhe Stimme ihrers Verfolgers, nein, keck darf sie's wagen: mit aller Kraft schreit sie um Hülfe.

Und nicht vergebens. Ein junger Ritter in glänzender Waffenrüstung nähert sich dem Thurme. Er ist es, er ist es, ihr heißgeliebter Bruder! Um seine Schwester zu überraschen, hatte er, ahnungslos von dem Vorgefallenen, den kürzeren Fußpfad, der

hier vorbeiführte, nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße dahinzogen.

Kaum hatte sie dem bestürzten Bruder berichtet, wie sie hierher gekommen, als ihr Räuber herbeisprengte und, da er den fremden Ritter vor dem Thurme gewahrte, mit gezücktem Schwert auf ihn losstürzte. Es fehlte nicht viel, so wäre Ottmar dem wüthenden Angriffe des riesenkräftigen Gegners erlegen, doch noch gerade zu rechter Zeit, ehe sein Arm ermattete, flog Williswindens schwarzer Freund, der Rabe, an der Spitze eines unabsehbaren Schwarms seiner Genossen, mit betäubendem Krächzen auf den Räuber los, mit grimmigem Schnabelhacken, Krallen und Flügelschlagen über ihn herfallend, so daß er sich ihrer nicht zu erwehren vermochte. Schnell macht sich Ottmar den günstigen Augenblick zu Nutze und zischend fährt seine Klinge durch das tückische Herz des betäubten Feindes, der mit einem gräßlichen Schrei zusammensinkt. — Die Raben wichen nicht von seiner Leiche; gierig schienen sie sein Blut zu trinken, hackten ihm die Augen aus und rissen seinen Leib in Stücke.

Ottmar fand im Gürtel des Todten den Thurmschlüssel, öffnete das Gitter und kehrte im Triumph mit der theueren Schwester nach Stolzeneck zurück. Noch in unsern Tagen sieht man das Bild des getreuen Raben an einem Schwibbogen der Burgruine ausgehauen.

(Siehe Al. Schreiber's Sagen aus den Rheingegenden rc.)

Jukunde von Stolzeneck.

Traurig sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß,
Lehrend ihre beiden Söhne —
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne Deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!

Einen Ritter siehst Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn.

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!"

Zürnend sprach die treue Gattin:
„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heiligen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!

„„Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verwehn im Abendduft.""

„Treue hast Du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst Du für die Todten nur? —"

„„Nein, ich lebe frisch im Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!""

Ernst und sinnend schwieg Jukunde,
Als der Ritter wieder sprach:
„Edle Frau, vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolf bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat Dich betrogen,
Prüfend, hab' ich Dir gelogen —
Wilhelm, Dein beweinter, lebt!"

„„Komm herein!"" — sprach die Entzückte, —
„„Freudig nannte Wilhelm Dich,
Oft den Freund aus frühster Jugend
Und das Urbild wahrer Tugend;
Neues Leben strömt durch mich! —""

Bald erstieg der wack're Ritter
Der Getreuen Felsenschloß;
Aber — welch ein Wonneleben! —
Wilhelm war's, der voller Leben,
Selbst in seinen Arm sie schloß!

K. W. u. Justi.

Die heilige Notburga.

Erste Sage.

König Dagobert hatte eine Tochter, Notburga mit Namen. Sie war schön, aber auch fromm wie keine der Jungfrauen des Landes, darum blieb auch ihr Sinn dem eitlen Glanze dieser Welt fremd und sie floh heimlich aus dem Schloß ihres Vaters, welcher damals in Mosbach Hof hielt. Sie verbarg sich in einer Felsengrotte am Neckar, nicht weit von dem Dorfe Hochhausen. Hier lebte sie Tag für Tag nur dem Gebete und strengen Bußübungen. Ein zahmer weißer Hirsch brachte ihr täglich ein Brod aus der Küche ihres Vaters. Dadurch ward aber ihr Zufluchtsort dem trauernden Könige verrathen, der alsbald dahin eilte und sie zuerst mit flehenden Bitten, dann unter grimmigen Drohungen aufforderte, mit ihm nach Hofe zurückzukehren. Notburga weigerte sich dessen, weil sie ein Gelübde gethan habe, dem Herrn in der Einsamkeit zu dienen. Da erreichte

der Zorn des Königs den höchsten Gipfel der Wuth und mit gewaltiger Faust packt er die Tochter an, um sie aus der Höhle zu reißen. Aber, wehe! der Arm, woran er sie ergriffen, blieb in seiner Hand und mit gesträubtem Haar taumelte der unglückliche Vater zurück und floh voll Entsetzen wieder nach Hause. Die fromme Jungfrau warf sich vor ihrem Felsenaltare nieder und siehe, da ringelte sich eine goldene Schlange hinter demselben hervor und legte ihr heilende Kräuter, die sie mit im Munde herbeigebracht, in den Schoos. Mit diesen verband sie den ausgerissenen Arm dem Stummel wieder, der bald wieder fest anwuchs und völlig geheilt war.

Als Notburga, nach langen Jahren, von vielen Andächtigen aus der Gegend umgeben, ihre reine Seele auf ihrem kalten steinernen Lager aushauchte, sah man helle farbenstrahlende Flammen über der Höhle wallen. Ihr Leichnam wurde nach Hochhausen gebracht und in der dortigen Kapelle beigesetzt, wo noch ihr Grab zu sehen. Ihr Bild liegt in Stein ausgehauen auf dessen Platte, das Haupt geschmückt mit der königlichen Krone. Neben ihr ruht die Schlange mit den Kräutern. Früher war das Grab durch ein mit Lilien verziertes Gitter geschlossen. Auf dem Altarblatte und dessen beiden Flügeln ist ihre Geschichte abgebildet.

Im Jahr 1517, unter Papst Leo X, wurde das Grab geöffnet. Zugegen waren Bischof Reinhard von Worms, Eberhard Horneck von Hornberg mit seinen Söhnen, Hans von Stein und die Brüder Geyling von Altheim. Man fand den Leichnam noch unversehrt.

Andere Sage.

Auf der alten Burg Hornberg am Neckar, wo Götz von Berlichingen starb, wohnte vor Zeiten ein mächtiger Fürst, dessen einzige Tochter, Notburga, an einen tapferen Ritter verlobt war, der aber einem Zuge nach dem heiligen Lande sich anschloß, von dem er nie wieder zurückkehrte. Die holdselige Jungfrau trauerte um ihn, wie eine Wittwe, und wollte von einer anderen Heirath nichts hören. Aber ihr Vater,

ein rauher und gebieterischer Mann, herrschte ihr eines Tages zu, sie möchte sich zu ihrem Hochzeitsschmuck anschicken, denn in drei Tagen werde der Bräutigam kommen, den er ihr ausgewählt.

Der Verzweiflung nahe, faßte Notburga den Entschluß, aus dem väterlichen Hause zu fliehen. In der Stille der Nacht rief sie einen alten vertrauten Diener zu sich und sagte zu ihm: „Begleite mich hinüber an die Höhle am Neckar, wo die Kapelle des heiligen Michael steht; dort will ich mein künftiges Leben unter gottesdienstlichen Uebungen in der Einsamkeit zubringen.“

Als sie an den Fluß kamen, war aber kein Nachen vorhanden, um sie überzusetzen; siehe da trabte plötzlich ein schneeweißer Hirsch aus dem Walde herbei, neigte sittiglich seinen Bug vor Notburga, und lud sie mit klugen Augen ein, sich seiner als eines Zelters zu bedienen. Sie schwang sich unbedenklich auf seinen Rücken, und er schwamm mit ihr durch den Neckar bis zu der Uferstelle, wo die Felsenhöhle sich befand.

Nicht lange, so vermißte der Fürst seine Tochter, und schickte viele Bothen und Kundschafter aus, ihren Aufenthalt zu erforschen; doch vergebens, nicht die geringste Spur leitete sie dahin. Zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu dem treuen Diener auf Schloß Hornberg; der wollte ihm ein Brod reichen, doch der Hirsch neigte seinen Kopf, damit er es ihm an's Geweih' stecken möge. Kaum war dies geschehn, so flog das verständige Thier nach der Höhle zurück und brachte Notburga das Brot. So kam er jeden Tag und ließ sie keinen Mangel leiden.

Einst kam der Fürst gerade dazu, als der Diener dem Hirsche das Brod auf's Geweih steckte, und zwang den Alten durch schreckliche Drohungen, ihm das Geheimniß zu verrathen. Kaum hatte sich am andern Tage der Hirsch wieder eingestellt, so schwang sich der Fürst auf sein Roß und folgte dem Brodträger nach, durch den Fluß bis zur Höhle, die seine Tochter barg. Er trat ein und fand sie vor einem Kreuze knieend in brünstigem Gebete. Der Hirsch hatte sich zu ihrer Seite gelagert, und blickte den hohen Eindringling mit großen verwunderten Augen an. Vergebens waren alle Bitten und Befehle des zürnenden Vaters, Notburga solle mit ihm nach Hornberg zurückkehren.

Sie weigerte sich deß standhaft, mit der Erklärung, ihr Leben sey fortan nur Gott geweiht, da sie dieser Welt auf immer entsagt habe.

Schäumend vor Ingrimm, will sie der Vater vom Kreuze hinwegreißen, das sie umklammert hielt. Siehe, da blieb der Arm, an dem er sie gepackt hatte, in seiner Hand; schaudernd ließ er ihn zu Boden fallen und floh, wie von bösen Geistern gehetzt, nach seiner Burg zurück.

Notburga lebte von nun an ruhig in ihrer Höhle, bis der Herbst kam und die welken Blätter niederraschelten. Da schwebten Engel herab und wiegten die fromme Jungfrau in den ewigen Schlummer. Aber ihre Seele trugen sie, nachdem sie deren starre Hülle mit weißen Rosen überstreut, hinauf in die Gefilde der göttlichen Freuden. Vieles Volk strömte herbei, denn man hatte schon von fern die ganze Nacht hindurch ein helles Leuchten über der Höhle gesehen. Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, wurden an einen neugezimmerten Wagen gespannt und die Leiche darauf gelegt. Die Stiere ließ man den Weg selber wählen, den sie einschlagen wollten, und sie führten den Wagen nach dem Dorfe Hochhausen, auf die Stelle, wo die jetzige Kirche steht; dort wurde Notburga beigesetzt. Der Hirsch war und blieb verschwunden.

Notburga wird vom Volke gewöhnlich die Kraichgauer Heilige genannt und die Leute in der Gegend zeigen noch auf dem Felde die Spuren des Weges, welchen der Hirsch von Hornberg aus nach der Höhle zu nehmen pflegte.

Dieselbe ist noch vorhanden. Sie wird von einem Kalkfelsen gebildet, der am linken Ufer des Neckars sich erhebt, wurde aber schon größtentheils von dem Strome und seinen Eisgängen zerstört. Wenn man den Namen der Heiligen, der Höhle gegenüber, ausruft, so wird er, wie von einer leisen Geisterstimme, wiederholt.

(Die Legende von der heiligen Notburga, deren Gründung in dem Siege des Christenthums über das Heidenthum besteht, findet sich mit kleinen Abänderungen vielfach verbreitet. Grimm, Jäger und Kaufmann erzählen dieselbe, in ihren Führern durch das Neckarthal, mit unbedeutenden Abweichungen, den deutschen Sagen der Brüder

Grimm nach. Langbein, Millinger, Julius Sturm und ebenso v. Keller („Notburga, eine Legende in sechs Gesängen von v. Keller. Mannheim 1823) feierten sie in poetischem Gewande.

Sagen vom Minneberg.

1.

Auf der Burg Hornberg, wo einst die fromme Notburga in ihrem stillen Kämmerlein den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts: Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Fräuleins Hand und Minna's Vater vermochte nicht, einen so weitgepriesenen Mann als Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelruth, der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlichen Tugenden war. Einst war er dem Rufe eines fröhlichen Turniers auf die Burg gefolgt und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und rühmliche Vorzüge erwarben ihm bald Gegenliebe. Doch des Pärchens Minneglück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal erscholl die Aufforderung zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelruth zögerte nicht, ihr zu folgen. Minna's Vater war dies erwünscht; da er bereits einem Andern die Hand seiner Tochter zugesagt, sah er gerne deren Geliebten sein Leben abenteuerlichen Gefahren in fernen Ländern aussetzen und bestärkte den Ritter Edelruth noch in seinem Vorsatze durch das gleißnerische Versprechen, ihm, wenn er als Sieger zurückkehre, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden; lange sah Minna vom Söller der Burg traurend ihrem Verlobten nach, dessen hohe Gestalt, die ganze Pilgerschaar überragend, den Neckar abwärtsschiffte. — Jahre vergingen; Edelruth vollbrachte der rühmlichen Thaten viele; schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn noch von der Rückkehr ab,

da des Kampfes noch kein Ende war, als er in einer Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in die Hände des Feindes fiel. Dieser, grimmig über die ausgezeichneten Kriegsthaten des jungen Helden, welcher Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatte, schloß ihn in eine Höhle ein, die einst der Aufenthalt wilder Thiere war. Zwei Tage verlebte hier Edelruth ohne die mindeste Nahrung, bis er endlich oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht erblickte, worauf ihm eine schöne Hand drei Pfirsiche herab warf, und ihm, während zugleich ein Seil von oben herunterglitt, eine zarte Stimme zurief: „Zwei Diener harren meines Winkes; steig' herauf und folge mir in jene stille Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „„Nur in meiner Heimath kann ich Liebe finden; doch wenn Du edel gesinnt bist, so rette mich!""— „Nur Liebe zu mir kann Dich retten!" — entgegnete die Stimme — „nur in meinen Armen lächelt Dir die Freiheit!" — „„Nur wer Treue übt,"" — erwiederte der Gefangene, — „„ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen!"" — Da verschwand die Erscheinung und tiefe Sehnsucht ergriff Edelruth von Neuem nach der fernen Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen; doch wankte ihre Treue gegen den Erkorenen nicht einen Augenblick. Als endlich die flehendsten Bitten nichts mehr über ihren harten Vater vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Zwingenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, nur von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Fichten bedeckt war. Hier landeten sie, um einen Zufluchtsort zu suchen und gaben den Nachen den Wellen preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen, die felsigen Pfade hinan und scheuten keine Mühe, bis sie endlich eine Höhle fanden, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, zu wohnen beschloß. Ihre Zofe sorgte für Herbeischaffung von Nahrungsmitteln aus den be-

nachbarten Weilern. Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. Ihre treue Gefährtin war der Verzweiflung nahe, und warf sich auf die Leiche der Herrin, sie mit einem Strome von Thränen überfluthend. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie umblickte, stand Ritter Edelruth im lichten Waffenschmucke vor dem Eingang der Felsenhöhle. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht und als er dort Niemanden, als ihren tiefgebeugten, reueverzehrten Vater fand, geschworen, seine Waffen nicht eher abzulegen, als bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon war er durch Berg und Wälder geirrt, bis ihn sein Windspiel auf die rechte Spur führte. Allenthalben verkündeten ihm seine Namenszüge, von Minna in die Rinden der Bäume geschnitten, die Nähe der Geliebten. So fand er sich endlich bis zum Eingang der Höhle durch.

Da lag entseelt vor ihm, auf einem Bette von Moos, das Theuerste, was er hienieden besessen. Der ungeheure Schmerz drohte ihn selbst zur Leiche zu machen. Seine Klagen erfüllten die Wälder und jeder Tag fand ihn an dem stillen Orte, wo er mit Hülfe der Zofe die geliebte Minna begraben hatte,

Als sein Schmerz ruhiger geworden war, baute er an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie zum ewigen Denkmale seiner Liebe: die Minneburg. In der Felsenhöhle aber, worin er Minna begraben, ließ er auf den Denkstein das Bild des Hundes meißeln, der ihm den Weg dahin gezeigt hatte.

2.

Andere Version.

Hugo von Habern hinterließ drei Söhne; frühe schon wurden sie an ritterliche Uebungen und die Beschwerlichkeiten der Jagd gewöhnt. In den weitausgedehnten Forsten des Odenwaldes streiften sie bis zu den freundlichen Thalwindungen des Neckars und verfolgten Tagelang das Gewild. Ihr Begleiter war ein Windspiel von seltener Treue, und ein trefflicher Jagdhund, der sie stets auf die richtige Fährte leitete.

Eines Tages führte sie dieser kundige Wegweiser auf den

Gipfel eines steilen Berges am Neckar, vor den Eingang einer düsteren Höhle. Die Jäger folgten auch diesmal dem klugen Vorläufer, der sie noch niemals irre geleitet hatte, und zwar in die Tiefe der Grotte hinein, in deren Hintergrunde sie zu ihrer großen Ueberraschung drei weibliche Gestalten erblickten, welche betend auf den Knieen lagen. Die Jünglinge wähnten drei Heilige im überirdischen Glanze geistiger Verklärung vor sich zu sehen, doch bald überzeugten sie sich, daß diese nur Bewohnerinnen dieser Erde wären, die vom Schicksale verfolgt, hier einen Zufluchtsort gefunden hätten. Sie waren entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Ritter von Handschuchsheim, allein dieser alte Stamm war mit ihrem Vater ausgestorben und ihre Besitzungen dem Lehensherren wieder heimgefallen. Die Mutter ruhte schon längst im Grabe, und das geringe Erbtheil, welches den drei Schwestern noch übrig geblieben, hatte ihnen die Habsucht eigennütziger Menschen entrissen. Als verlassene Waisen, ohne Schutz und Hülfe, hatten sie sich nun vor den Nachstellungen arglistiger Verführer in diese abgelegene Felsenklause flüchten müssen, denn sie waren schön, und mit welchen Gefahren ist Schönheit nicht verbunden? Ein alter treuer Diener war den Jungfrauen gefolgt und sorgte, als Einsiedler verkleidet, für ihren Unterhalt; doch waren, in der tiefen Einsamkeit und gänzlichen Abgeschiedenheit von den Menschen, ihre sanften weiblichen Gefühle nicht erstorben, und die edlen Jünglinge machten denselben Eindruck auf sie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe schloß sich in der Folge unter ihnen und knüpfte sich mit jedem Tage fester. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine stattliche Burg, und nannten sie Minneburg. Lange lebten sie dort mit ihren holdseligen Frauen im glücklichsten Vereine; erst viele Jahre nachher verschwand auch ihr Name aus den Registern der edlen Geschlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniß ließen die Ritter das Windspiel, welches sie zu den Einsiedlerinnen geleitet hatte, in Stein aushauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieses Denkmal der Erkenntlichkeit seine Stelle auf dem hohen Portale über der Einfahrt zum Minneberg; allein rohe Hände haben es entwürdigt und an der Ziegelhütte unten im Thale bei dem Dörfchen Gut-

tenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Lehmwand eingemauert. *)

(S. „Badische Wochenschrift.“ Jahrg. 1807. Nro. 5. Seite 73).

Die beiden vorstehenden Sagen haben einem jungen Dichter den Stoff zu einem größeren Gedichte geliehen, welches unter dem Titel: „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals, ein Romanzenkranz von Fr. Ernst, mit Umrissen und einer Musikbeilage von L. Hetsch,“ in Stuttgart bei Ebner und Seubert erschienen ist.

Der Minneberg.

Wem wirds nicht sehnlich zu Sinne,
Hört er vom Minneberg?
Wer denkt nicht, daß sich darinne
Verschwiegene Minne berg'?

Oder daß in seinem Grunde
Der Ritter Tanhuser ruht,
Mit Frau Venus Mund an Munde,
Verschmolzen in süßer Gluth?

Komm, setz' Dich im Abendlichte
Still an die Seite mir
Und höre nun die Geschichte,
Die man erzählt von hier:

Tief in dem Berge hausen
Zwölf schöne Jungfräulein;

---

*) Denkwürdig ist, daß, vor nicht gar langer Zeit, ein Einsiedler von unbekannter Herkunft, aber ungemeiner Bildung, sich in den Ruinen der Minneburg eine freundliche Wohnstätte bereitetete und den Platz mit Blumenbeeten und Gesträuchen sehr anmuthig ausschmückte. Nachdem er vierzehn Jahre lang in strenger Weltabgeschiedenheit in dieser romantischen Wohnung gelebt hatte, verschied er, doch ist es bisher stets unbekannt geblieben, wer er gewesen. Nach seinem Tode verwilderten die hübschen Anlagen wieder und der Muthwille zerstörte sie vollends. Jetzt gehört die Burg dem Fürsten von Leiningen

(S. „Universallexikon vom Großherzogthum Baden ꝛc.“ Karlsruhe 1844, Mallot).

Sie kamen zuweilen heraußen,
Doch stets nur Eine allein.

Die setzte sich an die Quelle
Dort an dem schattigen Hang,
Sich labend am Kühl der Welle
Und lustigem Vogelsang. —

Vom nachbarlichen Schloße
Kam einstens ein Edelknab',
Verirret vom Jägertrosse,
Hier an den Quell herab;

An dessen moosigem Rande
Das reizendste Mägdlein sitzt
Im blüthenweißen Gewande,
Vom Gürtel ein Demant blitzt.

Ein himmlisches Lächeln spielet
Um ihren Rosenmund,
Aus dessen Bogen zielet
Der Gott, der Alles macht wund.

Sie grüßet, wie hold erschrocken,
Den jungen Jägersmann —
Ihre Augen, ihre Locken
Sie halten ihn bald im Bann,

In heißer Liebesumschlingung —
Doch sprach das Jungfräulein:
„Nur unter Einer Bedingung
Darf ich Dein eigen seyn:

„Gelobe mir, nie zu spähen
Wo ich zu Hause bin,
Mir niemals nachzugehen
Zur verschwiegenen Wohnung hin!

„Denn solltest Du je dich wagen
In mein geheimes Haus,
So kommst Du in ewigen Tagen
Nie wieder an's Licht heraus!"

Er schwört's; mit glühenden Küßen
Besiegelt wird ihr Bund,
Geweiht zu Himmelsgenüssen
Der trauliche Schattengrund. —

So floßen am kühlen Bronnen,
Bei kosigem Minnespiel,
In weltverschwiegenen Wonnen
Der Frühlingsabende viel.

Doch ließ die Neugier, die schlimme,
Dem Jüngling keine Ruh;
Stets rief ihm eine Stimme
Aus seinem Innern zu:

„Geh ihr nach, geh' ihr nach, wenn die Lose
Deinem Arm sich wieder entzieht,
Und in des Gebirges Schoose
Nach der heimlichen Wohnung flieht.

„Gelöst nun werde Dir endlich
Das Räthsel so wunderbar,
Und drohte auch unabwendlich
Dir ewigen Banns Gefahr!"

Er kann nicht widerstehen,
Sein Herz ist gar zu schwach;
Vom Liebchen ungesehen,
Schleicht er ihr Abends nach;

Entlang des Berges Seiten
Folgt er ihr ohne Halt, —

Da sieht er sie plötzlich gleiten
In einen Felsenspalt.

Er kann nicht widerstehen,
Es drängt ihn mächtig hinein —
Kein Mensch hat ihn mehr gesehen,
Verschlossen bleibt der Stein.

A. Schzlr.

(Vergl. Aloys Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde." Heidelberg 1839. S. 104.)

Der getreue Hirsch.

Zu Hornberg am Neckar wohnte einst ein tapferer Ritter, der im gelobten Lande große Thaten verrichtet hatte. Er hieß Bertram der Wecker und hatte eine schöne fromme Gemahlin, mit Namen Adelheid, und eine ebenso brave Tochter, die Mechtilde hieß. Als Letztere achtzehn Jahre alt war, und schon mancher Edelmann um ihre Hand warb, da nahm der Tod ihre Mutter weg und der Vater ging eine zweite Ehe ein, weil er hoffte, noch einen Sohn und Stammeserben zu erhalten. Diese zweite Frau hieß Clotilde und war sehr boshaft, aber reich, und brachte dem Ritter Bertram ein großes Heirathsgut, der auch seiner Frau Alles vermachte, und der Tochter nur die Fräulein-Aussteuer bestimmte, die auch damit zufrieden war. Ein ganzes Jahr lang ertrug Mechtilde schweigend und geduldig die bösen Sitten ihrer Stiefmutter, die auch einen Sohn bekam, so daß zu Mechtilden nach und nach die Liebe ihres Vaters geringer wurde. Einst kam er von der Jagd und brachte ein junges lebendiges Hirschkalb mit, das er seiner Tochter schenkte, die es sorgfältig aufzog. Der junge Hirsch wurde ganz zahm und sie ließ ihm oft sein Futter in einem Hängkorb zur Burg hinab. Da begab es sich, daß zu Wien ein großes Turnier gehalten wurde, und Bertram zog dahin. Kaum war er fort, so fing die Stiefmutter mit Mechtilden Streit an und ließ sie in's Burgverließ werfen. Aber der Burgvogt und alle Knappen setzten sich so herzhaft dagegen, daß Clotilde ihre

Stieftochter nach drei Tagen wieder frei ließ. Mechtilde blieb aber nun nicht mehr im Schloß, sondern ging in den Wald, wo sie nicht weit von der Burg eine Höhle fand, die ihr recht wohl gefiel. Sie holte sich ihre Kleider, etwas Nahrung und Bettzeug, und begab sich an den einsamen Ort, den man vor Gebüsch und Strauchwerk noch nicht entdeckt hatte. Der Hirsch allein ging mit ihr, und kam täglich dreimal in's Schloß in den Türniß oder Atzungssaal mit seinem Korbe und Jeder von dem Gesinde war gewohnt, ihm etwas Nahrung hinein zu legen, und wer ihm nichts gab, den stieß er an, bis er etwas erhielt. Das trug er dann alles getreu seiner Herrin zu und fristete so sieben Jahre der Mechtilde das Leben. Damit man aber die Höhle nicht finden sollte, so nahm der Hirsch jedesmal einen Umweg und machte einen Seitensprung im Hin- und Herweg, so daß man die Spur verlor. An der Höhle entspringt auch die Mechtildenquelle, die Winters nicht zugefriert und im Sommer eiskalt ist und niemals an Wasser abnimmt. Als Kind hatte einmal Mechtilde einem Pilger, der in's heilige Land reiste, ein Geschenk gegeben, und aus Dankbarkeit ließ er ihr seine Kürbisflasche zurück, die Mechtilde mit in die Höhle nahm und die ihr der Hirsch an der Quelle füllte, so oft sie ihm winkte.

Der Ritter Bertram gewann im Turnier den ersten Preis, aber groß war sein Jammer, als er nach Hause kam und seine Tochter nicht fand, und Niemand ihm sagen konnte, wo sie hingekommen. Da gelobte er der Mutter Gottes eine schöne Kapelle zu bauen, wenn er die Gnade haben könnte, seine Tochter Mechtilde noch einmal zu sehen. Er ließ sie überall suchen, aber umsonst; man entdeckte keine Spur von ihr. Seine Frau Clotilde war aber seit seiner Abreise nach Wien siech geworden, und Niemand konnte ihr helfen. So litt sie schon sieben Jahre die bittersten Schmerzen, aber zuletzt gestand sie ein, daß sie die Mechtilde aus dem Schloß vertrieben habe. Darauf starb sie, und Bertram ließ sie in dem Dorf Wolkenhausen bestatten, wo ihr Familienbegräbniß war.

Eines Sonntags frühe hörte man den Hirsch entsetzlich schreien und sah ihn bei Wolkenhausen sich jämmerlich gebärden. Herr Bertram befahl einem Knappen, nachzusehen, und der fand

denn auf der Wiese die Mechtilde todt und den Hirsch neben ihr, der mit dem Geweih in die Erde bohrte, als ob er anzeigen wollte, daß man sie dort begraben sollte. Da kam auf diese Nachricht der Ritter Bertram eilig von der Burg herab mit allen seinen Dienern und erkannte mit Jammer und Noth den Leichnam seiner Tochter. Er ließ sie in einen steinernen Sarg legen und an derselben Stelle begraben.

Unterdessen hatte man den kleinen Sohn, der auch Bertram hieß, im Schloß zurückgelassen und Niemand hatte Acht auf ihn gegeben, weil Alles wegen Mechtildens Tod hinabgegangen war. Bei der Zurückkunft fand aber Bertram seinen Sohn nicht, und suchte ihn mit bekümmertem Herzen in der ganzen Burg. Da entdeckte zuletzt der Burgvogt den abgebrochenen Ast eines Birnbaums und so fanden sie den Knaben zerschmettert am Fuße der Mauer, und ein Theil seines Kleides hing zerrissen an dem Gesträuche, über welches er von dem Birnbaum herabgefallen war. Der Vater ließ sich an die Stelle führen und fiel in Ohnmacht, als er die Leiche seines Kindes sah. Seine Leute waren bemüht, ihm einen Ruheplatz zu suchen, und fanden dadurch die Höhle Mechtilden's, die vorher Jedermann unbekannt geblieben war. All ihr kleiner Hausrath war noch darin, ihr Hängkorb und ihre Kürbisflasche und so sahen sie nun klar, wo sie so lange verborgen gelebt hatte. Der Hirsch, der mitgegangen war, ergriff die Flasche und füllte sie an der Quelle, und so wurde Alles kund, wie Mechtilde durch den dankbaren Hirsch ihr Leben erhalten hatte.

Der Ritter Bertram ließ seinen Sohn neben die Mutter bestatten, und baute, wie er gelobt hatte, am Begräbnißplatze Mechtildens eine Kapelle, die er reich begabte.*)

---

*) Erwähnt wird diese Sage im "Historisch-politisch-geographischen Atlas der ganzen Welt." Th. V. S. 1849, und in den "Antiquitäten des Neckars." Medicus hat sie 1765 mündlich gehört, wie sie oben steht.
(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1834.)

Das Lied vom Hornberg.

Hier wohnte Götz! *) Auf! singts im frohen Kreise!
Der edle teutsche Mann,
Der seiner Zeit des Heldensinnes Preise
Zu Haufen abgewann.

Hier schlug sein Herz für Recht und schlichte Sitte
In freier Brust empor;
Hier lieh der Held des Unterdrückten Bitte,
Der Wahrheit auch sein Ohr.

Hier zog er siegreich aus mit seinem Herzen
Und seiner Eisenhand;
Hier war ein Freund, — der stand in Lust und Schmerzen,
Gleich dieser Felsenwand.

Hier war's, wo seine kühnen Löwen ruhten
Zu neuem Siegesgang!
Hier wälzte sich mit unsers Neckars Fluthen
Triumph und Hochgesang.

Hier war's, wo Götz in wildumstürmten Tagen
Sich und die Treuen wog,
Dann aus der Nacht, drin schwache Seelen zogen,
Auf, wie der Falke, flog.

Hier trank der Knecht, der an des Führers Seite
Das Schwert erklingen ließ;
Hier hob den Feind die Großmuth und die Freude
Tief aus dem Burgverließ. —

So laßt denn hoch den goldnen Becher wandeln,
Gefüllt mit Neckarwein!
Es gilt, wie Götz als Biedermann zu handeln,
Und treu und wahr zu seyn;

Gleich ihm der Welt die große Schuld zu zahlen
Der alten Redlichkeit;
In Stürmen fest zu stehn, wie in den Strahlen
Der holden Frühlingszeit.

*) von Berlichingen.

Es gilt, ein unvergänglich Maal den Ahnen
Im Herzen zu erbau'n,
Es gilt, es gilt, der Vorzeit ernste Manen
In Herrlichkeit zu schau'n.

Nichts soll den Glanz, in dem sie leuchten, mindern;
Erlöschen soll er nie.
Und glühend ruf' der Vater seinen Kindern:
Schaut hin, und seyd wie sie!

D. P. Reimold.

Im Jahr 1516 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg von dem Ritter Conz Schott von Schottenstein. Dort schrieb er am Abend seines Lebens seine Selbstbiographie und legte dann sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Noch wird sein Harnisch auf der Burg aufbewahrt.

(S. Gottschalk's „Ritterburgen rc." S. 74 u. 75.)

Der Michaelsberg.

Eine Stunde von Haßmersheim stromaufwärts, auf dem Gipfel des nahen, mit Reben bekränzten Berges, erscheint uns die einst von vielen Wallfahrern besuchte, dem heil. Michael geweihte Kapelle, von der auch die Höhe den Namen Michaelsberg führt. Der Fußwanderer kann vom Hornberg aus auf einem angenehmen, durch den Forst ziehenden Pfad hiehergelangen. Die Kapelle ist uralt und man hat von diesem Orte folgende Sagen der Vorzeit bewahrt:

Als die ganze Gegend noch eine schauerliche Wildniß war, hatte sich in diesen Gebirgen ein kühner und kräftiger Jüngling mit einer lieblichen Jungfrau verlobt. Beide liebten einander aufs Zärtlichste; aber sie war eine Christin, er dem Heidenthume noch zugethan. Auch hing er fest an seinen Götzen, und nachdem die Jungfrau sich vergeblich bemüht, ihn der reinen Lehre zuzuführen, trieb sie der tiefe Gram über seine Verblendung weit weg von der Wohnung ihrer Eltern in die tiefsten Wälder, wo sie in einer Felsenkluft ihre Tage unter Gebeten für das Seelenheil ihres für sie verlorenen Bräutigams hinbrachte. Selbst die wilden Thiere hatten Mitleid mit der Trauernden und trugen ihr Nahrung zu. Aber nach einigen Jahren ward sie von den Banden des irdischen Lebens befreit und der

Engel des Todes geleitete freundlich ihren Geist zu dem Reiche der Seligen. Oft durchschweifte, nachdem sie verschwunden war, der Jüngling düster und kummervoll die weite Gegend umher und suchte die Dahingeschiedene vergebens.

Da hielt er eines Tages Jagd mit seinen Hunden im buschigen Thale. Ein Wild sprang vor ihm auf, blieb aber sogleich stehen und sah ihn unverwandt und mit so traulichen Blicken an, daß er, gerührt, den schon gezückten Jagdspeer wieder zurückhielt. Das Thier schien ihm zu winken: er folgte nach, und es führte ihn zu einer Rasengruft, die er alsbald für die seiner Geliebten erkannte. Die Arme hatte sich selbst die dabei in einen Felsen geschnittene Grabschrift gesetzt und einige Bewohner des einsamen Thales hatten ihre Leiche darunter bestattet. Er warf sich auf den Hügel und näßte ihn mit heißen Thränen, während das Bild der Entschlummerten wie ein Engel des Himmels vor seine Seele trat.

Da kam plötzlich der reine Geist des Christenthums über ihn, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Er pilgerte nach Worms und ließ sich von dem Bischof taufen. Darnach wieder in seine Heimath zurückgekehrt, baute er sich eine Hütte auf diesem Berge, wo er als Einsiedler heiligen Betrachtungen und Bußübungen lebte. Er ertheilte den Umwohnern fromme Lehren, erquickte den müden Wanderer mit Speise und Trank und geleitete den Verirrten wieder auf den rechten Weg durch die Wildniß. Weithin erscholl der Ruf seines gottseligen Wandels und zahlreiche Pilger kamen von allen Orten her zu seiner einsamen Hütte und holten sich bei ihm Trost und Stärke in den Drangsalen des Lebens. Als endlich der fromme Klausner ein hohes Alter erreicht und die Kräfte seinen Körper meist verlassen hatten, vernahm er einmal Nachts, wo Sturm und Regen tobte, ein Pochen an seiner Thüre. Er öffnete sogleich und in die kleine Zelle trat ein Wanderer von hoher schöner Gestalt; er trug ein schneweißes Pilgergewand mit lichtblauen Schleifen und aus seinen Augen leuchtete himmlischer Friede. Der Greis machte nun Feuer an, damit der Fremdling sich erwärme, setzte ihm Speise vor und verrichtete dann knieend und mit zitternder Stimme sein Nachtgebet. Aber staunend sah er jetzt beim Aufblicken, wie sein Gast, noch herrlicher als zuvor, das

Haupt von einer Strahlenkrone umkränzt, vor ihm stand. Mit erhabener Milde sprach der Engel, — denn ein solcher war der Fremdling — „Gott hat dein Flehen erhört; geh' ein zur Ruhe, zum ewigen Frieden!" — Mit diesen Worten gab er ihm einen Kuß auf die Stirne; der Greis sank zurück und seine Seele schwang sich empor in die bessere Welt. Am Morgen fanden die Waller den Verblichenen, als läg' er nur im ruhigen Schlummer, an seinem kleinen Altare von Rinden und Moos. Sie begruben ihn unter Gebet und Thränen und erbauten auf dieser Stelle ein Kirchlein, das sie dem Erzengel Michael weihten.

(Aus Karl Geib's „Malerisch-histor. Schilderung der Neckargegenden." Frankfurt a. M. 1843. Seite 74 u. 75.)

Kloster Himmelreich.

(Metrische Version.)

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schwesterlein,
Eh' zu dem See sie ging im Hertha-Hain,
Wo sie der Göttin Opfer wollte seyn!" —

Friedhilde sank zurück, wie lichter Schnee,
Der Jungfrau Mutter aber sprach: „„O weh!
Ihr seyd kein Christ, Ihr opfert noch im See?""

„Vieledle Frau! — Herr Siegbert! — seyd mir mild:
Bin ich kein Christ, so trag' ich Speer und Schild
Und herzlich lieb' ich Eure Friedehild!" —

Held Siegbert sprach: „„Geh, Grißo, werd' ein Christ,
Schwör' ab den Götzenfrohn, in dem du bist:
Dann wird Friedhilde dein in kurzer Frist!""

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr.
Friedhilde weint, es stirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weint sie noch so sehr:

„Will Gott mich einsam, gut, so will ich's seyn!
Ade, Ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau' ich nun die Wohnung mein!" —

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felsen sangen all' ihr nach,
Wenn sie am Kreuz davor laut betend sprach.

Gemildert ward ihr Schmerz in wenig Zeit,
Vom Kreuz herab troff Himmelssüßigkeit,
Und Friede füllte sie und Seligkeit.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit,
Da that kein Thier dem andern was zu leid,
Und Ur und Bär stand vor ihr, wie gefeit.

Die Singevöglein bauten Nester hier,
Und Hirsch und Reh und allerlei Gethier,
Das schüchtern ist, fand Ruh' in dem Revier.

Und, brach sie einen grünen Zweig, so kam
Das all' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete sie auch, war Eines lahm.

Was sie gepflanzt, trug reichlich überall;
Grub sie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und sang mit süßem Schall.

Trat sie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor,
Am höchsten stieg der Lerche Lied empor!

Von tausend Blüthen duftete der Hain
Und Bienenschwärme flogen aus und ein
Durch ihre Zell' und bauten Waaben drein.

So lebte sie allda in Einsamkeit:
Da kam einst, um die Abendglockenzeit,
Ein Engel und sie war zum Tod bereit.

Er betete mit ihr und als sie schwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele stieg
Empor zum Himmel aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr stilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirsch dazu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln aus dem grünen Strauch,
Und gruben allda mit, nach Menschenbrauch.

Und als sie in der Ruhestätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte dann den Stein hinauf
Und schrieb sodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Flammenschrift darauf. —

Einst jagte Grißo einen Hirsch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Jünglings Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub und da
Die wunderbare Schrift am Grabe sah,
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah,

Und schuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abschwur die Götzen; fromm und mild und weich,
Er baut ein Kloster da: das Himmelreich.

That Buße drin und schor sein blondes Haar,
Und lebt im Himmelreiche manch ein Jahr,
Bis dann sein Ende wie Friedhildens war.

August Kopisch.

*) Die ursprüngliche Sage berichtet, daß Grißo, nachdem er sich taufen ließ und den christlichen Namen Lukas angenommen, eine Einsiedelei neben dem Grabe der Geliebten erbauen ließ, darin er Gott aufs Eifrigste diente, verirrte Wanderer mit Speis' und Trank erquickte und sie wieder auf den rechten Weg wies. Zahlreiche Wallfahrer pilgerten zu der Zelle des heiligen Mannes, und als ihn eines Tages ein Engel Gottes von dieser Welt genommen, ward an der Stelle, wo seine Siedelei stand, zum Andenken seiner wunderbaren Bekehrung eine Kapelle erbaut und dem heiligen Michael gewidmet, wovon der Berg den Namen Michaelsberg erhielt. Ausführlicher erzählt dies folgende Legende von F. W. Krummacher.

In's Reich der Lieb' und süßen Himmelsruh'!
Du hast getröstet und geliebt hienieden,
Drum sey ins ew'ge Liebesland beschieden!" —

Er sprachs, und wundersüße Harmonie'n
Erschollen himmlisch in den Buchenzweigen;
Der Greis will sich vor ihm zur Erde neigen,
Doch freundlich richtet ihn
Der Engel wiederum empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die starre Hülle bleibt im stillen Thal zurücke,
Es öffnet sich das goldne Sternenthor;
Der Greis entschwebt, dem schönen Jüngling gleich,
Ins Paradies, ins lichte Himmelreich.

Ein grüner Hügel birgt die morsche Hülle,
Und aus des Haines heil'ger Stille
Hallt noch manch brünstig Flehn empor;
Denn wo voreinst das grüne Hüttchen stand,
Glänzt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.

Hörst du der frommen Pilger Chor?:
Sieh, Vater, gnädiglich auf uns herab,
Birg unsern Leib ins kühle Grab,
Und unsern Geist heb' in Dein Reich empor!"

F. W. Krummacher.

Beide vorigen Legenden ergänzen sich; während Kopisch den Tod Friedhildens zum Gegenstand seiner Dichtung macht, behandelt Krummacher den nicht weniger schönen Tod Grißo's, der den christlichen Namen Lukas angenommen hatte, und bringt damit die fromme Sage vom Michaelsberg in Verbindung.

(Vergl. J. Baader's „Sagen der Pfalz, des Neckarthals rc.")

Die weiße Frau zu Guttenberg.

Auf dem Schloß Guttenberg am Neckar ist vor etlichen und achtzig Jahren die weiße Frau vielen Leuten erschienen, besonders dem Hausgesinde. Sie schlich umher wie der Wind;

wenn eine Magd backen wollte, so sprang ihr die weiße Frau auf das Genick, doch war sie leicht, und man hielt sie oftmals für den Alp. Zuweilen stand sie auch am Waschzuber und half den Mägden; sie war gewöhnlich weiß, auch grau, ihr Gesicht voller Falten, ihre Gestalt lang, auch war sie, wie die Leute sagten, die sie gesehen, wohl über hundert Jahre alt. Winters schlich sie aus dem neuen Bau in das neue Schloß, das auf dem Platze des alten erbauet ist, und kehrte alle Sachen um. Ein herzhafter Diener des Burgherrn sah ihr oft nach, wenn sie davon schlich, dafür nahm sie ihm seine Kleider und sein Deckbett, wann er schlief, und trug sie in eine andere Stube. Der Schloßherr hat sie niemals gesehen, hörte sie wohl aber in den Gängen, wenn sie eine starke Tracht Brennholz vor den Oefen niederwarf. Allein sobald er sie ertappen wollte, war sie verschwunden und er fand kein Holz auf dem Gang. Morgens schlich sie dann gewöhnlich in das Backhaus, wo sie sich versteckte, wie das Gesinde oft gesehen hat. Sie that fast Niemand etwas zu Leide; wo sie Einem aber bei der Arbeit half, da mußte er fleißig seyn, dann sah sie ihm zu, und verschwand wieder, ohne ihn zu beleidigen. Als einmal zwei Kammermädchen im Waschhaus ein Bad nahmen, öffnete die weiße Frau die verschlossene Thüre, so daß die Mädchen erschrocken davon liefen. Da ließ der Burgherr an der Ecke des Waschhauses, wo die weiße Frau zu verschwinden pflegte, aufgraben, und man fand die Gerippe eines großen Menschen und eines Kindes. Letzteres war von der weißen Frau, denn sie soll in ihrem Leben ein Kammermädchen gewesen seyn, die ihr Kind umgebracht und verscharrt hat. Sie konnte nicht sterben, bis sie die Mordthat gestanden hatte, und sie verlangte, daß der Burgvogt sie zu ihrem Kinde in die Ecke des Waschhauses begraben sollte. Das geschah, und so entstand die weiße Frau. Als man ihre Gebeine wieder gefunden hatte, ließ sie der Burgherr auf dem Kirchhof ehrlich bestatten und seitdem hat die weiße Frau Ruhe und geht nicht mehr zu Guttenberg.

(Siehe Mone's „Anzeiger &c.“ Jahrg. 1834.)

Die Kapelle bei Dallau. *)

Als die Hunnen das teutsche Land überschwemmten, lebten in dem Kloster bei Dallau zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie gehörten sämmtlich den edelsten Geschlechtern der Gegend an und waren von unsträflichem Wandel. Als die wilden Feinde sich dem Neckarthale nahten, sah man auch im Kloster nur schreckensbleiche Gesichter, denn allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet, zum Himmel um Schutz und Rettung flehend, da vernahmen sie plötzlich ein dringendes Läuten an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit schneeweißem Barte und von ehrwürdigem Ansehen bat um Einlaß und Nachtherberge. Freundlich nahmen die Frauen den Wanderer auf und labten ihn mit Speise und Trank. Ueber sein Antlitz war eine Hoheit und Milde ausgegossen, die jedes Herz mit Ehrfurcht und Vertrauen erfüllte. Im Laufe des Gespräches theilten ihm die frommen Schwestern auch ihre Besorgnisse wegen der Barbaren mit und baten um seinen Rath.

„Wie ihr an mir Erbarmen geübt habt," — sagte der Greis — „so wird Gott auch eurer sich erbarmen, denn er hört stets das Flehen der reinen Unschuld. So hört nun den Rath, den ich euch ertheilen will: Laßt alsbald dreizehn Todtensärge machen und dieselben in die Kapelle stellen. Nahen sich die Feinde diesen heiligen Mauern, so schmückt eure Häupter mit Blumenkränzen und legt euch in die Särge, als ob ihr Verstorbene wäret. Ich werde wiederkommen zu derselben Stunde, da die wilden Heereshaufen in dies Gotteshaus dringen und werde euch einsegnen."

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile die dreizehn Särge zimmern und als sie das Geschrei und Gelärme der heranziehenden Hunnen vernahmen, flocht Eine der Andern einen Kranz um das Haupt und Jede legte sich im Todtengewand in ihren Sarg, die Hände über die Brust gefaltet. Auf einmal kam der Greis im kirchlichen Talare, begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben, aus der Sakristei geschritten und verrichtete die Gebräuche, wie sie bei Beer-

*) Dorf, ein und eine Viertelstunde von Mosbach.

digungen vorgeschrieben sind; denn die Jungfrauen waren wirklich eingeschlummert, aber nur um jenseits, in den Gefilden des ewigen Friedens, wieder zu erwachen. Kaum waren die letzten Einsegnungsworte über die Lippen des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber bei dem Anblick der dreizehn Särge wie starr vor Schrecken stehen blieben. Der Greis hatte sich in eine hohe zürnende Jünglingsgestalt verwandelt, die mit drohendem Winke die Hand nach den Feinden streckte. Eine Strahlenglorie umwob seine Locken und über die weißen Gesichter der todten Jungfrauen ergoß sich ein güldener Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen, stürzten die Kriegsknechte aus Kapelle und Kloster fort, Keiner mehr es wagend, dem Gipfel des Berges wieder zu nahen. Als endlich das Land von den wilden Horden gesäubert war, kehrten die Umwohner des Klosters nach und nach in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienst auf dem Berge wieder beiwohnen, allein sie fanden zu ihrem Staunen alle Zellen verlassen und in der Kirche dreizehn frischgelegte Gruftplatten, alle mit Kreuzen bezeichnet, worauf die Namen der dreizehn Jungfrauen und ihrer Priorin zu lesen waren.

Al. Schreiber.

(Siehe dessen „Sagen rc.")

Die Nonne zu Dallau.

„Leb wohl, du Treugeliebte!
Ich ziehe fort von hier
Nach dem gelobten Lande,
Dort fleh' ich Sühnung mir.
Wenn ich an des Erlösers Grabe
Für meine Seel' gebetet habe,
Dann kehr' ich treu zurück zu dir."

Und fort zog er mit Eile,
In einem härnen Kleid,
Sie sah ihm nach mit Weinen

Und seufzt': „Ich arme Maid!
Was blinket ihr, o holde Sterne?
In seinem Aug' sah ich euch gerne,
Doch jetzt ist er so fern, so weit!"

An jedem Abend kniet sie
Vor dem Madonnabild:
Maria, schütz' den Waller,
Er ist so fromm, so mild!
Er zieht dahin am Pilgerstabe,
An deines Sohnes stillem Grabe
Will beten er von Reu' erfüllt."

Es sicheln sich die Monde,
Zwei Jahre wohl vergehn;
Sie schaute von dem Söller,
Und konnt' ihn nicht erspähn.
Sie steigt so bang und traurig nieder:
„Wann kehrest du, Geliebter, wieder?
Willst deine Maid du nimmer sehn? —"

Einst in des Traums Gefilden
Maria ihr erscheint:
„Dein Ritter ist gefallen;
Der Tod hat ihn vereint
Mit Jesu, für das höh're Leben
Hat er sein Heldenblut gegeben;
Der Arme hat jetzt ausgeweint."

Und als sie drauf erwachte,
Rief sie: „Was weil' ich hier
Auf dieser Erd' alleine?
Nimm mich hinauf zu dir!
Hier ist's so öd', bin so verlassen,
Will, ach! so gern um dich erblassen,
Hier traur' ich einsam für und für. —"

Im Kloster sie sich schließet
In eine Zelle ein,
Und nach drei Monden naht ihr
Ein Engel mild und rein:
„Laß ab, lass' ab, dich so zu grämen,
Dich will der Herr jetzt zu sich nehmen,
Zu enden deine lange Pein."

Und freudig rief die Fromme:
„Ich sterb', Geliebter mein!"
Sie starb und in den Himmel
Bracht' sie das Engelein.
Das Kloster ist schon längst zerfallen,
Aus dessen öden dunkeln Hallen
Es uns erzählt' der Leichenstein.

(Fliegendes Blatt.)

Neben dem friedlichen Dörfchen Dallau erhebt sich ein mäßiger Berg, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Da dieses schon längst zerfallen, würde man die Stelle, auf der es erbaut war, kaum mehr erkennen, bezeichnete diese nicht der Name Kapell, den des Berges oberste Spitze noch trägt.

Mancherlei redet die Sage von diesem Frauenkloster. Weiße Gestalten sollen in der Mitternachtstunde dort umwandeln und melodische Sangesweisen von der Höhe niederklingen.

Obige Sage mag dem Meister Uhland den Stoff zu seinem zarten Gedichte geliehen haben, das wir hier anschließen:

Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben;
Er wird ein Engel seyn,
Und Engel darf ich lieben."

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand im lichten Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah' auf mit Himmelsruh',
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Odenwäldisches Bauland.

Sagen von Borberg und der Umgegend.

Doktor Faust zu Borberg.

Als Doktor Faust in Heilbronn verweilte und sich mit seinen leidigen Künsten in der ganzen Gegend umhertrieb, kam er auch öfters auf die Burg Borberg, wo er stets gastliche Aufnahme fand. Als er einst an einem kalten Wintertage mit den Herren und Frauen des Schlosses in den Gartengängen an der Ostseite der Burg lustwandelte und die Damen über Frost klagten, ließ er gleich die Sonne warm scheinen, den schneebedeckten Boden grünen, eine Menge Veilchen und schöne Blumen aller Art daraus hervorsproßen. Dann blühten auf sein Geheiß die Bäume und es reiften daran, je nachdem es die Gesellschaft wünschte, Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche und anderes edles Obst. Endlich ließ er auch Weinstöcke wachsen und Trauben tragen, worauf er jeden seiner Begleiter einlud, sich eine Traube abzuschneiden, aber nicht eher, als bis er dazu das Zeichen gebe. Als sie bereit waren, zuzuschneiden, nahm er die Verblendung von ihren Augen und Jeder sah nun, daß er das Messer an die Nase seines Nächsten gesetzt habe. Der Theil des Gartens, wo sich dies zugetragen, wird seit jener Zeit „der Veilchengarten" genannt. *)

*) Die Sage von der Gartenbezauberung erzählt man sich auch von Albertus Magnus; die Nasenscene hat Göthe auch in seinem „Faust" angebracht.

Ein anderes Mal verließ Doktor Faust Mittags um drei Viertel auf zwölf das Borberger Schloß, um auf den letzten Glockenschlag zwölf Uhr bei einem Gelag in Heilbronn zu seyn. Er setzte sich in seinen mit vier Rappen bespannten Wagen und fuhr wie der Wind davon, so daß er richtig Schlag Zwölf in Heilbronn eintraf. Ein Arbeiter auf dem Felde hatte gesehen, daß gehörnte Geister vor dem Wagen den Weg eben pflasterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufrissen und entfernten, um so jede Spur dieses Pflasters wieder zu vertilgen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Baader, in Mone's „Anzeiger für Kunde teutscher Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Warum der Schillingstadter Schulze zu spät vor Amt kommt.

Zwei Ritter von Rosenberg waren in den Krieg gegen die Heiden gezogen. Kurze Zeit darauf kam der Jüngere wieder nach Hause, gab seinen Bruder für todt aus, und ließ sich von den Gemeinden des Amts Boxberg, als ihrem nunmehrigen Gebieter, huldigen. Nachdem er ein Jahr lang regiert hatte, kehrte der Todtgeglaubte zurück und vertrieb ihn aus dem unrechtmäßigen Besitzthum. Hierauf berief der Aeltere die Schulzen des Amtes miteinander nach Boxberg, erklärte die Versammelten, weil sie so voreilig und willig seinem Bruder gehuldigt, für treubrüchig und ließ sie sämmtlich durch den Möckmühler Scharfrichter bei der s. g. Wolfsgrube enthaupten. Der Schulze von Schillingsstadt stellte sich erst ein, als die Hinrichtung der Andern bereits vorüber war und wurde nahe dem Richtplatze, wo ihn der Weg vorbeiführte, vom Scharfrichter ergriffen. Es gelang ihm jedoch, diesen zu gewinnen, indem er ihm fünf Gulden versprach, welche derselbe für jeden Kopf vom Ritter zum Henkerlohn erhielt; worauf der Schulze mit Hinterlassung von Haus und Hof und Weib und Kind in das Kur-Mainzische Dorf Wittstadt entfloh.

Von dieser Zeit an bis zum heutigen Tage kommt der Schillingstadter Schulze allemal zu spät, wenn die Schulzen vor dem Amt in Boxberg erscheinen müssen *)

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Wölfingen.

Das Dorf Wölchingen bei Boxberg hieß ursprünglich „Wölfingen" und hatte diesen Namen daher, weil einst eine Wölfin aus dem nahen Walde zwölf Kinder, die auf Schlitten die kleine Anhöhe hinabfuhren, überfiel und zerriß. An dem Orte, wo dies geschehen, ist ein hölzernes Kreuz aufgerichtet und er heißt noch heute die Wolfsgrube, so wie der dortige Weg: der Todtenweg.

Von der Burg zu Boxberg.

(Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

1. Auf diesem Bergschloß lebte vor Zeiten eine Freifrau von Rosenberg, welche den Armen viel Gutes that. Um dies vor ihrem Gemahle zu verbergen, unternahm sie manche heimliche Gänge, welche der Ritter doch zuletzt merkte und daraus Verdacht schöpfte, sie sey ihm untreu und stehle sich zu einem Buhlen. Er schlich ihr daher, als sie wieder so weggegangen war, mit einem Beile nach, um ihr, wenn er sie schuldig erfände, auf frischer That das Leben zu nehmen. Am Burggraben aber fand er sie, beschäftigt, unter die Armen, welche dort schanzen mußten, aus einem Korbe Brod und Wein zu vertheilen. Da sah er reuig seinen Irrthum ein, und lebte fortan

*) Abweichend wird unter Anderm auch erzählt, die Schulzen seyen nach Heidelberg gegangen, um sich bei dem Pfalzgrafen über ihres Ritters Bedrückungen zu beklagen. Auf dem Hinwege hätten sie sich in der Herberge zu Adelsheim unvorsichtigerweise über ihr Vorhaben geäußert und heftig auf den Rosenberger losgeschimpft. Eine Magd, welche zugehört, habe später, als sie auf der Burg Boxberg im Dienste gestanden, die Sache dort ausgeplaudert und dadurch die Hinrichtung der Schulzen veranlaßt.

mit seiner Frau in ungestörter Einigkeit und Liebe. Beide sind auf dem Schlosse in Lebensgröße ausgehauen; er mit dem Beile, womit er seine Gattin tödten wollte, und sie mit dem Korbe, woraus sie Brod und Wein vertheilt.

---

2. Als einst die Burg belagert wurde, bat ein Knecht der Besatzung um die Erlaubniß, dem feindlichen Anführer, welcher jenseits der Umpfer, auf dem Berge dem Schlosse gegenüber, sich zeigte, den Hut vom Kopfe herunterzuschießen, jedoch ohne den Mann selbst zu verletzen. Als ihm der Burgherr diese Bitte gewährte, schoß der Knecht mit seiner Armbrust zweimal über das Thal hinüber und zwar jedesmal dem Anführer, ohne ihn nur im Geringsten zu beschädigen, den Hut vom Kopfe. Da sandte der Verschonte auf die Burg, ließ dafür, daß die beiden Schüsse nicht auf seinen Leib, sondern blos auf seinen Hut gerichtet worden, freundlich danken und zugleich Frieden anbieten, welcher auch alsbald geschlossen wurde.

---

3. Der Krappenthurm des Schlosses hatte eine solche Höhe, daß die Pfälzer, um ihrem Herren die Erstürmung der Burg kund zu thun, auf diesen Thurm ihre Fahne pflanzten, welche denn auch zu Heidelberg, das 18 Stunden davon entfernt liegt, mit Freude wahrgenommen wurde.

---

4. In der Burg befanden sich vormals große Schätze, besonders in dem Gewölbe, das noch heute die Silberkammer heißt; dort fand man auch unter Anderm mehrere Thaler von altem Gepräge.

Auf dem Berggipfel hinter dem Schlosse, welcher „die Zent“ heißt, erscheinen von Zeit zu Zeit am Mittag zwei weiße Fräulein, und deuten mit ausgestreckten Armen nach der Burg hin. In dieser selbst spukten ein Hofmetzger und ein Hofbäcker und verrichteten heimlich ihre Handwerksgeschäfte; auch wurde schon auf dem Fruchtspeicher ein Simri von unsichtbaren Händen hin und her gerollt.

Die meineidige Hochzeit.

In einem Bergwäldchen bei Wölchingen versprachen ein Bursche und ein Mädchen aus diesem Dorfe sich wechselseitig die Ehe mit dem Schwur: Dasjenige von Beiden, welches sein Wort breche und ein Anderes heurathe, solle am Hochzeittage, und zwar hier auf dieser Stelle, vom Teufel zerrissen werden. Trotz dieses Versprechens nahm das Mädchen später einen Andern und ihr Hochzeitfest wurde in einer Scheune gefeiert. Bei demselben fand sich auch ein stattlicher Jäger ein, den Niemand kannte und welcher, wie jeder Gast zu thun pflegt, mit der Braut drei Ehrentänze machte. Am Ende des Dritten zog er sie aus der Scheuer und aus dem Dorfe hinaus mit sich den Berg hinauf, und als die übrigen Hochzeitleute, welche anfänglich die Sache für einen Scherz hielten, ihnen nachsetzten, waren Beide nicht mehr zu sehen. Von Arbeitern auf dem Felde vernahmen sie später, daß der Jäger mit der Braut in das Bergwäldchen verschwunden sey: sogleich eilten sie dahin und fanden dort, zu ihrem Entsetzen, die Kleider und den Kranz der Braut in Stücke zerrissen und theils auf dem Boden zerstreut, theils auf den Bäumen umherhängend. Der Ring, den das Mädchen von ihrem früheren Geliebten hatte, und worin dessen Namen eingegraben stand, war sorgfältig in ein Halstuch gewickelt, von ihr selbst aber, die ohne Zweifel auch vom Teufel zerrissen worden, nichts mehr zu sehen.

Von dieser Geschichte her heißt der Berg der Reißberg, das Wäldchen Reißhölzchen und der Weg, welchen der Böse mit der Braut dahin gefahren, „höllisches Weglein."

(Aus Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838.)

Rosenberg. *)

Was steht die alte Veste auf hohem Felsen dort?
Die Mauern sind zerfallen, und Stille herrscht am Ort,
Wo sonst der frohe Harfner viel Minnelieder sang,
Da saust durch leere Hallen der Wind so kalt und bang.

*) Dorf und Schloß, zwei Stunden von der Amtsstadt Adelsheim, an der Kirnau.

Wohl ragt' in alten Zeiten das Schloß so stolz empor
Und aus dem hohen Thore sprengt' mancher Ritterchor,
Gesang und Minnelieder erklangen in der Hall,
Doch alles ist verschollen mit seines Herren Fall.

Drum steig aus deinen Grüften, du Rosenberg, hervor
Mit deinen treuen Knappen! — Schon wölbt sich neu das Thor,
Schon steht im hellen Saale dein Mahl in voller Pracht;
Tritt Sänger aus dem Kreise und töne durch die Nacht!

1.

Der Ueberfall.

In schönen Frühlingstagen, wann wieder grünt die Flur,
Die Lüfte wärmer wehen, sich jünget die Natur,
Da hörte man ein Sausen wohl durch den stillen Wald,
Wie starken Baches Rauschen, der schäumend wiederhallt.

Es tönte immer lauter, das Brausen näher drang,
Wie ferner Wandrer Tritte, wie dumpfer Waffenklang,
Und um die Felswand bieget sich her ein großer Troß:
Kaufleute sind's, die ziehen heran wohl hoch zu Roß.

Nach Frankfurt auf die Messe die Waaren bringen sie,
Es drängt die Zeit, drum brachen sie heute auf so früh,
Und langsam ziehn die Schaaren, zum Kampfe nicht bereit,
Vier Lanzenknechte folgen, sie dienen zum Geleit.

Schon naht die Mittagsstunde, es brennt der Sonne Strahl,
Da tönts wie Pferdgetrappel, wie Schwerterklang durchs Thal,
Wie wenn vom hohen Felsen der Gießbach niederschießt,
Und über Stein und Felder wild brausend sich ergießt.

Und aus dem dunklen Walde hervor zum Sonnenlicht
Von Rosenberg der Ritter mit seinen Knappen bricht:

„Wohlauf ihr frühen Wandrer, gebt eure Habe her,
Wo nicht, so büßt mit Kerker und Tod die Gegenwehr!"

Der Kaufmann greift zur Waffe und wehrt sich für sein Gut,
Hei! wie die Schwerter klirren, wie sprudelt auf das Blut!
Wie schwingt mit Löwengrimme der Ritter dort sein Schwert,
Wie saust es durch die Lüfte, wie blutet Mann und Pferd!

Dort sinkt ein Wandrer nieder, ein Lanzenknecht hier fällt!
Von Rosenberg, der Ritter, der hat ihn rasch zerspällt;
Er tobt und haut so grimmig, der Muth zum Zorn ihm schwoll,
Bis ringsum lag die Straße der todten Wandrer voll.

Der Ritter steigt vom Rosse, wie ist es ihm so heiß!
Wie ist sein Arm ermattet, wie triefet er von Schweiß!
Wie ist sein Schwert voll Scharten, und wie so blutig roth!
Wohl Manchen hat er heute gesandt zum frühen Tod!

Drauf schaut er sich die Beute, die heut er schon gemacht,
Schon lange hat er nimmer so reiche heimgebracht;
Besieht dann die Gefangnen: „Willkommen in der Haft,
Ich hab' dich lang erwartet, du werthe Kaufmannschaft!"

Drauf tragen sie die Beute zu Ritters Schlosse fort,
Sie ziehn mit den Gefangnen, der Ritter spricht kein Wort,
Und hinter dem Gebüsche verschwinden Alle bald,
Und wieder stille wird es und einsam in dem Wald.

2.

Ritters Frevel.

Was rauschet auf dem Schlosse von Rosenberg zur Nacht,
Wenn alles eingeschlafen und Niemand hält mehr Wacht?
Es schleichet auf der Mauer ein hohes Frauenbild,
Deß Gang voll hoher Würde, deß Antlitz hold und mild.

Und wenn sich nichts mehr reget im tiefen dunkeln Thal,
Da naht es sich der Mauer, dort wo der Felsen kahl
Hinausschaut zu dem tiefen und schauerlichen Teich,
Und laut der Wind durchsauset das steile Bergbereich. —

Jüngst hat in einer Mondnacht der Wächter dies gesehn,
Der meldet schnell dem Ritter, was eben dort geschehn;
Wie der es hat vernommen, da wappnet er sich schnell,
Und eilet mit dem Knappen hin zur besagten Stell'.

Der Ritter naht der Zinne, und sieht das Frauenbild,
Und schrecklich eine Ahnung erfüllt sein Herz so wild;
Ha! hätte sein Gemahl wohl gebrochen ihre Treu? —
Der Ritter stürzt hervor schnell, — die Luft durchgellt ein Schrei,

Und vor dem Gatten flehend die Gattin niederfällt;
Sein Blick ersprüht von Flammen, die Hand geballt er hält,
Schon zückt er auf die Arme sein mächtig Ritterschwert,
Doch rasch hat noch der Knappe den Mordstreich abgewehrt.

Und sie schaut wie ein Engel den harten Gatten an,
Die Augen auf den Ritter so bittend, flehend sahn:
„O schone du der Gattin, die nicht dein Wort bedacht,
Und den Gefangnen Nahrung gespendet in der Nacht."

Doch er rief zornerglühend zu seiner Frauen laut:
„„Verruchte Natterbrut du! Du schnöde Satansbraut!
Hast mein Gebot verachtet und nicht auf mich gehört,
Empfang nun deine Strafe, du Weib, das mich entehrt!""

Er faßt sie mit den Armen, wenn auch mit aller Kraft
Sie, seiner sich erwehrend, verzweifelnd auf sich rafft;
Er wirft sie von der Höhe zum tiefen Teich hinab,
Dort hat sie bald gefunden ein kühles Wellengrab.

Da donnern rings die Berge, es blitzt durch Thal und Wald,
Und aus des Donners Rollen herab die Stimme schallt:

„Der Rache Tag ist nahe, — es lebt noch ein Gericht,
Dem bist du längst verfallen und ihm entgehst du nicht!“

Und schrecklich tönts dem Ritter, daß ihm das Herz erbebt,
Er sinkt zur Erde nieder, wie wenn er nimmer lebt';
Erst als am frühen Morgen die Sonne wieder schien,
Da fanden auf der Mauer die Diener liegend ihn.

3.
Ritters Strafe.

Was schallen die Trompeten an jener Burg so hell?
Die Rache ist gekommen, ereilt den Ritter schnell;
Es haben die Verwandten die Kunde bald empfahn,
Wie an der edlen Gattin der Ritter hat gethan.

Mit Schwertern und mit Lanzen, zu Wagen und zu Roß,
Naht nun der Burg von Rosenberg ein stolzer Kriegertroß,
Kaufleute haben ihnen auch große Hülf' gebracht,
Zu retten die Gefangnen, die schmachten dort in Nacht.

Den ersten Sturm zu wagen, den Mauern sie sich nahn,
Es dringen viele Krieger auf Leitern schon hinan;
Der Ritter und die Seinen, die werfen sie hinab,
Dort fanden sie im Abgrund ein schauervolles Grab.

Wohl stürmen frische Mannen auf jener steilen Bahn,
Von Allen die da kamen, drang Keiner dort hinan,
Von oben wirft man Felsen, gießt heißes Oel herab,
Und alle finden unten ein frühes blutig Grab.

Und als die Sonne tauchte zum fernen Ocean,
Hat Keiner noch vollendet die steile Felsenbahn;
Schon wären sie verzagend nach Hause fast gekehrt,
Da hat man: „Greift zu Feuer!“ im Heere laut gehört.

Schnell gehts von Mund zu Munde: „Eilt Alle fort zum Wald,
Fällt Bäume, bringet Reiser und Stroh zum Brande bald,
Damit dem Ritter schleunig ein Feuer werd' gemacht,
Daran er sich mag wärmen in kalter Winternacht!

Und Alles bringet Reiser und Holz in schnellem Lauf,
Das thürmen sie dem Ritter am starken Thore auf,
Drauf naht ein Mann mit Feuer, das schleudert er ins Stroh,
Wie lodert auf die Flamme, wie brennt es lichterloh!

Es prasselt an dem Thore die Flamme schrecklich auf,
Verzehrt die stolze Pforte in immer rascherm Lauf;
„Ward dir nicht heut, Herr Ritter, das Feuer gut gemacht?
Das hättest du gewißlich sobald noch nicht gedacht?" —

Und als das Thor verkohlet und eingefallen war,
Da dringet durch die Bresche herein der Feinde Schaar:
„Jetzt, Ritter, gilts zu fechten, jetzt wehr' dich für dein Gut!
Der Feind der lechzt nach Rache, der Feind der lechzt nach Blut!"

Und schrecklich in den Hallen erschallt der Waffenklang,
Der Ritter schmettert nieder, was ihm entgegendrang;
Und Schritt vor Schritt nun dringen sie in der Halle vor,
Bis wo am tiefen Teiche die Felswand ragt empor.

Der Ritter blickt hinunter von jäher Felsenwand:
„Ha! das ist Gottes Rache! das ist des Satans Hand!" —
Es schwindeln ihm die Sinne, er stürzt den Fels hinab,
Da hat ihn schnell verschlungen ein schrecklich Wellengrab.

Der Feind darauf die Mauern und Thürme niederriß,
Er plünderte die Schätze, erbrach das Burgverließ; —
Es lodert auf die Veste in ungeheuerm Brand,
Sie kündet von dem Ritter Befreiung an dem Land. —

Jetzt sauset in der Veste der Wind in dunkler Nacht,
Es wurzelt in den Trümmern die Tann' in stolzer Pracht;
Und wo sonst Glanz nur strahlte, da waltet Nacht und Graus:
Das ist des Himmels Rache, die traf des Ritters Haus.

Eugen Huhn.

Buchens Hochmuth und Strafe.

Die Stadt Buchen war früher so reich, daß sie „das Thalerstädtchen" genannt wurde und ihre Bürger sich rühmten, sie könnten die Straßen mit lauter Kronenthalern pflastern. Wegen dieses Prahlens und Stolzes suchten mehrere Orte der Umgegend sich von Buchen unabhängiger zu machen; worauf Die von Buchen auf ihre beiden Thore, die nach Osten und Westen führen, einige nach Außen spottende Affen und überdies auf das letztere Thor einen dem Odenwald den bloßen H— weisenden Mann aushauen ließen. Von diesen Steinbildern wurde der Mann unter dem Namen „A . . . blecker" das Wahrzeichen der Stadt und Die von Buchen wollten damit anzeigen, daß sie bei ihrem Reichthum sowohl die erwähnten Orte als überhaupt die ganze Welt gering schätzten. Zur Strafe für diesen Uebermuth gerieth Buchen alsbald in Vermögensabnahme und kam endlich zu einem blutarmen Städtchen herunter.*)

*) Diese Sage ist aus der Erklärung des Wahrzeichens der Stadt entstanden. Es gibt ähnliche Wahrzeichen an anderen Orten, z. B. an der Kirche zu Wölchingen bei Boxberg, unter deren Bildwerken sich auch zwei sitzende Affen befinden, welche den H— aneinanderstoßen. Die Sage deutet solche Bildnereien aus Beweggründen, die ursprünglich selten darin lagen.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

Die Lappe.

Ueber den ergiebigen Feldbezirk „die Lappe" hatten ehemals die Orte Hettingen, Buchen, Hainstedt und Walddürn so

unaufhörliche Streitigkeiten, daß sie endlich diesen Strich zur Unfruchtbarkeit verwünschten. Seitdem kam daselbst nur mageres Gestrüppe auf und der Bezirk erhielt den Namen: „das verfluchte Wäldchen.“ Später gelang es, die Händel zu schlichten und seit dieser Zeit bringt die Lappe wieder die schönsten Feldfrüchte hervor.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1839.)

Das strafende Madonnabild.

Als im October 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Heere nach Franken kam, überfiel einer seiner wilden Haufen auch das Kloster Amorbach. Die Mönche desselben entflohen zum Theile; die Zurückbleibenden aber wurden von den Soldaten fortgejagt, das Kloster geplündert und, was man nicht raubte, zerstört. Der Himmel sah diese Greuel und Entweihungen des Klosters ruhig mit an und verhängte keine Strafe über die Frevler. Als man sich aber erfrechte, die gottlose Hand sogar an die Himmelskönigin und Schutzheilige der Kirche zu legen, erfolgte auch alsbald die Bestrafung. Damals stand nämlich in dem Schiff der Kirche das Bild der Jungfrau Maria, auf dem linken Arme den Jesusknaben, in der rechten Hand den Scepter tragend und mit einem kostbaren blauen Damastkleide angethan. Dieses Kleid stach einem Schwedischen Fähndrich so sehr in die Augen, daß er es der Himmelskönigin abzog und seiner Geliebten als Kriegsbeute mit nach Hause brachte. Kaum hatte sie es aus seiner Hand empfangen, als Beide plötzlich erblindeten und auch blind blieben, bis der Fähndrich auf Befehl seines Hauptmanns das heilige Gewand wieder nach Amorbach seiner Eigenthümerin zurückbrachte. Auf dieses hin erhielt das Pärchen auch sein Gesicht wieder.

(Aus A. L. Grimm's: „Die malerischen und romantischen Stellen des Odenwaldes, in ihrer Vorzeit und Gegenwart.“ Darmstadt 1844. Leske.)

Die gemiedene Kanzel.

In der Klosterkirche zu Amorbach, welche seit Lange von den Lutherischen benützt wird, unterfing sich einst ein Prediger derselben, gegen den katholischen Glauben loszuziehen. Da bekam er auf der Kanzel eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand, und seitdem betritt kein lutherischer Geistlicher mehr diese Kanzel, sondern es wird von einem Chorstuhl aus gepredigt. *)

(Nach mündl. Ueberliefg. mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838).

Die Entstehung der Wallfahrtskirche zu Walddürn.

In einer ziemlich rauhen Gegend des Badischen Odenwaldes, an der Straße von Heidelberg nach Würzburg, liegt die hübsch gebaute Stadt Walddürn, die ihren Ursprung höchst wahrscheinlich einem römischen Castelle verdankt, das später in ein teutsches Ritterschloß umgewandelt wurde, um welches sich nach und nach ein Dorf bildete, welches unter den reichen, vom Maine bis zum Neckar begüterten Herren von Dürn oder Düren, deren Geschlecht in mehrfacher Hinsicht als wohlthätig verdient erscheint, um das Jahr 1236 sich zur Stadt erhob, die aber erst seit dem Jahre 1330 durch eine Wundergeschichte, so daselbst vorfiel, in bedeutende Aufnahme kam. Die Sage, aus einer Zeit stammend, wo das Volk ohne Aufklärung überall nur Wunder suchte und dieselben in seinen abergläubischen Vorstellungen auch fand, lautet so:

Im J. 1330 verschüttete ein Priester, während der Messe, aus Unachtsamkeit von dem eingesegneten Weine auf das weiße Kelchtuch, auf welchem nun augenblicklich das Bildniß des Heilands in blutrother Farbe hervortrat. Der Priester erschrak, verbarg das Tuch, nahm es zu sich und zeigte den Vorfall insgeheim bei seinen Obern an, welche hierwegen nach Rom berichteten, von woher bald die Erlaubniß kam, das Tuch mit dem Wunderbilde zur öffentlichen Verehrung auszusetzen.

*) Diese Sage (?) riecht bedeutend nach ultramontaner Fabrik. D. H.

Diese Wunderbegebenheit war in kurzer Zeit überall bekannt und es zogen die Menschen von nah und fern, einzeln und in ganzen Schaaren, nach Waldbürn; besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Zusammenströmen des Volkes zum Erstaunen groß, da die Anzahl der dahin Wallenden jährlich oft auf 40—50,000 sich belief; selbst das ferne Köln sandte seine Wallfahrer hierher. — So wurde Waldbürn einer der bekanntesten Wallfahrtsorte, wie es, wenn auch nicht mehr so stark wie früher besucht, bis jetzt geblieben ist. Die Pfarrkirche, ein großes und schönes Bauwerk mit reichen Verzierungen und Einkünften, enthält in einer silbernen Kapsel das wunderbare Kelchtuch, wodurch dieselbe die berühmteste aller Badischen Wallfahrtskirchen wurde, doch ist von dem ehemaligen Bildnisse nur noch eine schwache Färbung zu erkennen.

J. A. Rueb.

Sagen von der Jörgenburg.

1. Als die s. g. Meerwiesen bei Waldbürn noch mit schiffbarem Wasser bedeckt waren, stand auf dem darangrenzenden Schloßbuckel die Jörgenburg, welche später von den Fluthen verschlungen wurde. In dem noch vorhandenen Burgkeller liegt viel uralter Wein in der Haut*), die er allmälig durch die Länge der Zeit, während die Fässer verfaulten und die Dauben abfielen, sich selbst gebildet hat. Auch große Schätze hält der Schloßbuckel verborgen; ein Mann, der spät in der Nacht dort vorbeiging, sah außen einige Kisten stehen, worauf der Teufel saß und den Schlüssel in der Hand trug.

*) Der Wein in der Haut ist eine ziemlich allgemeine Vorstellung des Volkes auch am Oberrhein, welches behauptete daß der Wein um sich selbst eine Haut ziehe, je älter er werde, so daß die Faßdauben vermodern und abfallen können, ohne daß der Wein aus seiner Haut ablaufe. Diese Ueberlieferung geht in die Zeit der Römer zurück, welche den Wein in ledernen Schläuchen und Beuteln aufbewahrten, woraus die Sage eine Weinhaut gemacht hat.

Mone.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839).

2. Einem andern Manne blieb dort beim Ackern die Pflugschar in der Handhabe eines im Boden befindlichen Kessels stecken. Zweimal rief er: „Geh heraus in Gottes Namen!“ als es aber nicht ging, das dritte Mal: „Wenn's nicht in Gottes Namen geht, so geh's in Teufels Namen!“ Da versank der Kessel, welcher voll Geldes war, in die Tiefe, die Handhabe aber blieb an der Pflugschar hängen. Hätte der Mann auch das dritte Mal „in Gottes Namen!“ gerufen, so würde das Geld ihm gewiß zu Theil geworden seyn.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc.“)

Der Marsbrunnen und die Meerweiblein.

In den Meerwiesen bei Walddürn befindet sich der Marsbrunnen, welcher, nachdem er zwei Stunden unter der Erde geflossen, bei Bretzingen wieder hervorbricht, und z. B. Spreu oder Späne, die man zu Walddürn hineingeworfen, bei Bretzingen wieder zu Tage bringt. 1)

In dem Brunnen hielten sich vor Zeiten Meerweiblein auf, oben wie schöne Jungfrauen, unten wie Fische gestaltet. Sie kamen Abends nach Walddürn in die Spinnstuben, spannen und plauderten mit den andern Mädchen, aber um 9 Uhr eilten sie stets pünktlich von dannen. Einmal verspäteten sie sich bis um Zehn; als sie dies wahrnahmen, sprangen sie erschrocken fort, indem sie den Leuten noch zuriefen, heute seyen sie das letzte Mal bei ihnen gewesen. Am andern Tage fand man das Wasser des Marsbrunnens ganz mit Blut gefärbt und die Meerweiblein sind niemals wieder gesehen 2) worden.

Vor mehren Jahren ist ein Bauer mit vier Ochsen und einem Pferde 3) in dem Brunnen versunken. Er befindet sich nebst seinem Vieh noch darin, und wenn man hineinruft: „Bauer, Bauer mit zwei Paar Ochsen und einem Gaul, Pütterle vor!“ 4) so läßt er alsbald Schaumblasen auf die Oberfläche steigen.

1) Von der Aach im Hegau, welche sich in den Untersee mündet, sagt man ebenfalls, daß sie ein unterirdischer Arm der Donau sey.

2) Es geht hieraus hervor, daß obige Sage aus zwei verschiedenen Bestandtheilen vereinigt ist, nämlich aus Meerweiblein mit halber Fischgestalt und aus Seejungfrauen von menschlicher Gestalt. Der Ver-

spätung in den Spinnstuben und beim Tanze begegnen wir in einigen verwandten Sagen, z. B. in der vom Schluchtsee, von den Seejungfrauen im Kappler Thal 2c.

3) Dergleichen Zusammenstellungen der Hausthiere kommen auch in den Weisthümern vor, z. B. achthalbe Rosse, d. i. sieben Pferde und ein Maulesel, und sind ein volksthümlicher Zug.

4) Bläschen empor!

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1838.)

Taubergrund und Mainthal.

Hammerwurf des Riesen.

Die drei uralten Kapellen bei Scheflersheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche die großen schweren Steine dazu in ihren Schürzen herbeitrugen. Als das erste Kirchlein fertig war, warf der Baumeister seinen Hammer hoch durch die Luft, mit dem Vorhaben, da, wo derselbe niederfalle, wieder eine Kapelle zu bauen.

In einer Entfernung von zwei Stunden fiel der Hammer zu Boden und richtig ward auch daselbst das zweite Kirchlein errichtet. Nach dessen Vollendung warf der Riese den Hammer ebenso wie das vorige Mal durch die Luft und erbaute sodann auf dem wieder zwei Stunden entfernten Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle. In jener bei Scheflersheim wird eine der mächtigen Rippen des Riesen aufbewahrt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Die Riesen und die Menschen.

Als der Grüngrund und die Umgegend noch von Riesen bewohnt war, stießen einst zwei derselben auf einen gewöhnlichen Menschen. „Was ist das für ein Erdwurm?" fragte der Eine, worauf der Andere antwortete! „„Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen!"" — Wirklich sind auch in der Folge

die Riesen von den andern Menschen in der ganzen Gegend ausgerottet worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 309.)

Der Bildstock mit der Näherin.

An einem aufgehobenen Feiertag wollte ein fremdes Weib mit ihrem kleinen Kinde nach Grünsfeld in die Kirche. Zwischen dem Uhlberger Hof und dem Städtchen merkte sie, daß es zu spät sey, daher sie sich am Wege niedersetzte und anfing zu nähen, wobei sie sprach:

„Gott zu Ehren
Will ich mein Kind ernähren."

Während sie arbeitete, kam ein Gewitter und erschlug sie, ohne das Kind, welches hart neben ihr lag, nur im Geringsten zu beschädigen. — Später wurde zum Andenken dieses Vorfalls auf dem Platze ein steinerner Bildstock errichtet, auf welchem die Begebenheit ausgehauen ist.

(Aus Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1839.)

Die Zerstörung von Oberlauda.

Das Bergschloß Oberlauda bewohnten sonst welche vom niedern Adel, die sich von Lauda nannten. Schon im Jahre 1163 kommt, als Zeuge in einer Urkunde, ein Heinricus de Luden vor.

Am Charfreitage des Jahres 1525 zogen die aufrührischen Bauern von Scheflersheim, nachdem sie daselbst das Frauenkloster ausgeplündert und verbrannt hatten, nach Merkelsheim, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Von hier aus schickten sie einen Haufen nach dem Städtchen Unterlauda, welcher sich mit den dortigen Bürgern vereinigte, noch selbigen Tages mit ihnen nach Oberlauda zog und die Burg zur Uebergabe aufforderte. Die Burg Lauda war damals an mehrern Orten schadhaft, und wurde von dem Würzburgischen Oberamtmann Philipp von Rüdt bewohnt, der in diesem kriti-

schen Augenblicke, außer seiner Familie, nur noch Siegmund von Jobal, Erasmus von Fechenbach und einige Knechte bei sich hatte. Als nun Rüdt Miene machte, sich zu vertheidigen, warfen die Bauern Feuer in die Burg und zündeten sie solcherweise an, bei welcher Gelegenheit sie die Frau des Rüdt mit ihren Kindern gefangen nahmen, rein ausplünderten und sie noch weiter gemißhandelt hätten, wenn es nicht der Oberanführer der Bauern, Florian von Geyer, verhindert hätte. Rüdt, der sich den Bauern nicht übergeben wollte, zog sich mit seiner wenigen Mannschaft in den Thurm der Burg und wehrte sich dort so lange mannhaft, bis der Wind das Feuer der brennenden Burg gegen den Thurm jagte, so daß auch in diesem das Holzwerk anfing zu brennen. Bald war der Fußboden des Zimmers, in welchem er sich aufhielt, durchgebrannt und er fiel mit seinen sämmtlichen Leuten darin hinunter, wo sie so lange harren mußten, bis alles im Thurme ausgebrannt war. Tags darauf hörte man sie um Hülfe rufen, worauf sie die Bauern, sämmtlich lebendig und nur wenig beschädigt, herauszogen und, trotz dieser wunderbaren Errettung, durch die Spieße gejagt hätten, wenn sich nicht einer der Hauptleute, Namens Kunz Beyer, der Gefangenen sehr thätig angenommen hätte. Jetzt wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und sie sämmtlich auf Wagen ins Hauptquartier nach Merkelsheim geführt. Da sie aber hier Gefahr liefen, von den Bauern todtgeschlagen zu werden, brachte man sie nach Mergentheim, wo sie bis nach der Schlacht bei Königshofen in einem festen Thurme eingesperrt blieben.

Was der Brand von der Burg übrig gelassen hatte, wurde zuerst ausgeplündert, dann völlig zerstört. Für dieses barbarische Betragen mußten die Bauern schon einige Tage nachher büßen, denn am Pfingstdienstage bekam Hans Truchseß zu Waldburg das Städtchen Lauda mit Akkord, und ließ sogleich zwei Bürger und den dortigen Pfarrer, Namens Leonhard Beys, enthaupten. Am 20 Juli 1525 kam Bischof Konrad III., geb. von Thüngen, von Würzburg nach Lauda, um die Unterthanen wieder in Pflicht zu nehmen, und ließ bei dieser Gelegenheit noch acht Einwohnern die Köpfe abschlagen und die übrigen um 550 fl. strafen.

Seit dieser Zeit liegt die Burg wüste und gegenwärtig sieht man nichts mehr von ihr, als einen sehr breiten tiefen Graben, welcher einen Hügel von beträchtlichem Umfange umgibt, der mit Weinstöcken bepflanzt ist, denen die Reste der Grundmauern der Burg zu Terrassen dienen.

(Aus Gottschalls „Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands“ 6. Band. S. 177.)

Die Niederlage der Bauern in der Schlacht bei Königshofen.

An einem Freitag in der Nacht
Hat sich Götz Berling *) aufgemacht,
Sein Haufen mit sich genommen;
Und sechs- und vierzig großer Stück,
Schlangen, Falkonet und Feldgeschütz
Vom Bund thät er bekommen.

Und zog wohl in das Tauberthal,
Zu Königshofen ihr **) Lager war,
Des Feinds wollt' er da warten:
Sein' Büchsen richt' er in das Feld,
Sein Ordnung hat er wohl bestellt,
Von Spieß' und Hellebarten.

Am Freitag vor Pfingsten geschah,
Daß man den Bund herziehen sah
Mit einem großen Heere;
Die Bauern zogen den Berg hinan,
Den Vortheil wollten sie innen han,
Allda sich der Feind wehre.

Dem reisigen Zeug war so jach,
Der verloren Hauf eilt hinten nach,
In die Bauern thäten sie brechen.
Ihr Keiner wollt hie nicht bestohn,
Ein jeder meint: wär' ich davon!
Und huben an zu streichen.

---

*) von Berlichingen.

**) nämlich der aufrührerischen Bauern.

Sie wichen bald und liefen sehr,
Wohl nach dem Wald war ihr Begehr,
Ihr Keiner dorft sich wehren.
Da blieben bei sechstausend Mann,
Die ihr Leben verloren han,
Allda thät man sie scheeren.

Zu Würzburg rüst' man sich mit Macht,
Auf Pfingstabend um Mitternacht,
Wollten helfen den Brüdern,
Die da lagen im Land daraus,
Sie seynd zu lang geblieben aus,
Waren sie all umkommen.

Sie zogen schnell und eilten sehr,
Nach Königshofen stund ihr Begehr,
Der Bund zog ihn'n entgegen.
Sie zogen wiederum zuruck
Und schlugen allda ihre Burgk,
Als wollten sie sich wehren.

Der reisig Zeug zog auf sie dar,
Die Bauern wurden's bald gewahr,
Und huben an zu weichen.
Da blieben bei Viertausend todt,
Wohin sie kommen, das weiß Gott,
In die Höll' oder in's Reiche ꝛc.

(Aus einem alten Liede: „Reimen" von dem Bauernkrieg," mitgetheilt in Wolff's „historischen Volksliedern" S. 228.)

Ein zweiter Geßler.

In einem noch jetzt stehenden Hause in der Stadt Königshofen an der Tauber wohnte einst ein Edelmann, der von seinen Unterthanen gleiche Achtungsbezeugungen, wie der Landvogt Geßler in der Schweiz, vor seinem außerhalb des Ortes auf einem Pfahl aufgesteckten Hute verlangte, und von seinem Fenster aus einen Jeden niederschoß, der sich diesem Gebote weigerte. Die darüber empörten Bürger stürmten aber

sein Haus, stürzten ihn zum Fenster des oberen Stockwerkes hinaus und schloßen sich dem damals ausgebrochenen Bauernkriege an.

(Vergl. „Universal-Lexikon von Baden.“ Karlsruhe 1843. S. 675.)

Die heilige Lioba zu Bischofsheim.

Das an der Tauber, unter den drei Bischofsheim im Großherzogthum Baden, ist das schönste, größte und älteste; denn es war schon vor 1100 Jahren ein Dörfchen oder bischöflicher Hof, als der große Bonifazius, der Apostel der Teutschen, an die Tauber kam, um auch hier den göttlichen Samen des Christenthums auszustreuen; denn die Bischofsheimer, jetzt gute, katholische Christen, wie fast überall im Taubergrund, waren damals noch stockblinde Heiden. Bonifazius brachte ihnen eine sehr geschickte und fromme Engländerin, Lioba, (Liebe) und wie sie hieß, so war sie, die leibhaftige Liebe. Sie baute ein Nonnenkloster, und dieses wurde der Bischofsheimer geistliche Pflanzgarten, aus dem viele weiße Lilien entsproßen. Ihr Andenken wird in Bischofsheim in ewigen Ehren bleiben; aber ihr Kloster ist nicht mehr.

L. H. B.

Von der Christnacht.

In Gamburg und Umgegend gehen folgende Sagen über die Christnacht:

1. Während der Christmette blühen die Aepfelbäume, blühen ab und tragen Früchte.

---

2. Um Mitternacht liegt in den Ställen alles Vieh auf den Knieen und aus den Brunnen fließt statt Wasser, Wein. Eine Magd im untern Schloße zu Gamburg, welche zu dieser Stunde zufällig den Küchenständer frisch gefüllt hatte, fand denselben am nächsten Morgen voll des köstlichen Weins.

---

3. Daß in der Christnacht das Vieh miteinander spreche, wollte ein Mann nicht glauben; um nun darüber Gewißheit zu erlangen, legte er sich in seinen Stall unter die Krippe. Zwischen eilf und zwölf Uhr sagten die Ochsen zu einander: „In Kurzem bekommen wir in unserm Hause Trauer, denn unser Herr wird sterben! —“ Wirklich war drei Tage darauf der Mann eine Leiche.

Ein Anderer, der, einer Wette wegen, im Stall auf das Reden des Vieh's wartete, wurde am Morgen daselbst todt gefunden.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1839.)

Spinne nicht im Mondschein!

Zu Gamburg saß eines Abends eine Frau in der Stube allein und spann, ohne anderes Licht als den Mondschein. Da trat ein weißes Männlein herein, legte eine Menge Spulen hin und sagte: „Diese Spulen mußt du, bis ich in einer Stunde wiederkomme, alle umsponnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!“ — Hierauf ging es fort; die Frau, in größter Angst, wußte sich lange nicht zu helfen, endlich aber fiel ihr doch ein Rettungsmittel ein. Sie umspann jede Spule einmal, womit sie bis zu des Männleins Rückkunft fertig wurde. Als dieses die Spulen in Augenschein nahm, sprach es: „Das hat dir Gott angerathen, daß du es so gemacht hast! Es hätte dir sonst den Hals gekostet!“ Hierauf nahm es dieselben und entfernte sich. Von der Zeit an hat die Frau nie wieder im Mondschein spinnen mögen.

(Siehe Mone's „Anzeiger“ Jahrg. 1839.)

Der schützende Stein.

Nach der alten Aussage eines Bergknappen liegt auf dem Berge Mühlgluck bei Gamburg ein Stein, worüber kein Gewitter ziehen kann, so daß er das Dorf und die Umgegend schon vor vielem und großen Schaden bewahrt hat.

(Siehe „Mone's Anzeiger" 1839.)

Schätze in und bei Reicholzheim.

1. Die Bewohner des zweiten Hauses links an der Straße von Brombach her, hörten einst Nachts einen Lärmen, als wenn der Schornstein zusammenstürzte und draußen viele Hunde bellten. Beim Hinausschauen in den Hof sahen sie unter den Brennnesseln am Thor ein helles Licht. Während sie nun hin und her stritten, ob sie hingehen und die Hebung des Schatzes versuchen sollten, nahm das Licht allmälig ab und erlosch endlich ganz. Als sie gleich darauf nachforschten, war weder eine Spur des Lichts, noch eine Beschädigung des Schornsteins zu entdecken.

---

2. In dem Gärtchen vor demselben Hause zeigt sich alle sieben Jahre ein nächtliches Flämmchen, das vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage umwandelt. Als einmal zwei Mädchen es von der Straße aus erblickten, wollte die Eine stillschweigend ein Stück Brod darauf werfen, die Andere aber rief: „Sieh, ein Lichtlein!" und sogleich war das Flämmchen verschwunden.

---

3. Eine Frau, welche auf ihrer Wiese graste, sah darauf glänzende Steinchen herum liegen. Sie hob vier derselben für ihr Kind daheim auf und that sie unter das Gras in ihre Köze (Tragkorb). Als sie nach Hause kam, waren die Steine zu alten Silbermünzen geworden, jede so groß wie ein halber Kronenthaler.

---

4. Ein fünfzehnjähriges Mädchen sah auf einer Wiese in einem Erlenbusch ein grünes Henkeltöpfchen stehen, worin etwas Glitzerndes zu wimmeln schien. Sie holte ihre in der Nähe befindliche Mutter herbei; als sie aber mit ihr zu dem Busche kam, war das Töpfchen verschwunden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838. S. 222.)

Sagen aus der Gegend von Wertheim.

Vorzeichen eines gesegneten Herbstes.

1. Auf der Röttbacher Klinge, dreiviertel Stunden Mainabwärts von Wertheim, tönt in manchem Sommer ein Geklingel, wie fernes Schlittengeläute, welches man die „Schellengäule" nennt. Es zeigt den vorzüglichen Wein an, der im nächsten Herbste gewonnen wird.

---

2. Zu Waldenhausen im Keller des Hauses am Lindenbrunnen läßt sich, wenn der folgende Herbst gut ausfallen soll, ein Klopfen, wie das eines Küfers, nur schwächer und dumpfer, vernehmen. Dies geschieht in der Zeit vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage, und je besser die Weinlese, desto deutlicher und häufiger das Klopfen. Horcht man darauf oder forscht man dem Orte nach, woher es tönt, so hört es augenblicklich auf.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger" Jahrg. 1838.)

Der Sichelesacker.

Auf dem Reicholzheimer Bergfelde gegen Wertheim hielt man einst am Tage vor Mariä Himmelfahrt Aerndte. Als Abends das Fest eingeläutet wurde, hörten die Leute mit der Arbeit auf und ermahnten ein Mädchen, welches zu schneiden fortfuhr, dasselbe zu thun. „Es mag Gott lieb oder leid seyn, mein Acker muß noch heute fertig geschnitten werden!“ — antwortete das Mädchen, und arbeitete mit doppeltem Eifer fort. Nachdem sie den letzten Schnitt gethan, fiel sie plötzlich, zur Strafe für ihren Frevel, rückwärts in die Sichel und starb an der Wunde. Zum Andenken an diesen Vorfall wurde auf dem Acker ein Stein, mit einer darauf eingehauenen Sichel errichtet, nnd daher kommt die Benennung des Platzes „Sichelesacker.“ Bei diesem Steine wächst kein Hälmchen Gras und wenn man ihn zudeckt oder entfernt, kommt er doch allemal wieder auf dem alten Platze zum Vorschein.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1838.)

Die Kreuze oberhalb Reicholzheim.

Vor Zeiten gingen einmal neun bis zwölf Höhfelder Bursche mit einem schönen Mädchen von der Waldenhauser Kirchweihe heim. Auf der Höhe hinter Reicholzheim geriethen sie wegen des Mädchens, das Allen wohlgefiel, miteinander in Streit, wobei sämmtliche Bursche bis auf Einen, und auch das Mädchen, welchem sie den Kopf abhieben, getödtet wurden. Der am Leben gebliebene Bursche ging noch bis zur Gamburger Steige, wo ihn aber die Reue so heftig erfaßte, daß er sich selbst umbrachte. An diesem Platze nun, so wie an jedem andern, wo einer der Bursche gefallen, steht ein steinernes Kreuz, und ein hoher Stein, mit einem darauf eingehauenen Schwerte, da, wo das Mädchen umkam. Von dem obersten Kreuze bei Reicholzheim bis zum untersten, war das Blut wie ein Bach geflossen. Die dortigen Aecker haben von diesem Vorfalle den Namen „Die Streitäcker“, und wegen desselben ist die Waldenhauser Kirchweihe für immer aufgehoben. Bei den Kreuzen spukt es in man-

chen Nächten, namentlich geht ein schwarzer Mann dort um, der sich den Vorüberwandernden auf den Rücken hängt und eine gute Strecke weit von ihnen forttragen läßt. *)
(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838.)

Der Streitacker.

(Vergl. vorstehende Sage.)

O Liebe, blinde Liebe! was hast du schon vollbracht!
Wie Viele schon auf Erden gestürzt in Leidensnacht!
Warme und edle Herzen hast oft du dem Tode geweiht:
Ob in Palästen geboren, ob im Schoße der Dürftigkeit.

Bei Wertheim liegt ein Dörfchen, das Reicholzheim genannt,
Da blühte einst ein Mädchen, die Schönst' im ganzen Land;
Wer in der Gegend sie kannte, dem stets sie vor Augen blieb,
Zwölf rüstige Jünglinge warben zugleich um ihre Lieb!

Die Holde sprach mit Thränen: „Ihr seyd mir Alle werth,
Und gerne folgt' ich Jedem von euch zu Haus und Herd —
Sucht euch in Frieden zu einen, und Welchem ihr dann mich bestimmt,
Er sey versichert, daß meine Hand dann gern die seine nimmt."

Die Bursche waren Freunde, doch schwieg die Freundschaft hier,
Stets senkt sie ihre Waffen, wo Liebe schwingt's Panier!
Haß trat und Zorn an die Stelle, doch gaben dem Mädchen sie nach,
Und zur Besprechung setzten sie fest den nächsten Tag.

---

*) Streitäcker, Kriegsmatten u. dgl., gibt es in vielen Gemarkungen; sie mögen wohl ihre Namen vom streitigen Feldmaaß oder Eigenthumsrechte haben, worüber auch manchmal blutige Händel entstanden seyn mögen. Ich vermuthe daher, daß über solche Feldnamen noch hie und da Volkssagen im Schwunge sind. Ob damit überall die rohen steinernen Kreuze auf den Feldern zusammenhängen, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. In der Regel stehn diese Kreuze als Zeichen, daß auf ihrem Platze Jemand erschlagen wurde, daher das Mordwerkzeug (Messer, Pflugschar rc.) häufig in rohen Umrissen auf dem Kreuz ausgehauen ist. Mone.

Ein Acker ward bezeichnet zu dem Versammlungsort;
Als dort die Zwölfe standen, da fiel manch scharfes Wort,
Von Worten kam's dann zum Dräuen, vom Dräuen kam's zum Streit,
Und bald flog, kampfgezücket, jed' Messer aus der Scheid',

Bald lagen Zehn am Boden im Blut, so jung, so roth,
Und bald umfing den Elften der Kämpfer auch der Tod,
Einer nur war noch übrig — als der auf die Leichen sah,
Da trat sein Schreckensschicksal ihm plötzlich grausig nah.

Er weint: „O Herr im Himmel, was haben wir gethan!
Welch gräßlich Werk vollendet im wilden Liebeswahn!"
Und in sein pochendes Herz senkt er sich den rauchenden Stahl
Und folget seinen Gegnern in's finstere Todesthal.

Die Jungfrau hört die Kunde — sie weinte und verschwand
Von ihr im weiten Maingau nicht mehr die Spur sich fand.
Aber der Acker wo einstens der Zwölfe Blut trank der Grund,
Streitacker wird er noch heute genannt vom Volkesmund.

(Aus Dr. J. Günther's „Großes poetisches Sagenbuch der Teutschen." Jena 1844. Ohne Namen des Verfassers.)

Der Freijäger.

Gegen Ende des vorigen Jahrhundert lebte auf dem Dörrhofe bei Rauenberg ein Jäger, der, weil er drei Freischüsse gethan, Alles was er wollte, schießen konnte. Die Freischüsse that er so, daß er auf ein Tuch kniete und das erstemal gegen die Sonne, das zweite Mal gegen den Mond, und das drittemal gegen Gott selbst schoß, wobei vom Himmel drei Blutstropfen auf das Tuch fielen. Nach seinem Tode ging er sogar am Tage im Walde beim Dörrhofe in seiner Jägerkleidung mit Gewehr und Jagdhund umher. Durch den Schieder (Marktschieder, Feldmesser) vom Laukenhof ward er in einen Sack beschworen, in die obere Klinge zwischen Grünenwörth und

Mannsfeld getragen und dort unter einen Felsen gebannt, der „die Schneiderskammer“ heißt. Seit dieser Zeit wird die Klinge vom Vieh gemieden; auch ist schon daselbst bei Nacht ein schwarzer Mann gesehen worden.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc.“ Jahrg. 1838.)

Die Wettenburg.

Ein halbes Stündchen oberhalb Wertheim auf einem Berge, den der Main auf drei Seiten bespült, lag vor Zeiten ein stattliches Schloß, die Wettenburg genannt. Seine letzte Besitzerin, eine geizige Gräfin, wollte einen Theil des Mains auch um die vierte Seite des Berges leiten und diesen dadurch zu einer Insel machen, die den Bettlern unzugänglich wäre. Vergeblich wurde die Gräfin von ihren Unterthanen, welche im Schweiß ihres Angesichts die Frohndarbeit leisten mußten, angefleht, von ihrem drückenden Beginnen abzustehen; da warf sie einen Ring in den Main und sprach: „So wenig ich diesen Ring jemals wiedersehe, so wenig unterbleibt mein Vorhaben!“ Bald darauf, bei einem Festgelag im Schlosse, fand sich zu ihrem Schrecken der Ring im Bauch eines aufgetragenen Karpfen.

Schon waren die Arbeiten der armen Unterthanen im vollen Gange, da kam Gottes Strafgericht und versenkte die Burg mit sammt der Gräfin und ihren andern Bewohnern in die Tiefe des Berges. Nur wenige Mauerreste und ein tiefer Schacht bezeichneten noch die Stelle des Schlosses.

In diesen Schacht ließ sich einmal ein Hirte an einem Seile hinab, nachdem er seine oben harrenden Gefährten angewiesen, ihn auf ein gegebenes Zeichen wieder hinaufzuziehen. Er kam in einen Saal, worin ein schwarzer Hund lag, und etliche Männer und Frauen in alterthümlicher Tracht, doch regungslos wie Steinbilder, beisammen saßen. Da faßte ihn ein Grauen und er ließ sich augenblicklich wieder heraufziehen.

Einen Schäfer, der ein andermal hinunter gestiegen war, führte eine Frau, die Herrlichkeiten des Schlosses ihm zeigend, durch viele Säle und Gemächer, zuletzt in eines, worin lauter Todtenköpfe an den Wänden aufgerichtet standen. Als er wieder aus dem Berge gestiegen war, fand er Vieles rings in der Gegend ganz verändert und erfuhr, daß er nicht, wie er geglaubt hatte, nur einige Stunden, sondern sieben Jahre in der Tiefe zugebracht habe.

Heutigen Tages ist auch der Schacht nicht mehr zu sehen; wohl aber hört man noch zuweilen Nachts ein Geläute aus dem Schooße des Berges.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc.“)

Andere Sagen von der Wettenburg.

Alle sieben Jahre, am Jahrestage des Untergangs der Burg, spiegelt sich dieselbe vom Grunde des Mains herauf, und Sonntagskinder sehen auf dem Berge, da wo das Schloß gestanden, eine Höhle und daneben einen Felsen, worin ein großer Ring abgedruckt ist. Auf diesen Ring legte ein Küfer einst sein Bandmesser und schlief nachher ganz in der Nähe davon ein. Beim Erwachen sah er weder Felsen noch Messer mehr, aber nach sieben Jahren fand er beides wieder, als er an dem gleichen Tage dahin kam.

Ein Schäfer, welcher sich vor dem Regen in die Höhle geflüchtet hatte, verfiel darin in Schlaf; als er erwachte, waren unterdessen siebenmal sieben Jahre verflossen und er traf zu Hause Alles verändert.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1838. S. 54.)

Der Kürlesgarten bei Bischofsheim.

Hoch ging es her an Bischofs Gerhard Tische,
In langen Reihen saß der Gäste Schaar,
Auf Silberschüsseln prangten Riesenfische
Und Wildbrät, so des Forstes Zierde war;

Reich sprudelte dazu der Wein, der frische,
Im Keller aufbewahrt schon manches Jahr,
Der Beste nur floß heut aus grüner Tonne
Und stimmte jedes Herz zu lauter Wonne.

Unter den Gästen hob sich wie ein Riese
Der wilde Kunz von Rosenberg empor;
Zwei Männer trugen schwer an seinem Spieße,
Und fünf Schuh maß das Schwert, das er erkor;
Schon Manchen streckte todt er auf die Wiese,
Vor seiner Kraft erlag der Ritter Flor,
Er achtete nicht Zucht, noch zarter Sitte,
Und lebt' als Unthier in der Menschen Mitte.

Auch heut, bei Würzburg's Bischof, als der Reben
Flüssiges Feuer ihm zu Kopfe stieg,
Prahlt er von Weibern, die sich ihm ergeben
Und scherzte laut von manchem Minnesieg,
Verspottete das traute Eheleben,
Und pries dagegen, was ihm bot der Krieg. —
Doch als er Wertheim's Weib verleumdet hatte,
Erhob sich zornerfüllt der Graf, ihr Gatte,

Und warf den Fehdehandschuh hin dem Frechen,
Rief ihn zum Kampf auf Leben und auf Tod.
Voll Gift sprach Rosenberg: „„Du willst dich rächen,
Du kleiner Schäfer weiß und rosenroth?
Doch gut, auch dich kann noch mein Schwert durchstechen,
Das Manchem schon ein schnelles Ende bot,
Hielt mich nicht Schüssel und Pokal gebunden,
So lägst du jetzt schon da im Blut und Wunden.

„Doch in drei Tagen werd' ich zu dir kommen,
Bis dahin mach' zum Tode dich bereit! —""
Der Bischof und die Gäste, schwer beklommen,
Vermitteln wollen sie den schlimmen Streit.

„Blut heischt die Rede, so ihr habt vernommen!"
Spricht der gekränkte Mann voll Heftigkeit, —
„Und Asmus, Graf von Wertheim, wird nie zagen,
Das Leben für sein edles Weib zu wagen!"

Von Vater, Weib und Kindern, treuen Schaaren
Der Diener froh begrüßt, kehrt er nach Haus,
Doch als vom nahen Zweikampf sie erfahren,
Da brachen Schreck und laute Klagen aus.
Sein Vater spricht, ein Greis in Silberhaaren:
„Du bist ein Wertheim, kennst nicht Todesgraus!"
Die Gräfin aber ruft mit bitterm Weinen:
„So raubt das Schicksal dich so früh den Deinen!"

Ernst spricht der Graf: „Gott kann den Sieg auch geben
Dem schwächern Arm, er wehrt der bösen That,
In Seine Hand befehl' ich treu mein Leben;
Der David siegen ließ ob Goliath,
Der wird auch mich in diesem Kampf umschweben! —"
Und solcher gottvertrauten Worte Saat
Entkeimet Trost und Hoffnung in den Seinen —
Doch noch ein schönrer Trost soll ihm erscheinen.

Unruhig schlummernd, sieht er durch drei Nächte
Den heiligen Georg vor sich im Traum,
Die Kreuzesfahne schwinget seine Rechte,
Und seine Füße trägt ein Wolkensaum.
„Ich schwebe schützend um dich im Gefechte,
Und bring' dir Sieg, drum gib nicht Sorgen Raum,
Geschlagen hat des rohen Sünders Stunde!"
So tönt es lieblich von des Heiligen Munde.

Asmus erwacht und fühlt das süße Laben
Der Trostesworte von dem Wolkenthron;
Dem Himmel bringt er seines Dankes Gaben,
Und als der dreien Tage Frist entflohn,

Gibt er den Segen seinen holden Knaben,
Küßt seinen Vater als getreuer Sohn,
Umarmt die fromme Gattin fest und lange
Und läßt sich wappnen zu dem ernsten Gange.

Die Gräfin aber läßt den Bürgern künden,
Welch schwerer Kampf dem edlen Manne droht,
Und fleht: sich zum Gebete zu verbünden,
Von ihm dadurch zu wenden sichern Tod,
Von ihm, dem Biedern, der ein Feind der Sünden,
Den Armen Retter war aus mancher Noth.
Sie spricht: „Hört ihr vom Schloß das Glöckchen läuten,
So wißt ihr seine Mahnung wohl zu deuten!"

Als von dem Thurm, aus dunkeln Epheuranken
Drei Uhr verkündete der Glocke Mund,
Stehn Rosenberg und Wertheim in den Schranken
Im Kürlesgarten dort im Taubergrund.
Der Helmsturz fällt und rasch wie die Gedanken
Flammt auf das Schwert, blitzt auf des Schildes Rand,
Beflügelt sind die stahlumschanzten Glieder
Und im Gebirg hallt es von Hieben wieder.

Da tönt Geläute von des Schlosses Zinnen,
Und Vater, Weib und Kinder knieen hin,
Den Sieg durch brünstig Beten zu gewinnen,
Und jede Lippe bebt: „Gott, schütze ihn!"
Durch Seufzer tönt's in heißer Thränen Rinnen:
„O laß' ihn dem gewissen Tod entfliehn!"
Und wie vom Schloß die Glockenklänge schallen,
In Wertheim Alle auf die Kniee fallen.

Doch in dem Thale kreuzen sich die Klingen,
Jetzt fängt sie auf der Schilde breiter Rand,
Hier gleiten sie von glatten Eisenringen,
Dort stürzt ein Hieb den Helmbüsch in den Sand.

Das Panzerhemd zerreißt, die Spangen springen,
Hier rauscht ein Blutquell von des Helmes Band,
Und wüthend zischen hoch herab die Streiche,
Denn jeder Kämpfer fodert eine Leiche.

Jetzt Rosenberg! jetzt naht sich Deine Stunde! —
Des Grafen Flamberg blitzt und Funken fliehn,
Dem Gegner schlägt er eine tiefe Wunde,
Und rasselnd stürzt der Ries' zu Boden hin.
Asmus löst ihm den Helm, beugt sich zum Munde
Des Ueberwundenen und fraget ihn:
„Fühlst du ob deiner frechen Rede Reue? —"
„Nein!" — knirschet Kunz — „ein Narr nur glaubt an Treue!"

Da strömt erneute Kraft durch Asmus' Glieder,
Er faßt den Sträubenden, spricht: „Ich erbarm'
Mich Deiner!" — trägt ihn zu der Tauber nieder —
Da drängt sich froh herbei der Bürger Schwarm,
Und Jubelruf schallt aus der Stadt, tönt wieder
Vom hohen Schloß, als sie des Grafen Arm
Dreimal den Feind sehn tauchen in die Wellen,
Und hoch dann an das Gegenufer schnellen.

Die Wunde brachte nicht den Tod dem Riesen,
Allein gebrochen war sein frecher Muth;
Nicht sann er mehr auf Schimpf und Blutvergießen
Und zehrte hin in selbstverbißner Wuth.
Graf Asmus aber und die Seinen ließen
Nicht ab, dem Herrn zu danken mild und gut,
Und täglich, um des Kampfes wilde Stunde,
Erklang das Glöcklein mahnend in die Runde.

Noch jetzt, wo über Wertheims Paradiese
Die Mittagsonne Segenstrahlen webt,
Und über Waldung, Weingebirg und Wiese
Der Vöglein Chor mit Jubelliedern schwebt;

Manch Schifflein auf dem Mainstrom bald auf diese
Und bald auf jene Seite segelnd strebt:
Da tönet, bei der dritten Stunde Schlage,
Vom Thurm der Schall des Glöckleins alle Tage.

(Aus der in der Didaskalia mitgetheilten Serie „Mainsagen.“ Siehe Jahrg. 1844. Nr. 54. Vergl. auch Mone's „Anzeiger“ Jahrg. 1835. S. 163.)

Das Schaf fängt den Wolf.

Vor langer Zeit, als die Gegend bei dem Dorf Eichel am Main noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, die „Maria zur Eiche“ heißt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, sein Gebet zu verrichten. Mittlerweile kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieses riß sich los, und sprang in die Kirche und der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingesperrt und wurde umgebracht. *)

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1837.)

Die Leiten.

Bei einer Beschießung Wertheims wollten die Franzosen, welche die Stadt inne hatten, sich das Mainthal hinauf zurückziehen, allein hinter Eichel fanden sie alle Berge am Wege bis Urphar von ihren Feinden besetzt. Diese überschritten die Franzosen mit Kugeln und Felsstücken und brachten ihnen eine solche Niederlage bei, daß der Main durch die Menge der Leichname gestaut wurde. Die Bauern von Bettingen schifften

*) Das über der nördlichen Kirchenthüre ausgehauene Bild: ein Widder mit dem Kreuze, gegen den ein Wolf den Rachen aufsperrt, wird auf diese Sage gedeutet, so wie auch das in der Gegend übliche Sprüchwort: in Eichel fängt das Schaf den Wolf — darauf Bezug hat. M.

viele Flüchtige über, nahmen ihnen aber alsdann zum Fergenlohn ihre ganze Habe ab, wodurch sie gar reich wurden. Sie blieben es jedoch nicht lange, weil das unrechterworbene Gut kein Gedeihen hatte. Wegen des damaligen großen Blutbades heißt Urphar: „Die Mördergrube" und die Gegend abwärts: „Die Leiten" (Leiden). Daselbst läßt sich, seit dem Treffen, in der Luft ein nächtliches Rasseln, Schießen und Schreien hören, was man auch dem wilden Heere zuschreibt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger." Jahrg. 1839. S. 180.)

Von der Burg zu Wertheim.

1. Im Archive des Schlosses wird ein lederner Riemen aufbewahrt, der Demjenigen, welcher ihn umhat, Glück auf der Jagd und die Gabe verleiht, wahrzusagen und sich in einen Hasen zu verwandeln.

---

2. Alle dreihundert Jahre sieht man in der Burg Säcke stehen, welche oben geöffnet und mit Frucht angefüllt sind, die, wenn man davon mit nach Hause nimmt, sich in Goldkörner verwandelt.

---

3. Auf der Citadelle ist ein Hünengrab zu sehen, und in der Nähe des Pulverthurms stand ein Bäumchen, dessen Krone wie ein Korb geflochten war. Darauf pflegten sich Nachts die Hexen zu setzen und es hieß daher „Das Hexenbäumchen." Jetzt ist es weggehauen.

Die Kapelle im Haslocher Thal.

Eine Stunde unterhalb Wertheim zieht rechts vom Main, bei dem Dorf Hasloch, ein enges, waldiges Thal hinein, darin steht auf freiem Platze eine verfallene Kapelle. Hier sah einst ein Graf von Wertheim, auf der Jagd, einen weißen Hirsch, und legte schnell auf ihn an, aber in demselben Augen-

blick verschwand der Hirsch vor seinen Augen. Wegen dieser Erscheinung ließen der Graf und seine Frau dort die Kapelle bauen, und noch jetzt schweben ihre Geister in glänzenden Gestalten in mancher Nacht um die verfallene Kapelle.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1835.)

Sage aus dem Waldsassengau.

Unweit der alterthümlichen, in deutschgothischem Baustyl erbauten evangelischen Kirche der Stadt Wertheim, wird in der Sylvesternacht, in der Straße bei dem sogenannten Neuenbrunnen, zu mitternächtlicher Stunde ein vierrädriger Karren gesehen. Derselbe ist ohne Deichsel. In feierlich stillem Zuge wird der Karren vorwärts geschoben von drei Männergestalten ohne Köpfe.

Diese Scene in Augenschein zu nehmen, ist nicht jedwedem Sterblichen vergönnt. Nur gewisse hellsehendere Leute haben das Vergnügen solch' abenteuerlichen Anblickes. Dieselben müssen jedoch wissen, daß man nicht stehen bleiben darf, um mit Weile das seltsame Begebniß anzuschauen. Denn bedächtig und demüthig müssen die Seher ihre Straße weiter ziehen, sonst sind sie des Todes.

A. Assum, Lehrer.

Doktor Luther in Wertheim.

Auf der Reise zum Wormser Reichstag kam Doktor Luther auch nach Wertheim, wo er im Adler einkehrte, und die Zeche für die Bratwürste, die er daselbst verzehrte, schuldig geblieben ist. Als er von der Eichelsteige aus die Stadt ansichtig wurde, sprach er:

„Vom Feuer hat Wertheim nichts zu befah'n,
Im Wasser aber wird's untergah'n!"

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Die ähnlichen Frauen.

Ein Graf von Wertheim that nach dem Tode seiner Frau, die er innigst lieb hatte, das Gelübde, nicht wieder zu heirathen, es sey denn, daß er eine Frau fände, welche der Verstorbenen ganz ähnlich sähe. Er suchte lange nach einer Solchen umher, bis er endlich eine fand und sich mit ihr vermählte.

Auf seinem Grabstein in der Wertheimer Stadtkirche ist er nebst seinen beiden Frauen, die einander ganz ähnlich von Angesicht sind, ausgehauen; das Bild der Erstern trägt einen Rosenkranz in der Hand.

(Siehe Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1838.)

Der Hirsch zu Wertheim.

Im vorigen Jahrhundert geschah es, daß sich ein Hirsch zum alten Bergschloß in Wertheim verirrte. Fürst Karl Thomas ersah ihn aus seiner Hofhaltung im Thale, und streckte ihn, als er eben über einen Rebstock sprang, durch einen Schuß aus dem obersten Stockwerk zu Boden. Wegen dieses gelungenen Schusses gab der Fürst seiner Dienerschaft ein Fest, wobei der Hirsch verzehrt wurde; auch ließ er auf dem Platze, wo derselbe gefallen, das Standbild eines Hirsches, der über einen traubenvollen Weinstock setzt, errichten. Dieses steht noch heute; der Graben heißt davon der Hirschgraben und dessen Thor das Hirschthor.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger rc. Jahrg." 1838.)

Die rettende Glocke.

„Auf, hinaus in den Wald! In das herrliche Grün, zu den duftenden Tannen und Eichen,
Wo das Vögelein singt und das Hirschlein springt in den lustigen, freien Bereichen!

Hier wirds mir zu eng in der alten Stadt, melancholisch macht mich der Glocken
Festtäglicher Klang in den Mauern so dumpf — nur draußen da winkt mir Frohlocken!"

Graf Johann mit dem Bart von Wertheim sprach
Zur Jagd gerüstet also an der Pforte. —
„O bleibe! Heut ist erster Ostertag!"
Entgegnet ihm sein Weib mit sanftem Worte.
„Begleit' mich lieber auf dem Kirchengang,
Mich, die durch Gottes Gnade jüngst genesen.
Geliebter Mann, ist's ja doch schon so lang,
Daß du nicht mehr im Gotteshaus gewesen!"

Doch er küßt sie und schwingt auf das Roß sich behend: „Ein andermal, Liebste, nicht heute!
„Ich muß in den Wald, hab' zum Beten nicht Zeit!" — Fort zieht er mit Jägern und Meute.
Auf wiehernden Roß, unter Hundegebell, von schmetternden Hörnern umklungen,
Ist rasch aus dem Thore, hinunter am Main, in den duftenden Wald er gedrungen.

Schon tönet fern und ferner das Geläut,
Da ruft der Graf: „Ade, trübsel'ge Glocke!
Fürwahr, du bringst mich nicht zum Beten heut,
Solch schönen Tag feir' ich im Jägerrocke!"
Noch einmal tönt die Glocke wie ein Ruf
Und deutlich scheint's zu flehn: „O kehre, kehre!"
„Fort" — ruft er — „Rößlein! Spute deinen Huf,
Daß ich den Klageton nicht länger höre!"

Es spielet die Sonne mit zitterndem Gold durchs Grün um die rauschenden Aeste,
Der Guckuck ertönt und des Hähers Geschrei und die Holztaub' girrt aus dem Neste,

Es sonnt sich das schillernde Schlänglein im Gras, Eichhörnchen setzet im Fluge
Von Zweige zu Zweig und voll Neugier blickt es nach dem waidlichen Zuge.

Da schwingt auf einmal über'n Haseldorn
Sich stolz ein weißer Hirsch von sechzehn Enden;
Heisa! wie treibt sein Roß des Grafen Sporn,
Wie setzt er nach, den Wurfspieß zu versenden!
Jetzt endlich stellt ganz nah das Wild sich dar,
Doch nur um schnell um's Waldeseck zu biegen —
Fern läßt der Graf zurück der Diener Schaar,
Sein Roß scheint, gleich dem weißen Hirsch, zu fliegen.

Durch verwachsen Gestrüpp, noch verschont von der Axt, in des Dickichts verborgnes Geflechte,
Folgt tief bald hinab, hinauf bald der Graf, und den Spieß hält zielend die Rechte;
Jetzt sendet er ihn dem Flüchtigen nach, doch der ist ihm glücklich entgangen,
Fort flieget der Hirsch, ihm nach der Graf mit schweißumperleten Wangen.

Doch mitten in dem athemlosen Lauf
Schleudert ein Ast den Reiter von dem Pferde,
Und Hirsch und Renner fliehn im Sturmgeschnauf,
Betäubt hebt schwer der Graf sich von der Erde.
Ins Hüfthorn stößt er laut und oft und lang —
Doch's Echo nur schallt von der Berge Rücken,
Schon dämmerts Abend und vom Felsenhang
Sieht er den Wolf mit glühendem Aug' sich bücken.

„Weh! verirrt in der Nacht, im unheimlichen Wald!" beginnt der Graf nun zu klagen,
Laut pochet sein Herz in der keuchenden Brust und er fühlt vom Durste sich plagen.

„Bringt der Durst mich nicht um, so werden mich hier die
hungrigen Wölfe zerreißen;
O mein Weib! meine Kinder, ihr Lieben, ihr seyd bald Wittwe
und klagende Waisen!“

Da tönt vom Himmel süßer Klang herab —
Hoch droben sieht er eine Glocke schweben —
Er kennt am Klang sie, die den Frühgruß gab,
Die Glocke Wertheims ist's, er hörts mit Beben;
Hell tönt sie fort — da wirft auf's Knie er sich
Und betet aus des Herzens tiefstem Grunde:
„Wohl bringst du, Glocke, heut zum Beten mich!
O Gott, verzeih!“ ruft er mit blaßem Munde.

Und die Glocke sie senkt vor den Grafen sich hin und wandelt
mit mahnendem Schallen
Ihm voraus in dem Wald und er lichtet sich bald vor ihr zu
geräumigen Hallen.
Auf taucht nun der Mond, stets zieht sie voran, im silbernen
Klange sich wiegend,
Bis der Morgen erglüht, da erhebt sie sich schnell, nach Wertheim's
Thurme hin fliegend.

Nach Wertheims Thurm, der durch den leisen Flor
An des bekannten Thales Saum erscheinet —
Erschüttert tritt der Graf durchs hohe Thor
Bald in sein Schloß, wo Alles zagt und weinet.
Voll Jubels von den Seinigen umringt,
Stillt rasch sein Anblick seines Weibes Klagen:
„Sey ruhig! Wenn die Glocke wieder klingt,“
— Ruft er, sie küßend, — „werd' ich nie mehr jagen!“

(Aus der in der Didaskalia, Jahrg. 1844, ohne Namen des Dichters, mitgetheilten Serie Mainsagen. Nr. 263 vom 22. Septbr. Einige Verbesserungen, des dort sehr holprigen Versmaaßes glaubte sich der Herausgeber wohl erlauben zu dürfen.)

Die Gräfin zu Wertheim.

Empor vom goldnen Strome,
Vorbei am schlanken Dome,
Hinauf ins Himmelsblau!
Mir winkt aus dichter Stämme Nacht
In herrlicher Verwüstungspracht
Zerrissner Fürstenbau.

Fort, zwischen Mauerzacken,
Durch, mit gebeugtem Nacken,
Durchs steinverhängte Thor!
Hinan, wo Thurm auf Thurm sich stellt,
Wo kühn wie aus der Alpenwelt
Ein Gipfel ragt hervor!

Jetzt klettern und jetzt springen,
Leicht über Kluft sich schwingen,
Tief unten Thal und Fluß:
Ich weiß nicht, ist es Menschenspur,
Ists ew'ger Fußtritt der Natur,
Vorüber wallt mein Fuß.

Sind Wände diese Rippen?
Sind Säulen diese Klippen?
Ist dieses Holz nicht Stein?
Ist all der Bau kein Felsenspiel?
O Kastellan, so sag' mir viel,
Recht viel aus jener Zeit!

Nenn' alle die Geschlechter,
Nenn' Fehden mir und Fechter
Um Brücke, Thor und Haus!
Von Freud' und Frieden melde mir!
Sprich: welche Sänger gingen hier
Mit Harfen ein und aus?

Und sag' auch, welche Frauen?
O könnt' ich Eine schauen
In Fülle, stolz und mild!
Dann wölbte sich mir farbenhell
Das erkervolle Saalgestell
Ringsum als Wunderbild.

Du lächelst seltsam, Führer!
Bist du ein Geisterspürer
Und lebst in todter Zeit?
Dein hohles Auge sah wohl gnug,
Doch um den Mund ein schlauer Zug
Führt mich jahrhundertweit.

Und nieder gehn wir, nieder,
Im Städtchen sind wir wieder,
Der Dom, er schließt sich auf.
Getaucht in Licht und Lebensluft,
Muß ich hinab in Modergruft,
Und Särge stehn zu Hauf!

Und Ein Sarg ist noch offen;
Vom Tagesschein getroffen'
Spielt bleicher Sammt ins Roth;
Und schaurig ruht das Himmelslicht
Auf einem welken Angesicht
Voll unverwestem Tod.

Aus Purpursammt und Seide,
Aus funkelndem Geschmeide
Dies Antlitz blühend sproß,
Und, schritt die Jungfrau durch den Saal,
So wars, als wenn ein Sonnenstrahl
Durchs Bogenfenster floß.

Wie viele Leiern klangen,
Wie viele Klingen sprangen
Im Liebesstreit um sie!

Sie selbst in frischer Jugend Glanz,
Sie fühlte sich so Leben ganz,
Dacht' an den Tod wohl nie!

Erhalten auf der Bahre
Liegt sie dreihundert Jahre —
O schweige, Kastellan!
Ich weiß, was du mir sagen willt:
Vor diesem starren Todtenbild
Weicht aller Erdenwahn!

Geborstne Schlösser dauern
Im Trotz zerspaltner Mauern
Noch glänzend spätem Blick.
Das Menschenkind hat keine Frist,
Es endet, wenns von hinnen ist,
Sein zeitliches Geschick.

Bei dieser grausen Miene
Der menschlichen Ruine
Erschauert mir die Haut.
Wenn meinen Leib empfing die Gruft,
Steig' er verwandelt auf zur Luft
Als Gras und buntes Kraut!

Und jetzt zum Sonnenscheine,
Jetzt zu dem Schloßgesteine
Der alten Welt empor!
Doch will ich rückwärts nicht zur Zeit,
Will vorwärts schau'n zur Ewigkeit,
Duch das zerfallne Thor.

Gustav Schwab.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Achenthal und Seitenthäler.

Mummelsee und Nachbarseeen.

Bühl und nächste Umgebung.

Sagen von der Burg Windeck.

Oosgau. — Stadt Baden und nächste Umgebung.

Murgthal.

Albthal.

Karlsruhe und nächste Umgebung.

Seite.

Durlacher Sagen.

Pforzheim und Umgegend.

Kraichgau und Elsengau.

Mannheim und nächste Umgegend.

Pfälzer Bergstraße.

Heidelberg und nächste Umgebung.

Seite.

Neckarthal und Odenwald.

Odenwäldisches Bauland.

Seite.

Taubergrund und Mainthal.

Sagen aus der Gegend bei Wertheim.

Berichtigungen:

Seite 220, Vers 10 von unten lies „umwehet.“
„ 263, am Schluß des Gedichts lies „Brauer“ statt „Bauer.“
„ 286, Zeile 19 von unten lies „frawen“ statt „rawen.“
„ 542, Vers 1, muß statt „eines?“ „ein;“ stehen.
„ 584, lies K. W. „Justi.“
„ 599, Zeile 18 von oben lies „Ritterburgen.“

